ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Streller

VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4360. 171. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 4. OKTOBER 1928

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

The following is missing from this volume:

Pages: Quite number of these through the vol.

Issues:

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4360. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 4. Oktober 1928.

Vaillants Gas-Badeöfen

Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte.

Ill. Katalog Ausgabe C 19 kostenlos.

SCHUTZMARKE OSTERHASE

Joh. Vaillant · Remscheid

Trinkt Fachinger. An allen gichtischen und rheumatischen Prozessen ist die Harnsäure beteiligt. Durch den dauernden Genuß von Staatl. Fachingen werden diese Giftstoffe zur Ausscheidung gebracht, sodaß es mit Recht heißt: „Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund".

Wertvolle Jagdliteratur.

Generalleutnant a. D. v. Eben.
Das Jagdreiten.
Erfahrungen und Erlebnisse eines alten Masters.
Mit 83 Abbildungen.
Gebunden, mit farbigem Umschlag von A. Stöcke, 15.– RM.

Georg Graf zu Münster.
Der Hirschruf.
Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rufjagd.
Mit 17 Abbildungen u. 4 Kunstblättern in Tiefdruck.
Mit einem musikalisch-phonetischen Anhang von Professor Dr. Martin Seydel.
Gebunden 4.50 RM.

Die Geheimnisse der Blattkunst.
Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rehjagd.
Mit einer Tafel Abbildungen.
Gebunden 2.– RM.

Ernst von Jagow
Oberpräsident a. D.
Grüne Brüche aus meinem Weidmannsleben.
Mit 37 Abbildungen.
Gebunden 3.- RM.

Adolf Göschel
Heimdall.
Erzählungen und Lieder.
Gebunden 2.50 RM.

Walther L. Fournier
Der „Wilde Jäger".
Die Brunfthexe.
Ein Jagdhistörchen aus den Karpathen.
Mit 18 Abbildungen.
Gebunden 1.50 RM.

Von schönen Frauen, starken Hirschen und anderem jagdbaren Wild.
Episoden.
5. Auflage. Gebunden 2.– RM.

Vom Jagen, Trinken und Lieben.
Erinnerungen aus meinem Jägerleben.
4. Auflage. Gebunden 2.50 RM.

Ein Vierteljahrhundert auf der Hirschfährte.
Mit 18 Abbildungen.
2. Auflage. Gebunden 2.– RM.

Verlag J. J. Weber, Leipzig C1.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein" —
Goethe „Faust"

sagte die Hausfrau, als sie nach schlechten Erfahrungen gelernt hatte, beim Tee-Einkauf auf die Schutzmarke „Teekanne" zu achten. Außerdem kam diese Erkenntnis ihrem Wirtschaftsgeld zugute, denn Teekanne-Tees sind äußerst ausgiebig und daher billig. Am besten und rationellsten wird Teekanne-Tee in der neuen Zugsieb-Teekanne „Kompletta" zubereitet. Sie erhalten diese neue Kanne nebst Zubehör als Wertreklame. Ihr Kaufmann gibt Ihnen nähere Auskunft.

Im Café, Hotel oder Restaurant verlangen Sie bitte „Teekanne Gold im Pompadour"!

Tee
MARKE
TEEKANNE

Kinderglück ...

Die weichen Steiff-Tiere mit dem Knopf im Ohr sind die Lieblinge aller Kinder. Selbst im Bett muß der kleine Spielgefährte mit dabei sein. Erhalten Sie dieses Kinderglück recht lange durch dauerhafte Spieltiere Marke

STEIFF / KNOPF IM OHR

Ueberall zu haben. Prospekt L kostenfrei.

MARGARETE STEIFF G. m. b. H., **GIENGEN a. Brenz 7** (Württ.).

ANSCHAUUNGSBILDER FÜR DEN UNTERRICHT,

einfarbig und mehrfarbig, aus unserer Jllustrirten Zeitung ausgewählt, in Serien zusammengestellt und herausgegeben vom Leipziger Lehrer-Verein, sind fur billigen Preis (Einzelpreis RM. 1.–) von uns zu beziehen, ebenso dazu passende Wechselrahmen je RM. 1.50 (großer) bzw. RM. 1.– (kleiner).

Vollständige Verzeichnisse umsonst und postfrei.

J. J. Weber, Lehrmittel-Abteilung, Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7.

Gicht, Rheumatismus, Ischias, Verdauungs- u. Stoffwechsel Krankheiten. Es hilft die Wiesbadener Kochbrunnen Trinkkur

Trink- u. Badekuren zu jeder Jahreszeit ohne Berufsstörung ausführbar.

Hervorragende Erfolge!

Kuranweisung u. Bezugsquellennachweis durch das Städtische Brunnenkontor Wiesbaden

---

Fräulein Lockenkopf

Die „Neue" erregte Aufsehen im Büro. Die Herren wetteiferten, der schönen Sekretärin zu diktieren, besonders der Prokurist, der sich nicht satt sehen konnte an ihrem dichten, raffiniert gepflegten Haar. Doch als sie sich den Kolleginnen bald als Braut des Prokuristen vorstellte, wurde sie um das Zaubermittel bestürmt. Da gab sie lächelnd den Rat: **Müllern Sie Ihr Haar** mit **Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier!** Das ist das Mittel zum Erfolg.

JOHN FLAXMAN · DAS GOLDENE ZEITALTER

GESUNDHEIT

ist unser höchstes Gut. Das Leben Vieler bringt es mit sich, daß sie auf die Gesundheit nicht alle nötige Rücksicht nehmen können; im Daseinskampf sind Nerven und Herz starken Anspannungen ausgesetzt. Wer Herz und Nerven schonen will, ohne Verzicht auf Genußfreudigkeit, trinke Kaffee Hag, den vom schädlichen Coffein befreiten Bohnenkaffee feinster Qualität.

KAFFEE HAG / BREMEN

Atelier M. v. Bucovich S 68/3

Ein Schmuck

eines jeden Heimes iſt eine geſchmackvolle, farbige Tiſchdecke. Ob es ſich nun um eine Tee- oder Kaffeedecke handelt oder um eine koſtbare Brokatdecke, auf alle Fälle müſſen ſolche Stücke, die ſowohl durch Tageslicht, als auch durch wiederholtes Waſchen ſtark beanſprucht werden, von höchſter Farbechtheit ſein und trotz ſtändigem Gebrauch die ſchöne Friſche ihrer Farben bewahren.

Für Qualitätswaren aus Baumwolle, Kunſtſeide oder Leinen dürfen Sie darum ſtets nur indanthrenfarbige Stoffe und Garne verwenden. Beſſeres gibt es nicht!

Ein indanthrenfarbiges Gewebe iſt unübertroffen

waſchecht, lichtecht, wetterecht!

I Indanthren

Der Preisunterſchied zwiſchen einem gewöhnlich gefärbten und einem indanthrenfarbigen Stück iſt gering gegenüber der hervorragenden Echtheit dieſer Ware; die längere Lebensdauer hebt die Differenz wieder auf.

Illustrirte Zeitung

JAZZKAPELLE

GEMÄLDE VON KARL HOFER

Hierzu der Beitrag zum 50. Geburtstage des Künstlers
auf den Seiten 502 und 503

DIE GROSSE PARADE VOR HINDENBURG

Von der Parade der Fünfzehntausend bei Görlitz, dem Abschluß der Reichswehrmanöver in Schlesien, am 26. September: Der Vorbeimarsch der Infanterie vor Hindenburg.

Reichspräsident v. Hindenburg begrüßt die ausländischen Manöver- und Paradegäste.
Im Kreis: Hindenburg in Generalfeldmarschallsuniform und Reichswehrminister Groener auf dem tannengeschmückten Hügel des Paradefeldes.

Links Moderne Manöverszene: Ein Meldereiter erhält von der Feldtelephonstation eine Meldung zur Weiterbeförderung. — Rechts: Vorbeifahrt der Artillerie auf Motorwagen bei der Parade.

ALTERTUM UND GEGENWART

EINE KULTURHISTORISCHE GEGENÜBERSTELLUNG / VON UNIVERSITÄTSPROFESSOR DR. E. BETHE

Wenn wir die Zeiten der Geschichte mit Zahlen, wie beim Thermometer vom Nullpunkt, von Christi Geburt aus vor- und rückwärts bestimmen, so denkt dabei heute wohl kaum jemand mehr wie der Mönch Dionysius Exiguus, der im Jahre 525 diese Zeitrechnung durchführte, daß die Fleischwerdung Gottes der Wendepunkt allen Menschenschicksals sei. Jahr und Tag der Geburt Jesu kennt niemand, auch über seinen Tod ging lautlos die Weltgeschichte hin, erst nach hundert und mehr Jahren begann sein Leben ins Große zu wirken und geschichtlich bedeutend zu werden. Aber als brauchbarstes Mittel der Zeitbestimmung wird diese vom christlichen Standpunkt aus einzig richtige Einteilung der Geschichte beibehalten. So tiefsinnig sie ist, so oberflächlich aus dem überheblichen Glauben an dauernden Fortschritt geboren ist die immer noch nicht ganz verschollene Periodisierung in Altertum — Mittelalter — Neuzeit. Ihr tritt, längst vor Spengler erfaßt und durchdacht, aber erst durch ihn weiteren Kreisen vermittelt, die Einsicht entgegen, daß die Antike eine parallele Entwicklung durchgemacht habe wie die Geschichte seit der großen Völkerwanderung. Mit Recht beschränkt sich die Betrachtung der Geschichte bis ins 15. Jahrhundert auf Europa und das westliche Asien mit Ägypten und dem nördlichen Küstenstreifen Afrikas. Denn ihre Völker haben geschaffen, was wir europäische Kultur nennen, von Natur aufeinander angewiesen in dieser zusammenhängenden Ländermasse, die vom asiatischen Osten wie vom großen Afrika durch mächtige Wüsten und Gebirge abgeschnitten ist. Aber nicht in aufsteigender Linie, sondern in Wellen bewegt sich die Entwicklung. Die große Völkerwanderung, die das römische Kaiserreich zertrat und Europa umgestaltete, führte die tiefste Senkung herbei, warf diese Menschheit viele Jahrhunderte zurück in rohe Barbarei. Sie scheidet zwei große Wellenberge: die Antike und die mit ihrer Zerstörung beginnende neuere Geschichte, die lange noch nicht ihren Abschluß findet. Jener gaben Griechen das Gepräge, dieser Germanen, im weitesten Sinne verstanden. Die Entwicklung dieser zwei Kulturperioden läuft so parallel, daß man glauben darf, ein immanentes Gesetz zu erkennen. Menschliches Bedürfnis führt zu immer größeren Zusammenschlüssen, die, zur Aufrechterhaltung der Macht und zum Schutz von Schwachen immer straffer organisiert, schließlich die Schwachen immer mehr unterdrücken und durch Überorganisation die Kraftquellen selbsttätigen Strebens vernichten. In beiden Perioden steht der europäischen Kultur machtvoll, unverstanden, oft feindlich der Orient gegenüber. Ägypten, Babylon, das Perser- und Partherreich der Antike, die Reiche der Byzantiner, Araber, Sarazenen und Türken dem mittelalterlichen Westen, schließlich auch Rußland, China, Japan, Indien dem neuzeitlichen Europa.

Wie die antike Kultur, von Osten nach Westen fortschreitend, über das Ägäische Meer, dann über die Adria hinaus schließlich das große Mittelmeergebiet mit Westeuropa erfaßt und durchdringt, so hat die germanisch christliche Kultur von Europa hinübergegriffen über den Ozean nach Amerika. Das Atlantische Meer ist das Meer der Mitte geworden wie einst um das Mittelmeer sich die Antike auslebte. Die Maße sind ins Ungeheure erweitert. Entsprechend langsamer geht die neuere Entwicklung vor sich als die antike. Sie verhält sich zu ihr, wie Alexander von Humboldt sagte, wie der Atlantische Ozean zum Mittelmeer.

Beide große Perioden, die griechisch-römische wie die germanische, werden eröffnet durch Vorstöße meist roher, aber hochbegabter Völkerstämme voll ungezähmter Kraft.

Seit 1500 v. Chr. dringen Griechen in die nach ihnen benannte Halbinsel. Etwa 2000 Jahre später, um 250 n. Chr., beginnen Germanen unaufhaltsam die Grenzen des Römerreichs zu überschreiten. Wie an Kraft und Begabung, sind diese beiden Völker auch an Schicksal einander ähnlich. Großes leisten ihre Kernstämme in Hellas und in Deutschland. Größeres noch wirken sie in der Diaspora, glücklich als Träger und Verbreiter ihrer Kultur, unglücklich in Bildung ihrer nationalen Staaten.

Wie die Germanen mit dem römischen Kaiserreich die antike Kultur zerstört haben, so zerbrachen die Griechen in jahrhundertelanger Einwanderung eine hohe Kultur im Ägäischen Meer, die vor anderen im friedlichen Kreta, ihrem Mittelpunkt, zu wunderbarer Blüte entwickelt war. Drei Jahrtausende versunken und vergessen, ist sie erst in unseren Tagen wiederentdeckt worden und hat durch die üppige Pracht ihrer Paläste und erstaunliche Kunst Bewunderung erregt. Der erste Griechenstamm der Ioner übernahm zwar nicht anders als die Ostgoten mit Begierde die Wunder dieser Kultur, ihre Könige schmückten, wie Theoderich in Ravenna, ihre gewaltig ummauerten Burgen in Mykene, Tiryns und mancher anderen Stätte mit den Künsten dieser fremden Welt, aber die folgenden Griechenstämme der Achäer und Dorier überrannten ihre Vorgänger, so starb die kretische Kultur wie die antike unter dem Drängen immer neuer Germanenhaufen. Und doch starb sie nicht ganz. So wenig wie ein Volk kann eine Kultur ganz vernichtet werden. Ihr Blut und Samen pflanzt sich fort, veredelt und befruchtet. In jahrhundertelanger Arbeit schufen die so verfeinerten urgesunden Stämme der Griechen und Germanen, zu neuen Rassen geworden, langsam, aber stetig neue eigene Kulturen. Aus den wilden Zeiten wüster Zerstörung, vernichtender Kämpfe, urwüchsigen Heldentums tönt beiden Völkern die Heldensage herüber. Im Liede damals geboren, dann vielfach umgestaltet, hat sie schließlich erst Jahrhunderte später in großen Epen ihre letzte Form gefunden. Nur im Nibelungenlied hat die Ilias Vergleichbares, um 600 v. Chr. diese, um 1200 n. Chr. jenes von letzten Dichtern endgültig geformt.

Als endlich die Völkerfluten verebbten, die Stämme seßhaft wurden und Staaten zu bilden begannen, hat sich in griechischer und germanischer Periode die Kultur zunächst nicht im Mutterlande, das länger beunruhigt blieb, sondern an den Rändern in alten Kulturgebieten entwickelt: an der Westküste Kleinasiens und in Frankreich früher als in Griechenland und Deutschland. Aus den unruhigen Abenteurern und Eroberern wurden Grundherren, die über ihren Besitz von Land und Leuten herrschten, ein höherer Stand, der sich als Adel über die anderen erhob und sich den Gleichgestellten in fremden Landschaften und Staaten näher fühlte als den Heimatgenossen. Über den ganzen Kulturkreis bildete sich trotz staatlicher Gegensätze und dauernder Fehden dieser Stand mit gleichen Sitten und eigenen Ehrbegriffen aus. Diese Charakteristik christlichen Rittertums paßt vollkommen auf die griechischen Ritter, wie sie sich auch selbst nannten, diese wie jene zivilisierte Heldenenkel. Sie lebten der Ausbildung der leiblichen und seelischen Mannhaftigkeit, und wie in gymnischen Agonen diese, in Turnieren jene sportsmäßig nur um die Ehre des Sieges rangen, übten sie auch im Kriege ritterliche Tugenden, verschmähten die Fernwaffe im ehrlichen Nahkampf. So spricht man mit Recht von antiker Ritterzeit und antikem Mittelalter.

In beiden Zeitläuften erhebt sich neben dem Rittertum in aufblühenden Städten das Bürgertum tüchtig in Handwerk und Handel. Mit gesteigertem Verkehr fällt ihnen mehr und mehr die Macht zu und in ihnen dem Volk. Die quellende Kraft, die fromm gebundene Gesinnung und der Stolz dieser Bürgerstädte stellt sich überwältigend dar in den unzerstörbaren Riesenbauten ihrer Gotteshäuser. Das christliche Mittelalter schichtete die ungeheuren himmelanstrebenden Dome, das antike hat die großartigsten Tempel erbaut oder doch begonnen, zum Teil von einem Ausmaß, daß Jahrhunderte an ihnen, wie am Kölner und so manchem anderen Dom, haben arbeiten müssen, um sie zu vollenden.

Noch eine dritte Erscheinung tritt in den beiden Parallelperioden auffallend uns entgegen: weitausladende Kolonialbewegung. Ostwärts trieben die Deutschen ihre Siedlungen über die Elbe und an der Donau vor, über Schlesien hinaus und Preußen, die ganze Ostseeküste entlang bis tief nach Rußland. Die Griechen schickten im 7. und 6. Jahrhundert Kolonien nach Thrakien und ins Schwarze Meer, nach Ägypten und Kyrene, ja bis nach Sizilien und Italien, bis nach Südfrankreich und Spanien. Das geöffnete Meer läßt große Seemächte entstehen. Städte wie Milet, Samos, Korinth, Megara sind den die Ost- und Nordsee beherrschenden Hansastädten zu vergleichen.

Am Ende des antiken Mittelalters, zugleich eine neue Periode eröffnend, steht Athen. Es ist groß geworden und konnte sich ein Reich schaffen durch seinen ruhmreichen Kampf gegen die Perser. Seine politische Macht war ephemer, nicht achtzig Jahre hat sie bestanden, aber seine kulturelle Macht überdauerte sie. Vergleichbar wäre nur etwa Italien im 15. und 16. Jahrhundert. Venedigs Seemacht, im Kampf gegen die Türken bewährt, war ähnlich, und so wenig Italien als Machtfaktor in der Politik bedeutete, so groß war seine Wirkung auf die Kultur.

Die Neuzeit beginnt eindrücklich mit den großen Entdeckungen Amerikas durch Kolumbus, des Seeweges nach Indien um Afrika herum durch Vasco da Gama. Der habsburgische Spanier und deutsche Kaiser Karl V. konnte sich rühmen, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter. In den neuen Weltteil, nach Afrika und Indien, strömten alsbald erobernd und siedelnd Europäer aller Länder. Ins Unendliche wurde der enge Horizont Europas erweitert. Wieder steht dazu parallel im Altertum ein Ereignis gleich überwältigender Wirkung: die Eröffnung Asiens durch Alexanders blitzschnelle Siege über das riesige Perserreich und weit über seine Grenzen noch hinaus. Wie für die Europäer seit dem 16. Jahrhundert, begann damals für die Griechen eine neue großartige Kolonisation. Als Sieger und Herren, nicht als geduldete Fremde setzten sie sich nun in Ägypten, Syrien, Persien, Babylon fest. Schon der große König selbst und ebenso seine Nachfolger haben diese Länder uralter und ehrfurchtgebietender Kulturen, die sie mit griechischen Beamten und Soldaten beherrschten, systematisch durchsetzt mit griechischen Kolonien, die, meist an Kreuzungsstellen des Verkehrs gegründet, rasch zu glänzenden Handelsstädten aufblühten. Von ihnen und von den königlichen Verwaltungen ging die Hellenisierung der weiten Länder aus. Die Überlegenheit ihrer Kultur, ihre geistige Beweglichkeit und Energie überwältigte die in Dumpfheit befangenen Barbaren. Nicht genug damit: so gewaltig war die in der engen Heimat aufgestaute Volkskraft der Griechen, daß sie auch auf die Völker des westlichen Mittelmeers immer stärker einwirken konnten. Die semitische Handelsstadt Karthago erfuhr ebenso ihren Einfluß wie der bodenständige trotzige Bauern- und Kaufmannsstaat der Römer. Wie tief und umfassend er war, wie stark der Geist griechischer Kultur, zeigt am besten die Tatsache, daß die griechische Sprache die Sprache der damaligen Welt wurde vom Indus bis an die Säulen des Herakles.

Viel langsamer, den so viel riesigeren Maßen entsprechend, haben die Europäer in vier Jahrhunderten die ganze Erde mit ihrer Kultur erobert. Amerika ist eine ungeheure Europäerkolonie geworden; zerrieben oder ins Innere abgedrängt sind die Ureinwohner. Ebenso Australien und Südafrika; das übrige Afrika steht wenigstens unter europäischer Herrschaft. Und in die alten Reiche Asiens dringt mit immer zunehmender Energie europäische Kultur ein. Und wieder umfaßt die moderne Welt, wie einst die alte, eine überall verstandene Weltsprache; diesmal ist es eine germanische: die englische.

Die Wirkung der Eröffnung des Orients durch Alexander auf die Griechen und Amerikas und der ganzen Erde auf die durch gemeinsame Kultur zusammengeschlossenen Völker Westeuropas war ein begeisterndes Hochgefühl der eigenen Kraft, der kein Ziel zu fern, kein Plan zu kühn scheint. Es verrauschte nicht im ersten Sturm der Entdeckungen und Eroberungen. Die Hochspannung blieb durch Jahrhunderte. In der Antike wurde sie von den hellenisierten Römern aufgenommen, deren Größter, Julius Cäsar, in der Eroberung Galliens bis nach Germanien und Britannien hinein ein Gegenstück zu Alexanders Taten leistete. In der Neuzeit dauert sie bis heute an. Auch geistig war die Wirkung die gleiche. Die ungeheure Erweiterung des Blickfeldes brachte neue Erkenntnisse nach allen Richtungen. Die Naturwissenschaften schossen auf, gestalteten das Weltbild um. Die alten religiösen Vorstellungen frommen Glaubens kamen ins Wanken, sie genügten nicht mehr, die allgemeine Gärung erfaßte auch sie. Philosophen suchten andere Wege. Der Technik wurden neue Aufgaben gestellt, sie erfüllt sie, um sogleich neuen, größeren gegenüberzustehen.

Nur konzentrierte Kraft kann dem allen genügen. Das hellenistische Zeitalter so gut wie die entsprechende Periode der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ist die Zeit des absoluten Königtums. Alexander und seine Nachfolger, die Griechenkönige über Asien, Ägypten, Mazedonien, vereinigen ganz ebenso wie die großen Beherrscher Spaniens, Frankreichs, Englands, Preußens in ihrer Hand allein die ganzen Kräfte des Staates. Jene sowie diese schaffen straffe Organisation der Verwaltung und stehende Heere, begründen den modernen Staat und in ihm neue Gesellschaftsordnung, an deren Spitze hinter dem König, ihn stützend, Berufsbeamte und Berufsoffiziere stehen, getragen von den erwerbenden Ständen, den tüchtigen Bürgern, die Handel, Handwerk, Kunst und Wissenschaft treiben, und den Bauern und Arbeitern oder Sklaven. Die Könige residieren in großen Städten, natürlichen Kreuzungspunkten belebter Verkehrsstraßen, und machen sie durch die zusammengefaßte Verwaltung noch mehr zu Zentren des Landes. Dahin ziehen sich Kunst, Wissenschaft, Technik, von ihrem staatsmännischen Sinn gefördert. In grandiosen Bauten zeigen sie den Reichtum und die Majestät ihrer Herrschaft. Dem Barock entspricht die Kunst der hellenistischen Könige.

Unablässige Kriege, durch Machtgelüste und Handelsinteressen immer neu entfacht, durch schwer erkämpftes Gleichgewicht der Großmächte nie auf lange unterbrochen, bedingen immer steigende Vermehrung und Ausbildung der Kriegsmittel und Kriegskunst, erfordern immer größere Mittel und richten immer größeren Schaden an. So zermürben sich die Kräfte. In der Neuzeit dasselbe Schauspiel wie in den drei hellenistischen Jahrhunderten.

Nur schlimmer wird es, als im Westen eine neue Macht aufsteigt: im Altertum Rom, zu unserer Zeit Amerika. Wie Rom die Länder des westlichen Mittelmeers sich ungestört unterworfen hat, so dominieren die Vereinigten Staaten von Amerika über ihren ganzen Erdteil. Schon sie selbst eine ungeheure Macht durch ihre selbstbewußte Bürgerschaft und ihre Handelsherrschaft, stehen sie dem zersplitterten Europa gegenüber wie einst Rom den griechischen, einander feindlichen Königreichen. Auch hier wiederholt sich das Spiel der Geschichte. Wie Rom die Mächte des Ostens sich zerreiben ließ, sieht Amerika gelassen dem Kampf der europäischen Staaten zu. Spät erst greifen sie ein. Unbedingt überlegen, tragen sie leicht den Sieg davon.

Und wieder ist nicht nur die politische Konstellation, auch die geistige und soziale Entwicklung dieselbe, damals wie heute. Immer größere Kapitalien sammeln sich in immer weniger Händen. Sie erdrücken die Kleinbetriebe, zwingen die Massen einst selbständiger, freier Existenzen, die reichen Kraftquellen gesunden Volkstums, in ihre Abhängigkeit. Soziale Revolutionen, seit der Französischen in Europa ständig, haben ihre Parallele in den Seeräuberkriegen und den fürchterlichen Sklavenaufständen, die selbst Roms Weltmacht ins Wanken brachten. Nie waren die Wissenschaften feiner spezialisiert und höher entwickelt als in diesen beiden Perioden. Nie die seelische Not und die Sehnsucht nach höherem Lebensziel aus dem groben Materialismus nach dem Halt an einer Religion so groß wie damals und heute.

Und damals wie heute dringt in die wehrlosen Seelen, in die Kultur, deren Kern verdorrt, der Orient. So wenig der Hellenismus ihn innerlich gewandelt hat, so wenig bezwingt ihn das moderne Europa.

Feuerwehr und Militär suchen unter den Brandtrümmern in dem am 23. September niedergebrannten „Teatro de Novedades“ nach Opfern des Unglücks.

Nebenstehend: Opfer der Katastrophe: Die vielfach bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten und verkohlten Leichen, die zwecks Identifizierung in langen Reihen auf dem Boden liegen. (Phot. P. & A.)

Von dem grauenvollen Theaterbrand in Madrid.

TAGESGESCHICHTE

Nach Beendigung seiner Schlesienreise wohnte Reichspräsident v. Hindenburg den in der Nähe von Görlitz stattfindenden Herbstmanövern bei. Zu deren Abschluß fand am 26. September auf dem Paradefeld bei Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz) eine große Parade statt, an der alle bei den großen Übungen beteiligt gewesenen Truppenteile teilnahmen, und zwar eine Infanterie-Division, zwei Kavallerie-Divisionen, zwei Artillerieregimenter und technische Truppen. Die Parade wurde vom Kommandeur des Gruppenkommandos I, General v. Tschischwitz, geleitet und dauerte fünf Viertelstunden. Hindenburg und der Reichswehrminister Groener nahmen von einer Tribüne aus den Vorbeimarsch ab.

Am 23. September wurde in Rom der italienisch-griechische Freundschaftsvertrag von Mussolini und Venizelos unterzeichnet. Dieses Abkommen bedeutet einen neuen Erfolg der italienischen Paktpolitik auf dem Balkan und am östlichen Mittelmeer und damit auch einen beachtenswerten Erfolg im italienisch-französischen Machtkampf.

Madrid wurde am 23. September der Schauplatz einer der schwersten Brandkatastrophen der letzten Jahrzehnte. In einem von etwa 3000 Personen besuchten Volkstheater brach kurz vor Schluß der Nachmittagsvorstellung Feuer aus. Infolge der furchtbaren Panik und des unzulänglichen Zustandes der Sicherheitseinrichtungen forderte das Unglück eine außergewöhnlich große Anzahl von Opfern: 110 Leichen wurden aus den Trümmern des Theaters geborgen, 400 Personen wurden verwundet.

BÜHNENSCHAU

(Siehe hierzu die Abbildungen auf Seite 499.)

Nach der Uraufführung in Hamburg wurde das Schauspiel „Oktobertag“ von Georg Kaiser verschiedentlich im Reiche gespielt und erhielt überall viel Beifall — eigentlich überraschenderweise; denn das Stück hat recht wenig von der „Neuen Sachlichkeit“ und ragt stark in die romantisch-mystische Sphäre. Catherine, die Nichte des reichen Herrn Coste, bekommt ein Kind und hält den Leutnant Marrien für den Vater. Es stellt sich aber heraus, daß dies nur eine durch eine Reihe sonderbarer Zufälle hervorgerufene mystische Verbindung gewesen ist, die körperliche erfolgte mit einem derben Schlächtergesellen. Der Leutnant gewinnt sie nun wirklich lieb und räumt den expressiven Störenfried, den realen Vater seines Kindes, aus dem Wege.

Am Hessischen Landestheater in Darmstadt erlebte Arthur Honeggers Oper „Judith“ ihre reichsdeutsche Uraufführung. Die Komposition gehört ganz zur musikalischen Moderne. Inhaltlich schließt sich die Oper an den biblischen Stoff an: Judith tötet den feindlichen Heerführer Holofernes im eigenen Lager, kehrt in die befreite Stadt zurück und weiht Gott ihr Leben.

In Wien fand im Theater in der Josefstadt die Premiere des Schauspiels „Die letzte Geliebte“ von Ossip Dymow, dem Verfasser der bekannten Komödie „Nju“, statt. Die Jugend hat recht, und das Alter muß entsagen, denn die Frau hält zur Jugend — das ist die Quintessenz des Stückes. Ein Zweiundfünfzigjähriger muß dem jüngeren Bewerber weichen, gerade als er mit seiner Geliebten den Lebensbund schließen will. Aus Verzweiflung versucht er Selbstmord, verwundet sich aber nur und erkennt in seiner alten Mutter das Wesen, dem hinfort seine Liebe gehören muß. Die feinen, zarten Bilder zeugen von neuem von der überlegenen Gestaltungskraft des Dichters.

Mit dem Stück „Der Skarabäus“, das im Stadttheater zu Frankfurt a. d. Oder zur Uraufführung gelangte, versuchte sich der als Romanschriftsteller bekannte Zdenko v. Kraft zum erstenmal auf dem Gebiete des Lustspiels. Der Versuch gelang, und das Publikum erfreute sich lebhaft an der neckischen Spielerei. Es dreht sich um einen kostbaren Schmuck, einen ägyptischen Skarabäus; ihn verliert ein junger Lebemann anläßlich einer Wette, bei der es um das Zufallebringen der Treue einer Ehefrau geht. Er verliert, und der erfolgreiche Wettpartner erhält das Kleinod, gibt es aber an den Gatten weiter, der mit ihm ebenfalls gewettet hat. Der schenkt es schließlich am nächsten Morgen seiner Frau zum Geburtstag.

Im neuen Rußland steht die Institution der Ehe auf recht lockeren Füßen. Diese Tatsache hat sich der russische Autor Woikow als Vorwurf für seine Komödie „Die Liebe auf dem Lande“ (deutsch von Klabund) ausgesucht. Arina, eine lebenslustige Arbeiterin, heiratet diverse Male und schließt dann mit dem Standesbeamten, der sie „behandelt“ hat, eine nunmehr wohl zukunftsreichere Ehe. Ein heiteres Werk, das die Zuschauer weidlich belustigte. — Neben diesem Stück wurde im Frankfurter Schauspielhaus ein Einakter von Leo Tolstoi (übersetzt von August Scholz), „Der erste Branntweinbrenner“, uraufgeführt.

Hochzeit im japanischen Kaiserhause:
Japans Thronfolger, Prinz Chichibu, und seine Braut, Fräulein Setsu Matsudeira (im japanischen Staatskleid, Furisode, und der üblichen bräutlichen Haartracht, Takaschimada), deren Vermählung am 28. September stattfand.

Prof. Max Slevogt,
bedeutender Maler und Graphiker, einer der Führer des deutschen Impressionismus, vollendet am 8. Oktober sein 60. Lebensjahr. (Phot. Rieß, Berlin.)

Besuch des chilenischen Schulschiffes „General Baquedano“ in Hamburg am 26. September: Die Besatzung auf dem Marsch durch die Straßen der Stadt. (Phot. Jos. Schorer.)

Rechts: Der Ghasi bei der Propaganda für seine Reformen: Der türkische Staatspräsident Kemal-Pascha gibt persönlich eine Lektion in den neu eingeführten lateinischen Schriftzeichen. (Phot. Ali.)

Der italienisch-griechische Freundschaftsvertrag: Der griechische Ministerpräsident Venizelos beim Unterzeichnen des Abkommens im sogenannten Siegersalon des Palazzo Chigi in Rom am 23. September; rechts neben Venizelos Mussolini.

Rechts nebenstehend: Könige auf der Elchjagd: König Alfons von Spanien (×), der als Gast des Königs Gustav von Schweden (××) an einer Elchjagd im mittelschwedischen Jagdrevier Hunneberg teilnahm, mit Mitgliedern der Jagdgesellschaft bei einem Frühstück im Freien. (Phot. P. & A.)

Links: Von der Feier des 300 jährigen Jubiläums des Domes zu Salzburg (23.—26. September): Auszug der Bischöfe und Äbte aus dem Dom. (Phot. Hintner.) — Rechts: Von der 400-Jahrfeier des Realgymnasiums zu Goslar: Während des Festakts in der altehrwürdigen Kaiserpfalz am 22. September; am Rednerpult der jetzige Leiter der Anstalt, Oberstudiendirektor Dr. Schröder. (Phot. Werle.)

Die in neuzeitlichem Baustil errichtete St.-Petrus-Canisius-Kirche in Friedrichshafen am Bodensee.
Rechts oben: Blick in die Taufkapelle der unlängst eingeweihten katholischen St.-Augustinus-Kirche in Berlin N.
Die Fassade und die innere Ausgestaltung sind ganz im Sinne jüngster architektonischer Richtung gehalten.

Moderne Kirchenbaukunst.

Liebeswerben hinter Gittern: Schreiender Hirsch während der Brunftzeit — im Zoologischen Garten.
Mitte links: Gewichtiger Zuwachs im Berliner Zoo: Das am 18. September zur Welt gekommene Elefantenbaby mit seiner Mutter Toni. Das junge Tier hatte bei der Geburt das stattliche Gewicht von 90 Kilo und ist ungefähr ein Meter hoch.

Die Automobil-Herbstkonkurrenz im Stadion zu Berlin, die am 23. September vom Automobilklub von Deutschland veranstaltet wurde. Links: Kleinauto-Rennen um die Stadionbahn, die Hauptnummer der Veranstaltung: Die von bekannten Fahrern gesteuerten Kleinfahrzeuge in der Kurve. Rechts: Ein originelles Bild von der Geschicklichkeitsprüfung: Eine Bewerberin hat nach der Vorschrift den Wagen verlassen, um sich eine Zigarette anzuzünden.

Wir von heute

SKIZZE VON FRANCK ZÜCHNER

Bei Nacht und Nebel bin ich heraufgekommen. Pechschwarz sind die Herbstnächte in Norwegen. Solange der Weg durch den Wald ging, konnte ich rasches Marschtempo beibehalten. Die Schwere des Rucksacks und das Gewehr gaben meinem Schritte gewissen Schwung. Doch je weiter ich vordrang ins Hochgebirge, wo kein Wald mehr leben kann und nur Heidekraut und armselige Birken am Boden entlangschleichen, desto schwieriger wurde es, den Steg zu erkennen im brodelnden Dunkel, das der Sturm durchwühlte. Die Brandung des Waldes hallte unheimlich herauf aus den tiefen Schluchten der Täler, wo hier und da, weit unten, das Licht eines einsamen Hofes flackerte, wenn der Nebel zerriß.

Im blinden Morgengrauen habe ich mein Ziel erreicht, das Blockhaus an der Hög-Zinne, wo mehrere alte Herren aus der Hauptstadt die Zeit mit Fischen und Jagen totschlagen. Hier ruhen sie aus von den Mühen des Geschäfts, vom Schiffe-Befrachten, Häuserbauen und Seife-Fabrizieren. Sie fischen und jagen, wie ich schon sagte, das heißt, sie schlafen lange des Morgens, trinken ihren guten, starken Kaffee, essen kräftig, rauchen viel, bis weit in den Tag hinein. Dann lassen sie sich vom kleinen Peer das Angelgerät und den Rucksack nachtragen und verbummeln ein paar Stunden an den stillen, klaren Seen zwischen den massigen Gipfeln der Berge, bis die Zeit zum Abendessen heran ist, die sie pünktlich einhalten. Hinterher kommt der schöne, lange Abend am offenen Feuer, wo Schwedenpunsch gebraut wird, wo die Ohren anfangen zu glühen und die Erinnerungen aufblühen. Da werden dann alle bekannten und unbekannten Leute der Stadt besprochen, bewitzelt und kritisiert, bis gegen zwölf. Dann gehen die meisten zur Ruhe, damit sie den nächsten Tag mit frischen Kräften bewältigen können. Doch sind noch ein paar unter ihnen, die mit Mannesmut aushalten bis gegen zwei, ja, drei Uhr am neuen Morgen. Die stillen Stunden der Nacht sind so recht geeignet für vertrauliches Gespräch, fürs Hervorholen und Beschauen alter Sorgen und Sehnsüchte, die, sorgfältig behütet und gepflegt, in irgendeiner verborgenen Ecke der Seele gedeihen. Weil alte Herren immer gern einen jungen Mann unter ihren Zuhörern wissen, bin ich oft ihr Gast. Ich sitze da und schweige, nicke einmal nach rechts und nach links, rauche wenig und trinke wenig; wenn meine Meinung erfragt wird, entgegne ich ein paar kurze Worte und denke dann weiter an das, was mich die ganzen Tage beschäftigt, und weshalb ich eigentlich hier bin. Ich bin verliebt, sozusagen. „Sozusagen", denn ich weiß nicht recht, ob es wirklich so ist.

In den kleinen Stunden der Nächte sitze ich hier und lausche den Worten von Männern, die vor mir geliebt haben. Aus der Art, wie sich das Band ihrer Rede schlängelt, wie sanft sie die heimlichen Worte auf die Füße stellen, wie ihr ganzes Sein noch immer vom Andenken an Frauen erfüllt ist, die heute welk und alt dahinleben oder vor langen Jahren schon starben, fühle ich heraus, daß sie anders geliebt haben müssen als wir von heute. Sie müssen wenigstens einmal im Leben von einer großen Leidenschaft erfüllt gewesen sein, die, wenn sie auch später vielleicht wieder verebbte, all ihr Tun und all ihre Gedanken einmal bestimmte und überschattete. So scheint es mir wenigstens.

Ich kenne viele junge Menschen, doch nur wenige sind unter ihnen, die das Glück haben, wirklich vertrauen, wirklich an etwas glauben zu können, die lieben können, mit ganzem Herzen, ganzer Seele, so, wie sie erschaffen sind. Die nicht immer, wenn sie jemand zu schätzen anfangen, gleich wieder mißtrauende, warnende, den Finger hebende Gedanken in ihrem Innern keimen fühlen.

*

Der Himmel ist hoch, unendlich hoch und blau. Die fernen Wolken segeln in unerreichbarer Höhe über die wuchtigen Berge hin, die mit gleißenden Gletschern und spitzen Zinnen vergeblich zu ihnen hinaufstreben. Ein Stück Wegs begleiten mich zwei jagdbegeisterte alte Herren, die selber keine Büchse mehr halten können und mir nun mit guten Ratschlägen die Hölle heiß machen. Denn ich trage wieder die Flinte auf dem Rücken, habe Fernglas und Kompaß und habe gesagt, ich wollte zu den wilden Schluchten dort drüben hinüber, wo es so viel Wild geben soll. Aber nachdem sie mich schnaufend und außer Atem bis auf die erste Anhöhe begleitet haben, kehren sie um. Ich schlage den Weg nach Osten ein, statt nach Westen, wie ich eigentlich müßte.

Was liegt mir an dem Wild, das ich schießen zu wollen vorgab! Mag es leben und gedeihen, mag es fett werden wie Mastvieh! Ich will gar nicht jagen, ich will zum Haug-Säter, der Sennalp, hinüber, wo Gunnvor mit ein paar Freundinnen haust, für zwei Wochen, bis in der Stadt das Semester wieder beginnt. Wir haben verabredet, uns hier oben zu treffen. Wir hatten in der Stadt schon Abschied genommen, denn wir liebten uns ja, wie man so sagt. Doch dann bat sie mich, weil mich die Reise doch unten durch das Tal führen würde, ein paar Tage heraufzukommen ins Hochgebirge. Das versprach ich auch, weil man nicht abschlägt, wenn eine Dame um etwas bittet. Und ich wollte auch gern noch einmal den Abschied erleben, wollte noch einmal versuchen, zu glauben, daß sie mich wirklich liebt, und daß ich sie liebe. Denn ich weiß es wahrhaftig nicht, kann es beim besten Willen nicht sagen. Darum bin ich hier oben.

Haug-Säter liegt in einer gewaltigen Mulde, an einem kleinen, kreisrunden See. Von meinem Versteck zwischen den Birken hier kann ich die ganze Senke übersehen. Acht Häuser liegen dort unten, Blockhütten, mit Rasen gedeckt. Vieh grast in den roh zusammengezimmerten Gehegen. Hin und wieder geht ein Mensch zwischen den Häusern dahin, ein Mädchen mit einem Melkeimer oder ein Kind. Riesige Felsblöcke sind über das ganze Tal verstreut. Am Nordhang liegt noch immer Schnee. Der wird auch nicht verschwinden; in acht Tagen kann schon wieder neuer Schnee kommen. Denn der Übergang vom Sommer zum Winter ist jäh, und es ist September.

Dort kommt ein Mensch. Ja, sie ist's. Sie kommt geradeswegs auf die Stelle zu, wo ich warte. Ich rufe sie an, sie fährt leicht zusammen, dann sehe ich, wie sie lächelt. — Nun steht sie vor mir. Mit hochroten Wangen, fliegendem Atem. Schön ist sie, hochgewachsen und schlank, goldig blond, mit roten Lippen und leuchtenden Augen. Sie vereint alles, was die Frau von heute anziehend macht, ist intelligent, sportgestählt, schön, elegant.

„Guten Tag. Dank dafür, daß du kamst!"

Ich erwidere den Gruß. Und wie ich sie in all ihrer Frische und Jugend vor mir habe, denke ich doch immer wieder und kann es nicht lassen: Es ist mir eine Genugtuung, daß sie zu mir eilt, daß sie mich bat, sie aufzusuchen. Doch ich fühle keine Freude darüber, keine jauchzende, alles mitreißende Freude! Ich habe sie gern, doch ich liebe sie nicht!

Wir plaudern den ganzen Tag in unserm geräumigen Versteck, wir scherzen und lachen, wir flirten, wir küssen uns, doch wir wissen es ganz genau: wir lieben uns nicht!

Als der Abend kommt, verabreden wir, uns am nächsten Tag wiederzutreffen. Wir sagen einander gute Nacht, wir geben uns die Hände. Wir grübeln dabei darüber nach, warum wir eigentlich nicht sofort für immer Lebewohl sagen. Vielleicht lebt doch noch eine kleine Hoffnung darauf, daß ein Wunder geschehen wird, ein Geschehen, das unsere Seelen verschüttet, wie eine Lawine das Tal, ein Geschehen, das uns endlich einmal bis zur letzten Faser erschüttert, über das wir nicht mit einem Achselzucken hinweggehen, das wir nicht im Vorbeigehen flüchtig erleben. Denn das ist unsere große Qual heute, daß wir uns durch nichts mehr erschüttern lassen. Wir fühlen kaum eine große Begeisterung, nichts bewegt uns außer einem, Rekorde.

Als ich am nächsten Morgen erwache, peitscht wütender Regen gegen die Fenster. Der Wind heult ums Haus, es ist Hundekälte draußen. Die alten, erfahrenen „Weidmänner" schütteln den Kopf über mein unbegreifliches Jagdpech gestern. Sie sind etwas erstaunt, aber doch imponiert, als ich erkläre, daß ich auch heute mein Glück versuchen will.

Bin wieder auf meinem Ausguck. Der Regen peitscht durch die Luft, die Birken beugen sich im Sturm und lassen die Blätter pfeifen und rasseln. Die schweren Regenwolken streifen über den Erdboden hin und hüllen alles in undurchdringliche Dämmerung und feindliche Nässe. Nach mehreren Stunden beginnt es zu schneien. Schwere, nasse Flocken zuerst, immer mehr, immer dichter, immer kälter. Schneesturm. Das Warten wird zur trostlosen, unheimlichen Qual, doch ich

harre aus. Ich harre aus, denn vielleicht wird doch heute das Wunder geschehen, vielleicht wird mir heute das Wunder widerfahren, auf das so viele Menschen zu warten scheinen. Ich warte und warte. Bei jedem neuen Geheul des Sturmes lausche ich von neuem in die Dämmerung hinaus. Dort bewegt sich ein Schatten! Ist sie's? — Nein, ein Baum. Tausend Male scheint sie es zu sein, tausend Male macht mich die Enttäuschung wütend. Als endlich die Dunkelheit herabsank wie ein Klumpen Wolle, suchte ich den Pfad heimwärts. Er war ganz verschneit. Mit Hilfe des Kompasses kam ich spät abends endlich nach Hause. Auch heute kein Wunder. Es geschehen vielleicht überhaupt keine mehr.

Drei Tage lang hat das Wetter getobt, wie es nur im Gebirge rasen kann. Dann war wieder herrlicher Sonnenschein. Die Welt strahlte unschuldig, rein, als wäre auf ihr noch nie etwas Böses geschehen.

Wieder lag ich auf der Lauer droben über dem Haug-Säter. Die neue Sonne und der neue blaue Himmel hatten mir's angetan. Noch einmal wollte ich es versuchen. Und diesmal war das Glück mir hold. Sie kam. Wir lachten und plauderten. Ich scherzte über meine ausgestandene Qual. Ich verhöhnte die gutmütigen, alten Herren, die mir heute wieder Glück auf der Jagd gewünscht hatten. „Aller guten Dinge sind drei!" hatten sie hinter mir hergerufen. Nun ja, heute mußte es mir gelingen, mich selbst zu bezwingen! Wir waren lustig und übermütig, bis der Abend kam. Eine leise Freude, eine schon fast bestimmte Hoffnung begann in mir zu wachsen. Als es dunkel war, schieden wir, froh wie Kinder. Für den nächsten Tag wurde eine Besteigung der Hög-Zinne festgesetzt. Das sollte ein herrlicher Tag werden!

Ich schlief in der Nacht wie ein Murmeltier. Als der Morgen anbrach und ich merkte, daß es gutes Wetter war, packte ich eilig alles Nötige ein und brach auf. Eine ganze Stunde vor der verabredeten Zeit war ich auf dem Platze. Sie war natürlich noch nicht gekommen! Das war ja vorauszusehen. Ich wartete eine Stunde. Aber es ist merkwürdig, wie lang eine Stunde sein kann. Als ich endlich den Stand der Sonne beobachtete, kam ich zu dem Ergebnis, daß schon mindestens zwei Stunden vergangen sein mußten. Merkwürdige Geschichte!

Ich setzte mich mißmutig nieder. Dort lag ein weißer Zettel! Ein kleiner Stein beschwerte ihn. Ich hob den Zettel auf. Vielleicht hatte sie hier eine Nachricht für mich hinterlegt. Man mußte sich schon an abenteuerliche Manieren gewöhnen, wenn man so absonderliche Stelldicheins verabredete.

Der Zettel enthielt die kurze Mitteilung, daß sie nicht kommen würde. Warum, das stand nicht da. Das mochte der Teufel wissen! Mir war es gleich! Das stand plötzlich greifbar deutlich vor meinen Augen. Was kümmerte ich mich darum, ob sie kam oder nicht! Es geschehen heute eben keine Wunder mehr. Ich wanderte hinüber nach Westen, in die große Schlucht, wo es mir wirklich gelang, ein paar Schneehühner zu erlegen.

Ich kehrte gegen Abend zur Hütte zurück. Dort wurde ich mit lautem Hallo empfangen. „Da sieht man wieder einmal deutlich, daß Beharrlichkeit zum Ziel führt!" — „Heute haben Sie doch endlich Glück gehabt!" — „Prost, junger Mann!"

Ja, ich versicherte mit strahlender Miene, daß ich heute Glück gehabt hätte. „Prosit, meine Herren! Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß ich noch heute abend ins Tal hinunter muß. Ich will noch diese Nacht den Zug nach Norden benutzen. Um Mitternacht passiert er die Station."

Nachdem ich mich herzlich von allen verabschiedet hatte, trat ich den Marsch an. Fünfzehn Kilometer war es zu gehen. Aber das machte nichts. Nur fort von hier!

Stockdunkel war es. Fast finsterer noch als an dem Abend, an dem ich heraufkam. Wurzeln brachten mich zum Straucheln, ich stieß mit dem Fuß gegen Steine, ich sah kaum die Hand vor den Augen. Nur wenn ich zum Himmel emporblickte, konnte ich die dunklen Wipfel der Tannen sich schwach bewegen sehen. Ich ging und ging, ich rannte fast. Endlos schien der Wald. Doch plötzlich öffnete sich ein Ausblick auf das Tal hinunter. Ich erblickte die tausend strahlenden Lichter der Stadt dort unten am Fjord. Ich blieb einen Augenblick stehen. Dort unten lag die Welt, wohin ich gehörte. Was sollte ich nur hier oben in der Einöde. Das Ganze war eine Dummheit gewesen, eine Sentimentalität. Man muß nicht alles erfüllen, worum einen die Damen bitten!

Bald umfing mich die feuchte, schwere Luft des Meeres. Die Lichter funkelten immer näher. Ich durcheilte die äußersten Straßen, kam über die Brücke. Kam zum Bahnhof, wo schon viele Reisende auf den Zug warteten.

Fünf Minuten später war er da. Ich stieg ein. Nach einigen Augenblicken ging es fort. Der Zug schwankte und jagte durch die Nacht. Nach Norden, immer nach Norden! „Ich bin frei! — Ich bin frei!" ratterten die Räder, und die Maschine jauchzte einen gellenden Pfiff.

Ja, so sind wir von heute. Wir haben nicht Rast noch Ruhe. Sensation, Sensation ist die Losung des Tages.

Australischer Scrub.

Von Annie Francé-Harrar.

MIT AUFNAHMEN DER VERFASSERIN UND ZEICHNUNGEN VON RAOUL H. FRANCÉ.

Wenn es Dinge gibt, die man nicht mehr vergessen kann, so gehört für mich dieses Bild dazu: Ein Himmel, blauschimmernd wie schönster Beryll, mit einem so weiten Horizont, als umspanne er sichtbar die halbe Welt. In eine unendliche Stille bricht dann und wann wie ein ferner Ruf das Rauschen einer Eukalyptuskrone, die, schirmförmig ausgebreitet, einen runden, zusammengeknäuelten Schatten wirft. Das schmale, bewegliche Laub ist aber nicht von einförmig dunklem Grün, sondern leuchtend mit goldroten Zweigenden. Dazwischen hängen korallenfarbene Blüten in reichen Trauben oder wie dicker cremefarbener Schaum. Silberblank, mit feinem gelben oder graugrünen Schimmer, ist auch die glatte Rinde, und ein zartes, seidenes Glänzen geht von ihr aus. Wir sind stundenweit durch Strecken gewandert, wo lauter schlanke junge Bäumchen standen, alle weit auseinander, aber nicht durch Menschenhand, denn der Mensch hat an dieses Stück australischen Busch noch nie gerührt. Sondern weil die Wasserarmut es nicht erlaubt, daß die Pflanzen einander näher rücken. Alle führen ihren eigenen, karg bemessenen, eisern geordneten Wasserhaushalt, und keines kann dulden, daß der Nachbar von seiner Ration mitzehrt. Darum steht jedes für sich, auch die Büsche, die blühenden Kissen von rosa und hellblauen Blumen. Auch die mächtigen Spinifexgräser, in Gestalt einer Kugel, umstarrt von tausend steifen, spitzen grauen Halmlanzen, die wie Igel die Kleider durchstechen und die Haut zerkratzen.

Dazwischen rieselt Sand. Flammendrot, ockergelb, dann wieder knochenbleich. Zuweilen greift dorniges Gestrüpp ineinander, wie eine Schar Bedrohter, die sich an den Händen festhalten. Fremde Wolfsmilchgewächse stehen wie Armleuchter, gegabelt, starr aufgereckt, statt wehenden Laubes grünwächserne Schuppen und ganz oben, wie ein Flämmchen, eine kleine, gläsern unbewegliche, glühendgelbe Blume. Dann und wann mischt sich in ein Wirrsal steifer Gräser und kleiner, raschelnd dürrer Strohblumen von metallischem Weißglanz die niedrige, australische Palme, deren borstige Wedel immer wie abgedorrt und braun vergilbt aussehen. Dazwischen aber lugt dort, wo die Pflanzen etwas dichter zusammengerückt sind, ein zierliches, tief dunkelblaues Kelchlein, so tiefblau wie zärtliche Kinderaugen, tröstlich in der großen, durststarrenden Einsamkeit.

Die trockene Hitze bäumt sich auf wie ein glühender Flammenbogen, der die Welt versengen will. Knöcheltief watet man im Sand. Über etwas, was nur ausschweifende Phantasie als „Weg" bezeichnen könnte, hängen wie staubige Schleier die langnadeligen Zweige eines fremden, grauen Nadelholzes. Wie in unseren Föhrenwipfeln weht auch in diesen Casuarinen immerfort ein langsames Sausen, als sei es die Stimme des Baumes selber. Hinter ein paar ungeheuer großen, uralten Eukalyptusriesen, deren gespaltene Wurzeln einen Bogen bilden, groß wie das Spitzgewölbe einer gotischen Kapelle, glüht grellstes Orangegelb, aufzüngelnd in gewaltigen Flammen. Aber diese Flammen sind blumenweich und duften nach Harz und unbekannten Gewürzen. Es sind die Blütenzweige von Akazienbüschen, verschwenderisch über den scheinbar so kargen Boden ausgeschüttet. Denn die Sträucher biegen sich wirklich unter der leuchtenden Last, die von glänzenden Fliegen und wilden Bienen umsummt wird. Plötzlich verschiebt sich das Blütendickicht, ein smaragdener Kopf mit goldenen Eidechsenaugen späht hervor. Und als wir über einem scharfen Kreischen aufblicken, entdecken wir zwei wunderschöne, rosenfarbene Kakadus, die mit Flattern in dem goldbehängten Gesträuch umherklettern, sich wiegen, kopfunter hängen, blitzschnell wieder oben sitzen und aus dem erhobenen, festverkrallten Pfötchen ein unerkennbares Etwas sorgsam herausholen.

Aber der alte Buschläufer, der uns führt, drängt weiter. Täglich sieht er Kakadus und Eidechsen und blühende Akazien. Er kennt den Busch, als wäre der sein Haus. Dreißig Jahre hat er in ihm gelebt. Dreißig Jahre, in denen eine Menschheitsgeneration rundum die Welt neu zu gestalten trachtete, in denen Europa sich bereicherte, um in einer wilden Raserei seiner ganzen Menschlichkeit zu vergessen und sich dann doch wieder verstört aufzurichten und zu neuer Arbeit zu straffen, dreißig Jahre, in denen sich fast die gesamten technischen Begriffe auswechselten, in denen durch Jahrtausende festgehaltene Vorstellungen wie reife Getreidehalme fielen — in dieser Zeitspanne hat er nichts kennengelernt als den australischen Busch, seine sonderbaren Pflanzen, seine noch sonderbareren Tiere. Er ist ein alter Mann geworden, aber vielleicht weiß er auch das nicht. Der lange weiße Bart fällt ihm auf die schwarze Ledertracht. Ein uralter Filz deckt grünverschossen den silberlockigen Kopf. Als er gestern in die kleine Goldgräberstadt kam, da war es nur, um sich Pulver zu holen, Wasser, eine Flasche Brandy. Das gibt der Busch ihm nicht. Alles andere schenkt er ihm. Und es war nicht ganz leicht, diesen alten Waldmenschen zu bewegen, uns ein paar Tage lang in der Wildnis zu führen. Denn er liebt diese Einsamkeit unter dem strahlenden Himmel, das Menschenabgeschiedene, Zeitlose, Naturnahe, so wie man etwas liebt, das allmählich Zweck und Sinn und Seele des eigenen Seins geworden ist.

Plötzlich steht er, sagt leise und hastig: „Take care! Kangaroo!" Wir halten an. Der Sand sinkt um unsere Füße ein. Die Sonne gießt geschmolzenes Metall auf unsere Schultern. Er hebt langsam, vorsichtig die Hand. Da ruht wirklich ein Tier, eselsgrau, in einer gescharrten Mulde. Behaglich streckt es sich, blinzelt, hebt das langohrige Köpfchen. Die starken Springbeine liegen steif und eckig nach vorn. Es richtet sich ein wenig auf, kratzt mit den kurzen Vorderpfötchen im dichten Fell. Sein Gesicht ist sanft und freundlich, beinahe so wie in den zoologischen Gärten der australischen Städte, wo die Känguruhs alle so überaus zahm und

Gereizte Krageneidechse (Chlamydosaurus Kingii), ein kleiner australischer „Drache“, in den Bergen bei Perth.

die besonderen Lieblinge der besuchenden Kinder sind.

Aber dann überkommt es doch ein Mißtrauen. Die Ohren spielen, das feuchte Näschen schnuppert. Mit einem Ruck setzt es sich auf. Der starke, aufgestützte Schweif, die flachgelegten Springbeine sind wie ein absonderlicher, aber nicht unbequemer und jedenfalls höchst stabiler Sessel, der den Oberkörper trägt. Es horcht und richtet sich ganz empor. Nun ist es halb so groß wie ein hochgewachsener Mann. Ich weiß schon, daß es noch größere gibt und viel kleinere, Baumkänguruhs — „Wallaby“, sagt der Australier zu ihnen allen — solche, die auf der Erde hausen, an sechzig Arten vielleicht im ganzen, fuchsrot, bräunlich, gestreift. Aber dieses hier ist doch das erste, das ich im freien Scrub beobachten kann.

Unser Führer klatscht in die Hände. Das Tier wirft sich herum, springt. Über die nächsten Büsche fort, ganz gleichmäßig, ganz mühelos, wie ein geschnellter Ball. Man begreift diese sonderbare Art der Fortbewegung.

Aus der großen Nullarbor-Ebene, nördlich der Australischen Bucht (Südaustralien). Wasserlos, zeigt dieses baumlose Gebiet nur dürftige Vegetation.

In diesem Sand, in diesem Busch ist schwer zu laufen. Das Wallaby ist überhaupt kein Lauftier. Es könnte sich vor der Verfolgung durch Dingos und Beutelwölfe dadurch nicht retten. Denn wenn der Dingo auch nur ein kleiner, gelber wilder Hund ist, den die schwarzen Eingeborenen zur Jagd abrichten, wenn der gestreifte Beutelwolf auch kaum die Größe einer Hyäne erreicht, das langsame, ganz unbewehrte Känguruh wäre längst von ihnen ausgerottet worden. So aber lebt es, ein seltsames, harmloses, fremdartiges Geschöpf, bevölkert die endlosen Weiten des westaustralischen Busches bis zu den Rändern der großen Nullarborwüste und tief in sie hinein. „God to eat!“ sagt der alte Waldmensch und lacht, während er immer noch dem grauen Tier nachsieht, das endlich wie ein Ball in die Ferne hinausfliegt.

Weiter durch den dürr sengenden Sonnenbrand. Man greift zu den

Nebenstehend:
Australische Erze: Gold, Kupfer, Zinn und Eisen aus dem Goldfelderdistrikt Kalgoorlie.

Australischer Scrub: „Urwälder“ dieser Art bedecken in Australien ein Gebiet von der fünffachen Größe Deutschlands.

Auf dem Mount Buffalo.

Feldflaschen. Sie sind mit starkem schwarzen, heißem Kaffee gefüllt, dem einzigen Mittel, um diesen unlöschbaren Durst wirksam zu bekämpfen. Leere, schneeweiße Wölkchen treiben ihr Spiel hoch im Osten des kristallblauen Horizonts. Wieder die große Stille, in der man, wie aus Erdzeitaltern, den ziegelroten Sand um die Gewächse rieseln hört. Um jede Pflanze liegt ein winziger Schatten. Darin kreuzen sich abgestorbene Äste, denen die Feuchtigkeit zur Rückkehr in den Humus fehlt. Alles, was die Bäume und Büsche in den Jahrzehnten abgeworfen haben, sammelt sich hier auf, gedörrt, mumifiziert, knochengrau verwittert, aber immer noch die Form des Lebens behaltend. Wirklich, es ist im australischen Scrub unendlich viel leichter, Tier zu sein als Pflanze! Uralte Bäume liegen gestürzt im Sand. Ihr Holz ist schon silbrig geworden und bröckelt unter den Fingern. Endlich zerfällt es, wie Gerippe zerfallen. Hier ein Ast, dort ein Ast. Die trockene Glut des Grundes begräbt langsam die Zweige und verweht das Laub. Aber kein Pilz, kein Moosstämmchen, kaum eine Flechte. Nur die Bohrkäfer nagen und trommeln auch hier im gestorbenen Stamm.

Da ist ein Baum, eine hohe, schöne Gummieiche, die aussieht, als sei sie rundum mit geflochtenen Strohflaschen behängt, um die sich sperlingsgroße Vögel zanken. Auf weithin hört man das Schwirren und Flattern und Rufen. Immer wieder schlüpft einer der Braunbefrackten in eine Flasche. Denn da ist sein Nest, und das Ganze ist eine Siedlung von Webervögeln, eine Vogelstadt, fern von allen anderen Städten, wenn man die hohen Termitenburgen nicht auch als Stadt ansehen will, denen wir ein wenig später begegnen. Denn wir wandern noch immer. Wohin? Es ist wie ein Weg durch die Unendlichkeit. Immer dasselbe Bild! Eukalypten, schrecklich stachlige Gräser, Wolfsmilchbüsche, dann und wann ein Grasbaum, urweltlich, mit seinem pfahlartigen, niedrigen Stamm, an dem Jahrhunderte gebaut haben, und dem borstig gewirbelten Schopf dünner grüner Halme, die wirr aus ihm nach unten fallen. Welch vorsintflutliche Pflanzenwelt! Wie lange muß dieses Australien durch die entlegensten Meere abgetrennt gewesen sein, um so seine eigene Flora und Fauna herauszubilden — eine Flora, von der kaum 15 Prozent auch sonstwo auf der Erde leben, eine Fauna, die womöglich noch altertümlicher ist mit ihren Hunderten Arten von Beuteltieren, die in allen übrigen Erdteilen schon längst von der Tafel der Gegenwart ausgelöscht sind! Überall beherrschen die Säuger, und mit ihnen der Mensch, die Fülle der Lebewesen, nur hier nicht, im „Südland“, wie man diesen letztentdeckten Kontinent taufte.

Die Sonne steht hoch. Alle Schatten fallen senkrecht. Goldsucher sind hier einst wochenlang gezogen, ohne Wasser, ohne Weg, bis sie verdurstet, verhungert irgendwo in der Wildnis liegenblieben. Denn dieser westaustralische Busch ist mitsamt der Nullarborwüste in seinem Inneren so ausgedehnt wie vielleicht ganz Europa ohne Rußland. Wie viele europäische Schicksale, wie viele verlorene Leben sind hier stillschweigend zu Ende gelaufen, damals, als zu Beginn dieses Jahrhunderts um die Gegend von Coolgardie und Kalgoorlie der erste Goldwahnsinn ausbrach, weil man ungefüge Klumpen dieses gelben Metalls, das im Grunde so unnütz ist, in einem Creek, einem ausgetrockneten Bachbett, gefunden hatte! Von Tausenden erzählt man, die im Scrub umgekommen sind. Zuweilen, sagt unser Führer, kann man noch irgendwo Räder eines Wagens treffen, ein Stück Zelttuch, einen Topf, verbeult, verrostet, sandgefüllt, Knochen von Ochsen und Pferden, deren Fleisch längst die Dingos gefressen haben. Und dabei einen Schädel, starrend aus leeren Augenhöhlen, der nichts mehr aussagt von dem, was einst in ihm vorging, was er wünschte, hoffte, duldete. Der weißbärtige Mann ist auch einmal Goldgräber gewesen, vor langem. Seine Eltern waren reich, sie gehörten zu den ersten Ansiedlern der Stadt Perth. Ganze Straßen gehörten ihnen. Er besitzt nichts mehr von alledem. Nur die große Freiheit und die große Stille.

Das Porträt des Emus aus dem Busch in Westaustralien. Studie nach dem Leben.

Mitten im Satz bricht er ab, legt sich lautlos zu Boden. Wir tun desgleichen. Der Wind, ein kaum spürbarer Hauch, streicht uns entgegen. Schatten nahen. Es raschelt wie von Tritten. Gräser knistern, die Büsche biegen sich. Dann sind sie ganz nah. Eine Herde Emus ist es, die die Sträucher plündert, immer wieder dazwischen mit dem Schnabel auf den Boden pickend. Einer dieser australischen Strauße ist sehr neugierig. Er kommt fast bis zu uns heran, beäugt uns vorsichtig. Aber weil wir ganz unbeweglich liegen, so kann er sich keine Vorstellung von den merkwürdigen Wesen machen, die zu dritt da flach am Boden ausgestreckt sind. So trollt er sich wieder zu seinem Weibchen, das kleiner ist und offenbar nicht ganz so lebhaft.

Gruppe von Australnegern in der Bemalung für den Korroborr-Tanz. Zeichnung.

Langsam richten wir uns auf. Die großen Vögel fühlen sich ganz sicher. Das Schnappen der Kamera würde uns verraten. Aber einen kann man skizzieren mit seinem drollig mißtrauisch-zutraulichen Blick der schwarzen Augen, die in dem lächerlich kleinen Kopf immer noch das Bedeutendste sind. Pickend und in den Büschen wühlend, gehen sie auf ihren hohen, starken Beinen weiter. Bald sieht man nur noch eine Anzahl graubrauner, runder Rücken und nackter Hälse, die sich hinter Bäumen verlieren.

Nach noch einer Stunde mühsamer Wanderung zeigt sich ein graues Wellblechhaus. Nicht Haus, eine Hütte. Sie gehört dem Waldmenschen. Einen Wassertank besitzt sie, eine einzige Stube mit einem Feldbett, einem Tisch, zwei Stühlen, einem rohen Herd, einem Tellerbord darüber und ein paar Pfannen. Dort werden wir übernachten. Vielleicht sehen wir morgen Dingos oder Springmäuse, Beutelhasen, den echten kleinen Saurier, den Australien noch beherbergt, oder Leierschwänze. Opossums gibt es hier im Westen nur wenige. Aber das Wombat und den überaus drolligen einheimischen Bären, der noch immer mit der Wildensprache „Koala“ genannt wird. Und die phantastischsten, merkwürdigsten, seltsamsten Eidechsen der Erde. Aber das ist erst morgen. — — —

Australischer Lungenfisch (Ceratodus forsteri). Zeichnung.

Leise, mit der Lautlosigkeit dieser ganzen Welt, zieht die Nacht herauf, fangen die Sterne an zu glänzen. Als es ganz dunkel ist, trägt die unsagbar reine Luft noch immer die köstliche Farbe tiefschimmernden Blaues, und die fernen Himmelswelten blitzen in diamantenem Feuer. Das ganze Firmament wallt in silberglühenden Flämmchen und Funken. Dann fangen die Eukalypten im Nachtwehen langsam zu rauschen an. Da, dort ein unbekannter Tierruf. Der scharfe Harzduft wird stärker, rapid sinkt die Temperatur von unerträglicher Hitze zu empfindlicher Kälte. Und über die dunkle Buschwüste wandern die Lichter des Himmels so fremd, als sei es über der Urwelt einer Längstvergangenheit.

An den Fundstellen des Goldes: Links: Goldgräberhütte. Rechts: Die Hannan-Rewards-Mine bei Kalgoorlie.

VON DEN BÜHNEN

Aus der Aufführung des Schauspiels „Oktobertag" von Georg Kaiser in den Kammerspielen in Berlin: Szenenbild mit Margarete Köppke als Catherine und Albert Steinrück als deren Onkel Coste. (Phot. Atlantic.)

Ein Lustspiel von Zdenko v. Kraft: Szene aus dem II. Akt von „Der Skarabäus", uraufgeführt am 22. September im Stadttheater zu Frankfurt a. d. Oder. Von links: H. Peine als Rainer; K. Glaß als Leonhard; M. Cabisius als Marga. (Phot. M. Nakonz.)

Nebenstehend:

Ein Bühnenbild von hervorragender Eindruckskraft: Szene aus der Oper „Judith" von Arthur Honegger, deren reichsdeutsche Uraufführung im Hessischen Landestheater zu Darmstadt am 11. September erfolgte. Rechts oben vor dem Haus: Elsa Varena als Judith. (Phot. H. Collmann.)

Die Tragik des Alters: Szene mit Hans Thimig als jugendlichem Liebhaber, Nora Gregor als der „letzten Geliebten" und Gustav Waldau als „Mann über fünfzig" in dem Schauspiel „Die letzte Geliebte" von Ossip Dymow. (Erstmalige Aufführung im Theater in der Josefstadt zu Wien am 17. September.) (Phot. Atelier Dietrich.)

„Die Liebe auf dem Lande", eine im heutigen Rußland spielende Komödie von J. M. Woikow (deutsch von Klabund †): Szenenbild aus der Uraufführung im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. am 19. September. Von links nach rechts: Constanze Menz als Arina, die Hauptfigur der Komödie; Toni Impekoven als Kommissar Wladimir; Robert Taube als Grischa; Leopold Biberti als Stepan. (Phot. K. Bauermann.)

Auf dem Wege zu Deutschlands höchstem Gipfel: Hochbetrieb auf dem Zugspitzgrat

Von jeher war die Zugspitze, mit ihrer 2964-m-Höhe Deutschlands höchster Berg, ein vielbegehrtes Ziel der Bergsteiger. Seit aber von österreichischer Seite her (Talstation Ehrwal
vom bayerischen Gebiet aus vorbereitete Bahnbau vollendet ist. Der kurze Aufstieg, der von der Endstation der Ehrwalder Bergbahn aus bis zum Münchener Haus a

Endstation der Bergbahn. / Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

ebahn im Betrieb ist, ergießt sich im Hochsommer alltäglich eine wahre Inflation von Besuchern in das „Schweigen" des Berges. Dieser Hochbetrieb wird noch steigen, sobald auch der
ch zu überwinden ist, gibt dem Beobachter hinreichend Gelegenheit, sich zu ergötzen an grotesken Bildern, die bisweilen schwungvolle Salon-Alpinisten unfreiwillig bieten.

KARL HOFER

ZUM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAGE DES MALERS

Paar am Fenster.

Es scheint, als ob die Generation von Deutschen, die in diesem Jahre fünfzig Jahre alt werden, von der Natur besonders reich mit großen schöpferischen Gaben ausgestattet worden sei. Wenigstens häufen sich zur Zeit die fünfzigsten Geburtstage bedeutender Zeitgenossen. Karl Hofer, der am 11. Oktober 1878 in Karlsruhe geborene Maler, gehört gewiß zu den stärksten Exponenten einer Generation, der auch ein Alfred Döblin, ein Karl Sternheim, R. A. Schröder, Fritz Wichert und viele andere — übrigens sehr verschieden geartete — Persönlichkeiten des Kunstlebens angehören.

Karl Hofer war Schüler des badischen Altmeisters Hans Thoma, und seine frühesten Arbeiten sollen an Thoma wie an Böcklin gemahnen. Wer aber heute das vielgestaltige Gesamtwerk des Jubilars überblickt, wird nichts mehr von solchem Zufallseinfluß der frühen Anfänge bemerken können. Wie fern der heimatlich und provinziell gebundenen, poetisch-realistischen Malerei des Schwarzwälder Bauernsohnes ist die im großen Sinne humanistische, wahrhaft europäische Kunst des Karlsruher Meisters! Ein längerer Aufenthalt in Rom, die Auseinandersetzung mit der Welt Hans v. Marées', hat erst die entscheidenden Kräfte der Hoferschen Natur zur Auslösung gebracht. Auf Rom folgte die jedem modernen Maler nötige Auseinandersetzung mit Frankreichs Impressionisten in Paris. Innersten Träumen genügten dann zwei Reisen nach Indien, die Hofers Gönner, der verstorbene Winterthurer Industrielle Dr. Th. Reinhart, ihm ermöglichte. „Römisches" und „Indisches", das Statisch-Monumentale und das Pflanzenhaft-Tropische, Rhythmische, diese beiden Gegensätze bilden noch heute die eigentlichen Pole von Hofers künstlerischer Welt. Die große Jubiläumsausstellung, die Mannheims Städtische Kunsthalle zur Zeit zu Ehren des badischen Künstlers veranstaltet, zeigt, daß der Maler im Laufe seiner Entwicklung noch vielerlei anderen Einflüssen zugänglich gewesen ist, sie beweist aber auch — gegen die Behauptung mancher Kritiker — daß Hofer sich im Grunde immer treu geblieben ist, daß eine ganz ausgeprägte Eigenart, eine feste Typik und Rhythmik von Anfang an durch alle seine Werke geht.

Mädchen mit gelbem Tuch.

In der chronologischen Folge der Mannheimer Schau fällt die große Lücke auf, die der Krieg in dieses reiche Schaffen gerissen hat. Hofer war im Jahre 1914 in einem französischen Badeort derart in eine Arbeit vertieft, daß er trotz mancher Warnungen versäumte, rechtzeitig abzureisen. Nach Ausbruch des Krieges interniert und von einem Lager zum anderen geschleppt, mußte der Künstler Jahre in trostloser Gefangenschaft zubringen, die auch seine Schweizer Gönner nicht lösen konnten. Erst nach $3^1/_2$ Jahren gelang es, ihn nach Zürich zu bringen, wo endlich wieder Möglichkeit zum Malen gegeben war. Man kann indessen nicht sagen, daß dieses äußerlich so einschneidende Erlebnis des Krieges einen Bruch oder eine Wende in seine Entwicklung gebracht hätte, wie etwa bei Max Beckmann und manchen anderen Künstlern. Im Gegenteil, was Hofer heute, da er als Professor an der Berliner Akademie wirkt, in seinem Berliner Atelier oder bei seinen Sommeraufenthalten in Lugano an figürlichen und landschaftlichen Visionen verwirklicht, ist seinen römischen Anfängen nicht so fern, wie man denken sollte — mag auch der Ausdruck belebter, der Inhalt dramatischer geworden sein und mehr vom Erlebnis der Gegenwart bedingt. — Es ist besonders beglückend, zu sehen, daß Hofer, der Vielseitige und Empfängliche, im Grunde niemals einer herrschenden „Richtung", wie sie sich in Deutschland abzulösen pflegen, unterworfen gewesen ist. Wer könnte ihn zu den Kubisten, zu den Vertretern der „Neuen Sachlichkeit" oder zu den Expressionisten zählen! Im Grunde ist seine Malerei zeitlos, ja, alten und ältesten Meistern verwandter als den künstlerischen Führern der Gegenwart, so sehr er auch gelegentlich von ihnen erschüttert sein mag.

Mädchen am Fenster.

Kartenspieler.

Hofers Welt ist einfach im Grunde. Er ist der Dichter und Träumer des Lebens, aber in seiner leidenschaftslosen, pflanzenhaften Schicht. Halbnackte Mädchen, die mit großen Augen sinnend aus dem Fenster sehen oder sich in zartsinnlicher Träumerei umschlingen, dazu viele Früchte und Blumen: das sind die Lieblingsgeschöpfe der Hoferschen Phantasie, deren Besonderheit in einer seltenen Mischung des Melancholischen und des Sinnlichen beruht. Um so merkwürdiger, daß diesem

Nachtgestalten.

Rechts:
Damenbildnis.

Links:
Gefangene.

Die Veröffentlichung sämtlicher Bilder erfolgt mit Genehmigung der Galerie Flechtheim, Berlin.

Lyriker doch auch der Ausdruck des Erregten, ja, des Wilden und Phantastischen gelingt. Gerade in den letzten fünf Jahren finden sich Bilder wie der „Wilddieb", Bilder mit gespenstischen Harlekinen oder Hexen, Revolutionsdarstellungen, Schilderungen von Jazz und modernem „Betrieb", und zu den vielen lieblichen Blumen- und Früchtestilleben gesellt sich plötzlich die „tote Natur" von Pferdeschädeln und Knochen.

Hofers künstlerische Phantasie ist viel ergiebiger und ausdehnbarer, als oberflächliche Kenner seiner Kunst vermuten konnten. Auch dies ist ein bemerkenswertes Ergebnis der Mannheimer Jubiläumsausstellung, die Ende dieses Jahres noch in der Berliner Sezession gezeigt werden soll.

DR. G. F. HARTLAUB,
Direktor der Städtischen Kunsthalle, Mannheim.

Rechts: Selbstbildnis.

Links unten:
Blumen werfende Mädchen.

Rechts unten:
Alter Mann mit Kind.

MARKT IN NÖRDLINGEN

GEMÄLDE VON ERICH MÜLLER

Blumenstudien mit der Kamera

Von Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.

JAPANISCHE KAMELIE

ANTHURIUM SCHERZERIANUM FLAMINGOPFLANZE

EINZELBLÜTEN DER CINERARIA

AMARYLLIS VITTATA

Mikroskopische Welt

Aus der Geburtsstunde unseres Wasserflohs.

Voll prachtvoller Bläue liegt das Seebecken im Sonnenglanze. Wunderbar klar ist das Wasser und läßt die Steinchen und Muscheln auf dem Grunde erkennen. Fische tummeln sich in der blauen Flut, die auch dem Menschen willkommene Kühlung bietet.

Von all den Badenden, die tagaus, tagein den See bevölkern, denkt kaum einer daran, daß das weite Becken nicht nur Fische beherbergt, daß vielmehr unzählige Millionen Kleiner und Kleinster den Sieg des Lebens im Wasser verkünden, daß jeden Augenblick Tausende dem Tode anheimfallen, während gleichzeitig ebenso viele das Licht der Welt erblicken.

Zu den auffallendsten dieser Kleinlebewesen, die im Haushalte der Seen eine große Rolle spielen, gehört die Daphne oder der Wasserfloh.

1. Werdendes Leben! Der Brutraum der Daphne-Weibchen ist mit Eiern gefüllt. (Vergrößert.)

2. An der Wiege des Lebens! Eine Daphne-Mutter trägt noch 6 Eier. Die zweite hat bereits 3 Larven die Freiheit geschenkt. (Stärker vergrößert.)

3. Der „ausdrucksvolle" Kopf einer Daphne mit dem Kristallinsenauge und den Geruchs-(Tast)borsten. (Sehr stark vergrößert.)

4. Der „Zwerg" Polyphem mit seinem Riesenauge. (Vergrößert.)

Unermüdlich arbeitet er sich mit seinen Ruderarmen hüpfend durch das feuchte Element. Die Weibchen (Abbild. 1) tragen im Brutraum zahreiche Eier.

Die Geburtsstunde naht! (Abbild. 2.) Es gehört zu den eindrucksvollsten und erhabensten Erlebnissen, die glashellen Tierchen im Mikroskop zu beobachten und Zeuge neuen Werdens zu sein! Die eine der beiden Mütter trägt 6 Eier, die zweite hat junge Larven, von denen drei bereits den schützenden Leib verlassen haben und auf eigene Wanderschaft ausziehen.

Ganz seltsam mutet der stark vergrößerte Kopf eines solchen Wasserflohs an. Das winzige Tierchen, das wir in den Abendstunden, wenn die tierische Schwebewelt gegen die Oberfläche emporsteigt, mit freiem Auge als springendes Pünktchen wahrnehmen können, wächst ins Riesenhafte, tritt uns näher, zeigt deutlich das schöne Kristallinsenauge und die feinen Geruchsborsten. Am lebenden Tier ist der rastlose Schlag des kleinen Herzens ebenso zu verfolgen wie die Bewegungen des kurzen Darmes.

Entzückt schon das Auge der Daphne durch die vielen Kristallkörper, so erregt das Stirnauge des Polyphemus-Krebschens unsere ungeteilte Bewunderung! (Abbild. 4.) Ähnlich den lichtstärksten Photoapparaten der letzten Jahre, die fast nur aus dem Riesenobjektiv zu bestehen scheinen, tritt auch hier dieses Organ stark in den Vordergrund und beweist uns, daß selbst diese Kleinen ein verhältnismäßig hochentwickeltes Sehorgan besitzen.

Bei einzelnen Wasserkrebschen wird die Begattung in der Weise durchgeführt, daß dem Weibchen ein sogenannter Spermatophor (Samenträger) angeheftet wird (Abbild. 5). Wir sehen auf dem Bilde das flaschenförmige Gebilde am Körper des Weibchens und gewinnen Einblick in die geheimnisvolle Werkstätte des Lebens. Die Eier werden von den Weibchen dieser Ruderfußkrebschen in Eiballen, die sogar mit freiem Auge sichtbar sind, herumgetragen.

Ein Zug mit dem feinmaschigen Planktonnetz bringt uns eine ungeheure Menge jener mikroskopischen Tiere und Pflanzen, die sich im Wasser schwebend erhalten und als Plankton bezeichnet werden. Abbildung 6 zeigt beispielsweise zahlreiche Organismen eines Planktonfanges, wie sie sich dem Beschauer unter dem Mikroskop darbieten. Zierliche Rädertierchen, „Stutzrädchen", die einen Panzer mit Stacheln besitzen, bewegen sich mit Hilfe eines Wimperapparats fort, der in so schneller Bewegung ist, daß der Eindruck eines schnell laufenden Rades erzeugt wird. Dazwischen liegen Geißelträger, deren Körper aus vielen Platten zusammengesetzt ist. Diese laufen in drei bis vier Hörner aus, die zur Erhöhung der Schwebefähigkeit dienen. Geißeljäden vermögen dem interessanten Lebewesen eine langsame Fortbewegung zu erteilen. Ceratium hirundinella, wie dieser Geißelträger heißt, tritt manchmal in so gewaltigen Mengen auf, daß das Wasser eine Trübung erfährt und das Netz verstopft wird. Die Gesamtlänge seines Körpers beträgt ungefähr 0,4 mm. Die Länge der früher beschriebenen Wasserkrebschen beträgt 1 bis 1,5 mm.

Neben dem Ceratium gibt es noch viele Pflanzen im Reigen der Planktonorganismen, denen allen die wichtige Aufgabe zufällt, aus den anorganischen Bestandteilen des Wassers unter Mitwirkung des Tageslichts auf dem Wege der Assimilation organische Stoffe zu schaffen, die den tierischen Planktonbewohnern als Nahrung zu dienen haben. Andererseits wird bei dem Vorgang der Assimilation Sauerstoff frei, der für die Atmung der Planktonbewohner unentbehrlich ist.

Die kleinen Planktontierchen hinwiederum dienen den Fischen zur Nahrung, deren Verdauungsapparat oft vollgepfropft mit Planktonkrebschen ist. Im oberösterreichischen Hallstätter See, aus dessen Plankton unsere Abbildungen gewonnen wurden, treten gewisse Wasserkrebschen, vor allem Diaptomus und in zweiter Linie die Daphne, hervor und bilden die Nahrung für die köstliche Rheinanke, die alljährlich von den Fremden mit größtem Behagen verzehrt wird. So kommen wir zu einer Lebensgemeinschaft unzähliger winzigster Pflanzen und Tiere im See, die dem dürstenden Auge bereitwilligst Einblick in ihren Körper gewähren, die Geburt und Tod offenbaren und unseren Blick in ungeahnter Weise zu erweitern vermögen.

5. In der Stunde der Begattung. Ruderkrebsweibchen mit angeheftetem Samenträger. (Stark vergrößert.)

6. Planktontiere (Rädertiere) und Planktonpflanzen (Ceratium) in buntem Durcheinander. (Vergrößert.)

(Text und Abbildungen von Dr. Friedrich Morton.)

Bitte, nehmen Sie Platz!

NEUARTIGE SITZMÖBEL AUF DER AUSSTELLUNG „DER STUHL“ IN STUTTGART

Moderner Stuhl mit Stahlrohrgestell.
Entwurf: Architekt Rietveld, Utrecht.

Im Oval:
Holzstuhl der Firma Mapple & Co., London.

Neuartige Metallstühle. Der linke von Architekt Mies van der Rohe, Berlin; die beiden anderen von Architekt Breuer, Standard-Möbel A.-G., Berlin.

Wie sitze ich am bequemsten? Wie muß ein Stuhl gebaut sein, wenn er den Menschen unserer Zeit genügen und ihnen Erholung und Entspannung bereiten soll? Oder können wir uns der Formen bedienen, die uns aus früherer Zeit überliefert sind, der großen, reichen und breiten Stühle der Barockzeit etwa, die bestimmt waren für die damalige Tracht der Krinolinen, der geraden der Empirezeit oder etwa der dreibeinigen kleinen Schemel, wie sie die Volkskunst geschaffen hat? Oder muß unsere Zeit mit ihren anderen Gewohnheiten und Bedürfnissen eine neue, andersartige Stuhlform besitzen, die eben ihren Ansprüchen und ihrer Arbeitsweise gerecht wird? Wenn aber ja, wie muß dann dieser zeitgemäße Stuhl konstruiert sein, welche Forderungen sind an ihn zu stellen, welche Rücksichten zu nehmen?

Wir haben vorerst viel Unklarheit, eine Unmenge von Modellen, die zum Teil historisch oder mit Reminiszenzen durchsetzt sind; wir besitzen manche Formen, die nur auf Repräsentation eingestellt sind, neben vielen ungelösten Modellen. Aber es fehlt uns eine klare Übersicht, vor allem in der Käuferschicht, welche Forderungen zu erheben sind, wie der moderne einwandfreie Stuhl auszusehen hat. Hier füllte die Stuttgarter Ausstellung „Der Stuhl“ (August bis September), die Prof. Adolf G. Schneck von der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Stuttgart leitete, eine empfindliche Lücke. Sie zeigte die besten modernen, auf Typenherstellung eingestellten Modelle aus allen gegenwärtig verwendbaren Materialien, und zwar aus Deutschland, Holland, England, Frankreich und Amerika. Wohnstühle waren zu sehen, Wohnsessel, Ruhe- und Schaukelstühle, Garten- und Bureaustühle, eine putzige Reihe von Kinderstühlen, überhaupt der Stuhl, wie er für die Wohnung, für Garten und Bureau in Frage kommt.

Wir besitzen heute den einfachen bequemen Stuhl, der unseren Ansprüchen genügt, der formal gut und preiswert ist (der billigste in der Ausstellung kostete zum Beispiel fünf Mark). Vernachlässigt erscheint dagegen der repräsentantive Stuhl, der bisher nur in wenigen modernen Modellen vorhanden ist. Deutschland ist führend im modernen Sinne. England überzeugt weniger formal, wohl aber durch große Bequemlichkeit niedriger hübscher Modelle. Amerika vermag vor allem durch Bureau-, Frankreich durch Kaffeehausstühle anregend zu wirken.

Garten-Klappstuhl der Harraswerke, Berlin-Lichtenberg.

Stuhl, entworfen von Prof. A. Schneck, Stuttgart.

Bureausessel.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(2. Fortsetzung.)

Alix sah ihren Gatten an; er hielt ihren Blick und lachte lautlos, überlegen erheitert, eine Lustigkeit, die nicht sehr echt zu sein schien.

„Und das habe ich geliebt!" sagte Alix resigniert, während sie zur Tür ging, denn sie hörte im Garten Schritte. „Kurz und gut: was du zum Leben brauchst, hast du. Deine übrigen hochherrschaftlichen Bedürfnisse mußt du halt einschränken."

Er schaute ihr nach, mit einem unverhüllt wütend-zynischen Gesichtsausdruck, und warf die herabgebrannte Zigarette in weitem Bogen zum Fenster hinaus. —

Zugleich mit dem Präsidenten Wagemann war Nabossy gekommen. Alix beeilte sich, den jungen Mann vorzustellen. Nabossy, in streng vorschriftsmäßigem Abendanzug, verbeugte sich gründlich und ergebenst, mit jener hundertprozentigen Artigkeit, die uneingeschränkten Respekt bezeigen will.

Wagemann, der nicht wußte, welche Zwecke Alix mit der Aufnahme Nabossys in den intimen Kreis verfolgte, zog diesen in ein Gespräch handelspolitischer Art und war erstaunt, die Führung der Debatte bald an seinen Partner abgeben zu müssen.

„Sie sind Ungar?" fragte er unvermittelt. „Ihrer Aussprache ist kaum etwas anzumerken."

„Ich bin bereits seit drei Jahren in Wien tätig."

„Wien," sagte Wagemann lächelnd, „das ist für euch das Sprungbrett. Dann kommt Berlin. Dann Amerika. Ihr habt noch Vitalität, ihr Ungarn, und ein tüchtiges Quantum Romantik, die man andernorts geringschätzt; fälschlich. Deshalb kommt ihr hoch, besonders in der Kunst und in den — Grenzfächern. Was haben Sie vor?"

„Nichts und alles, Herr Präsident. Besser: ich warte auf die erstbeste Chance, wie immer sie geartet sein mag."

„Bravo," rief Wagemann, und die kleinen blaßblauen Äuglein in seinem Genießergesicht blinkten lustig, „das hab' ich gern. Hören Sie mal zu, da fällt mir gerade folgendes ein" — er war ein Meister im Erzählen von Witzen — „da fuhr einmal, in der Zeit der alten Monarchie, also da fuhr ein Ungar mit einem Juden in demselben Abteil von Hermannstadt bis Debreczin. Zwei Stunden lang sprach keiner von beiden ein Wort. Sie betrachteten sich gegenseitig. Endlich wurde das dem Ungarn zu dumm —"

Alix sah den gewundenen Kiesweg vom Parktor her einen Herrn und eine Dame herankommen. Zwei steile kleine Falten gruben sich oberhalb der Nasenwurzeln in die klare und glatte Stirn. Sie ging den beiden rasch entgegen.

„Hallo, Alix," rief Hanna Lovius, als sie der Hausfrau ansichtig wurde, „arme Kleine! Was für tragische Begebenheiten! Mord und Tod! Hat es dich hart mitgenommen?"

Sie hatte, während sie ihr die Rechte entgegenstreckte, die Linke kameradschaftlich auf die Schulter der Frau des Hauses gelegt. Alix machte sich unauffällig frei.

„Ihr seid miteinander herausgefahren?"

„Wir haben uns in der Elektrischen getroffen. Der Herr Doktor war so sehr in Gedanken versunken, daß er kräftig erschrak, als ich ihn am Arm faßte. Er sollte längst was für seine Nerven tun. Ah, dort ist ja Wagemann —"

Sie ging schnell weiter. Alix blickte ihr nach. Hannas tiefschwarzer Knabenkopf verschwand um die nächste Fliederhecke. Langsam wandte sich Alix Doktor Langen zu.

Dieser sah sie mit halbgeöffneten Augen an. Sein Blick, der etwas Müdes, Weltschmerzliches oder Weltverachtendes an sich hatte, pflegte an den Menschen und Dingen vorbeizusehen. Auch jetzt blickte er bald zur Seite, den frischgrünen Rasen entlang. Er war von guter Figur, vornehm, unaufdringlich gekleidet. Die gefälligen, liebenswürdigen Gesichtszüge erhielten durch einen kleinen Schnurrbart halbwegs männlichen Charakter. Es war das typische Wiener Gesicht: sehr regelmäßig, weiche Linien, dunkle Augen, brünettes Haar, eine Mischung tüchtiger Rassen, und zwar eine gründliche, so daß von keiner etwas übriggeblieben war: es sei denn die Ahnung der Zwecklosigkeit des Ankämpfens wider ein trotz aller Fortgeschrittenheit und aller Großtaten der Wissenschaft einstweilen noch großmächtiges Schicksal. Die Schwermut einer bunten Ahnenreihe durchgeisterte das im übrigen hübsche, ansprechende Antlitz.

„Haben Sie sich schon beruhigt?" fragte Alix.

„Ach, ich? Das ist doch ziemlich bedeutungslos — nach dem Vorgefallenen. Hat es Sie sehr mitgenommen?"

„Es war das Schlimmste, was mir geschehen konnte. Sie wissen, Katjuscha stand mir am nächsten."

„Ich weiß es. Dazu das Ungeklärte des Vorfalls!"

„Verlassen Sie sich auf mich, ich werde es herausbekommen. Auf jeden Fall!"

„Muten Sie sich da nicht zuviel zu? Ich meine: neue Unruhe, neue Aufregung. Und Sie sollten doch endlich zur Ruhe kommen, Alix, zur Befriedung, zur Abgeklärtheit."

„Nein, nie! Bevor das nicht bereinigt ist."

Er stieg hinter ihr mit gesenktem Kopf die Stufen zum Hause empor.

Das Abendessen verlief ziemlich einsilbig. Von der Fröhlichkeit, die sonst die Gastmähler der Frau Alix Wögerer würzte, war nichts zu hören. Man kam zu Alix, um gut zu essen. Sie selbst gefiel sich in der vorzüglichen Zubereitung gewisser Speisen, die seinerzeit Wiener Spezialgerichte gewesen waren. Die neue Generation hatte zugleich mit dem Wechsel von Welt- und Lebensanschauung auch den Geschmack an traditionellen Küchenerzeugnissen eingebüßt, der Lebensmittelnot gehorchend vorerst, dann, weil man dem rascheren Tempo der Zeit entsprechend weniger Muße hatte, beim Essen feinschmeckerische Kritik zu treiben. Eine Welle von Hast ging durch die Welt und verschlang die einstige Kunst der Herstellung und des Genießens der Wiener Mehlspeisen. Einen mürben Blätterteigapfelstrudel von dreißig Zentimeter Länge läßt man, mit Haute Sauterne oder Gumpoldskirchner befeuchtet, langsam zwischen Zunge und Gaumen zergehen, eine Prozedur, die angeblich der modernen Linie abträglich ist. Frau Alix hatte im Schottenkloster kochen gelernt. Wer ihren Omelettes Soufflées verfallen war, setzte sämtliche verfügbaren Beziehungen in Bewegung, um wieder eingeladen zu werden. — Herr Präsident Wagemann hatte sich, als er erkannte, daß seine Ehe unhaltbar geworden war, freundschaftlichst ausbedungen, daß er ein- oder zweimal wöchentlich im neuen Heim seiner früheren und um zwanzig Jahre jüngeren Gattin die Hände zum leckeren Mahle erheben dürfe. Er war fünfzig und hielt etwas auf die ohnehin spärlich zu genießenden, weil irgendwie rachsüchtigen Annehmlichkeiten des Lebens. Sommers über suchte er jedes Jahr Karlsbad auf, drei Wochen lang, um durch einige Kasteiung für Frau Alix' gastronomische Spezialitäten neu und frisch aufnahmefähig zu sein. Alix hinwieder setzte ihren Ehrgeiz darein, eine Küche zu führen, von der man sprach — wie sie ja auch gern als vorzügliche Tennisspielerin und Schwimmerin galt.

Das Gespräch konnte von dem traurigen Ereignis der jüngsten Tage nicht freikommen; wie im Kreise — als ob eine seelische Nötigung bestände, ein unlöslicher Niederschlag im Unterbewußtsein — kehrten die Reden immer wieder zu Katjuscha und ihrem Ende zurück.

Es schien, als ob diese engbefreundeten Menschen sich untereinander beargwöhnten; jedenfalls beobachteten sie sich gegenseitig, warteten anscheinend auf irgendeine, bislang aus irgendeinem Grunde zurückgehaltene Mitteilung, die Licht in das scheinbar unaufhellbare Dunkel jenes Vorfalls gebracht hätte.

Es war ein wohltätig kühler Juliabend nach tagsüber beträchtlicher Hitze. Alle Fenster standen weit offen. Man ging, froh, das einigermaßen gezwungene Beisammensein hinter sich zu haben, ins anstoßende Herren- und Rauchzimmer.

Doktor Langen stand als letzter auf, Alix blieb absichtlich an der Schwelle stehen und wandte sich mit einer nebensächlichen Frage, die im Nebenzimmer gehört werden konnte, lachend an den Arzt.

Näher- und zurückkommend ließ sie die Maske fallen.

„Ich dachte schon, Sie würden meiner Einladung nicht Folge leisten."

Langen sah sie einen Augenblick lang voll an, mit einer selbstironischen, im übrigen hilflosen Miene, die besagen sollte, daß derartiges, wenn er es auch beabsichtigt hätte, über seine Kraft gegangen wäre.

„Manchmal", sagte er langsam, „komme ich mir vor wie ein Raubtier — es muß übrigens nicht gerade ein Raubtier sein — ein Tier also, unbändig freiheitsliebend, das auszubrechen, dem Käfig zu entkommen sucht."

„Der Käfig — das war, unter anderen ähnlichen Fällen — die Opernloge vergangener Woche, an jenem denkwürdigen Abend?"

„Ja. Ich lief davon. Aber es hatte wirklich keinen Sinn. Nun sitze ich ja doch wieder hier."

Er streifte ihre Gestalt, die in dem lichten zarten Sommerkleid durchaus zur Geltung kam.

„Wohin sind Sie damals gegangen, nach dem zweiten Akt?"

Langen sah sie, mit einer raschen, nervösen Kopfwendung, an.

„Ich bin in den Straßen umhergelaufen", sagte er, indem er sich abwandte. Die Worte kamen rauh, ungefügig aus seiner Kehle.

„Ah, vielleicht ist das alles gar nicht so arg, lieber Langen."

„Doch. Ich weiß nicht, wohin es noch führen soll."

Er hielt die Hand an die Stirn gepreßt, bei krampfhaft herabgedrückten Lidern.

„Wenn Sie sich ein paar Wochen Urlaub gönnen würden! Sie sind zweifellos schwer überarbeitet. Im Herbst — dann sieht sich vielleicht alles ganz anders an. Wohin gedenken Sie zu reisen?"

Winterliche Nachmittags-Eleganz

Links nebenstehend:
Altrosa Nachmittagskleid mit neuartigem Glockenrock. Die goldenen Metallschnallen am Gürtel und Ausschnitt geben dem Ganzen eine belebende Note.

Rechts nebenstehend:
Schwarz-graues Velours-Imprimékleid mit seitlicher Glocke und Garnierungen aus schwarzem gerippten Samt. Trägerin die Opernsängerin Ilona Sascha Poppowa. Modell: Kuschnitzky und Gerstl, Wien.

Links unten:
Frau Maria Grete Ehrenstein in einem eleganten lila Samtcape mit originellem Maschenkragen.

Mitte unten:
Nachmittagskleid aus rot-lila changierender weicher Seide mit ungleich langem Glockenrock. Englische Stepparbeit verziert Rocksaum, Ausschnitt und Manschetten. Dazu trägt die Filmschauspielerin Hilde Wendlyn einen kleidsamen Glockenhut mit Filzkrempe und Zylinderplüschkappe.

Rechts unten:
Schwarzes Seidenripskleid, dessen Soutachegehänge mit Holzperlen geschmückt sind. Kragen und Manschetten aus blaßrosa Crêpe de Chine und gelblichen Spitzen erhöhen die Wirkung dieses so reichen Kleides.

Alle Modelle (außer Abbildung oben rechts): Weiß & Krauß, Wien. Photos: Kitty Hoffmann, Wien. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

„Ich? Dorthin, wo Sie sind, Alix!"
„Das läßt sich ja einrichten."
Sie spürte im Rücken eine Annäherung und gewahrte Hanna Lovius, die bereits in dem Türrahmen stand und den letzten Teil der Unterredung gehört hatte.
„Ei wie?" sagte sie in ihrer immer ironischen, immer überlegenen Art, „Verabredungen für den Sommeraufenthalt? Ohne mich zuzuziehen! Da muß ich sehr bitten!"
Der leichte, spaßhafte Ton gelang ihr nicht recht.
Die Vorderzähnchen waren bedenklich tief in die volle blutfrische Unterlippe vergraben.
„Ich gehe nächste Woche, wenn nichts dazwischenkommt, nach Bad Gastein", sagte Alix unberührt. „Ihr könnt mitkommen. Das kann mir nur lieb sein. Wenn es dort regnet, und es regnet mehr als oft, habe ich genügend Gesellschaft."
Sie ließ die beiden allein.
Langen verbarg nur mühsam den Ärger über die Störung.
„Kommen Sie, Doktor," sagte Hanna, die auf ihn zuging, als ob sie ihn hypnotisieren wollte, „gehen wir in den rückwärtigen Garten. Hier sind zu viele Menschen. Sie müssen Ruhe haben. Bringen wir Ihre Erregung zum Abklingen."
„Sie haben eine Manier, mit Erwachsenen zu reden," stieß Langen hervor, „eine Weise, die — ich meine, in Anbetracht Ihrer achtzehn Jahre und —"
„Im Hinblick, daß ich erst vorige Woche die Matura —"
„Ja, ja. Das meine ich."
„Ärgern Sie sich nicht, lieber Doktor, und folgen Sie brav."
„Sie scheinen der Meinung zu sein, daß ich zum Folgen geboren bin."
„Ja, was die Frauen angeht. Eine Tatsache."
„Ein Verbrechen, daß man die moderne Seelenforschung jedem Kind zugänglich gemacht hat", wehrte sich Langen.
„Eine Wohltat für diese und alle kommenden Generationen. Verhütet zahllose Irrtümer zwischen Mann und Weib."
„Weib —" meinte Langen nachsichtig, indem er Hanna zu mustern versuchte, aus Höflichkeit aber doch davon absah. „Zu meiner Zeit hatte ein Küken wie Sie keine Ahnung."
„Traurige Zeit. Endgültig vorbei. Heute hat solch Küken Gewißheit. Machen Sie sich nicht künstlich alt. Ihre achtunddreißig Jahre —"
„Neununddreißig."
„Wie's beliebt. Neununddreißig. So recht die Ziffer, die mir zusagt."
„Ich werde es dem Papa sagen."
Hanna Lovius lachte eine Skala.
„Sagen Sie!" Sie faßte ihn unter dem Arm und zog ihn mit sich.
Im Rauchzimmer hatte Alix die übrigen Männer vorgefunden. Wagemann rauchte eine seiner stadtbekannten Virginia-Zigarren, die in einer der staatlichen Tabakfabriken eigens für ihn halbwegs nikotinschwach und mit auserlesenem Deckblatt hergestellt wurden. Er klagte. Wenn Wagemann, den Eingeweihte auf hundert Millionen Schilling schätzten, von Geschäften sprach, erschien ein leidender Zug in seinem runden, von kleinen rötlichen Äderchen gestrichelten Vollmondgesicht. „P. W. weint", sagten bei solchen Gelegenheiten seine boshaften Freunde. Andere hatte er nicht. Er wußte so eindringlich seine schwierige und jederzeit bedrohte finanzielle Lage darzustellen, daß die Zuhörer ihm am liebsten einige Groschen geschenkt hätten.
Alix blinzelte ihrem Gatten unmerklich zu. In einer Gesprächspause faßte Albert Renee dann Nabossy unter den Arm; er gab vor, er müsse dem jungen Mann den Garten bei Vollmond zeigen. Wiewohl ihm Naturschwärmerei gar nicht zu Gesicht stand, folgte ihm Nabossy, verbindlichst zustimmend.
„Böse Geschichten", meinte Wagemann, als die beiden zuversichtlich außer Hörweite waren.
„Man hat dich belästigt?"
„Belästigt? Verhört wie einen gemeinen Verbrecher. Dieser Doktor Pollack! Weißt du, was ich ihm gesagt habe? — ‚Herr Hofrat,' habe ich gesagt, ‚was glauben Sie eigentlich? Ich bringe nicht einmal eine Fliege um, weil ich für meine Gemütsruhe fürchte.' Wie hat Cäsar geurteilt? — ‚Laßt hundert Kilo schwere Männer um mich sein', oder so ähnlich. Ich wiege hundertzehn. Das heißt: hundertacht. Seit voriger Woche. Diese Geschichte bringt mich noch ins Grab."
„No, no," tröstete Alix, die neben ihm auf dem Ledersofa saß und seine erhebliche Glatze sanft streichelte, „so arg wird's doch nicht sein. Was soll denn ich sagen? Du weißt, ich hab' Katja liebgehabt."
„An deinem Mann hast du gar keine Stütze?" fragte Wagemann mitfühlend.
„Es ist eine schwere Enttäuschung. Du weißt ja. Aber du weißt nicht alles. In jüngster Zeit entpuppt er sich völlig. Seit dem Niederbruch der Austriawerke scheint er jeden Halt verloren zu haben. Er verlangt fortwährend Geld von mir."
„Geld, das ist der Prüfstein", seufzte Wagemann. Und er fügte belehrend hinzu: „Aber die hübsche Larve allein tut es auch nicht. Du hast dich frevlerisch aus dem warmen Nest hinwegbegeben, Alix. Es ist eigentlich unverständlich. Ich habe einmal eine Katze gehabt — du verzeihst den Vergleich, aber er ist so ungemein treffend — da war ich noch ein Kind. Ich habe sie außerordentlich verwöhnt. Kein Leckerbissen, den ich ihr nicht zugesteckt habe! Eines Tages war sie fort. Aus dem Wohlleben kurzweg hinaus auf die Gasse. Ich habe sie nicht wiedergesehen. — Wärst du doch bei mir geblieben!"
Alix dehnte die Glieder, streckte sich an der nachgiebigen Lederlehne hintenüber. „Der Altersunterschied", sagte sie begütigend und hielt ihm die Zigarette hin, damit er ihr Feuer gebe. „Ich wollte doch leben, leben!"
„Nun, und?"
„Ich habe gelebt. Wenn es auch nur kurz war, ein Rausch, immerhin... ich war doch einmal verliebt. Das ist viel. Einmal, ein einziges Mal muß man das erlebt haben."
Wagemann zog an seiner Zigarre.
„Und jetzt?"
„Hasse ich den Mann. Nicht nur diesen, alle! Und benutze sie. Ich habe verachten gelernt. Mit einer Ausnahme: Du! Du bist gut."
Und sie zeigte jenes Lächeln, von dem sie wußte, daß Wagemann ihm — sofern es seine Bequemlichkeit, sein überaus gefestigtes Gleichgewicht zuließ — nicht widerstehen konnte. „Du bist gut," wiederholte sie, „aber das ist zu wenig..."
Wagemann lachte.
Ohne Übergang ernsthaft werdend, wandte er sich vertraulich an Alix:
„Es müssen Briefe dasein, von meiner Hand, an Katjuscha. Verstehst du? Dumme Briefe. Blödsinn. Aber doch irgendwie kompromittierend. Wegen des... wegen des... kurz und gut: wegen des erotischen Inhalts. Hat natürlich mit dem leidigen Todesfall nichts, aber schon gar nichts zu tun!"
„Getrost, Paul, ich weiß, wo sie sind."
„Ja? Wirklich?"
„Komm."
Alix ging voraus, durch den Speisesaal, nahm ein Messer von dem noch unabgeräumten Tisch, drehte den Schlüssel zum Empfangssalon zweimal im Schloß herum, knipste das Licht an.
„Also hier war es!" sagte Wagemann, ehrlich erschüttert.
Alix trat indessen zu dem nach Art einer Pagode geschnitzten Kästchen und stemmte das Bratenmesser in den Spalt der untersten Lade. Mit einem geringfügigen Knirschen zog sie an dem Messingknopf das Schubfach heraus.
„Alix," flüsterte Wagemann, „was ist das? Hast du gehört?" Er war fahl im Gesicht.
„Gehört? Was denn?"
„Ein Geräusch. Beim Fenster. Oder war es im Nebenzimmer?"
Sie traten zum offenen Fenster.
„Lächerlich," sagte Alix, die ein Bündel Briefe in der Hand hielt, „vom Garten aus kann ja niemand hereinsehen. Wir sind doch um so viel höher. Vielleicht im Speisezimmer —"
Sie traten in den hell erleuchteten Nebenraum. Es war niemand da.
„Du siehst Gespenster", sagte Alix hohnlachend. „Da — steck' die Briefe ein."
Wagemann wollte den länglichen Pack in die Brusttasche schieben, aber dort bauschte er den Smoking auffällig. Er steckte das Bündel in die äußere rechte Rocktasche.
Als sie in das Rauchzimmer traten, war dort Albert Renee anwesend. Nabossy kam gerade zur Tür herein.
„Kognak, Herr Präsident," sagte der schöne Mann zutunlich, „oder Whisky? Originalmarke." Er trat, Flasche und Glas in der Hand, an Wagemann heran.
„Danke."
„Und Sie, Herr Nabossy —"
Das Dienstmädchen Anna erschien an der Tür.
„Es sind zwei Herren da. Sie wünschen Herrn Präsident Wagemann sofort zu sprechen."
Albert Renee war der erste, der sich nach einem Augenblick der Bestürzung zurechtfand. „Wir begeben uns ins Nebenzimmer. Lassen Sie die Herren herein. Oder befehlen Sie anderweit, Herr Präsident?"
„Nein, nein. Sie sollen nur —"
Er tastete nach der rechten Rocktasche, faßte noch einmal hin, so daß der Stoff, in seiner Hand geballt, knisterte. Er sah hin: die Tasche war leer, das Briefpaket war verschwunden.
Albert Renee schloß die Tür zum Speisezimmer.
Auf der Schwelle stand Hofrat Doktor Pollack. Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.
„Die Briefe, Herr Präsident."
„Sie sind mir im Augenblick abhanden gekommen", sagte Wagemann und wühlte vergeblich in allen Taschen, obzwar er genau wußte, in welcher Rocktasche er sie vor kurzem untergebracht hatte.
„Sehr fatal, wirklich sehr peinlich, Herr Präsident", meinte der Polizeibeamte. „Wir werden eine kleine Haussuchung vornehmen müssen. Es ist genau beobachtet worden, wie Frau Wögerer Ihnen die Briefe überreichte. Dieser Herr" — er zeigte auf seinen Begleiter — „hat, auf dem Spalier an der Vorderfront des Hauses stehend, den Vorgang mitangesehen. Wir stehen wahrscheinlich knapp vor der Lösung des rätselhaften Todesfalles..."
„Sie täuschen sich, verehrter Herr Hofrat. Die Briefe enthielten nur Intimitäten..."
„Das wird sich ja zeigen. Wo sind sie?"
„Ich weiß es nicht," beteuerte Wagemann, „es ist mir geradezu unerklärlich..."

(Fortsetzung folgt.)

Die Plassenburg bei Kulmbach, vom Rehberg aus gesehen.
(Phot. Verkehrsamt Kulmbach.)

Nebenstehend:
Blick auf die Westseite des „Schönen Hofs“, eines der prächtigsten Renaissance-Höfe in Deutschland, mit Kranz- und Wachturm.
(Phot. J. Bär.)

EIN NEUES TOURISTENZIEL: DIE PLASSENBURG BEI KULMBACH IN OBERFRANKEN

Seit 1810, dem Jahre der Besitzergreifung des Kulmbacher Gebiets durch Bayern, war die östlich von Kulmbach am Weißen Main gelegene Plassenburg als Strafanstalt verwendet worden und darum nur ausnahmsweise Besichtigungen zugänglich. Nach Aufhebung der Strafanstalt in diesem Jahre hat man die herrliche, in 424 m Höhe sich erhebende Bergfeste der Besichtigung freigegeben und in ihr ein Museum untergebracht, so daß jetzt jeder Gelegenheit hat, die architektonischen Schönheiten des Burginnern zu bewundern.

DER WEG ZUM FLIEGER

Vom Werdegang des Verkehrsfliegers.

1. Flugschüler beim Motorenunterricht in einer Fliegerschule.

2. Der Fluglehrer erklärt die Funktion der Bordinstrumente.

Der modernste Sport und Beruf, zu dem unsere heutige Jugend wohl am meisten drängt, ist das Fliegen, und dies ist keineswegs verwunderlich, denn gerade der Flugsport gehört sicher zu den edelsten und begeisterndsten Sportarten.

Im klassischen Lande des Sports, in England, hat die Entwicklung der Sportfliegerklubs einen mächtigen Aufschwung genommen (Abbild. 1—3). Von der Erkenntnis durchdrungen, daß die flugsportliche Betätigung von größtem Wert für die Jugend ist, hat England als erster Staat der Welt selbst die Initiative für die praktische Durchführung der Flugsportbewegung ergriffen.

Die Ausrüstung der vom Staat unterstützten Sportfliegerklubs besteht in der Hauptsache aus De-Havilland-Flugzeugen vom Typ „Motte" (Abbild. 4), die sich infolge ihrer guten Flugeigenschaften ausgezeichnet bewährt haben. Dieses Flugzeug wird heute auch in Deutschland in Lizenz gebaut.

Von England aus hat sich diese Bewegung auf viele andere luftfahrttreibende Staaten übertragen. Es ist daher sehr bedauerlich, daß bei uns in Deutschland infolge des Pariser Luftfahrtabkommens immer noch die Verwendung staatlicher Mittel für die Ausbildung von Sport- und Berufsfliegern, soweit sie nicht unbedingt für den Luftverkehr benötigt werden, verboten ist. Auf Grund dieser Beschränkungen dürfen, wie gesagt, die im Reiche vorhandenen Mittel nur zur Ausbildung von Verkehrspiloten verwendet werden. Diese Ausbildung geht in der Deutschen Verkehrsfliegerschule in Staaken bei Berlin und in deren Zweigstellen vor sich. Um jedoch auch jungen Leuten, welche die Fliegerei als Sport oder als Grundlage für ihren späteren Beruf erlernen wollen, Gelegenheit zur Flugausbildung zu geben, hat es sich der Deutsche Luftfahrerverband mit seinen über ganz Deutschland verzweigten Gruppen und Vereinen zur vornehmsten Aufgabe gemacht, auf gemeinnütziger Grundlage die Ausbildung von Jungfliegern in den drei Schulen in Würzburg, Böblingen und Königsberg zu betreiben. Außerdem haben einige Flugzeugfabriken die Konzession zur Ausbildung von Flugzeugführern erhalten und ihren Betrieben private Fliegerschulen angegliedert.

Der Weg zum Flieger ist jedoch nicht so einfach, wie es sich die meisten jungen Leute vorstellen. Wer Sportflieger, „Herrenfahrer der Luft", werden will, muß sich schon allerlei Prüfungen auf Herz und Nieren gefallen lassen. Weitaus schwieriger ist aber noch der Werdegang des Verkehrsfliegers. Es ist einleuchtend, daß nur solche Bewerber angenommen werden können, deren körperliche und geistige Fähigkeiten über den allgemeinen Durchschnitt hinausragen. In erster Linie wird eine gründliche sportliche Durchbildung des Körpers verlangt, die mit dem Erwerb des deutschen Sportzeichens belegt werden muß.

Die Führung des Flugzeugs durch die Luft und seine Beherrschung in allen Fluglagen erfordert einen außerordentlich beweglichen und aufnahmefähigen Geist. Der Flugschüler muß, bevor er seinen Beruf ausüben kann, über gute Kenntnisse im Flugzeug- und Motorenbau, in Wetterkunde und Navigation verfügen. Es wird deshalb von den Bewerbern verlangt, daß sie mindestens das Vorexamen an einer technischen Hochschule abgelegt haben oder Inhaber des Abschlußzeugnisses eines Technikums oder einer Maschinenbauschule sind.

Bei der Ausbildung zu Verkehrsflugzeugführern werden im wesentlichen zwei verschiedene Lehrgänge unterschieden, erstens der Lehrgang für Luftkapitänanwärter, der vier Jahre in Anspruch nimmt, und zweitens der Lehrgang für Monteurschüler, der drei Jahre dauert.

Die Schule Schleißheim dient der Anfangsausbildung (Abbild. 5). Hier müssen die Aspiranten zuerst einige Eignungsflüge mitmachen. Sind diese zur Zufriedenheit ausgefallen, so wird mit den ersten Schulflügen am Doppelsteuer begonnen. Der Schüler lernt zunächst das vorschriftsmäßige Starten und Landen. Diese beiden Vorgänge sind für den Anfänger besonders schwierig. Der Schüler muß erst nach und nach durch ständige Übung ein „Gefühl" für seine Maschine bekommen. Die einzelnen Steuerbewegungen müssen sehr ruhig und leicht ausgeführt werden. Das dargestellte Steuerschema (Abbild. 7) erlaubt, den Gang der Steuerkabel und die entsprechenden Ausschläge der Steuerorgane zu verfolgen, wenn man sich ein wenig in die technische Zeichnung hineindenkt (vgl. Abbild. 8). Neigt sich z. B. die Maschine nach vorn, so genügt ein instinktives leichtes Anziehen des „Knüppels", um sie wiederaufzurichten. Hängt das Flugzeug z. B. mit dem linken Flügel, so wird der Knüppel nach rechts bewegt, und die Querruder treten in Tätigkeit und drehen das Flugzeug um seine Längs-

3. Auf dem Flugplatz einer Fliegerschule: Praktischer Unterricht an der Maschine.

Links: 4. Lehrer und Schüler in der De-Havilland-„Motte" am Doppelsteuer. Ein Sprachrohr gestattet die Verständigung während des Fluges zwischen Lehrer und Schüler. — Rechts: 5. Jungflieger der Verkehrsfliegerschule Schleißheim im Geschwaderflug bei einem Großflugtag des Bayerischen Luftvereins in München.

achse in die normale horizontale Fluglage zurück. Das Seitensteuer dient zur Kursänderung. Seitenruder und Querruder werden jedoch fast immer gleichzeitig betätigt werden müssen.

Nach ungefähr 25 bis 30 Schulflügen mit dem Lehrer wird der Schüler allmählich flügge, d. h. er wird nun seinen ersten Alleinflug antreten können. Im Verlauf weiterer Flüge muß der Schüler mehr und mehr mit seiner Maschine verwachsen. Er übt Gleit- und Kurvenflüge und führt später die vorgeschriebenen Ziellandungen und Höhenflüge aus. Verhindert einmal Regen oder Nebel den Schulbetrieb, so findet dafür Unterricht über Motoren-, Flug- und Wetterkunde statt, um das theoretische Wissen wiederaufzufrischen und zu erweitern.

Das erste Ausbildungsjahr endet mit dem Erwerb des Flugzeugführerscheins A für Landflugzeuge. Zu Beginn des zweiten Ausbildungsjahres erfolgt die Fortsetzung der fliegerischen Ausbildung bei einer Seefliegerschule auf Seeflugzeugen, die nach etwa dreimonatiger Dauer zur amtlichen theoretischen und praktischen Prüfung A für Seeflugzeugführer führt. Die weitere Ausbildung wird nun spezialisiert und in zwei parallelen Kursen für Land- und Seeflugzeugführer fortgesetzt. Die für die Seefliegerausbildung vorgesehenen Flugschüler verbleiben für den Rest des zweiten Ausbildungsjahres bei der Seefliegerschule, die übrigen Schüler kommen nach Staaken und machen dort ihre Überlandausbildung durch. Hier werden den Schülern schnellere Maschinen mit stärkeren Motoren anvertraut, größere Postflüge durchgeführt und die Besatzung im Streckenflug und in der Orientierung geübt. 10000 km Überlandflug sind vorgeschrieben, ehe der Flugzeugführer als zweiter Führer auf den Verkehrsflugzeugen der Lufthansa fliegen darf. Mit dem weiteren Ausbau der Verkehrsluftfahrt werden die Anforderungen, die an die Flugzeugführer gestellt werden, natürlich ständig wachsen. Die neueingeführten Langstreckenflüge, die Flüge auf den Hochgebirgslinien und die Nachtflüge stellen höchste Anforderungen an die Besatzung. Wer also die Fliegerlaufbahn einschlagen will und später einmal den verantwortungsvollen Posten eines Luftkapitäns innehaben will, der muß seine ganze Kraft und sein ganzes Können einsetzen, um dieses hohe Ziel zu erreichen.

Ing. Botho v. Römer, München.

Mit Aufnahmen und Zeichnungen aus dem Archiv von H. und B. v. Römer.

6. Blick in den Führer-Raum eines dreimotorigen Rohrbach-Roland-Großflugzeugs, eingesetzt auf den schwierigsten internationalen Strecken (München—Mailand, Berlin—Madrid).

Die Steuervorrichtung: 1 Steuersäulen (Doppelsteuerung), durch deren Vor- und Rückwärtsneigen das Höhensteuer betätigt wird; durch Drehen des Handrades werden die Querruder an den Tragflächenenden betätigt. 2 Vor den Steuersäulen je ein Paar Fußhebel zur Betätigung des Seitensteuers. Die Instrumente: a Der Gyrorektor, ein Kreiselneigungsmesser, das wichtigste Instrument bei Nebel- und Nachtflügen, zeigt dem Führer jederzeit die genaue Schräglage und Neigung des Flugzeugs an. b Geschwindigkeitsmesser. c Höhenmesser. d Drei Kugelknopfgriffe: Gasdrossel für die drei Motoren. e Drei Kugelknopfgriffe für Höhengas. f Bordubr. g Kugelknopfgriffe für Früh- und Spätzündung. h Tourenzähler, welche die Umdrehungszahlen der drei Luftschrauben anzeigen. i Bedienungshebel für die Kühlerabdeckvorrichtung. k Einschalter für die Zündung der drei Motoren. l Ludolph-Magnet-Kompaß. m Benzindruckmesser. n Fernthermometer zum Messen der Kühlwassertemperatur.

Links: 7. Schematische Darstellung der Steuerbetätigungen (Knüppelsteuerung). — Rechts: 8. Die Bewegungen des Flugzeugs im Raum und ihr Ausgleich durch die verschiedenen Steuerorgane.

YANGIWANA

EINE INDIANERGESCHICHTE NACH ÜBERLIEFERUNGEN DER YOKUTS, SÜDKALIFORNIEN, ERZÄHLT VON HANS RUDOLF RIEDER / ZEICHNUNGEN VON ELK EBER

Es war ein Mann namens Pankwa, der hatte eine Frau, die hieß Yangiwana. Der Mann war ein großer Spieler. Er zog von Ort zu Ort und suchte die Männer zum Spielen zu bringen. Dabei gewann er immer und führte ein gutes Leben so. In allen Dörfern kannte man Pankwa und fürchtete sich vor ihm. Aber es gab immer wieder einen Verwegenen, den es reizte, sein Glück gegen Pankwa zu versuchen. Wenn er umherzog, nahm Pankwa seine Frau Yangiwana mit, sie ging jedoch nicht in die Spielhütte, sondern blieb in ihrem Zelt. Sie hielt sich überhaupt recht versteckt, obwohl sie ungewöhnlich schön war.

Ein anderer Spieler, Labun, lebte in einem Dorfe, und Labun hatte einen Blutsfreund Haidunyi. Einmal kam Pankwa in dieses Dorf, und bald spann sich ein eifriges Glücksspiel zwischen ihm und Labun an. Sie spielten den ganzen Tag. Als sie aufhörten, hatte keiner viel verloren, nur war der Fremde ein wenig im Vorteil. Sie spielten den zweiten und den dritten Tag, und Pankwa gewann immer stetiger, sein Spielzauber errang langsam die Übermacht über den seines Gegners. Die meisten Leute des Dorfes sahen zu, so spannend wurde das Spiel. Haidunyi, der Freund Labuns, sah ebenfalls zu.

Am vierten Tage verlor Labun schon ganz regelmäßig. All seine kostbaren Muscheln und geschliffenen Schnürkugeln verlor er. Trotzdem setzte er immer weiter. Er setzte seine Waffen, sein Jagdgerät, alles, was er besaß. Und der andere gewann langsam, aber sicher, bis Labun alles verloren hatte. „Noch einmal laß mich spielen," sprach er, „ich setze meine Frau ein." — „Nein," entgegnete Pankwa, „um deine Frau spiele ich nicht." Der Verlierer raste vor Spielwut. „Was willst du? Ich setze meine rechte Hand ein. Spiel' weiter!" „Deine Hand zu gewinnen, würde mir nichts nützen. Aber ich will dir zeigen, daß ich dem Spiel nicht ausweiche. Willst du eine Hand einsetzen, so laß es die linke sein. Ich setze dagegen alles, was ich von dir gewonnen habe." Sie spielten wieder; Pankwa gewann. So mußte Labun sich die linke Hand abhacken.

Yangiwana, die Frau des Spielers Pankwa, folgt in der Nacht dem Lockruf des bösen Haidunyi.

Das Spiel war zu Ende. Niemand hatte nun mehr Lust zu spielen. Sie sprachen: „Dieser Fremde besitzt irgendeine Macht, die ihm heimlich hilft. Solange man die nicht herausgefunden hat, wird ihn keiner besiegen." Pankwa blieb vorläufig noch einige Tage im Dorf. Er hatte sein Zelt etwas abseits von den anderen aufgeschlagen und lebte dort mit seiner Frau Yangiwana; jeder, der die Frau sah, mochte sie gern.

Haidunyi, der Freund Labuns, hatte beim ganzen Spiel eifrig zugesehen. Auch ihm fiel es auf, daß Pankwa kaum aus eigener Kraft solch starkes Spielglück haben könne, und er suchte zu erforschen, wo die Quelle dieser Macht wäre. Er hatte sehr wohl bemerkt, wie sich Pankwa gegen die Wette um die Frau seines Gegners gesträubt hatte. Darüber grübelte er. Er nahm sich vor, wenn es möglich wäre, seinen unglücklichen Freund zu rächen. Mit einem befreundeten Zaubermann besprach er sich öfters, der warnte ihn, aber er gab ihm auf sein Drängen doch ein besonderes Zaubermittel. — Als dann an einem der nächsten Tage Pankwa auf die Jagd gezogen war, ging Haidunyi zu dessen Zelt und unterhielt sich mit der Frau Yangiwana. „Komme am Abend, dann ist mein Mann hier", sprach sie. — „Viel lieber mit dir als mit deinem Manne möchte ich sprechen." — „Was meinst du? Ich bin nicht eine, die mit fremden Männern spricht." — „Weißt du, Yangiwana, daß du beinah eine Nebenfrau in das Zelt bekommen hättest? Der Verlierer wollte seine Frau einsetzen, aber dein Mann nahm die Wette nicht an." Yangiwana antwortete nichts darauf. Er sprach weiter: „Wenn dein Mann einmal solch einen Einsatz machen wollte, ich würde ihn schon annehmen." — „Du redest jetzt so, weil wir deinen Freund unglücklich gemacht haben und du mich ärgern möchtest." — „Habt ihr meinen Freund unglücklich gemacht? Ich dachte, dein Mann hätte allein gespielt." — „Ich werde nicht länger mit dir reden." — „Wenn ich dir meine Absicht mitteilte, so klänge sie anders, als daß ich dich ärgern möchte." — „Was willst du überhaupt hier? So geh doch!" — „Heute nacht bin ich in der Nähe. Du wirst mich hören. Vielleicht können wir noch einmal miteinander plaudern." Im Gehen schritt er an ihr vorbei und zupfte ein kleines Stück von ihrem Kleide ab.

Als Pankwa von der Jagd heimkehrte, wollte seine Frau am gleichen Abend noch das Zelt abbrechen und fortziehen. „Warum soll ich so eilig tun? Es schickt sich nicht, daß ich fortgehe, als wäre ich auf der Flucht." — „Wir dürfen nicht länger hierbleiben." — „Warum willst du überhaupt fortziehen?" Die Frau wußte keinen rechten Grund anzugeben. Der Mann zeigte sich eigensinnig. Yangiwana mußte nachgeben und bleiben.

Während der Nacht hörten sie mehrmals einen seltsamen Vogelruf, manchmal vom Walde her, manchmal ganz nahe beim Zelt. Der Mann ging hinaus, um zu sehen, was es sei. Aber er fand nichts. Er schlief dann ein. Die Frau vermochte nicht zu schlafen. Immer hörte sie den Lockruf, er drang mit unwiderstehlicher Macht zu ihr. Als es schon spät nach Mitternacht war, stand sie auf und ging hinaus. Sie ging auf den Wald zu. Dort fand sie Haidunyi, und er bemächtigte sich ihrer. Sie vermochte nicht zu schreien oder sich zu wehren. Ganz ohne Willen war sie geworden.

Noch ehe der Morgen kam, erschien Haidunyi am Lager seines Freundes Labun. Er sprach: „Du mußt noch einmal mit dem Fremden spielen. Ich gebe dir, was ich habe, um das Spiel zu beginnen. Schicke gleich jemand hin und laß ihn auffordern." — „Mein Freund, du hast gesehen, wie es ging. Ich kann nichts gegen ihn ausrichten. Soll ich auch dich noch arm und unglücklich machen?" — „Spiele noch einmal mit ihm. Ich weiß, daß du jetzt gewinnen wirst. Und wenn er alles verloren hat, so fordere, daß er seine Frau einsetzt. Die sollst du dann mir geben, dafür, daß ich dir jetzt den Einsatz zum Spielbeginn gebe."

Haidunyi überredet seinen Freund Labun, noch einmal gegen das Glückskind Pankwa zu spielen.

Sie spielten wieder. Und von Anfang an ging alles gegen Pankwa. Er verlor und verlor. Er mußte immer wieder nach Hause schicken und neue Einsätze bringen lassen. Einmal sprach der Bote, als er zurückkam, seine Frau lasse ihn bitten, nicht weiterzuspielen. Da lachten die anderen rings im Kreise; das Spiel ging weiter. Schließlich hatte Pankwa alles verloren, den ganzen früheren Gewinn und seinen ganzen Besitz.

Er stand auf. „Nun kannst du ja zufrieden sein. Laß mich jetzt fortziehen. Ich werde nie wieder spielen." — „Nein, halt!" rief der andere und hielt ihm den Stümmel seines linken Armes entgegen. „Ich habe, als es mir schlecht ging, dir meine Frau angeboten. Ich verlange nun, daß du das gleiche tust." — „Willst du auch meine Hand abhacken? Hier, schlag sie mir herunter, ohne zu spielen." — „Um deine Hand ist mir es nicht zu tun. Die Frau sollst du einsetzen."

Die Zuschauer nahmen Partei für Labun. Da mußte Pankwa noch einmal spielen. Er achtete aber diesmal kaum auf das Spiel; er wußte, daß er verlieren würde. Dann stand er auf und ging allein zum anderen Ende des Dorfes hinaus.

Haidunyi dagegen lief sogleich hin, um Yangiwana zu holen. Er sagte ihr, was geschehen war, und daß sie nun ihm gehöre. „Es ist gut," sprach sie, „laß mich die Nacht noch hier im Zelte bleiben." — „Wie du willst, doch dann muß ich auch hierbleiben." — Er blieb dort. Er legte sich zu ihr. Am nächsten Morgen fand man ihn als Leiche. Yangiwana hatte ihm, während er schlief, ein Hirschhorn in das Ohr getrieben. Sie selbst lag ein Stück außen im Walde tot. Sie war von ihrer eigenen Hand gestorben.

Die Liebeserklärung

Sketch von Franz Adam Beyerlein

Personen: Raimund, der gottbegnadete Tenor. Nina, seine Frau. Liane. Der Vorhang.

Der Sketch geht im Unterrichtszimmer Raimunds vor sich. Der ganze Raum, vernachlässigt, verschlampt, ekelt sich irgendwie vor sich selbst. Von den Wänden schaut der große Sänger zwischen spinnwebumwobenen Lorbeerkränzen mehrfach hernieder. Ein Spieglein an der Wand. Inmitten der abgestoßenen Möbel spielen sich der Flügel und ein breiter Diwan prahlerisch auf. Das Zimmer hat zwei Türen, den Haupteingang und seitwärts einen, vor dem sich ein dicker, schwerer, angestaubter Vorhang langweilt.

Ein Schlüssel schreit im Schloß. Durch den Vorhang hindurch tritt Nina ein, in Mantel und Hut.

Nina (hastig): Wie das kreischt! Zu dumm! — Er weiß ja nicht, daß er den Schlüssel zu dieser Nebenhöhle verloren hat, und daß ich ihn gefunden habe. Aber das Schloß hätt' ich ölen müssen. Das hab' ich vergessen. — Na. Noch so! Auf etwas mehr oder weniger Lärm kommt es nicht an. (Sie bringt einen Revolver aus ihrer Ledertasche zum Vorschein.) Dieses Schaf von einem Waffenhändler! Ich würde mich doch nicht etwa selber erschießen wollen? — „Ich — mich?“ hab' ich geantwortet. „O nein!“ — Aber es ist wirklich einfach mit so einem Revolver. (Sie hantiert außerordentlich ungeschickt mit der Waffe; sie wird sie bestimmt fallen lassen, wenn es knallt.) Man hält hin — so! — und drückt ab. Man muß einfach treffen. Ich — ich werde treffen! Hier — hinter diesem Vorhang hervor! Ihn und sie! In der Umarmung! Im Rausch! — Ah! Diese Liane! Immer kommt sie mir in die Quere! Jetzt auch noch mit meinem Mann! (fanatisch) Sie und — er! Warum hat er einen so miserablen Geschmack! (Vor dem Spiegel.) Was zieht man eigentlich im Gerichtssaal an? „Die Rächerin ihrer Frauenehre“ — ist das — Schwarz? Nein. Dunkelgrünes Tuch mit Breitschwanz oder Nerz. Oder besser ganz dunkelroten Brokat mit mattem Gold. (Sie horcht auf.) Sie kommen. (Behende verschwindet sie hinter dem Vorhang.)

Raimund (kommt durch die Haupttür und wirft seinen Pelz auf einen Stuhl): Da. (Dann tritt er vor den Spiegel und kämmt sich das schon etwas gelichtete Haar.) Na? — Wo bleibt sie denn?

Liane (betritt hastig das Zimmer durch die Haupttür).

Raimund (auf sie zu): Geliebtes! (Danach geht er zur Tür und schließt sie ab.) So!

Liane (setzt sich pustend, just auf den Pelz).

Raimund: Verzeih! Mein Mantel.

Liane: Entschuldige! — Diese Stufen! Es ist nicht sehr galant von dir, daß du den Fahrstuhl nimmst und mich die Treppen steigen heißest.

Raimund: Erlaube. Wenn wir nicht zusammen gesehen sein wollen und ich vor dir hier sein soll, dann mußte es wohl sein. Nun aber, Kind, leg' erst mal ab! (Er hilft ihr aus dem Mantel.) So. (Danach küßt er sie mit spitzen Lippen.)

Der Vorhang (merkt auf).

Raimund: Daß ihr euch auch noch schminken müßt!

Liane (vor dem Spiegel): Und ihr — auf dem Theater?

Raimund: Da küßt man sich nicht.

Liane (lacht).

Raimund: Ich meine — auf der Bühne, geschminkt. Brr! (Er zieht Liane auf den Diwan.) Aber ich weiß schon Stellen, wo du nicht geschminkt bist, Liebste! (Er küßt ihr Hand, Arm und Hals.)

Der Vorhang (empört sich).

Liane (wehrt sich schmachtend): Du irritierst mich!

Raimund: Du bist schön, Liane! Wunder-, wunderschön!

Der Vorhang (rast; die Mündung eines Revolvers schaut hervor).

Liane (steht vom Diwan auf): Nein, ich will nicht. Nicht heute. — Ich habe mit dir zu reden.

Der Vorhang (beruhigt und schließt sich).

Raimund (ernüchtert, mißgelaunt): Bitte. — Na, so sprich doch! — Was ist?

Liane: Also — kurz gesagt — du sollst dich scheiden lassen. Ich natürlich auch — und dann wollen wir uns heiraten.

Der Vorhang (erschrickt leise).

Raimund: Aber —

Liane: Erlaube! Laß mich ausreden. Du weißt, ich bin reich.

Raimund: Ich weiß.

Liane: Und unabhängig. Jawohl, vollkommen unabhängig.

Raimund: Na höre mal, dein Mann —?

Liane: Mein Mann befindet sich augenblicklich in einer — sagen wir mal — seelischen Disposition, die mir seine Einwilligung geradezu verbürgt. Man muß diese Situation ausnützen. Also — willst du?

Der Vorhang (zittert bange).

Raimund: Eine Gegenfrage vorher, Liane: Wozu dies alles? Ist es nicht ganz gut so, wie es ist? Wozu der Umstand? Und — und wir wollen uns doch nichts vormachen. Ich bin doch nicht deine erste Liebe.

Liane: Doch. Ich schwöre es. Und meine letzte.

Raimund: Und dieser Klavierfritze mit der Lockenmähne?

Liane: Ach, auf den warst du von je eifersüchtig! Aber du! Du liebst mich doch ganz allein? Nicht wahr?

Raimund: Selbstverständlich. Immer hab' ich dich geliebt.

Liane: Und du wirst mich ewig lieben?

Raimund: Ganz sicher.

Der Vorhang (lächelt wehmütig).

Liane: Also. Dann ist alles entschieden!

Raimund: Aber wieso und warum nur?

Liane: Diese Heimlichkeiten hier ertrag' ich nicht länger! Sie entwürdigen unsre Liebe, und außerdem desillusionieren sie.

Raimund: Erlaube! Wir haben hier Stunden verbracht, Liane — Stunden! Erinnere dich, Liane! (Er umfaßt sie und küßt sie stürmisch.)

Der Vorhang (braust neuerdings auf).

Liane (sieht ringsum und rümpft die Nase).

Raimund: Zugegeben. Es könnte schöner hier sein. Aber sicherer ist es nirgends sonst. Oh, ich wußte wohl, warum ich in einem großen Geschäftshaus mietete.

Der Vorhang (nickt sarkastisch).

Raimund (fast schwärmend): Und dieses hier — wie ist es so solide gebaut! Über uns sitzen sechzig Weißnäherinnen und nähen an sechzig elektrischen Nähmaschinen Hemdhosen — hörst du einen Ton von ihnen? Nebenan haben neulich die Gläubiger den Inhaber eines Lombardhauses, einen Gauner erster Sorte, halbtot geschlagen — ich brachte zu derselben Stunde einer Schülerin Robert Schumanns „Mondnacht“ bei. Ich kann beim Unterricht donnern, brüllen, und du, Liane, (heimlich) kannst seufzen — ach, du seufzest hinreißend! — kein Mensch hört uns. Und wie verschwindest du in diesem Kommen und Gehen! Nie fällst du auf. Zwei Türen links ist eine Film-G. m. b. H. — ich sage dir, es treten da Damen auf! (Er pfeift hochachtungsvoll.) Die dritte Tür rechts dann ist ein Rauchwarenkommissionsgeschäft. Wenn du gescheit bist, Liane, kaufst du dir deine Zobelfelle dort und läßt dir den Pelz bei einem erstklassigen Kürschner machen — du sparst fünfzig Prozent! Und daneben wohnt Doktor Schiefer, der erste Scheidungsanwalt, den es in der Stadt gibt! (Er erschrickt und verstummt jäh.)

Liane: Da sind wir ja wieder beim Thema. — Willst du also? Willst du dich scheiden lassen?

Der Vorhang (zittert).

Raimund: Liane —

Liane: Ja oder nein?

Der Vorhang (verharrt atemlos; die Mündung des Revolvers hebt sich langsam).

Raimund: Nein denn.

Der Vorhang (seufzt erleichtert; der Revolver zieht sich zurück).

Liane (tonlos): Warum nicht?

Raimund: Ich **will** mich nicht von meiner Frau trennen.

Der Vorhang (lacht und weint durcheinander).

Liane: Du liebst sie? Immer noch? Mehr als mich?

Raimund: N—nein. Oder ja. Jedenfalls anders, ganz anders als dich.

Liane: Sie hat dir Hörner aufgesetzt, mein Lieber. Fulminante, exorbitante Hörner!

Der Vorhang (protestiert entrüstet).

Raimund: Wieso? Ja?

Liane (zischt ihm zu): Der Klavierfritze mit der Lockenmähne!

Der Vorhang (schämt sich sehr).

Raimund (erleichtert): Ach, das hat sie mir selbst gestanden. Ja, glaubst du denn, daß eine Frau nicht auch mal Sehnsucht nach Gesellschaft empfindet, wenn ihr Mann öfters — außen spazierengeht?

Der Vorhang (bejaht gerührt).

Raimund: Hast du es übrigens anders gemacht?

Liane: Oh, das ist etwas ganz anderes. Du bist die große und einzige Leidenschaft meines Lebens. Deine Frau aber — ist eine Schauspielerin. Und nicht einmal eine gute.

Der Vorhang (droht vor Wut zu bersten; der Revolver hebt sich abermals und dräuender denn je).

Raimund (herb und ehrlich): Und weil sie eine Schauspielerin ist — ob gut, ob schlecht, wer kann das sagen? — deshalb gehören wir zusammen. Deshalb lieb' ich sie. Deshalb laß' ich mich nicht scheiden von ihr.

Der Vorhang (sinkt beglückt in sich zusammen; der Revolver gleichfalls).

Raimund: Denn das merke dir! Das sollst du wissen ein für allemal: Wir vom Bau — richtig und echt lieben wir uns nur untereinander!

Liane: Und ich bin im Begriff, dir meine ganze Existenz zu opfern!

Raimund: Du? Wer bist denn du? Bist du eine einzige Stunde mit mir traurig, verzagt, hoffnungslos gewesen? — Nein! Immer vergnügt, immer verliebt, immer strahlend!

Liane: Ja, ich bin stolz auf dich!

Raimund: Ja, ich gehöre zu deinem Hofstaat, zu den Sklaven deiner Schönheit! Denn das ist wahr, Liane. Du bist schön, verdammt schön, viel schöner als meine Frau.

Der Vorhang (zuckt schmerzlich zusammen).

Raimund: Aber dennoch! Du und ich — ernstlich, ehrlich, innerlich gehören wir nicht zusammen. Meine Frau aber und ich, wenn — man so miteinander gebangt und gezagt, gehofft und verzweifelt hat, wenn man sich so geliebt und — gehaßt hat — das bindet fest aneinander. Ja, wir sind manchmal wie Hund und Katz, wir laufen auseinander und wieder zusammen und wollen uns vielleicht auch manchmal gegenseitig erschießen —

Der Vorhang (lächelt verneinend).

Raimund: — aber scheiden lassen? — Fällt mir nicht ein.

Liane (schreit): Raimund!

Raimund (immer stärker): Offen heraus: Was bin ich dir mehr als ein Tafelaufsatz? Die Wahrheit, die brutale Wahrheit ist ja doch: dir bedeutet es einen weit größeren Ruhm, mit mir zusammen in der Leute Mäulern zu sein, als mir, dich erobert zu haben. Erobert! Deiner Gefolgschaft eingereiht! Emanzipation der Frau! — Ach! Engagiert euch einen Boxer! Einen Nigger!

Liane (sinkt in die Knie und birgt das Gesicht in den Kissen des Diwans; sie weint und schreit): Aber ich liebe dich! Wie mein Leben. Mehr als mein Leben!

Raimund (schaut überrascht zu ihr nieder): Ja, was soll denn das nun wieder? So war's doch nicht gemeint.

Der Vorhang (enthüllt sich einen Augenblick; das sehr blasse Antlitz Ninas wird sichtbar, es leuchtet und triumphiert — und verschwindet sogleich wieder. Der Vorhang streckt sich befriedigt aus).

(Nicht lange, so hört man einen Schlüssel im Schloß kreischen.)

Liane und Raimund (schrecken zusammen).

Liane (deutet auf die Vorhangstür): Dort!

Raimund: Unmöglich. Den Schlüssel hab' nur ich. Es muß hier sein. (Er läuft zum Haupteingang und geht hinaus.)

Liane (geht durch den Vorhang hindurch und kehrt sogleich mit dem Revolver in der Hand zurück): Das — lag auf dem Tisch — drüben. Geladen. (Sie faßt einen plötzlichen Entschluß.)

Raimund (kommt zurück): Es war nichts, durchaus nichts. — Was hast du da? — Tu das fort!

Liane (richtet den Revolver auf ihre Brust): Willst du nun mir gehören oder nicht?

Raimund: Damit spielt man nicht! Laß das, du! (Er eilt auf sie zu und reißt ihren Arm hoch. Der Schuß geht los.)

Liane (schreckensbleich): Großer Gott, wenn man das gehört hat!

Raimund: Gehört hat es niemand. Aber da oben nähen sechzig jugendliche Weißnäherinnen Hemdhosen. Eine sitzt neben der andern! — Wenn du einer von ihnen durch die Decke —? Aber wo ist denn die Kugel eingeschlagen? — Da ist ja nirgends eine Spur? — Und wie riecht dieses Pulver! (Er betrachtet den Revolver.) — Eine Scheintodpistole! Eine Platzpatrone! (Er weist gebieterisch nach der Tür.) Wir sind fertig. Geh!

Liane (flehend): Raimund, höre mich! Ich will dir alles erklären.

Raimund (die Hand auf der Klinke): Das ist deine große Leidenschaft!

Liane: Ich habe sie dort gefunden! Dort nebenan!

Raimund (lacht nur, eisern und höhnisch).

Liane (rafft sich auf, verweilt eine kurze Spanne vor dem Spiegel und läuft dann brüsk und trotzig hinaus).

Raimund (schließt mit einer verächtlichen Gebärde die Tür hinter ihr. Dann schreitet er zum Vorhang und bringt ihn in Ordnung, so daß seine Falten sauber und zufrieden herabhangen. Er betrachtet noch einmal den Revolver): Das ganze Leben ist eine Platzpatrone.

(Der Vorhang, diesmal der große, fällt.)

Wissen und Leben

Die Kälte in der modernen Lebensmittelhaltung. Bei den Untersuchungen der Eisschrankverhältnisse in den amerikanischen Haushalten durch den Neuyorker Hygieniker Damrau ergab sich, daß die Mehrzahl der Eisschränke sich in wertlosem und unökonomischem Zustand befanden. Wurde beispielsweise an der kühlsten Stelle im Innern eines Eisschrankes die Temperatur festgestellt, so betrug sie etwa 20° C, also viel mehr, als sie eigentlich betragen dürfte. Im Kühlraum sollte eine Temperatur von 7—8° herrschen, keinesfalls darf sie 10° überschreiten. Sonst wird nicht nur der Wert des Eisschrankes hinfällig, sondern er bildet auch eine unmittelbare Gefahr. Man verläßt sich auf seine Fähigkeit, der Verderbnis der Lebensmittel Einhalt zu tun, nimmt aber in Wirklichkeit teilweise verdorbene und daher gifthaltige Lebensmittel heraus. Außerdem wird dadurch ein materieller Schaden gebracht: es wird mehr Eis verbraucht, als nötig wäre, oder bei elektrischen Apparaten steigt der Stromverbrauch zur Kühlhaltung auf das Vielfache. Der Grund für die innere Überwärmung eines Eisschrankes liegt seltener in schlechtem Fabrikat, häufiger in einem Undichtwerden der Türen oder in ungünstiger Aufstellung in der Nähe eines Ofens oder an einer allzu sonnigen Stelle. Die Notwendigkeit der Kühlhaltung von Lebensmitteln wird im übrigen immer mehr erkannt. Kühlräume werden auch im Privathaushalt um so mehr zunehmen, als eine Entlastung der Hausfrau durch Einschränkung des Kochens angestrebt wird. Die Keime in der Milch vermehren sich im Zeitraum von 24 Stunden in einer Temperatur von 10° C vielleicht um das 4 fache, bei 13° um das 6 fache, bei 15° um das 60 fache, bei 20° um das 150 fache — in 48 Stunden hier schon um das 150 000 fache! Zusammen mit dieser Keimvermehrung wird die Milch unbekömmlich, schwer verträglich, schließlich giftig. Die anerkennenswerten Bemühungen um einwandfreie Milchbewahrung bei Gewinnung, Transport und Verteilung dürfen nicht durch ungeeignete Aufbewahrungsart beim Verbraucher selbst unwirksam gemacht werden. Fleisch kann man in Kühlhallen monatelang aufbewahren, ohne daß es Schaden leidet. Um so rascher verdirbt es in der Wärme. Bakterien siedeln sich an und vermehren sich ungeheuer, in 24 Stunden in einer Temperatur von 16° um das 130 fache. Die Disposition des Menschen, der von solchem Fleisch ißt, spielt für die eintretende Erkrankung eine wichtige Rolle: der eine erkrankt rascher, der andere schwerer. Über eine bestimmte Grenze der Keimverderbnis hinaus kommt es jedoch nicht mehr auf die Disposition des Genießenden an; dann erkranken vielmehr alle, die von dem verdorbenen Nahrungsmittel gegessen haben. — Kühlung durch laufendes Wasser, möglichst spätes Holen der Lebensmittel aus den Kühlanlagen der Lebensmittelgeschäfte kann immerhin einigen Ersatz bieten. Die Entwicklung geht aber entschieden zur zunehmenden Einführung von Kühlanlagen auch im Privathaushalt. Um so wichtiger ist die rechtzeitige Erkenntnis, wenn an einer solchen Anlage etwas nicht in Ordnung ist. Dr. W. Schweisheimer.

Adrenalin, das Sekret der Nebennieren. Zu den Drüsen mit innerer Sekretion — den sogenannten Hormondrüsen — gehören auch die Nebennieren, etwa talergroße Organe, die den Polen der beiden Nieren aufliegen; sie stellen den Hauptteil einer als Nebennierensystem bezeichneten Gruppe kleinerer Drüsen dar. Die Nebennieren sind durchaus lebensnotwendige Organe; bei Entfernung einer Nebenniere wird zwar der Ausfall durch ausgleichende Überentwicklung und Überfunktion der anderen wettgemacht — der Verlust des gesamten Nebennierensystems aber führte bei allen darauf untersuchten Tierarten nach einigen Stunden, spätestens nach wenigen Tagen zum Tode. Welcher Art ist nun eigentlich die lebenswichtige Funktion der Nebennieren? Wie einwandfrei feststeht, wirken sie durch Abscheidung des Adrenalin oder Suprarenin (die wissenschaftliche Bezeichnung für die Nebennieren lautet Glandulae suprarenales); es ist dies das einzige Hormon, dessen chemische Beschaffenheit vollständig erforscht ist, und das daher auf künstlichem Wege hergestellt werden kann. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, die Wirkungen des Nebennierenhormons eingehend zu studieren und so festzustellen, inwieweit die Krankheitserscheinungen bei Entfernung oder Erkrankung der Nebennieren als Adrenalinausfallsfolgen gedeutet werden dürfen. Die bekannteste Wirkung der Adrenalineinspritzung ist wohl die Erweiterung der Pupillen, die auf einer Reizung des sympathischen oder autonomen Nervensystems beruht, von dem der erweiternde Irismuskel versorgt wird. Diese Pupillenreaktion ist so empfindlich, daß man an einem ausgeschnittenen Froschauge dadurch noch das Adrenalin in einer Verdünnung von 1:20000000 nachweisen kann. Eine andere Folge von Adrenalingaben ist die Zusammenziehung der Blutgefäßmuskeln, die ebenfalls schon auf kleinste Dosen hin erfolgt; es lassen sich z. B. beim Frosch schon 0,000 000 00125 g Adrenalin dadurch nachweisen, daß das Blut aus einem durchschnittenen Gefäß langsamer austritt als unter normalen Verhältnissen. Besonders empfindlich reagieren die Gefäße im Bereich der Baucheingeweide, weniger die in Hirn, in Herz und Lungen. Aus diesem Grunde wird das Adrenalin z. B. bei Blutleere im Gehirn mit Erfolg angewandt — es bewirkt eine Verschiebung des Blutes aus dem Bezirk der sich verengernden Eingeweidegefäße zu dem bedrohten blutarmen Hirngebiet. Besonders bedeutungsvoll ist die Wirkung des Adrenalin auf den Stoffwechsel. Bringt man geringe Mengen — Bruchteile eines Milligramms! — in die Blutbahn, so tritt die sogenannte Glykosurie auf, d. h. es wird zuckerhaltiger Harn ausgeschieden. Die Entstehung dieser Glykosurie hat man sich so zu denken, daß das normalerweise in der Leber aufgespeicherte Glykogen ins Blut ausgeschwemmt wird. — Außer diesen kurz geschilderten Wirkungen übt das Adrenalin noch eine ganze Reihe von anderen Einflüssen auf den Organismus aus. So bringt es die Bronchialmuskeln zur Erschlaffung, und es wird deshalb gegebenenfalls dazu verwandt, einen asthmatischen Krampf der Bronchien zu lösen. Zusammenfassend dürfen wir wohl sagen, daß dem Sekret der Nebennieren große Bedeutung für den Organismus zukommt — ist doch die geregelte Tätigkeit vieler Organe seinem Einfluß unterstellt. Aber trotz der Vielseitigkeit der Adrenalinwirkungen müssen wir vermuten, daß die Nebennieren noch ein anderes Hormon produzieren — denn die Symptome der infolge von Entartung der Nebennieren auftretenden Addisonschen Krankheit beim Menschen lassen sich nicht restlos durch Ausfall des Adrenalin verstehen und auch nicht durch Adrenalingaben beseitigen; vor allem werden der Kräfteverfall, die braune Verfärbung der Haut, die Diarrhöen gar nicht durch Adrenalin beeinflußt. Wir dürfen aber hoffen, daß die immer weiter fortschreitende Hormonforschung uns bald auch auf diesem Gebiet Aufklärung bringen wird. S. Hupfer.

Wie das Alter eines Säuglings bestimmt wird. Die Notwendigkeit, das Alter eines Säuglings zu bestimmen, kommt im Leben oft vor. So bei Findlingen. Messung und Wägung reichen dazu bei weitem nicht aus, denn die Kinder entwickeln sich oft ganz verschieden. Zumal kann gerade bei Findlingen die Unterernährung die Sache noch erschweren. In fesselnder Weise schildert H. Bischof („Deutsch. Ztschr. f. d. gesamte gerichtl. Medizin“, 1928) ein vorzügliches Verfahren, wie man das Alter der ganz Kleinen erfahren kann. Es handelt sich um eine in gewissem Sinne ganz spezielle Blutuntersuchung, eigentlich um das Ver-

halten des roten Blutfarbstoffes, des Hämoglobins. Man kann das Hämoglobin durch eine Lösung von Natronlauge leicht zur Zersetzung und Farbenveränderung bringen. Dazu wurde eine Lösung von ganz bestimmter Konzentration, die sich als besonders geeignet erwies, hergestellt und verwendet. Auch das Hämoglobin muß, um richtige Resultate zu erhalten, immer in gleicher und ganz genauer Verdünnung genommen werden. Dies ist natürlich nicht ganz einfach und verlangt sehr präzise Manipulationen, denn der Hämoglobingehalt ist nicht immer und nicht bei allen Menschen der gleiche. Doch gibt es eine gute Methode, die von Ärzten viel angewandt wird, um den Hämoglobingehalt jeweils genau festzustellen, und so läßt sich durch Zusatz von mehr oder weniger Wasser jede gewünschte Konzentration erreichen. Setzt man eine gewisse Blutmenge der Wirkung der Natronlauge aus, so zersetzt sich das Hämoglobin erst nach einer gewissen Zeitdauer. Nun zeigt sich zunächst, daß diese Zersetzung beim Kinde, das eben geboren ist, viel langsamer vor sich geht als z. B. bei dem Blute der Mutter. Und während das Blut, das einem Neugeborenen entnommen ist, bei der angeführten Reaktion erst in 155 Minuten zersetzt wird, verdirbt das Blut eines 10-—11 monatigen Kindes schon in 1¼ Minute. Zwischen diesen Extremen bewegen sich, wie wir jetzt erfahren, entsprechend dem Alter des Säuglings, alle anderen Zeiten: bei einem Kinde von 2—3 Monaten 66 Minuten, von 4—5 Monaten — schon 4¼ Minuten, von 5—6 Monaten nur 3 Minuten, bis beim Kinde von 10—11 Monaten schon die geringste Zersetzungszeit des Blutes, nämlich 1¼ Minute, erreicht wird. Die Reaktion ist scharf und deutlich und ist auch recht präzise. Der größte dabei noch mögliche Fehler kann höchstens um vier Wochen nach der einen oder anderen Seite im Alter des Säuglings täuschen. Äußerst interessant ist noch folgende Beobachtung. Wenn ein Kind zu früh geboren ist, so entspricht die Zeit, die zur Blutzersetzung nötig ist, keineswegs dem Alter des Kindes, gerechnet nach der Geburt. Sondern das Blut verhält sich nach der Zeit der Entwicklung des Kindes, oder genauer gesagt, nach der Zeit, wann das Kind erst geboren werden sollte. So ist die Zeitdauer zum Verderben des Blutes durch Natronlauge z. B. bei einem 5 Monate alten, um zwei Monate zu früh geborenen Kinde nicht etwa 3 Minuten, sondern etwa 60 Minuten, entsprechend einem Alter von nur 3 Monaten. Wenn schon diese Tatsachen an sich wissenschaftlich interessant und bei Vaterschafts- und anderen gerichtlichen Fragen wichtig sind, so ist ihre Bedeutung noch deswegen beachtenswert, weil sich die Altersreaktion mit dem Blut von toten Kindern ebensogenau durchführen läßt wie mit dem von lebenden.

S. Rywosch.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild „Bacchus" hat Karl Streller, Leipzig, gemalt.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 3 österreichischer Feldmarschall, 5 Weltbeherrscherin, 8 Teil des Schiffes, 9 Freistaat in Südamerika, 10 Residenzstadt der Niederlande, 12 tapferer Mann, 13 griechischer Dichter, 15 Zeitabschnitt, 17 Raubvogel, 20 männlicher Vorname, 22 englischer Titel, 24 Kreisstadt in Schleswig, 25 Nebenfluß des Rheins, 26 ital. Gestade, 27 bewaffnete Macht; senkrecht: 1 schwedisches Adelsgeschlecht, 2 bevorzugter Stand, 3 deutscher Dichter, 4 ein Staat der Vereinigten Staaten von Amerika, 6 musikalisches Drama, 7 Himmelskörper, 11 altes ostgermanisches Volk, 12 deutscher Philosoph, 14 Monatsname, 16 Werkzeug, 17 Edelmetall, 18 Königin der Blumen, 19 Fluß in Deutschland, 21 schlechte Eigenschaft, 23 Papiermaß.

Kreisrebus.

Die Reihe der Anfangsbuchstaben der Figurennamen ergibt die Lösung.

Gitterrätsel.

Nach richtiger Anordnung der Buchstaben a a a a a a b b e e h i i l l l l o o o p p p r r s s t t t t z z ergeben sich 3 Wörter, die wagerecht und senkrecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten: Jünger, Pflaster, Komponisten.

Ersatzrätsel.

Kugel — Samson — Barke — Zaun — Vortrag — Karton — Station — Balken — Gesicht — Hagen — Pfeifer

Vorstehende Wörter sind durch Änderung je eines bestimmten Buchstabens in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Dichter.

Rösselsprung.

des	die	rüh	uns	schen	wun
rung	gen	men	de	be	von
er	hat	ter	li	ne	zun
sa	bei	selbst	ge	ei	che
ge	dich	es	ei	freund	die
len	der	kraft	gen	ne	nem
die	schla	tön	speer	se	durch

Umstellrätsel.

Aus nachfolgenden Wörtern sollen durch Umstellen der Buchstaben neue Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach gelesen, einen oft zitierten Satz nennen:

Schub — Seil — Blei — Nord — Braun — Regen — Rang — Siam — Ranke — Rancho — Fahne — Gurt — Lauf — Ader — Lese — Rain.

Deutlich.

Vereint wird es gesetzt.
Getrennt sag' ich es jetzt.

Homonym.

Ihr sollt es der kleinen Brigitte
Ein Ei, aber nicht ihre Bitte.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4359.

Magisches Kreuz: 1 Bismarck, 2 Armbrust, 3 Stargard, 4 Peruaner.

Silbenrätsel: 1 Einstein, 2 Irene, 3 Nebukadnezar, 4 Grenadier, 5 Atlantis, 6 Nesseltuch, 7 Ziegenbart, 8 Enzian, 9 Sundasee, 10 Brahmane, 11 Ungarn, 12 Chinchilla, 13 Elias. „Ein ganzes Buch — ein ganzes Leben."

Sprichworträtsel: Wie du mir, so ich dir.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Schiller, 5 Dame, 6 Egon, 8 Urne, 11 Ire, 13 rar, 14 Siesta, 15 Simson, 16 Ute, 18 Gig, 20 Brut, 22 Gala, 23 Omen, 24 Nereiden; senkrecht: 1 Saar, 2 Heu, 3 Lee, 4 Roma, 5 Duisburg, 7 Norwegen, 9 Römer, 10 Nassau, 12 Esse, 13 Rang, 17 Tran, 19 Iren, 20 Bar, 21 Tod.

Zahlenrätsel:

a KREUZNACH
b RECHEN
c EHRE
d UHR
e ZUCKER
f NECKAR
g AACHEN
h CHUR
i HERZ

Wortumwandlungsrätsel: 1 **S**udan, 2 **E**ngel, 3 **P**irna, 4 **T**raum, 5 **E**idam, 6 **M**aler, 7 **B**arde, 8 **E**nkel, 9 **R**uder.

Viersilbig: Freudentränen.

Zahlenschaukelspiel: Es sind genau 15 verschiedene Möglichkeiten des Passierens der tiefsten Stellung bei 4 Schaukeln A, B, C, D denkbar, und zwar: 1. A, B, C, D passieren je einzeln die tiefste Stellung = 4 Möglichkeiten; 2. A, B, C, D passieren je zu zweien gleichzeitig die tiefste Stellung, und zwar: A und B, A und C, A und D, B und C, B und D, C und D = 6 Möglichkeiten; 3. A, B, C, D passieren zu je dreien gleichzeitig die tiefste Stellung, und zwar: A, B und C, A, B und D, A, C und D, B, C und D = 4 Möglichkeiten; und 4. A, B, C, D passieren alle 4 gleichzeitig die tiefste Stellung = 1 Möglichkeit; insgesamt 15 Möglichkeiten.

Wie edler Wein

erst bei längerer Lagerung seine überragenden Eigenschaften entwickelt,

SO auch der aus erlesenen Weinen mit äusserster Sorgfalt erzeugte

Asbach Uralt

J·D·C

Seine Lagerung geschieht auf Eichenholzfässern besonderer Beschaffenheit. Die gewaltigen Bestände und technischen Mustereinrichtungen zu Rüdesheim am Rhein bilden

eine Sehenswürdigkeit Deutschlands

Ein schnelles und sicheres Mittel

gegen lästige Transpiration in der Achselhöhle . . .

Viele Jahre hindurch litt die gesamte Frauenwelt unter den lästigen Begleiterscheinungen starker Transpiration in der Achselhöhle, Feuchtigkeit, üblem Geruch.

Bis es endlich gelungen ist, nach ärztlicher Vorschrift ein vorzügliches antiseptisches Toilet-Wasser herzustellen, das schnell, nachhaltig und absolut sicher die Feuchtigkeit beseitigt und dennoch die gesunde Arbeit der übrigen Drüsen in keiner Weise gefährdet.

In Parfümerien, Drogerien, Aphotheken, Friseur- und allen einschlägigen Geschäften ist Odo-ro-no (flüssig) für 2.25, 3.75 und 7.50 Mk., Odo-ro-no Creme für 1.75 Mk. zu haben.

Bei sportlichen Anstrengungen, b. Tanz verhütet Odo-ro-no — zweimal wöchentlich in der Achselhöhle aufgetragen — jede Transpiration und den geringsten Geruch

ODO-RO-NO

Senden Sie diesen Abschnitt ein!

Importhaus Van Dam, Kom.-Ges., Abt. JZ 13, Berlin, Leipziger Str. 72—74.
Bitte senden Sie mir eine Probe Odo-ro-no.
Ich füge 20 Pfennige in Briefmarken bei.

Name ....

Adresse ....

Bowlen und Pünsche.

Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit.

4. Auflage. Gebunden 4.– RM.

Enthält 282 Rezepte.

Dieses altbekannte, seit vielen Jahren weitverbreitete, bewährte Rezeptbuch ist für jedermann unentbehrlich.

Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Rein

Rein's Durchschreibe-Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.
Kartenregister.

Weber

Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die

LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG

aufzuweisen hat.

VORWERK=TEPPICHE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN
VORWERK
VORWERK & Co. BARMEN

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Matzmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

KNABE

VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG

NR. 4361. 171. BAND A.A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 11. OKTOBER 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4361. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 11. Oktober 1928.

Der deutsche Alpenwagen.

Es gibt keinen schlüssigeren Maßstab für die Bewertung der Fahreigenschaften eines Wagens als sein Verhalten auf den Pässen der Hochalpen. Hier erst zeigt sich, ob der Wagen einer tagelang andauernden Höchstbeanspruchung, die alle Teile des Fahrzeugs anspannt, gewachsen ist, denn solche Hochgebirgsfahrten setzen einen besonderen Gütegrad, auch bei den scheinbar unwichtigsten Teilen des Fahrzeugs voraus. Unter den großen internationalen Marken, die sich im Alpengelände auszeichnen, ragt der Wanderer-Wagen als Prominenter erster Ordnung hervor. Den älteren Sportsleuten sind sicherlich noch die phänomenalen Leistungen im Gedächtnis, die von den Wanderer-Wagen auf der großen Internationalen Alpenfahrt 1914 gezeigt wurden, wo die kaum fünfpferdigen Fahrzeuge so Unerhörtes vollbrachten, daß alle Welt voll Bewunderung davon sprach. In welch ungewöhnlichem Maße die Wanderer-Wagen alle Erwartungen übertrafen, geht mit zweifelsfreier Klarheit aus der Tatsache hervor, daß sie die volle Katschberg-Strecke, für die ihnen eine Fahrzeit von 40 Minuten eingeräumt war, im dritten Teil dieser Zeit, genau in 13 bzw. 16 Minuten, zurücklegten. Seit dieser Zeit ist diese Marke stets bevorzugt, wenn es sich darum handelt, gebirgiges Gelände im Automobil zu bereisen und in den 14 Jahren, die inzwischen verflossen sind, haben die Wanderer-Werke eine Fülle von Anerkennungen erhalten, die immer wieder die einzigartige Bergsteigefähigkeit des Wanderer-Wagens begeistert hervorheben. Aus dieser Entwicklung heraus ist auch der große Erfolg geradezu selbstverständlich, den die Wanderer-Wagen in der Internationalen Alpenfahrt 1928 davongetragen haben. Bekanntlich wurde diese Fahrt von zwei 8/40 PS Wanderer-Wagen, die unter den teilnehmenden deutschen, amerikanischen, schweizerischen, italienischen und belgischen Wagen den kleinsten Zylinder-Inhalt aufwiesen, in Bestzeit zurückgelegt. Wie gewaltig diese Bergprüfung war und welch ungeheuren Ansprüche an Motor, Getriebe, Kühlung, Federn, Rahmen und Bremsen gestellt wurden, ist daraus ersichtlich, daß die an einem einzigen Tage zu bewältigenden Steigungen die Mont-Blanc-Höhe überschritten und annähernd die Höhe des Mount-Everest erreichten. Diese schwerste aller Alpenfahrten verdient mit Recht die Bezeichnung „Zerreiß-Probe im Quadrat", denn sie war ein 5tägiges Rennen auf steilen Alpenstraßen mit 10- bis 20prozentigen Steigungen, zahllosen schmalen Kurven und unübersichtlichen Kehren, die vielfach in einem Schwung nicht genommen werden konnten, zerfahrenen Wegen mit mörderischem Staub, engen Gassen und starkem Verkehr. Die Besteigung des Stilfser-Jochs, der höchsten Straße der Welt und des Katschbergs als einer der steilsten Steigungen sind als besondere Glanzpunkte dieser harten Prüfung anzusprechen. Was die serienmäßigen Wanderer-Wagen mit ihrem kleinen Zylinder-Inhalt hier vollbrachten, wird von der gesamten Fachwelt als bewunderungswürdige Spitzenleistung bezeichnet und als Tat gerühmt, die zur Wirklichkeit machte, was man für unmöglich gehalten hatte. Der unerbittlich hohe Qualitätsanspruch, den die Wanderer-Werke an ihr eigenes Erzeugnis stellen, hat, wie die Alpenfahrt von neuem beweist, den Wanderer-Wagen zu einer Vollkommenheit und Hochleistungsfähigkeit entwickelt, die den strengsten Anforderungen strapaziöser Fahrten spielend gerecht wird.

Allgemeine Notizen.

Preisausschreiben der Kant-Gesellschaft. Über das Thema „Die Psychologie des Glaubens“ sollen Untersuchungen geliefert werden, die in ihrer Methode ausgesprochenermaßen den Charakter einer strengen empirischen Tatsachenforschung tragen. Für die drei besten Arbeiten stehen an Preisen insgesamt 10000 Mark zur Verfügung. Die Bewerbungsschriften sind bis 31. Dezember 1929 beim Kuratorium der Universität Halle einzureichen.

Erforschung der Fischkonservierung. An der Westküste Schwedens, in Lysekil, ist ein wissenschaftliches Institut zur Erforschung der Fischkonservierungsmethoden und zur Beratung der Fischerei-Industrie gegründet worden. Dasselbe wird ein Salzwasseraquarium, eine Abteilung für Tiefseeforschung und für die Technik der Fischerei erhalten. Der Fischkonservierung und der Imprägnierung der Fischnetze soll das Hauptaugenmerk zugewendet werden.

Ein Napoleon-Museum. Vor kurzem wurde das Haus auf der Insel Aix, in welchem Napoleon die letzte Nacht vor seiner Abreise in die Verbannung auf St. Helena verbrachte, als Napoleon-Museum eingeweiht. Das bisher vernachlässigte Haus ist durch die Bemühungen des Barons Gourgaud, einem Enkel jenes Generals, der die Verbannung Napoleons teilte, zu einem Museum eingerichtet und mit wertvollen Erinnerungen aus der Zeit Napoleons ausgestattet worden.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Diese, das Vertrauen aller maßgebenden Stellen besitzende Stiftung erläßt nachfolgenden Aufruf. „Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist sie Schirmherr und Herold des guten Buches. Heute gilt es, den deutschen Brüdern, den deutschen Schulen in den Grenzlanden und im Ausland deutsche Büchereien einzurichten, nach denen sie so dringend verlangen, die ihnen das wertvollste geistige Bindemittel mit der Heimat bedeuten. Über 500000 Bände hat die Stiftung 1926/27 im Inland verteilt und ins Ausland gesandt, ein Tropfen war's auf einen heißen Stein. Durchgreifende Hilfe tut not. Fünfhundert Auslandsbüchereien im Werte von je 100 Rm. sollen zunächst eingerichtet werden. Das deutsche Buch ist der Träger des deutschen Gedanlens in der Welt. In der nächsten Zeit werden Mitarbeiter und Freunde der Stiftung allenthalben werben. Ein gestempelter Ausweis ist ihre Legitimation. Beiträge werden auf die Konten der

Stiftung: Postscheckkonto Hamburg 737; Deutsche Bank Filiale Hamburg, Depositenkasse H.; Hamburger Sparkasse von 1827 erbeten. Die Spender werden über das Ergebnis der Sammlung unterrichtet; die Bücher gehen mit dem Namen der Spender hinaus.“ Viele amtliche Stellen, Verbände und Führer unseres Geistes- und Wirtschaftslebens stehen hinter diesem Aufruf, dem voller Erfolg im Interesse unserer Auslandsdeutschen zu wünschen ist.

Im Auto quer durch Afrika in 40 Tagen. Der junge Südafrikaner Mr. Gerald Bouwer, der in seinem Chrysler „72“ bereits die Strecke Kapstadt—London zurücklegte, befindet sich jetzt auf dem Rückweg nach Kapstadt, wobei er einen Schnelligkeitsrekord quer durch Afrika aufzustellen beabsichtigt. Die letzten Nachrichten von ihm stammen aus Karthoum. Kurz hinter Kairo hörte Mr. Bouwer ein Rascheln hinter sich. Als er sich umsah, gewahrte er zu seinem Erstaunen unter dem Schlafsack Kopf und Schulter eines jungen Mannes. Der unvermutete Passagier erklärte Mr. Bouwer, daß er mit ihm nach Kapstadt fahren wolle. Da er aber vorausgesetzt habe, daß ihm eine offene Bitte abgelehnt werden würde, habe er sich einfach eine Schiffskarte nach Ägypten genommen und sich wenige Stunden vor der Abfahrt aus Kairo im Wagen versteckt. Dieser junge Mann dürfte wohl der erste blinde Passagier bei einer derartigen transkontinentalen Autoreise sein. Mr. Bouwer, selbst ein unternehmungslustiger Mann, gefiel das Draufgängertum seines ungebetenen Gastes ausgezeichnet. Und da dieser sich als Südafrikaner aus Kapstadt entpuppte, der seine Ferien in Europa verbracht hatte, erlaubte er ihm, auch weiterhin mitzufahren. Vorläufig ging die Reise ohne irgendwelche Unfälle oder sonstige bemerkenswerte Ereignisse von statten. Von Wadi Halfa fuhr man nach Khartoum, und zwar kam Mr. Bouwer dort zwei Tage vor dem programmäßigen Datum an. Er dürfte in der ersten Oktoberwoche Kapstadt erreicht haben, bei weitem vor der festgesetzten Frist, die am 11. Oktober abläuft. Bei der Durchquerung der Wüste hatte ein ungeheurer Sandsturm, der ein Vorwärtskommen völlig unmöglich machte, zu einem zweistündigen Aufenthalt gezwungen. Der berühmte Sudan-Expreß wurde um eine Stunde geschlagen und während fünfzehn Kilometern fuhr der Chrysler mit einem Stundendurchschnitt von 110 Kilometern, was seiner Leistung auf der Rennbahn zu Brooklands gleichkommt.

ART. KRUPP BERNDORF

Nicht prunkvolle Auffälligkeit, sondern Feinheit und Güte des Materials, verbunden mit einer edlen, einfachen Linienführung bestimmen heute die Kostbarkeit eines Gebrauchsgegenstandes. Unsere Service haben außen und innen vollkommen glatte, zweckmäßige Formen, die eine leichte Füllung, Entleerung und Reinigung gestatten. Das harte, rein weiße Metall ist mit einer garantiert schweren Silberauflage versehen und gegen Bruch, Verbeulen oder Verbiegen äußerst widerstandsfähig.

BERNDORFER SERVICE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6. München, Weinstraße 4. Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21. Prag, Ulice 28 rijna 11. Budapest IV., Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N. Luzern, Murbacherstraße 1. Mailand, Via Pergolesi 8-10. Bukarest, Strada Cazarmei 89.

BERNDORFER METALLWARENFABRIK ARTHUR KRUPP A.G. BERNDORF N.Ö.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

EIN REIZVOLLES, TROPISCHEN GEFILDEN ÄHNELNDES STÜCK ELBLANDSCHAFT UNTERHALB ARNEBURG (ALTMARK): DURCHBLICK VOM BURGBERG-PLATEAU AUS

(Phot. C. J. Wolf, Lüttgenziatz.)

Ein Bild, wie man es am 2. und 3. Oktober in Deutschland vielerorts sehen konnte: Begrüßung des „Graf Zeppelin“ durch die Bevölkerung, die sich zahlreich auf den Dächern eingefunden hatte (Berlin). Nach einer 34stündigen Fahrt über Bamberg, Würzburg, Mainz, das Rheinland, Holland, England, Hamburg, Berlin, Leipzig und Dresden landete das Luftschiff am 3. Oktober wohlbehalten in Friedrichshafen. — Im Oval: Von der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung in Müncheberg bei Berlin am 29. September: (Von rechts aus) Prof. Dr. Baur, der Leiter der neuen Anstalt, mit seiner Gattin und Reichsernährungsminister Dietrich nach der Eröffnungsfeier.

TAGBLATT

Das Ende der ältesten märkischen Garnison: Vor dem Ausmarsch der in Prenzlau, der Hauptstadt der Ukermark, garnisoniert gewesenen zwei Reichswehrkompanien am 30. September, deren Standort nach Neuruppin (Brandenburg) verlegt wurde. — Links Mitte: Stuttgart im Zeichen des Hochhauses: Das neuerrichtete Turmhaus des „Stuttgarter Neuen Tagblatts“ (Architekt Oßwald).

Links: Eine würdige und schöne Stätte der Gefallenenehrung in Kassel: Die Gedächtnishalle, die die oberste Terrasse des Ehrenmals abschließt, mit dem Sautterschen Marmor-Bildwerk „Der Gefallene“. (Phot. Eberth.) Die terrassenförmig angeordnete Kriegergedächtnisstätte für die gefallenen Söhne Kurhessens ist aus einer alten verfallenen gartenarchitektonischen Anlage am Abhang der Schönen Aussicht hervorgegangen. — Rechts: Ein neues Werk der Kirchenarchitektur: Die vor kurzem fertiggestellte Gedächtniskirche in Neu-Ulm (Schwaben), erbaut von Architekt Dominikus Böhm, Köln. (Phot. Lang, Augsburg.)

EIN WELTREICH AUS ZÜNDHÖLZERN

VON DR. PAUL GRASSMANN, STOCKHOLM

Was kostet ein Streichholz? — In den meisten Ländern ist ein schwieriges Rechenexempel nötig, um den Preis als geringfügigen Bruchteil der niedrigsten Geldeinheit auszudrücken. Das einzelne Zündholz wird als wertlos angesehen, und auch in der Packung ist der Anschaffungspreis so gering, daß dieser Ausgabeposten wohl selbst unter den bescheidensten Verhältnissen keine Rolle bei der Bemessung des Wirtschaftsgeldes spielt.

Aus dem verachteten Zündholz hat Ivar Kreuger (sprich Krüger) ein Weltreich aufgebaut, dem an Ausdehnung nur wenige zur Seite stehen — ein Reich, in dem der Zündholzkönig aus dem fernen Norden niemand neben sich duldet. Über 70 Proz. der gesamten Weltproduktion unterstehen seiner Kontrolle; kein Automobil-, Öl- oder anderer König aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten hat solch dominierenden Einfluß auf eine Ware — eine Ware dazu, die nicht bestimmten Bevölkerungsschichten zugute kommt, sondern die jeder braucht, der Arbeiter wie der Fabrikdirektor, der Eskimo wie der Indianer.

In 40 Ländern stehen dem Trust nicht weniger als 150 Fabriken mit 50000 Arbeitern zur Verfügung. Weit über 1 Milliarde Kronen beträgt das Kapital, das in seinen Unternehmungen angelegt ist. Wer sich an Zahlen berauschen will, der kann berechnen, wie viele Zündhölzer täglich verbraucht werden, und welcher Anteil davon auf den Kreugerkonzern entfällt. Doch er wird gar bald die Hilfe seines Mathematikprofessors in Anspruch nehmen müssen, um mit den notwendigen astronomischen Ziffern hantieren zu können.

Wer ist der Mann, der es fertiggebracht hat, dieses gewaltige Weltreich aufzubauen? — Ivar Kreuger ist noch nicht 50 Jahre alt; seine Familie ist deutschen Ursprungs und vor Jahrhunderten aus der alten Hansastadt Wismar eingewandert. In der Streichholzstadt Jönköping besaß der Vater Ivar Kreugers eine kleine Fabrik; auf dieser Grundlage schuf Kreuger jun. den „Tändstickstrust". Es gelang ihm, die schwedischen Fabriken — die sich bis dahin im inneren Konkurrenzkampf zerfleischt hatten — zusammenzufassen und dann Schritt für Schritt Europa und schließlich die ganze Welt zu erobern.

IVAR KREUGER,
der schwedische Zündholzkönig.

Persönlich kennen auch in seiner Heimat nur wenige den stillen, verschlossenen Mann, der es wenig schätzt, wenn sein Bild oder sein Name in die Zeitung kommt, der als geschickter Regisseur hinter den Kulissen die Fäden leitet, ohne jemals selbst in den Vordergrund zu treten. Stets auf Reisen, stets über neuen Plänen brütend, hat er nicht mal zum Heiraten Zeit gehabt. Ivar Kreuger haßt jede Reklame und hat sie auch nicht nötig. Seine Streichhölzer werden gekauft und verbraucht, auch ohne daß man Propaganda macht.

Doch die Weltherrschaft über Zündhölzer genügte dem Nimmermüden nicht. Nur ungefähr die Hälfte des Gesamtkapitals ist in Zündholzfabriken angebracht, ein beträchtlicher Teil in den Staatsanleihen der Länder, die ein Monopol eingeräumt haben, viele weitere Millionen in Grundstücken — auch in Deutschland — in Erzgruben, Banken, Kalibergwerken und Forsten. Die Frage, wo auf der Welt der Trust sonst noch Interessen hat, ist schwerer zu beantworten als umgekehrt die Frage, wo Svenska Tändsticks A. B., Kreuger & Toll oder die vielen Zweigunternehmungen eigentlich nicht ihre Hände im Spiel haben.

Ohne Zweifel ist die Zusammenballung so mächtiger Wirtschaftskonzerne in einer Hand nicht unbedenklich, zumal, wenn es sich um Waren des täglichen Bedarfs handelt. Für die Allgemeinheit besteht die Hauptgefahr naturgemäß darin, daß ein „Weltmonopol" die Preise willkürlich ins Ungemessene erhöhen kann.

Ganz abgesehen davon, daß Svenska Tändsticks A. B. ein wirkliches Weltmonopol nicht besitzt und nicht besitzen kann, fallen die grundsätzlichen Bedenken beim Schwedentrust deshalb weg, weil es sich zum großen Teil um Staatsmonopole handelt, bei denen die Regierung die Kontrolle über die Preise hat. Die Überlegenheit des Schwedentrusts besteht neben seiner Kapitalkraft und neben dem genialen Organisationsvermögen Ivar Kreugers hauptsächlich in der modernen und billigen Herstellung seiner Erzeugnisse. Die Fabrikation erfolgt in den meisten Ländern in einheimischen Fabriken und mit einheimischen Arbeitskräften, und dem Staate fließen sowohl im Falle des Staatsmonopols als auch im Falle der Einfuhr aus Schweden bedeutende Einnahmen aus Steuern und Zöllen zu.

Ohne Rücksicht darauf, wie man grundsätzlich der Trustfrage gegenübersteht, muß das Werk Ivar Kreugers doch jedem Bewunderung abnötigen. „The coming man of Europe" nannten ihn schon vor Jahren weitschauende amerikanische Finanzleute — jetzt verfolgen alle Börsen der Welt argwöhnisch jeden Schritt des Zündholzkönigs, der in der genialen Verflechtung industrieller und finanzieller Unternehmungen, in der Fähigkeit, fremde Schwächen zu erkennen und auszunützen, an Hugo Stinnes sen. erinnert. In einer Person Fabrikant, Finanzmann, Diplomat — in erster Linie aber großzügiger Organisator — hat Ivar Kreuger der Weltwirtschaft schon manche Überraschung bereitet und wird noch manchesmal von sich hören lassen.

DIE SAKRALE GRUNDLAGE DES JAPANISCHEN KAISERTUMS

VON DR. PAUL OSTWALD

Wer die am 10. November in der alten Kaiserstadt Kioto stattfindenden Krönungsfeierlichkeiten für den Kaiser Hirohito in ihrer Bedeutung für das japanische Volksleben wirklich erfassen will, wer begreifen will, daß Hunderttausende von Japanern aus allen Teilen des Reiches in diesen Tagen nach Kioto eilen, nur um bei den Krönungsfeierlichkeiten zugegen zu sein, wer verstehen will, wie auch dieses Mal die für die Krönungsfeierlichkeiten nötigen großen Summen vom Parlament ohne Debatte und ohne Rücksicht auf die schwierige Finanzlage des Landes genehmigt werden konnten, dem wird das alles nur einleuchten, wenn er sich klar ist über die eigenartige sakrale Grundlage, auf der im japanischen Volksbewußtsein und in der japanischen Volksseele die monarchische Idee ruht. Es ist durchaus unzutreffend, wie es in der Regel geschieht, die Stellung des japanischen Kaisers mit der der römischen Cäsaren zu vergleichen, wenn diese auch die höchste weltliche und priesterliche Macht in ihren Händen vereinigten und göttliche Verehrung beanspruchten. Dem japanischen Volke gilt der Mikado weit mehr, denn er ist, ebenso wie sein Reich, göttlichen Ursprungs. Läßt doch die japanische Schöpfungsgeschichte das japanische Inselreich dadurch entstehen, daß die Götter ihren Juwelenspeer in das Wasser tauchten, um dann durch das herabtropfende Meerwasser, das gerann, Inseln zu schaffen. Als Beherrscherin dieser Inseln erzeugten die Götter die Sonnengöttin Amaterasu, „deren schimmernder Glanz das ganze Universum durchstrahlte". Weil die Götter aber gerade dieses Kind so sehr liebten, wollten sie es nicht auf der Welt lassen, sondern versetzten es in den Himmel, und so sandte die Göttin Amaterasu ihren Enkel Ninigi auf die Erde als deren Beherrscher. Sie gab ihm drei Zeichen seiner göttlichen Macht mit, die noch heute in Japan als die wichtigsten Kroninsignien verehrt werden: den achthändigen Spiegel, der im Sonnentempel von Ise aufbewahrt wird, das Schwert Kusanagi, das sich im Tempel von Atsuta bei Nagoya befindet, und ein kostbares Juwel, das der Kaisertempel zu Tokio beherbergt. Dem Ninigi aber gab Amaterasu den folgenden Befehl mit: „Dieses Land der eintausendfünfhundert herbstlichen Ähren des Schilfgefildes ist die Region, welche meine Nachkommen beherrschen sollen. Gehe du, mein erlauchter Enkel, hin und regiere es! Möge das Blühen und Gedeihen der himmlischen Dynastie wie Himmel und Erde ohne Ende dauern." Der Enkel dieses Ninigi soll nun aber der erste Kaiser Japans, Jimmu, gewesen sein, dessen Regierungszeit in das siebente Jahrhundert v. Chr. verlegt wird. Auf ihn geht die unendliche und ununterbrochene Reihe der japanischen Kaiser zurück, eine Reihe, die somit nach japanischer Auffassung von Unendlichkeit zu Unendlichkeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit reicht, und zwar in der Worte wahrster Bedeutung. Der Artikel 1 der im Jahre 1889 erlassenen japanischen Verfassung heißt darum auch: „Das Kaiserreich Japan soll von einer seit undenklichen Zeiten ununterbrochenen Reihe von Kaisern regiert werden." Wie wenig es sich dabei um leere und konventionelle Phrasen handelt, wie wenig der Artikel 1 etwa im Sinne von Redensarten, wie sie aus dem absolutistischen Zeitalter des Abendlandes auf uns überkommen sind, verstanden werden darf, das zeigt am besten die Auslegung, die Fürst Ito, der Schöpfer der japanischen Verfassung, dem Artikel 1 gegeben hat. Denn in seinem Kommentar zur Verfassung heißt es: „Der Artikel 1 bedeutet, daß sich das japanische Reich identifizieren muß bis zum Ende der Zeiten mit der kaiserlichen Dynastie, die ununterbrochen in ihrer Linie ist, und daß dieser Grundsatz weder in der Vergangenheit anders war noch in Zukunft anders sein wird bis in alle Ewigkeit." Und zu Artikel 3 der Verfassung, der den Kaiser für heilig und unverletzlich erklärt, bemerkt Fürst Ito weiter: „Der heilige Thron wurde errichtet zu der Zeit, als Himmel und Erde sich trennten. Der Kaiser ist vom Himmel gestiegen, göttlich und heilig; er ragt über alle seine Untertanen hinaus. Er muß Verehrung erfahren und ist unersetzlich." Diese Auffassung vom Kaisertum, wie sie Ito vertritt, gilt auch heute noch; sie ist ein feststehendes Dogma, an dem niemand ernstlich zu rütteln wagt, und es ist bezeichnend genug, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, auch Professor Uno sich bei der Eröffnung des deutschen Japan-Instituts klar und deutlich vor aller Welt dazu bekannte. Selbst die christlichen Kreise Japans zeigen uns ein eifriges Bemühen, diese Lehre von der Göttlichkeit des japanischen Kaisers mit christlichen Anschauungen zu verbinden, und sie stellen sich so in einen starken Gegensatz zu den Christen der Römerzeit, die eine göttliche Verehrung der Cäsaren ablehnten und sich dadurch die Feindschaft der Regierung zuzogen. Einer der ältesten japanischen protestantischen Geistlichen erklärte folgendes: „Wenn auch die Aufforderung zur Ahnenverehrung nicht als wesentlicher Bestandteil der christlichen Lehre angesehen werden darf, so steht das doch nicht zu der Anschauung im Gegensatz, daß, als das japanische Reich gegründet wurde, seine ältesten Herrscher in Verbindung mit dem großen Geiste standen, der das Universum beherrschte. Die Christen mögen, ohne dadurch ihrem Glauben Gewalt anzutun, getrost anerkennen, daß die japanische Nation göttlicher Herkunft ist. Wenn wir uns vorstellen, daß die kaiserlichen Ahnen in enger Verbindung mit Gott oder den Göttern standen, werden wir uns auch klar darüber werden, wie heilig das Land ist, in dem wir leben."

Doch wenn wir auch die Behauptungen, Japan sei stets ein von einem göttlichen Kaiser regierter Einheitsstaat gewesen, nur als Legende gelten lassen, um uns auf den festen Boden kritischer Geschichtsforschung zu begeben, so tritt uns hier ebenso die Bedeutung des sakralen Moments in der japanischen Kaisertumsidee entgegen. Denn Japan war in den Anfängen seiner historischen Entwicklung, wie das vor allem der bekannte deutsche Sinologe K. Florenz hat nachweisen können, ein Geschlechterstaat, und wenn unter den verschiedenen Häuptlingen der des Geschlechts von Yamato besonders hervorragte, so lag die Ursache dazu nicht etwa in seiner größeren politischen Macht, sondern allein darin, daß man in ihm eben den Vertreter der Göttin Amaterasu sah. Der Ahnenkult dieses einzelnen Geschlechts wurde in dem Augenblick zu einem allgemeinen, in dem der Sonnen-

Prof. F. H. Ehmke,
Lehrer an der Kunstgewerbeschule in München, bekannter Schriftkünstler und Gebrauchsgraphiker, der am 16. Oktober seinen 50. Geburtstag feiern wird.

Otto Säuberlich,
Mitinhaber der Buchdruckerei Oscar Brandstetter in Leipzig, führende Persönlichkeit des graphischen Gewerbes, seit vielen Jahren Mitglied des Hauptvorstandes vom Deutschen Buchdrucker-Verein (1907—1912 Erster Vorsitzender von dessen Kreis Sachsen), † am 6. Oktober kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres.

Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna,
Gründer der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, Senior der deutschen Vorgeschichtsforschung, beging am 28. September seinen 70. Geburtstag.

Prof. Dr. Fritz Frank,
Leiter des von ihm gegründeten Instituts für Braunkohlen- und Mineralölforschung an der Technischen Hochschule Charlottenburg, der am 27. September sein 60. Lebensjahr vollendete.

kult aus der Wohnung dieses Häuptlings in ein öffentliches Heiligtum verlegt wurde. Wenn dann später die Idee aufkam, daß diesem Kaiser auch die politische Oberherrschaft zukäme, so ist das auf chinesischen Einfluß zurückzuführen, wie ja dann überhaupt im fünften nachchristlichen Jahrhundert die Japaner ihren Staat und ihre Kultur mehr und mehr nach dem chinesischen Beispiel umformten. Aber so stark der chinesische Einfluß war, er vermochte vor allem eins nicht zu beseitigen: das Legitimitätsprinzip. Galt in China der Grundsatz, daß nur der zu der Stellung des Himmelssohnes berufen sei, der sich dazu wirklich befähigt zeigte, „weil der Himmel den Fürsten um des Volkes willen einsetzt", so hielt man in Japan fest an der Auffassung von der göttlichen Dynastie und an dem Glauben an das durch die Götter zur Herrschaft eingesetzte Geschlecht. Nur so ist es auch erklärlich, daß in der Zeit des mittelalterlichen Japans die Schogune, die alle politische Macht besaßen, und in deren Hand tatsächlich die eigentliche Regierung des Landes lag, es doch niemals wagten, den Mikado abzusetzen. Sie hielten sich vielmehr immer nur für Beauftragte des Mikados, und das Volk sah in ihnen nie etwas anderes. Nur dadurch war es dann auch möglich, daß es dem Mikado im Jahre 1868 gelang, das Schogunat zu beseitigen und sich selbst wieder an die Spitze des japanischen Staates zu stellen, in dem er so lange ein Schattendasein geführt hatte.

Es ist natürlich selbstverständlich, daß die Entwicklung Japans zu einem modernen Staatswesen und vor allem zu einem modernen Industriestaat Ideen sozialistischen, anarchistischen und bolschewistischen Ursprungs in den Volksmassen hat Eingang finden lassen. Die Attentate auf den damaligen Prinzregenten und jetzigen Kaiser Hirohito, auf andere Mitglieder der kaiserlichen Familie zeigen zur Genüge, welche feindlichen Elemente der sakralen Idee des japanischen Kaisertums entstanden sind. Dennoch werden wir sie in ihrer Auswirkung nicht zu überschätzen haben, und zwar ebensowenig wie eine Abwendung der gebildeteren und durch die Schule der abendländischen Kultur gegangenen Schichten der Bevölkerung von der seit Jahrhunderten gepflegten Tradition der japanischen Kaiseridee. Der im japanischen Volke zu stark lebendige Nationalstolz, die durch die Familie, den Staat, die Schule und das Militär gepflegte heilige Tradition, läßt den einzelnen nicht aus dem Bann dieses Mythus. Dazu kommt, daß der freien Willensmeinung in dieser Richtung engste Grenzen gezogen sind, denn wie der religiösen Freiheit nach Artikel 28 der Verfassung nur so weit Duldung entgegengebracht wird, „als sie sich mit der öffentlichen Ordnung und Sicherheit und mit den Pflichten der Untertanen verträgt", so hat auch die Wissenschaft auf den Universitäten die Aufgabe, das zu lehren, was für den Staat förderlich ist, „sie hat staatsbürgerliches Denken zu berücksichtigen". So schwer verständlich uns das sein mag, die Tatsache, daß für die große Masse des japanischen Volkes in bezug auf die Tradition des Kaisermythus Glauben und Erkenntnis sich nicht vereinigen lassen, bleibt bestehen. Den Staatseinrichtungen, die dem Wandel der Zeit unterworfen sind, darf sich daher allein die Erkenntnis und die Kritik zuwenden, nicht aber dem Staat an sich und seiner sakral-monarchischen Form.

Diesen Glauben an die sakrale Grundlage des japanischen Kaisertums besonders den ihm feindlichen und durch sozialistische und bolschewistische Propaganda genährten Ideen gegenüber zu stärken, soll natürlich auch die jetzige Krönungsfeierlichkeit dienen. Sie wird darum mit allem Pomp begangen und mit aller Entfaltung der traditionellen Gebräuche. In feierlicher Form wird der gekrönte Kaiser Besitz ergreifen von dem göttlichen Schwert, von dem göttlichen Spiegel und dem göttlichen Juwel, und er wird am folgenden Tage mit seinem Volke das Daijo-Sai begehen und hierbei als neugekrönter Kaiser den kaiserlichen Ahnen das Ernteopfer bringen. Es steht eben hinter dieser bewußten Pflege der kaiserlichen Tradition eine klare politische Erkenntnis, wie sie auch der schon genannte Professor Uno in seinem Vortrag bei der Eröffnung des deutschen Japan-Instituts zum Ausdruck brachte, denn er sagte dort unter anderm: „Bei dem japanischen Volke ist der Staat auf dem Glauben aufgebaut, daß Herrscher und Beherrschte ursprünglich desselben Stammes sind. Der Mikado, der Herrscher, ist das Staatsoberhaupt und zugleich das Familienoberhaupt der Nation. Wir bringen dem Mikado unsere Achtung als seine Untertanen und unsere Liebe als seine Kinder entgegen. Diese Auffassung hat in der Begründungsgeschichte von Japan ihre Wurzel. Hier ist der Ursprung und Quell unseres besonderen nationalen Ethos, das besagt, daß unsere Pflichttreue gegen das Staatsoberhaupt und gegen die Eltern im letzten Grunde ein und dasselbe sind." Auf diesem Übergewicht des Staates und der Familie über den einzelnen, auf dieser engen Verbindung von Staat und Familie, auf der Einheit von Staat und Kaiser beruht, wie seit Jahrhunderten, so auch heute noch, die innere Festigkeit des japanischen Staates. Gingen diese Grundlagen in die Brüche, so wären die innerpolitischen Folgen für Japan nicht abzusehen. Darum aber weiß auch ein so aufgeklärter Kaiser, wie es Hirohito ist, und der sich durch seine Auslandsreise in seiner Kronprinzenzeit, durch seine Heirat u. a. m. schon öfters zu sonstigen Traditionen des japanischen Kaiserhauses in einen scharfen Gegensatz gestellt hat, was er seinem Volke und dessen nationaler Zukunft schuldig ist. Die Krönung in Kioto in aller Form der Tradition zu begehen, ist für ihn heiligste nationale Pflicht, der er sich im Interesse der inneren Geschlossenheit seines Reiches und Volkes, der Stärkung des nationalen Bewußtseins zu unterziehen hat. Der Glaube des japanischen Volkes an seine politische Berufung, an seine staatliche Zukunft, an seine festere sittliche Grundlage, als sie die abendländischen Nationen aufzuweisen haben, an seine kriegerische Unüberwindbarkeit und an seine sonstigen ritterlichen Tugenden wird neu belebt werden. So gesehen aber, wird den Krönungsfeierlichkeiten in Kioto eine politische Bedeutung beizumessen sein, die weit über Japan selbst hinausgreift, denn sie werden zu einer Quelle neuer Kraftentfaltung des japanischen Volkes in dem Kampf um seine Weltmachtbedeutung werden.

Zum 90jährigen Bestehen der Eisenbahn in Preußen: Abfahrt des ersten Eisenbahnzugs der Strecke Berlin—Potsdam auf dem damaligen Potsdamer Bahnhof in Berlin am 29. Oktober 1838.

Ein Jubiläum der Hapag: Der Segler „Deutschland", erstes Passagierschiff der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft, das am 15. Oktober 1848 die Überfahrt nach der Neuen Welt antrat. Ein Vergleich mit den heutigen Ozeanriesen der Gesellschaft zeigt den gewaltigen seitdem erreichten Fortschritt.

Zwei Gedenktage im Reiche des Verkehrs.

Der große Bergsturz am Monte d'Arbino bei Bellinzona (Schweiz) am 2. Oktober: Die Täler des Unheils, das 150 m hoch verschüttete Tal von Arbedo (links), rechts das Val Taglio, in das noch immer Abstürze stattfinden, da der obere Teil des Berges noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Etwa 30 Millionen Kubikmeter Felsmassen sind niedergegangen.

Rechts: Ein doppelter Hauseinsturz in Stralsund am 28. September: Das Chaos an der Unglücksstätte. Die Öffnungen unten links zeigen den Laden, bei dessen Umbau der Einsturz geschah.

Vom Aufenthalt des französischen Unterrichtsministers Herriot in Berlin zwecks Studien über Beethoven: Herriot (rechts), der am 3. Oktober in der Reichshauptstadt eintraf, mit Dr. Robert Lachmann im Musiksaal der Staatlichen Bibliothek in Berlin, wo er für die Dauer seines Besuches für sein in Vorbereitung befindliches Beethoven-Werk arbeiten will. — Rechts: Der erste Ozeanbezwinger als Führer eines Flugzeugveteranen: Oberst Lindbergh in einem veralteten, 1910 konstruierten Modell, mit dem er in Los Angeles seine Kunst zeigte.

Links: Helft euch selbst, wenn's brennt! — Schülerinnen einer Tokioer Mädchenschule bei Feuerlöschübungen im Schulhofe. Diese Selbsthilfevorrichtung ist in der japanischen Hauptstadt sehr angebracht, da dort infolge der leichten Bauart der Häuser Brände nichts Seltenes sind. — Rechts: Besuch eines amerikanischen Automobilindustrie-Kapitäns in Deutschland: Alfred Pritchard Sloan (Mitte), Präsident der General-Motors-Gesellschaft in Detroit (U. S. A.), des größten Automobil-Konzerns der Welt, mit J. D. Mooney (links), Präsident der General-Motors-Export-Gesellschaft in Neuyork, und Generaldirektor Wood, Berlin, bei einer Besichtigung des in Berlin-Borsigwalde befindlichen Werkes der Firma am 5. Oktober.

Ski-Trockenkurse auf dem Sande: Schülerinnen der Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin beim Üben des Stemmbogens.

Die fünf Phasen des Stemmbogens (von links herum): Abstemmen zur Verlangsamung der Fahrt (mit dem talwärts stehenden Ski); Herausstemmen des bergwärts stehenden Skis gegen den Hang; Bogenansatz mit Körpergewichtsverlegung auf den Bergski; Anziehen des anderen Skis; Ende des Bogens.

Auf dem Wege zum Raketenflug: Ein von Raketen getriebenes Flugzeugmodell bei einem wohlgelungenen Flugversuch. Die Haupttragfläche liegt bei diesem von einem Berliner Konstrukteur erbauten Modell hinten, die Steuerfläche dagegen vorn.

Neue Versuche mit Raketenwagen: Das Fahrzeug mit dem eingebauten, deutlich sichtbaren Führersitz in voller Fahrt auf der Eisenbahnstrecke bei Blankenburg (Harz). Hierbei verlor der von der Fa. Eisfeld (Pulver- und Pyrotechnische Fabriken, Silberhütte in Anhalt) eingesetzte Versuchswagen „Rak II" beim zweiten Start die Räder. Nebenstehend: Praktischer Autotransport in U. S. A.: Eisenbahn-Beförderungswagen für Automobile, wie sie eine der großen nordamerikanischen Eisenbahngesellschaften zur Bequemlichkeit der Reisenden eingeführt hat, die nun ihre Wagen ohne besondere Verladeschwierigkeiten auf Reisen mitnehmen können.

Um die deutsche Meisterschaft im Pistolenschießen, veranstaltet am 29. September im Schützenhaus Zehlendorf bei Berlin: Die Teilnehmer der Schnellfeuerkonkurrenz während des Wettbewerbs. In der Mitte der Sieger, Baurat Meyer (deutscher Meister). Hierbei mußten in 9 Sekunden 5 Schüsse auf die Scheibe abgegeben werden. Im Oval: Im harten Endkampf um den Großen Preis von Karlshorst, der am 30. September auf der Rennbahn Karlshorst bei Berlin zum Austrag kam: (Von rechts nach links) „Bandola" unter A. Stolpe und „Dorn II" unter Oberleutnant v. Metzsch, Sieger im toten Rennen; einen Kopf zurück „Immelmann" unter F. Lüder.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(3. Fortsetzung.)

Die beiden Polizeibeamten suchten die angrenzenden Räume ab. Auch Alix, Albert Renee und Nabossy beteuerten, nichts zur Auffindung beitragen zu können.

Sichtlich verärgert, kurz angebunden, empfahl sich der Chef des Sicherheitsdienstes.

Wagemann, wütend, packte im Vorzimmer seinen Hut und nickte nur Alix kurz zu.

Dr. Langen und Hanna, die erst später aus dem Garten kamen, wurden von dem Stand der Dinge ziemlich mürrisch unterrichtet.

Peinliches Schweigen wurde spärlich von gekünstelten Versuchen abgelöst, die Angelegenheit ins Humoristische umzubiegen.

Nabossy verabschiedete sich am Gartentor als letzter von allen. Die anderen wurden unterdessen von Albert Renee, der allein guter Laune schien, im Kraftwagen verstaut, um von ihm selbst in die Stadt gesteuert zu werden. Er hatte im Anschluß daran vor, sich in dem einen oder anderen Nachtlokal für den reichlich ungemütlichen Abend schadlos zu halten.

„Die Briefe," sagte Nabossy mit verhaltener Stimme und, etwas lauter, „gnädige Frau —" während er Alix die Hand küßte — und dann wieder klanglos flüsternd: „hat Ihr Mann an sich genommen!"

*

Es war ziemlich spät am Vormittag, als Albert Renee im Tennisanzug zum Frühstück in den Garten kam, ein junger Gott von fünfunddreißig Jahren, ausgeruht, blühend von Gesundheit, siegesgewiß, ungemein selbstsicher.

„Morgen, Alix."

Er visitierte den gedeckten Tisch, schien zufrieden und wollte mit dem Vertilgen von Kaffee mit Gugelhupf, einigen Buttersemmeln mit Honig und der berühmten Erdbeermarmelade nach ruthenischem Rezept, Spezialität des Hauses, beginnen.

„Gut geschlafen?" fragte Alix, die lange gewartet hatte und nun ihre Erregung zu zähmen suchte, indem sie auf dem Kiesweg auf und ab ging.

„Vorzüglich."

„Gründlich alkoholisiert. Kein Wunder."

„Na, es war nicht so arg. Ich habe grimmigere Schlachten geschlagen." Er säbelte eine mindestens ein Viertelkilo schwere breite Schnitte von dem rosinendurchsetzten Wiener Nationalgebäck herunter.

„Im Morgenblatt wirst du einige Neuigkeiten finden, die uns betreffen."

Albert Renee beeilte sich nicht.

Langsam, während er die Schale zum Munde führte, tastete er nach der Zeitung.

Eine kurze Meldung an der Spitze des Blattes sprach von der bevorstehenden Verhaftung einer führenden Persönlichkeit aus industriellen Kreisen. Ein ausführlicherer Bericht im lokalen Teil wollte von durchaus unterrichteter Seite wissen, daß sich im Zusammenhang mit dem ungeklärten Todesfall in Dornbach, der so viel Staub aufgewirbelt habe, neue Belastungsmomente für den in Frage kommenden Großindustriellen ergeben hätten, so daß die Sicherheitsbehörde genötigt gewesen sei, ihn vorerst unter Bewachung zu stellen. Da es sich um einen Mann von größten Verdiensten um das wirtschaftliche Gedeihen des Staates handle, habe man von der Festnahme einstweilen noch abgesehen.

Albert Renee warf, anscheinend nicht sonderlich überrascht, das Blatt auf die Tischplatte.

„Nun? Was sagst du dazu?" fragte Alix.

„Wenn ich jemals in eine ähnliche Lage kommen sollte wie Wagemann, wünsche ich mir den Doktor Pollack als Untersuchungsbeamten. Dann bin ich schon aus dem Wasser."

„Keine Witze, bitte. Du weißt sehr genau, weshalb diese bedauerliche Wendung eintrat."

„Ich?" Er sah sie flüchtig an. Sein Appetit schien jedenfalls Abbruch gelitten zu haben. Er legte die angebissene Semmel auf den Teller zurück.

„Na, heraus mit der Sprache!"

„Deine Frechheit ist beinahe bewundernswert. Wenn alles zusammengenommen nicht so sehr traurig wäre..."

Albert Renee hatte sich eine Zigarette angezündet. Und sah nun schon ruhiger der allernächsten Zukunft entgegen.

„Erzähle, Liebe, was du weißt, und verbirg mir nichts."

„Du hast die Briefe. Die Briefe Wagemanns an Katjuscha. Du hast sie ihm aus der Smokingtasche gestohlen. Gestern. Ich habe es gesehen."

„Wenn du es gesehen hast... da läßt sich schwer streiten. Merke dir gut: Ich entgegne dir auf deine aus der Luft gegriffene Behauptung, daß die Briefe nicht in meinem Besitz sind. Du mußt dich getäuscht haben. Das ist sozusagen eine offizielle Antwort. Wenn ich mit dir offen reden könnte... unser Verhältnis ist ja leider nicht so, wie es sein sollte zwischen Eheleuten."

„Nicht durch meine Schuld."

„Verhältnisse. Man müßte sich anpassen. Da du deinem früheren Gatten mehr Vertrauen schenkst —"

„Du vergißt, daß er meinen, ich könnte auch sagen: unseren Lebensunterhalt bestreitet."

„Gott, das ist vorübergehend, kann sich morgen ändern."

„Es dauert schon sehr lange. Ein Umschwung ist nicht zu erwarten. Wenn ich also mit dir gegen ihn konspirieren würde, sähe sich dieses Dreieck mehr als fragwürdig an."

„Du übertreibst. Wagemann ist dir in väterlicher Weise zugetan."

„Trotzdem. Es wäre anrüchig. Dafür bin ich nicht zu haben."

„Er will unter anderm verhüten, daß eine Frau, die ihm einst sehr nahegestanden, seinen Namen geführt hat, irgendwie Not leidet."

„Ja, er ist ein Mann."

Albert Renee lächelte verzeihend. Sie sah ihn scharf an.

„Gib die Briefe heraus!"

„Ich sagte bereits: Ich habe sie nicht. Und wenn ich sie hätte — angenommen und keinesfalls zugegeben — was könnten sie ihm groß nützen? Es stehen wahrscheinlich Dinge drinnen, hm, also, liebliche Dinge, erheiternde Dinge, Sächelchen, ja, das ist das richtige Wort: herzige Sächelchen. Um so ergötzlicher, weil sie ein Wagemann schrieb: der Industriegeneral als lockerer Zeisig! Ein Massengelächter. Wien lacht. Ja, so. Gefährlich könnten ihm diese Herzens-, sagen wir deutlicher, erotischen Ergüsse nicht werden."

„Du weißt mindestens so gut wie ich, daß Lächerlichkeit rascher und gründlicher tötet, als eines Verbrechens überwiesen zu werden."

„Wenn es das ist," sagte Albert Renee bedächtig, „das läßt sich verhüten."

„Erpressung?" Sie stand knapp vor ihm, mit geballten Fäusten.

„Nur keine starken Worte, keine Theatralik!" Er nahm noch einen Schluck Kaffee. „Im übrigen: die Briefgeschichte ist ganz unbedeutend. Man wird sich trotzdem an Wagemann nicht herantrauen. Wir wissen doch sehr gut, daß er mit Katjuschas Tod nichts zu tun hat. Wie? Na, also. Kleine Verlegenheit, ein paar Tage Unruhe. Wird sich geben. Wiedersehen, Alix!"

Er hatte nach der Uhr gesehen, ging rasch zum Tor und rief nach dem Chauffeur. So stand er da: letzter Nachkomme eines einst angesehenen und saturierten Wiener Bürgergeschlechts, einer Dynastie von Seidenfabrikanten, die in den Jahren des Aufschwungs nach Achtundvierzig in jeder Beziehung als unerschütterlich gegolten hatte. Das war der Großvater gewesen. Der Vater, kaiserlicher Rat und Ehrenbürger, hatte mehr als leichtes Spiel gehabt; zu leichtes: die aufstrebende, die in die Breite überfließende Großstadt, die wirtschaftliche Abhängigkeit der fremdsprachlichen Provinzen der Monarchie, der alte, wirksame Firmenname begünstigten eine gewisse Laxheit in den Erzeugungsmethoden, in dem Tempo der Arbeit. Es ging einem ziemlich gut, man war sich selbst genug. Indessen raste draußen in der Welt der Fortschritt zu neuen Erfolgen; er nützte jede Minute. Wien war um die Jahrhundertwende eine behagliche, gemütliche Oase; das Leben floß in einer eigentlich provinziellen Breite dahin, als könnte und wollte es sich, den fatalistischen Osten vor den Toren, keineswegs für das neue angelsächsische Zeitmaß entscheiden. Die Söhne waren vielfach gründlicher Arbeit nicht gewogen.

Der Krieg gab ihnen den Rest. Das Allerheiligste des Herrn Papas, das Chefzimmer, war ein Verwaltungsamtszimmer geworden. Das Wort Konkurrenz fehlte im Sprachschatz der leitenden Angestellten. Man lieferte dem Ärar recht und schlecht das zugemessene Quantum. Millionen, später Milliarden, flossen nur so zur Kasse herein, verflüchtigten drinnen zu nichts — und eines Tages, nachdem auch einige Umstellungen und Neugründungen fehlgeschlagen waren, stand Herr Albert Renee Wögerer, der nie sonderliches Interesse für den kaufmännischen Beruf und sich jederzeit für allerlei bessere Sporte begeistert gezeigt hatte, ohne Einkommen da. Er nahm das nicht allzu tragisch. Er nahm gar nichts ernst. Vor der offensichtlichen Verachtung wissender Leute schützte ihn eine Art bestrickender Liebenswürdigkeit, die irgendwie ehrlich gemeint war — so bin ich, nehmen Sie es, bitte höflichst, ohne viel Aufsehen zur Kenntnis! — der niemand ins Gesicht hinein böse sein konnte. Das genügte ihm, mehr wollte er nicht.

Alix sah ihm nach, wie einem Menschen, mit dem man endgültig abgerechnet hat. — — —

Das, was man vor dem Krieg die gute Gesellschaft genannt hatte, feierte eine stille Auferstehung: die Kärntnerstraße und der Graben, in den ungeordneten Zeiten der Geldentwertung und der fabelhaften Börsengewinne, besonders um die Mittagsstunde, von seltsamen Gestalten bevölkert, die sich in ihren teueren Kleidern noch sehr unsicher oder übertrieben selbstbewußt bewegten, waren wieder der Treffort abgeglichener Menschen geworden. Die einen gewannen kraft ihrer alle Stürme überdauernden Fähigkeiten die dazugehörige selbstverständliche und unbetonte Sicherheit des Aufhebens hinzu — und jene körperlich und finanziell Überlebenden, die den Klimawechsel von dem Dasein im Schatten des Kaiserreichs zu der rauheren Freiluftexistenz der Republik glücklich überwunden hatten, fanden sich verträglich hinzu. Eine neue Gesellschaft war da, durchaus in Form, wie die frühere. Nur lebensfähiger, die Zeit erkennend, nicht benebelt von Gefühlserinnerungen, eigentlich traditionslos, aber wach; eine Menschheit mit offenen Augen. Was an vermögenden Provinzlern, nunmehr rückgratsteifen Bürgern und Bürgerinnen der Nachfolgestaaten, in Wien weilte, unverlöschbaren Jugenderlebnissen auf der verwehten Spur, das verstärkte, musternd, grüßend und wohlgelaunt, das Gedränge.

Beim „Stock im Eisen" fand Alix den wartenden Nabossy.

„Ich hab' mich etwas verspätet."

„Die übliche Viertelstunde, gnädige Frau. Womit kann ich dienen?"

„Sie müssen in die Polizeidirektion hinauf. Stehen Sie Wagemann bei! Es wird Ihr Schaden nicht sein. Eine Chance für Sie."

Nabossy hatte bereits ein Taxi herbeigewinkt.

„Ich werde aber Ihren Mann bloßstellen, auch wenn ich mich noch so vorsichtig äußere."

„Sie können sich ja auf Ihre Beobachtungen, den Präsidenten betreffend, beschränken."

Nabossy konzentrierte sich. Er sah nicht gerade geistreich aus, nun während der Fahrt; er empfand im Unterbewußtsein, daß er die kurze Zeit, die er mit einer der schönsten Frauen Wiens allein im Wagen fuhr, eigentlich frevlerisch ungenützt ließ. Aber er gab einem untrüglichen Gefühl nach, das ihn nach einer anderen Richtung des Erfolgs drängte.

Gegenüber der Polizeidirektion ließ Alix halten.

„Ich warte auf Sie."

Als Nabossy in dem Amtsgebäude verschwunden war, trat Alix in ein Telephonhäuschen und rief Wagemann an.

Seiner Stimme war der Grad der Verärgerung anzuerkennen. Er war nicht gering.

„Du erinnerst dich ja an den jungen Mann von gestern, Imre Nabossy, nicht wahr? Er ist gerade jetzt bei Doktor Pollack oben und wird zur Aufklärung dieser Briefgeschichte beitragen. Die Sache ist mir mehr als peinlich, Paul. Das so etwas in meinem Hause passieren mußte!"

Sie war zu weiteren Erörterungen bereit, aber Wagemann schnitt ihr das Wort ab, und sie erinnerte sich, daß das Gespräch aller Wahrscheinlichkeit nach abgehört würde.

„Um diese Zeit war ich sonst längst nicht mehr in Wien", wechselte Wagemann den Gesprächsstoff. „Und heuer habe ich es besonders nötig. Nach den Aufregungen der jüngsten Tage. Meine Nerven sind nicht mehr in Ordnung. Ich sollte schon längst in Gastein sein. Sowie ich loskomme, fahre ich hin. Und du?"

„Ich hoffe, Albert Renee wird Nützlicheres zu tun haben und sich irgendwie betätigen. Doktor Langen kommt hin, wie er gestern sagte, und natürlich Hanna. Ich habe allerdings noch einige unaufschiebbare Dinge in Wien zu erledigen."

„Wie immer! Wir sehen uns also in Bad Gastein? Bis dahin auf Wiedersehen!"

Alix hängte ab, nicht sehr beruhigt. Das fehlte ihr noch, daß der Präsident endgültig verstimmt wäre.

Währenddessen saß Nabossy Hofrat Pollack gegenüber, jene berühmte Zigarette im Mund, die den Auszufragenden in einen freundlichen, geeigneten Gemütszustand versetzen sollte, demzufolge er dem Inquirierenden gern den Gefallen erwies, so rasch wie möglich die volle Wahrheit zu sagen.

„Sie sind ja ein halber Kriminalist", schmeichelte der hohe Polizeibeamte. „Führen Sie mich auf die Spur, wohin die Briefe Wagemanns gekommen sind?"

„Im Zimmer waren außer dem Präsidenten und Frau Wögerer nur ich und Herr Wögerer. Frau Wögerer scheidet aus. Sie hat ja das Paket kurz zuvor Herrn Wagemann übergeben. Ich sah knapp vor Ihrem Eintritt, Herr Hofrat, die Briefe in der Tasche Wagemanns. Sie stachen mir geradezu ins Auge: ein länglicher weißer Pack, der eine halbe Handbreit aus der Tasche hervorschaute und sich auffällig von dem schwarzen Rock abhob. Wagemann kam mit Frau Wögerer aus dem Zimmer, wo vor Tagen die — noch immer nicht aufgeklärte Tat, nicht wahr, Herr Hofrat? — geschah, und ich bemerkte die Briefe. Wagemann tastete übrigens öfters danach. Er sprach mit Frau Wögerer. Die beiden gingen im Speisezimmer auf und ab; er hatte durchaus keine Gelegenheit, die Briefe irgendwo im Zimmer zu deponieren. Ich hätte es gesehen. Außerdem hätten Sie, Herr Hofrat, und Ihr Gehilfe bei der darauffolgenden Durchsuchung das Paket finden müssen."

„Verdammt, wo ist es denn aber hingekommen?"

„Nichts einfacher als das, Herr Hofrat. Daß Wagemann mit dem Verschwinden der Briefe nichts zu tun hat, kann ich beeiden. Es bleiben übrig: ich selbst und Herr Albert Renee Wögerer. Wir beide — nur wir beide — standen im Gelegenheitsverhältnis."

„Sie wollen also sagen, daß Herr Wögerer . . .?"

„Das habe ich nicht gesagt. Ich könnte es auch nicht verantworten. Ich habe nichts gesehen."

„Aber Ihre sehr wertvolle Aussage läuft darauf hinaus. Sie selbst kommen ja nicht in Frage. So kann es nur Herr Wögerer gewesen sein, der —"

„Ihre Schlußfolgerung, Herr Hofrat, ist nicht die meine. Ich bin weder in der Lage, Ihnen widersprechen zu können, noch darf ich Ihnen zustimmen. Ich sehe zwar — so wie Sie — keine andere Möglichkeit, aber ich bin denn doch zu wenig Kriminalist, um jede andersgeartete Möglichkeit auszuschließen.

„Sie sind glatt wie ein Aal", bemerkte der Polizist ärgerlich; er reichte Nabossy ein Stenogramm hin, das er während der Unterredung ausgefertigt hatte. Nabossy las und setzte seinen Namenszug knapp unter die letzte Zeile.

„Meine Verehrung, Herr Hofrat."

„Sie hätten mir durch eine offene Aussprache, ich meine: wenn Sie mir Ihre Ansicht, Ihre wirkliche Meinung mitteilen würden . . ."

„Es handelte sich doch", sagte Nabossy an der Tür, „um eine amtliche Vernehmung. Ich habe Ihnen Tatsachen bekanntgegeben. Ich zweifle nicht daran, daß ich im Kaffeehaus gesprächiger gewesen wäre. Aber das käme ja doch nicht ins Protokoll. Wozu also? Nochmals: meine besondere Hochachtung. Wenn ich um eine kleine Gefälligkeit bitten dürfte? Wenn Sie den Mörder des Fräulein Doktors Weressowski herausfinden sollten, verständigen Sie mich, bevor die Polizeikorrespondenz die Neuigkeit erfährt. Kann ich damit rechnen?"

„Selbstverständlich," beeilte sich der Polizist zu versichern, „zählen Sie auf mich. Sie sind der erste, den ich benachrichtige."

Sowie der Journalist draußen war, hatte Dr. Pollack keine Ursache mehr, seinen Ärger zurückzuhalten. Er ergriff eine Löschwiege und schmetterte sie gegen den blankgewichsten Parkettboden. — — —

„Wohin darf ich Sie bringen?" sagte Alix, die im Wagen wartete.

„Ich habe zu tun, gnädige Frau. Was Herrn Wagemann betrifft: dürfte meine Aussage genügen, ihm jede weitere Schererei zu ersparen."

„Er wird Gelegenheit haben wollen, Ihnen zu danken. Können Sie auf ein paar Tage nach Gastein kommen?"

„Ich habe meinen Urlaub noch vor mir. Sehr gern. Wann soll das sein?"

„Ich weiß es noch nicht genau."

Alix sah vor sich hin, streifte ihn dann mit einem kurzen Blick, und ein flüchtiges Lächeln, kaum gezeigt, verschwand wieder.

„Es kann sein," sagte sie nach einigem Überlegen, „daß ich vorher Ihre Hilfe brauche. Sind Sie immer erreichbar?"

„Ich werde mich die nächsten Tage außer im Bureau nur zu Hause aufhalten."

„Nachts?"

„Nachts besonders."

„Danke einstweilen."

Sie reichte ihm die Hand hin, die er küßte.

„Hallo," rief sie dem Chauffeur zu, „durch die Stadt. Aber flott!"

Nabossy grüßte ergebenst. Als der Wagen abrollte, hellte sich seine Miene um ein beträchtliches auf. Man könnte sagen, er strahlte über das ganze Gesicht.

„Hallo, Imre," sagte er halblaut und rieb sich die Hände, „es scheint, es geht aufwärts! — Ist das die berühmte Chance, die alle zehn Jahre einmal an einen herankommt? Ich glaube, ich glaube, sie ist da!"

*

In jenem Viertel des Gemeindebezirks Josefstadt gelegen, das sich an die Universität anschließt und von alters her die Mehrzahl der Hochschullehrer, dann besonders die Ärzte der nahe liegenden Kliniken und eine Menge Studenten beherbergt, steht inmitten von hohen Mietkasernen das Haus Langen, ein einstöckiges Gebäude mit Sechsfensterfront, auch nach außenhin gediegen ausgestattet, aus behauenem Granit, vorzüglich verglast, mit breiten, fast raumverschwenderischen Spiegelscheiben, das Wohnhaus einer wohlhabenden Bürgersfamilie. Professor Joseph Langen, der bekannte Internist, Zeitgenosse der vorvergangenen berühmten Wiener Ärztegeneration, Konsiliar des Kaisers, der Mann, von dem in alle fünf Weltteile der Ruf gegangen war, er sei der beste lebende Diagnostiker, hatte das einfache Haus mit den großzügigen Ausmaßen erbauen lassen. Er war aus Galizien nach der Hauptstadt gekommen, ein blasser Jüngling, das Maturazeugnis und ein paar Gulden in der Tasche. Vierzig Jahre alt, hatte er ein Wiener Bürgermädchen geheiratet — „in letzter Minute", wie er damals in Kollegenkreisen sagte. Der vielbeschäftigte Gelehrte hatte neben der Lehrtätigkeit und der ausgedehnten Praxis, die ihm auch weite Reisen aufnötigte, keine Zeit für private Angelegenheiten gehabt. Er hinterließ dem Sohn neben einem beträchtlichen Vermögen den geradezu historisch gewordenen Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Sandkuhl: Auf dem Modelltisch.

Maria Wernze: Drei Japanerinnen.

Paul Plontke: Schularbeit.

Ullrich Leman: Begräbnis in Griechenland.

Juri Pimenoff: Fußball.

Carl Völker: Bahnhof.

Das, was man vor dem Krieg die gute Gesellschaft genannt hatte, feierte eine stille Auferstehung: die Kärntnerstraße und der Graben, in den ungeordneten Zeiten der Geldentwertung und der fabelhaften Börsengewinne, besonders um die Mittagsstunde, von seltsamen Gestalten bevölkert, die sich in ihren teueren Kleidern noch sehr unsicher oder übertrieben selbstbewußt bewegten, waren wieder der Treffort abgeglichener Menschen geworden. Die einen gewannen kraft ihrer alle Stürme überdauernden Fähigkeiten die dazugehörige selbstverständliche und unbetonte Sicherheit des Aufhebens hinzu — und jene körperlich und finanziell Überlebenden, die den Klimawechsel von dem Dasein im Schatten des Kaiserreichs zu der rauheren Freiluftexistenz der Republik glücklich überwunden hatten, fanden sich verträglich hinzu. Eine neue Gesellschaft war da, durchaus in Form, wie die frühere. Nur lebensfähiger, die Zeit erkennend, nicht benebelt von Gefühlserinnerungen, eigentlich traditionslos, aber wach; eine Menschheit mit offenen Augen. Was an vermögenden Provinzlern, nunmehr rückgratsteifen Bürgern und Bürgerinnen der Nachfolgestaaten, in Wien weilte, unverlöschbaren Jugenderlebnissen auf der verwehten Spur, das verstärkte, musternd, grüßend und wohlgelaunt, das Gedränge.

Beim „Stock im Eisen" fand Alix den wartenden Nabossy.

„Ich hab' mich etwas verspätet."

„Die übliche Viertelstunde, gnädige Frau. Womit kann ich dienen?"

„Sie müssen in die Polizeidirektion hinauf. Stehen Sie Wagemann bei! Es wird Ihr Schaden nicht sein. Eine Chance für Sie."

Nabossy hatte bereits ein Taxi herbeigewinkt.

„Ich werde aber Ihren Mann bloßstellen, auch wenn ich mich noch so vorsichtig äußere."

„Sie können sich ja auf Ihre Beobachtungen, den Präsidenten betreffend, beschränken."

Nabossy konzentrierte sich. Er sah nicht gerade geistreich aus, nun während der Fahrt; er empfand im Unterbewußtsein, daß er die kurze Zeit, die er mit einer der schönsten Frauen Wiens allein im Wagen fuhr, eigentlich frevlerisch ungenützt ließ. Aber er gab einem untrüglichen Gefühl nach, das ihn nach einer anderen Richtung des Erfolgs drängte.

Gegenüber der Polizeidirektion ließ Alix halten.

„Ich warte auf Sie."

Als Nabossy in dem Amtsgebäude verschwunden war, trat Alix in ein Telephonhäuschen und rief Wagemann an.

Seiner Stimme war der Grad der Verärgerung anzuerkennen. Er war nicht gering.

„Du erinnerst dich ja an den jungen Mann von gestern, Imre Nabossy, nicht wahr? Er ist gerade jetzt bei Doktor Pollack oben und wird zur Aufklärung dieser Briefgeschichte beitragen. Die Sache ist mir mehr als peinlich, Paul. Das so etwas in meinem Hause passieren mußte!"

Sie war zu weiteren Erörterungen bereit, aber Wagemann schnitt ihr das Wort ab, und sie erinnerte sich, daß das Gespräch aller Wahrscheinlichkeit nach abgehört würde.

„Um diese Zeit war ich sonst längst nicht mehr in Wien", wechselte Wagemann den Gesprächsstoff. „Und heuer habe ich es besonders nötig. Nach den Aufregungen der jüngsten Tage. Meine Nerven sind nicht mehr in Ordnung. Ich sollte schon längst in Gastein sein. Sowie ich loskomme, fahre ich hin. Und du?"

„Ich hoffe, Albert Renee wird Nützlicheres zu tun haben und sich irgendwie betätigen. Doktor Langen kommt hin, wie er gestern sagte, und natürlich Hanna. Ich habe allerdings noch einige unaufschiebbare Dinge in Wien zu erledigen."

„Wie immer! Wir sehen uns also in Bad Gastein? Bis dahin auf Wiedersehen!"

Alix hängte ab, nicht sehr beruhigt. Das fehlte ihr noch, daß der Präsident endgültig verstimmt wäre.

Währenddessen saß Nabossy Hofrat Pollack gegenüber, jene berühmte Zigarette im Mund, die den Auszufragenden in einen freundlichen, geeigneten Gemütszustand versetzen sollte, demzufolge er dem Inquirierenden gern den Gefallen erwies, so rasch wie möglich die volle Wahrheit zu sagen.

„Sie sind ja ein halber Kriminalist", schmeichelte der hohe Polizeibeamte. „Führen Sie mich auf die Spur, wohin die Briefe Wagemanns gekommen sind?"

„Im Zimmer waren außer dem Präsidenten und Frau Wögerer nur ich und Herr Wögerer. Frau Wögerer scheidet aus. Sie hat ja das Paket kurz zuvor Herrn Wagemann übergeben. Ich sah knapp vor Ihrem Eintritt, Herr Hofrat, die Briefe in der Tasche Wagemanns. Sie stachen mir geradezu ins Auge: ein länglicher weißer Pack, der eine halbe Handbreit aus der Tasche hervorschaute und sich auffällig von dem schwarzen Rock abhob. Wagemann kam mit Frau Wögerer aus dem Zimmer, wo vor Tagen die — noch immer nicht aufgeklärte Tat, nicht wahr, Herr Hofrat? — geschah, und ich bemerkte die Briefe. Wagemann tastete übrigens öfters danach. Er sprach mit Frau Wögerer. Die beiden gingen im Speisezimmer auf und ab; er hatte durchaus keine Gelegenheit, die Briefe irgendwo im Zimmer zu deponieren. Ich hätte es gesehen. Außerdem hätten Sie, Herr Hofrat, und Ihr Gehilfe bei der darauffolgenden Durchsuchung das Paket finden müssen."

„Verdammt, wo ist es denn aber hingekommen?"

„Nichts einfacher als das, Herr Hofrat. Daß Wagemann mit dem Verschwinden der Briefe nichts zu tun hat, kann ich beeiden. Es bleiben übrig: ich selbst und Herr Albert Renee Wögerer. Wir beide — nur wir beide — standen im Gelegenheitsverhältnis."

„Sie wollen also sagen, daß Herr Wögerer ...?"

„Das habe ich nicht gesagt. Ich könnte es auch nicht verantworten. Ich habe nichts gesehen."

„Aber Ihre sehr wertvolle Aussage läuft darauf hinaus. Sie selbst kommen ja nicht in Frage. So kann es nur Herr Wögerer gewesen sein, der —"

„Ihre Schlußfolgerung, Herr Hofrat, ist nicht die meine. Ich bin weder in der Lage, Ihnen widersprechen zu können, noch darf ich Ihnen zustimmen. Ich sehe zwar — so wie Sie — keine andere Möglichkeit, aber ich bin denn doch zu wenig Kriminalist, um jede andersgeartete Möglichkeit auszuschließen."

„Sie sind glatt wie ein Aal", bemerkte der Polizist ärgerlich; er reichte Nabossy ein Stenogramm hin, das er während der Unterredung ausgefertigt hatte. Nabossy las und setzte seinen Namenszug knapp unter die letzte Zeile.

„Meine Verehrung, Herr Hofrat."

„Sie hätten mir durch eine offene Aussprache, ich meine: wenn Sie mir Ihre Ansicht, Ihre wirkliche Meinung mitteilen würden..."

„Es handelte sich doch", sagte Nabossy an der Tür, „um eine amtliche Vernehmung. Ich habe Ihnen Tatsachen bekanntgegeben. Ich zweifle nicht daran, daß ich im Kaffeehaus gesprächiger gewesen wäre. Aber das käme ja doch nicht ins Protokoll. Wozu also? Nochmals: meine besondere Hochachtung. Wenn ich um eine kleine Gefälligkeit bitten dürfte? Wenn Sie den Mörder des Fräulein Doktors Weressowski herausfinden sollten, verständigen Sie mich, bevor die Polizeikorrespondenz die Neuigkeit erfährt. Kann ich damit rechnen?"

„Selbstverständlich," beeilte sich der Polizist zu versichern, „zählen Sie auf mich. Sie sind der erste, den ich benachrichtige."

Sowie der Journalist draußen war, hatte Dr. Pollack keine Ursache mehr, seinen Ärger zurückzuhalten. Er ergriff eine Löschwiege und schmetterte sie gegen den blankgewichsten Parkettboden. — — —

„Wohin darf ich Sie bringen?" sagte Alix, die im Wagen wartete.

„Ich habe zu tun, gnädige Frau. Was Herrn Wagemann betrifft: dürfte meine Aussage genügen, ihm jede weitere Scharerei zu ersparen."

„Er wird Gelegenheit haben wollen, Ihnen zu danken. Können Sie auf ein paar Tage nach Gastein kommen?"

„Ich habe meinen Urlaub noch vor mir. Sehr gern. Wann soll das sein?"

„Ich weiß es noch nicht genau."

Alix sah vor sich hin, streifte ihn dann mit einem kurzen Blick, und ein flüchtiges Lächeln, kaum gezeigt, verschwand wieder.

„Es kann sein," sagte sie nach einigem Überlegen, „daß ich vorher Ihre Hilfe brauche. Sind Sie immer erreichbar?"

„Ich werde mich die nächsten Tage außer im Bureau nur zu Hause aufhalten."

„Nachts?"

„Nachts besonders."

„Danke einstweilen."

Sie reichte ihm die Hand hin, die er küßte.

„Hallo," rief sie dem Chauffeur zu, „durch die Stadt. Aber flott!"

Nabossy grüßte ergebenst. Als der Wagen abrollte, hellte sich seine Miene um ein beträchtliches auf. Man könnte sagen, er strahlte über das ganze Gesicht.

„Hallo, Imre," sagte er halblaut und rieb sich die Hände, „es scheint, es geht aufwärts! — Ist das die berühmte Chance, die alle zehn Jahre einmal an einen herankommt? Ich glaube, ich glaube, sie ist da!"

*

In jenem Viertel des Gemeindebezirks Josefstadt gelegen, das sich an die Universität anschließt und von alters her die Mehrzahl der Hochschullehrer, dann besonders die Ärzte der nahe liegenden Kliniken und eine Menge Studenten beherbergt, steht inmitten von hohen Mietkasernen das Haus Langen, ein einstöckiges Gebäude mit Sechsfensterfront, auch nach außenhin gediegen ausgestattet, aus behauenem Granit, vorzüglich verglast, mit breiten, fast raumverschwenderischen Spiegelscheiben, das Wohnhaus einer wohlhabenden Bürgersfamilie. Professor Joseph Langen, der bekannte Internist, Zeitgenosse der vorvergangenen berühmten Wiener Ärztegeneration, Konsiliar des Kaisers, der Mann, von dem in alle fünf Weltteile der Ruf gegangen war, er sei der beste lebende Diagnostiker, hatte das einfache Haus mit den großzügigen Ausmaßen erbauen lassen. Er war aus Galizien nach der Hauptstadt gekommen, ein blasser Jüngling, das Maturazeugnis und ein paar Gulden in der Tasche. Vierzig Jahre alt, hatte er ein Wiener Bürgermädchen geheiratet — „in letzter Minute", wie er damals in Kollegenkreisen sagte. Der vielbeschäftigte Gelehrte hatte neben der Lehrtätigkeit und der ausgedehnten Praxis, die ihm auch weite Reisen aufnötigte, keine Zeit für private Angelegenheiten gehabt. Er hinterließ dem Sohn neben einem beträchtlichen Vermögen den geradezu historisch gewordenen Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Sandkuhl: Auf dem Modelltisch.

Maria Wernze: Drei Japanerinnen.

Paul Plontke: Schularbeit.

Ullrich Leman: Begräbnis in Griechenland.

Juri Pimenoff: Fußball.

Carl Völker: Bahnhof.

Hochzeit

EINE KULTURKRITISCHE BETRACHTUNG

Bauernhochzeit im 16. Jahrhundert. (Radierung von Daniel Hopfer.)

Hochzeitsfeier Kaiser Leopolds I. von Österreich in der Hofburg zu Wien (1667). (Stich als Beilage zum offiziellen Festbericht.)

Das Wort „Hochzeit" bedeutet ursprünglich nicht mehr als ein hohes Fest überhaupt, natürlich eins der Gemeinschaft. Aber jedes Fest ist ja eine Angelegenheit der Gesellung, nicht der einzelnen Persönlichkeit. Und also hat Goethe wohl recht, wenn er die Hochzeitsfeier als Beginn der Ehe ablehnte. Sie hatte ihren guten Sinn, solange die Ehe eine Sache der Sippen, der Familien war, nicht, wie heute, eine Sache zweier Menschen, die sich fürs Leben miteinander vereinen. Solange nämlich (grob gesprochen) die Ehe so zustande kam, daß zwei Sippen einander sich näherten, einen jungen Mann da und ein Mädchen dort zu verbinden, war die Hochzeit das berechtigte Fest, das den Abschluß eines Geschäfts, eines Wachstumsvorganges, eines sozusagen selbstverständlichen biologischen Geschehens glücklich versinnbildlichte: Wie das Erntefest im Herbst, feierte man das Hochzeitsfest, und alle Bräuche gingen, soweit sie nicht Symbole des Rechtsvorgangs waren, auf Abwehr störender böser Dämonen hinaus. Der Tag nach der Hochzeit fand alles im festen, unproblematischen Geleise einer jahrhundertealten Tradition. Das ist noch heute so im bäuerlichen Leben und in dem der regierenden Fürstenhäuser, wo solche erhalten geblieben sind. Nur in diesen beiden Kreisen haben sich feste Überlieferungen des Brauchtums und der Sitten ausgebildet. Nicht daß im Leben des Bürgers von vornherein andere Maßstäbe galten (auch hier heiratete ja zunächst der typische Mann eines bestimmten Standes das zugehörige, ihm „standesgemäße" junge Mädchen), aber die bürgerlichen Hochzeitssitten sind doch nur Reste der bäuerlichen (in der Hauptsache!) und Nachahmung der fürstlichen (in der Nebensache!). Das kommt daher, daß mit dem Auftreten ebendes Bürgertums, zu Ende des Mittelalters so gut wie im 19. Jahrhundert, geistige Strömungen einhergingen, die auf die Betonung der Einzelpersönlichkeit, der Individualität, gegenüber dem sozialen Typus ausgingen. In der bürgerlichen Gesellschaft will der Mann seit dem Ende des Mittelalters immer weniger nur Mitglied seiner Familie, seines Standes, Exemplar seiner Zunft, dafür immer mehr eigengesetzliche, freie Persönlichkeit sein. Es ist hier nicht davon zu reden, mit wieviel Recht und mit wieviel Erfolg. So wird ihm nun auch die Ehe aus einer Angelegenheit der Familie zu einer persönlichen Sache, damit aber aus einer „Erfüllung" zu einer Aufgabe, die am Tage nach der Hochzeit oft schon falsch begonnen, keineswegs aber ihrer Lösung sicher ist. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat ja auch die Frau zur Eigenpersönlichkeit gestrebt, und nun stehen einander am Tore der Ehe zwei Menschen mit dem Anspruch von Individualitäten gegenüber. Für sie ist das Hochzeitsfest viel weniger ein Fest, will sagen, ein Ruhepunkt nach guter Vollendung als eine feierliche Besinnung, in der für die laute Fröhlichkeit von ehedem wenig Raum bleiben sollte. Nicht daß die Familie, die Gemeinschaft ohne Teil an der Ehe von heute wäre: aber sie trägt die Verantwortung nicht mehr wie vordem. Im idealen Falle tragen die beiden Eheschließenden die Verantwortung vor ihr. Wie ein

Brautzug. (Holzschnitt von Ludwig Richter.)

früheres Lebensgefühl die innere Zustimmung des jungen Mannes und des Mädchens überflüssig, beinahe unerwünscht fand, wenn die beiden Sippen oder die Familien auch nicht eben gern gegen einen ausgesprochenen Widerwillen die Ehe schlossen, so ist heutzutage (seien wir doch ehrlich gegeneinander!) die Zustimmung der beiderseitigen Familien innerlich nebensächlich, wenn auch die beiden Ehekandidaten normalerweise das äußere Einverständnis ihrer Familien ungern missen. So wird das neue Familienfest aus anderen Ereignissen der Ehe als aus ihrem ersten Anfang, vielleicht aus der Feier der ersten Geburt, mit größerem Rechte hervorwachsen. Die feierliche Eheschließung aber, deren Herausgehobensein aus dem Alltag man keineswegs missen möchte, wird neue, minder laute und minder frohgesellige Form annehmen müssen. Dr. Hans Hajek.

Nebenstehend:
Die Vermählung Napoleons I. mit Luise von Österreich (1810).

(Photos: J. F. Treue, Berlin.)

Wie tanzt man heute? Der Gesellschaftstanz unserer Zeit.

Der einschneidendste Wandel, den der Gesellschaftstanz in der Nachkriegszeit erfahren hat, ist wohl die Tatsache, daß man nicht mehr, wie einst, nur im Winter, sondern zu jeder Jahreszeit tanzt. Ja, man kann fast sagen, daß im Sommer mehr getanzt wird als im Winter, denn in den Modebädern und in den größeren Kurorten jagt ein Tanzturnier das andere. Tänze zu erfinden, die wirklich etwas ganz Neues bringen, ist außerordentlich schwer und gelingt nur einmal im Zeitraum mehrerer Jahre. Wenn dann ein solcher neuer Tanz auftaucht, so bedeutet er meist eine Revolution auf dem Parkett. So war es einst beim Shimmy und später beim Charleston. Gerade diese beiden Tänze, von denen ja der letztgenannte jüngeren Datums ist, haben leidenschaftliche Kämpfe für und wider den modernen Tanz entfesselt. In ihrer Urform sind diese Tänze ja auch stark übertrieben worden; sie waren mehr akrobatische Sprünge als Ausdrucksformen des modernen Gesellschaftstanzes. Heute ist — bis auf weiteres wenigstens — die wilde Tanzgymnastik vorüber; man tanzt schon längst wieder sehr ruhig und verhalten, ohne alle akrobatischen Mätzchen. Man kann geradezu von einer gewissen Stabilisierung des Gesellschaftstanzes sprechen.

Es ist sehr interessant, die einzelnen Völker beim Gesellschaftstanz zu beobachten, spiegelt er doch bis zu einem gewissen Grade Temperament, Sitte und Lebensform wider. Der Anteil der Amerikaner am Zustandekommen moderner Tänze wird meist stark überschätzt. Auf einem Gebiete sind sie allerdings unbedingt führend, auf dem der Komposition moderner Tänze, denn der Synkopenrhythmus liegt ihnen wie keinem anderen im Blute. Nordamerika dürfte wohl auch über die besten Tanzkapellen verfügen, zumal da die magische Anziehungskraft des Dollars viele europäische und namentlich deutsche Musiker hinübergelockt hat. Die besten Jazzbands spielen allerdings in den Vereinigten Staaten von Amerika nicht in Tanzsälen, sondern in den riesengroßen Filmpalästen, die ja für die Masse des amerikanischen Volkes fast die einzige Zerstreuung bilden.

Der Amerikaner tanzt zwar gern und viel, aber sehr schlecht. Ihm liegen nur die akrobatischen Urformen der modernen Tänze, weil er ein ausgesprochenes Gefühl für Rhythmus besitzt, dagegen versagen seine Fähigkeiten völlig, wenn es gilt, einen modernen Tanz in verfeinerter, gesellschaftsfähiger Form vorzuführen. Genau das Gegenstück dazu gibt der Franzose ab, der zwar Scharm und Eleganz in seine Schritte hineinzulegen vermag, aber höchst unrhythmisch tanzt.

Als die besten Tänzer darf man wohl die Deutschen und die Engländer bezeichnen, die Rhythmus und Eleganz der Bewegung vereinigen. Das gilt natürlich nur für diejenigen, die sich eingehend mit den modernen Tänzen beschäftigt haben; denn auch auf diesem Gebiete fällt kein Meister vom Himmel. Wer aber die Stätten internationalen Gesellschaftstanzes besucht und namentlich die unnachahmliche Plumpheit der Amerikaner beobachtet hat, der wird befriedigt feststellen können, daß die Tanzkultur in Deutschland erfreulich weit fortgeschritten ist.

Im wesentlichen sind auch gegenwärtig die Tanzformen des vorigen Jahres maßgebend. Als bevorzugte Tänze sind augenblicklich der abgeschliffene Charleston(-Fox) und der Slow Fox zu verzeichnen. Der Charleston-Fox ist eigentlich nichts anderes als die gesellschaftsfähige Art des Charlestons, dessen groteske Schritte nur leicht angedeutet werden. Der Slow Fox ist ein langsamer Foxtrot, der aber weit schwerer zu tanzen ist, als der Zuschauer glaubt. Beide Tänze unterscheiden sich besonders im Tempo voneinander — der „Charleston"-Fox wird viel schneller getanzt — während sie in den Schritten große Ähnlichkeit miteinander haben.

Die Engländer haben sich übrigens ein weiteres Verdienst erworben, indem sie den Boston durch den viel schöneren und rhythmischeren englischen Walzer ersetzt haben. Dagegen macht der Tango schon seit längerer Zeit eine eigenartige Wandlung durch. Es wird überall versucht, diesen schönsten aller modernen Tänze durch größere Einfachheit zu popularisieren. So sieht man heute nur noch selten einen gut getanzten Tango, dagegen aber einen Mischmasch von Foxtrot- und anderen Schritten. Auch die meisten Tanzkapellen spielen heute einen stark verwaschenen Tango, aus dem man nur schwer die eigenartige und unvergleichliche Rhythmik dieses Tanzes heraushört. In Wirklichkeit sollte der Gelegenheitstänzer vom Tango die Finger, oder besser, die Füße lassen; er wird ihn selten richtig erlernen, denn Tango-tanzen-Können ist eine Kunst für sich.

Schließlich hat sich auch der Black Bottom noch unter den heutigen Tänzen behauptet, wenn er auch von den einstigen bärenplumpen Bewegungen kaum etwas behalten hat.

Was sonst als letzte Errungenschaften des Tanzes angepriesen wird (Namen sind Schall und Rauch!), hat wenig Aussicht, Allgemeingut des Parketts zu werden. Die Tendenz geht weiterhin nach der Eleganz und Leichtigkeit, nicht nach figürlichen Extravaganzen. Dr. Gerh. Fischer.

Der anmutigste und gefälligste unter den jetzigen Gesellschaftstänzen: Tango. Links oben: Nachziehen des Fußes zum seitlichen Übersetzen. — Rechts oben: Seitliches Übersetzen. — Rechts nebenstehend: Tango-Fermate.
Tanzpaar: Herr Walther Kutscher und Partnerin. (Sämtliche Aufnahmen: Atelier A. Pieperhoff, Leipzig.)

Links nebenstehend: Anfangsstellung zum Slow-Fox. (Auch für die übrigen Tänze maßgebend.)

Der „Luftschritt" beim abgeschliffenen Charleston.

Black-Bottom-Schritt.

Für kalte Tage.

Schwarzer Zibelinemantel in modernster Form mit Persianerbesatz. Sehr schick ist die kleine graue Filztoque. Modell: Schostal & Laderer.

Links oben:

Breitschwanzmantel mit seitlicher Verlängerung, Ärmeln in der modernen Trompetenform und breitem Chinchillaschalkragen. Dazu Samttoque. Modell: Emil Horovitz & Co.

Rechts oben:

Bedrucktes Samtkleid mit reichem Rückenarrangement. Modell: Schostal & Laderer.

Links nebenstehend:

Persianermantel, mit braunem Kolinski (tatarischem Marder) verarbeitet. Der Besatz der neuartig geschnittenen Ärmel reicht weit über die Ellbogen. Modell: Emil Horovitz & Co. Flamand und Filz bilden das Material des kleinen braunen Hutes.

Rechts nebenstehend:

Samtcape in der modernen Linie, die das Rückenarrangement bevorzugt. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Trägerin:
Die Bühnenkünstlerin Marion Mill. Hut-Modelle: Berteaux. Photos: Kitty Hoffmann. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

's Atzelgifter Laad.

Erzählung von Fritz Philippi.

Ein rauher Landstrich zwischen Westerwald und Rhein. Über der Namengebung mancher Dörfer hierzuland waltet ein grimmiger Humor. Menschen, Vieh und Gewächs mußten sich abrackern auf mageren Steinäckern und steinigten Hängen, von Anbeginn unter Wolken und Sonne. Die Liebe zur Heimat spiegelte sich wie Sonnenschein im Schornsteinrauch in den seltsamen Namen: Atzelgift, Pfeifensterz, Kotzeroth.

Auch die Gewässer, die zu Tal wollten, durften es an Eifer und guter Laune nicht fehlen lassen; fingen an, als feine, silberarmige Rinnsale sich einen Schlupf zu suchen zwischen dem Gedränge klotziger Berge, durch den Hinterlands- und Wilde-Watzwald bis in die hohe Straße des Rheinstroms, der alles versammelte zum Fest der Freiheit.

So war seit Vorgeschlechterzeiten jegliches Kommen und Gehen seiner angestammten Notwendigkeit untertan.

Bis auf den Tag, der die arge Wandlung brachte, die im heimatlichen Zusammenhang des Bewegten wie des Unbeweglichen nicht vorgesehen war. Fremdgewalt, die kein Wildwetter war, rückte ein und schaltete herrenmäßig; errichtete Schlagbäume und stellte Wachen auf, die unter Strafe verboten, was gestern noch freien Zugang zueinander hatte.

Willkür! Zwar die Berge ließen sich nicht aus ihrer tiefgegründeten Gelassenheit bringen, die Wasser hielten in ihrem Lauf nicht inne.

Aber die Menschen gerieten in Not, weil sie fürchteten, den Tag der Freiheit nicht abwarten zu können.

Darum läuteten die Glocken in den Dörfern von der Franzosenzeit.

*

Der Atzelmann läßt seine rauh bestandenen Gliedmaßen, längelang ausgestreckt, die Hänge hinabhangen. An seinem stachlichten Kinnbart hat sich das Dörflein Atzelgift eingenistet.

Der Dorfbürgermeister hieß Altscholtesse Stracker. Der Besitz machte den Mann, das Haus gab den Namen des Bewohners, schuf einen stichelhaarigen, stark gefleischten Bauer, keinen armseligen Kühbauer, sondern einen, der mit zwei Gäulen fuhr, und aus dessen viereckigem Mund das entscheidende Wort gesprochen wurde — wie schon seine Altväter als Schultheiße getan hatten.

Altscholtesse-Haus breitete sich an der einzigen Straßenkreuzung von Atzelgift aus, gegenüber vom Ziehbrunnen, aus dem seit Menschengedenken das Trinkwasser für Menschen und Vieh heraufgeleiert wurde.

Am Tag, bevor Atzelgift Grenzort wurde im besetzten Gebiet, versammelte sich der Gemeinderat in Altscholtesse-Haus und wollte wissen, was zu tun sein. Draußen auf der Steintreppe, wo sonst die Hühner den Novembertag verdämmerten, wärmte sich das Weibsvolk aneinander, mit den Händen unter der Schürze.

Gestern waren Quartiermacher im Auto gekommen und hatten dem stolzen Hahn des Backes-Anton den Schwanz abgefahren. Altscholtesse Stracker mußte mit den Fremden von Haus zu Haus gehen. Viele Augen sahen mit an, was die Ausländischen mit Kreide an die Haustür schrieben. Schulkinder entzifferten überall das gleiche Wort „Hommes". — Gleich ging die Meinung um, die Fremden hießen allesamt Hommes.

Die Weibsleute schnatterten auf der Treppe, wie man sich mit solchen verständlich mache? Das war das erste weibliche Anliegen. Die alte Säulies, die überzwerch nach zwei Windrichtungen zugleich schaute, verschaffte sich Gehör und erzählte von ihrer Altmutter. Die war neunundneunzigjährig gestorben und hatte noch die vorige Franzosenzeit erlebt. Und deren Vater war dazumal mit Gewalt von den Welschen als Wegweiser nach Pissighofen mitgenommen worden in stockdüsterer Nacht. Als er zurückkam, war er blutig geschlagen, bekannte aber, daß er sein Leben nur seinem bißchen Französisch verdanke; das hatte er einem herumziehenden Wackes abgelernt. Das rettende Wort hieß: „Oui, bougre!" Jedesmal, wenn er etwas gefragt wurde, antwortete er sein Wui-bucker und kam so mit dem Leben davon.

Die Frauen plapperten im Chor das rettende Wort der Säulies nach, ohne zu ahnen, daß es ein Schimpfwort sei und soviel wie „Lump" bedeute. Da fuhr der Strackhärige mit dem Kopf aus dem Fenster: „Weibsvolk!" Vor seinem Schnauben bauschten sich die Röcke und gaben die Treppe frei.

In der Atzelgifter Schicksalsstube aber wogen bretterharte Männerhände das Unbekannte und ratschlagten, an welchem gewohnten Ort sie es niederlegten. Sie wollten sich nach ihrem Vormann richten, der am meisten zu verlieren hatte.

Altscholtesse Stracker bewegte die Unterlippe gegen die Oberlippe, fand sie aber nicht. Seine Augen guckten ein Loch in die Wand.

„No, wie?" murrte der Backes-Anton.

Der Strackhärige lüftete die beiden Schultern, als erprobe er eine unsichtbare Zentnerlast, ob er fähig sei, sie zu tragen. Er ließ die Schultern sinken, fand aber seinen Mund wieder:

„Was sein muß, muß sein! Schickt euch!"

So hatten sie immer gefragt, ob sie etwas ändern könnten oder nicht. Von den Tatsachen des Lebens ging eine Beruhigung aus, wenn sie unabänderlich waren.

Zuletzt hatten sie die Losung gefunden: Einquartierung! Mit diesem herkömmlichen Namen bettete sich das Dörflein unter den ziehenden Wolken wie der Atzelmann und die Atzelgifter Gemarkung. —

Die fremde Einquartierung rückte an in einem solchen Aufzug, als wolle sie selber dartun, sie wäre am andern Ende der Welt aufgelesen worden.

Ein Reitertrupp kam die Schied herauf und brauste heran wie ein Ungewitter. Wilde Männer in Turban und flatternden Mänteln, bestehend aus einem roten und weißen Überwurf, wie die Zudecken auf den Atzelgifter Betten.

Nach der ersten Verblüffung hießen die Fremdlinge „Bettzeug"!

Vor Altscholtesse-Haus hielt die wilde Horde, wies ihre rindenbraunen Gesichter und rabenschwarze Haare und Augen und kauderwelschte von den stampfenden Pferden herunter. Sie lachten, weil die Atzelgifter sich vor dem fremden Spektakel an die Hauswände drückten. Der Strackhärige schrie sich krebsrot, um sich verständlich zu machen.

„Fasnachter!" knurrte der Backes-Anton und schlotterte davon.

Die Säulies knickste vor einem Reitersmann, der keinen Turban, sondern einen Stahlhelm trug, und begrüßte ihn mit ihrem „Wuibucker!"

„Sakrediö!" krähte der Bewillkommte und ließ das zeternde Weiblein in das Spritzenhaus einsperren.

Nun tat kein Atzelgifter mehr den Mund auf. —

Nachdem das Dorf die größte Neuigkeit der Welt beschlafen hatte, hießen die „Bettzeug" mit ihrem richtigen Namen Spahis und litten unter ihrer Fremdheit nicht minder als ihre Quartierleute unter ihnen. Sie waren nicht mit eignem Willen im kalten Nordland.

Der Atzelmann schalt als Wetterkopf mit den Novemberstürmen, bis er einen Keil trieb in den Wolkenzug. Und im Dörflein krümmten die Wüstensöhne die braunen Hände überm Herdfeuer. Die Atzelgifter Weiber bedauerten sie, weil sie so weit von daheim seien. — Der Bauer ist als Naturgeschöpf aller Kreatur vervettert.

„Utsche-bäbbes!" sagten die Frauen und kochten den Frierenden den Kaffee. „Deutsch gutt!" radebrechten die Fremdlinge, gurgelten die Worte und zischten sie zwischen den Zähnen hervor.

Die wahre Fremde tat sich kund durch den Mund des Sakrediö. Die Atzelgifter fragten vergeblich, aus welcher Absicht ihnen verboten wurde, von der Lichterstunde ab bis zum Morgengrauen das Haus zu verlassen. Und warum ihnen in der knappen Tageszeit Weg und Straße abgeschnitten sei an der Gemarkungsgrenze. Kein Dorf durfte zum andern, selbst nicht beim dringlichsten Anlaß.

Die Ammfrau im Dorf besann sich zur Unzeit auf das, was sich jedes bis zuletzt aufhebt, das Sterben. Die ihr am meisten nachflennte, war Schusterjakobs Bette, die sich anschickte, als Kindbetterin einzuliegen.

Der Sakrediö schrie die Bittsteller an, als wären sie schwerhörig, und berief sich auf seinen Befehl. Der Kommandant aber schlief bis Mittag, schwang sich dann aufs Pferd und hielt sich durch die ausfeilenden Hufe jeden Zudrang fern.

Weder der Watzelhainer Doktor noch die Kotzenhahner Ammfrau durften der Bette zu Hilfe geholt werden. Eine Nachbarin sprang ihr bei, verzagte aber und heulte mit den Schusterjakobs auf dem Stuhl, während die Wöchnerin stiller und stiller wurde und wachsgelb verblich.

Die Nachbarn, die ihr das Grab schaufelten, während unweit auf den entlaubten Ebereschen sich das Rabenvolk klumpte, holten nicht nur vergilbte Knochen, sondern auch die Wahrheit des Atzelgifter Zustands ans Tageslicht. Die Männer stützten sich auf Karst und Schippe und sahen, wie zwischen Himmel und Erde sich eine Nebelwand wie eine uralte graue Spinne auf den Atzelmann zubewegte und ihn einspann.

Da erinnerte Säckels Großer den Strackhärigen daran, daß er jüngst seinen Herzenstrost verlauten ließ: „Wann d'r Acker nur mei' bleibt." Sie hatten ihn alle richtig verstanden nach dem bäuerlichen Hauptartikel: Solange die Erde steht!

Der Strackhärige machte den Rücken krumm und grub allein weiter. Bald richtete er sich auf und sah gegen das Nebelgrau, das sich dem Dorf näherte: „Ihr Leut', 's Laad is üwer uns komme!"

Seitdem hatte die Fremdgewalt einen vorzeitlichen Namen: Das Laad! Und die, die Gewalt ausübten zur Knechtung der Heimat, hießen die Laadser.

Nun machten die Männer stillschweigend das Grab fertig.

*

Nur einer im Dorf ging los und ledig und fand allerwegs die gute Zeit. Der hieß „d's Schuftche". Das Schuftche lebte schon immer als Gelegenheitsmacher aus dem Schnappsack und trieb Handelsgeschäfte an jeder Haustür. Es war gut Freund mit dem Sakrediö und lieferte ihm seine Schwester ins Quartier — das Kathrin war als Dorfbesen in allen dunklen Ecken bekannt.

Wenn das Schuftche mit den Armen frei durchs Dorf schlenkerte, standen die Atzelgifter hinter den Fenstern und wünschten sich etwas zu tun gegen das Stillsitzen.

Was denn? Das kam am gleichen Tag zwiefach zum Vorschein und mutete an wie verabredete Gegenwehr gegen die Fremde.

Mit Einwilligung des Atzelmanns war der erste Schnee gefallen. Über das Unschuldsland galoppierte bei Einbruch der Dämmerung die Patrouille des Ali ben Soliman am Hilchenstock vorüber und zog in der Murbachschlucht eine schwarze Spur.

Der Wald starrte ihnen nach. Es regte sich etwas auf der andern Höhe. Ein Jäger glitt den Felshang hinab; ein Bursch aus Rotzenhahn, Petermanns Karle. Er ging der Altscholtesse Luwies zu Gefallen und hatte ihr Jawort. Aber der Strackhärige hatte ihn als „Bettelvogt" von seiner Hausgerechtigkeit verwiesen. Obwohl der Karle dem einzigen Sohn und Erben in Altscholtesse-Haus im Krieg die Kameradschaft bis zuletzt gehalten und den Schwerverwundeten aus der Feuerlinie getragen hatte, auch seinen Gruß noch bestellt.

Heute hatte das Luwies Geburtstag und wurde großjährig. Den Burschen hatte ein Verlangen wie Fieber befallen, sein Mädchen nach Wochen wiederzusehen. Sein Fühlen wehte durch ihn hindurch und fand ein Entgegenkommen von drüben. Es zog den Jagdhüter mit unsichtbaren Händen durch den verdämmernden Wald, bis er Atzelgift jenseits im Duft verschwimmen sah.

Petermanns Karle nahm die Flinte unter den Arm. Er ging in Feindesland. Paß' auf! mahnten die Wacholderbüsche.

Unterhalb der Geisheck kam ihm aus der körperlich spürbaren Leblosigkeit ein klagender Tierlaut entgegen. Der wiederholte Wehlaut wies dem Jäger die Spur.

Etwas Graues zappelte empor und wollte flüchten. Eine Rehgeis in einer Wildfalle. Beide Vorderläufe baumelten im Fell.

Dem Quälen war bald ein Ende gemacht. Aber wenn Karle den Schlingensteller faßte!

Was nun geschah, mußte so sein. Es war noch zu früh für die nächtliche Streife nach Atzelgift. Hinter duftweißen Schleiern ward die sichtbare Welt entrückt, als wäre es für immer.

Aus dem Unbestimmten kam eine graue Bewegung und gewann Gestalt. Leise knackten dürre Reiser.

Ein gellender Schrei — und das Schuftche zappelte in derb zugreifenden Fäusten! Der verschneite Grund hallte wider von Jammergeheul.

Zu anderen Zeiten hätte Karle das Schuftche mitgenommen nach Rotzenhahn. Diesmal kam der Frevler mit einer Tracht Prügel davon.

Der verliebte Jäger ließ den Schreihals laufen.

*

Inzwischen hatte sich auch in Atzelgift ein aufregender Vorfall zugetragen. Dem Sakrediö schlich abends die Zeit, als trüge sie Steingewichte wie die alte Uhr im Kirchturm. Vergeblich hatte er die Langeweile im Rotwein ersäufen wollen. Es war so unheimlich still. Das Rufen nach dem Kathrin fand keinen menschlichen Widerhall.

Endlich hörte der Sakrediö sein Mädchen in der Scheune schluchzen. Es zog eine zerknirschte Sünderin mit Gewalt in die helle Stube. Das Kathrin schämte sich aus Leibeskräften. Erzürnt über die ungewohnte Sprödigkeit, entriß er ihr das Kopftuch.

Sie bog sich vor Herzeleid und konnte nicht länger verhehlen, daß sie einen Bubikopf trug nach der neuesten Pariser Mode.

Burschen mit rußgeschwärzten Gesichtern hatten sie überfallen und ihr die Zöpfe abgeschnitten.

Aus dem Mund des Sakrediö brüllte die beleidigte Fremdherrschaft. Das Kathrin ersah seine Gelegenheit, sich in einen Schlupfwinkel zu verkriechen.

Nächtlicherweile mußte Ali ben Soliman sich, etliche Stammesgenossen und die zugehörigen Berberrosse aus der Stallwärme reißen, um durch die Winterkälte irgendwohin zu galoppieren, wo die Zopfabschneider nicht auf sie warteten.

Auch war der Sakrediö, aller Langeweile entledigt, aber bis an die Zähne bewaffnet, über die Schwelle an den Sternhimmel getreten. Draußen belauerte ihn dieselbe spitzblickende Dunkelheit wie tagsüber aus der breitrückigen Bauerngelassenheit. Er zog sich in sein Quartier und hinter seine Rotweinflasche zurück und zwirbelte den Schnurrbart in die Luft.

Revolution in Atzelgift! — — —

Alles geschah folgerichtig im Kampf zwischen Heimat und Fremde.

Während das Schuftche sich bemühte, die hinterwärtige Runenschrift auszuwischen, lag Petermanns Karle auf der Lauer und sah seine Luwies in einer rosigen Wolke.

Weil das Schuftche sich nur schmerzhaft fortbewegte und öfters rasten mußte, wurde es Zeuge des nächtlichen Brautbesuchs. Sah, wie der Schatten seines Todfeindes gen Atzelgift pirschte, und fühlte sich, wollüstig dankbar, zur Rache aufgerufen.

Petermanns Karle lieferte sich selber aus. Diesmal sollten ihm die bräutlichen Arme zur Wildfalle werden!

Mit wehen Gliedmaßen versuchte das Schuftche, sich eidechsengleich hinter dem ahnungslos Vorüberhuschenden herzuschlängeln.

Sie waren schon bis an die Gemüsegärten gelangt, als Pferdegetrappel die nächtliche Stille zerhämmerte.

Der Spion versank in feuerheißer Angst. Wenn der Gewaltskarle umkehrte und ihn ertappte, dann war's um ihn geschehen!

Sterndurchwirkte weiße Stille! Der dicke Kirchturm rief als Nachtwächter die Schlafenszeit aus.

Petermanns Karle rückte wie ein wandelnder Pfahl auf die Hinterfront von Altscholtesse-Haus zu.

Das Schuftche zauderte unschlüssig. Der Liebhaber stand bereits unter dem großen Birnbaum, der beschwörend die nackten Äste hob.

Ein Laut knarrte durch das weiße Schweigen. Ein Utsche-bäbbes trat aus dem Stall.

Im ungeheuren Augenblick hielt Petermanns Karle Leben und Sterben wie den Kolbenhals der Flinte umspannt.

Der Spahi äugte gen Himmel und beeilte sich, wieder in seine Stallwärme zu kommen.

Petermanns Karle aber wunderte sich nicht, daß sein Mädchen wie ein Lockbild im Fensterrahmen stand.

Er brauchte nicht lange zu warten, bis er eingelassen wurde.

Der verschneite Birnbaum neigte seine Zweige leise zueinander.

*

Auch den Aufpasser hatte etwas durchschauert, das ihm die Glieder lähmte. Er raffte sich auf und schlug seitlings einen Hacken wie ein Hase.

Als das Schuftche beim Sakrediö eintrat, sah er zwei stattliche Zöpfe auf dem Tisch liegen. Konnte auch kaum zu Worte kommen. Als es endlich seine Meldung angebracht hatte, schnellte der Sakrediö vom Tisch empor.

Die verschwiegene Selbstgenügsamkeit zweier Liebesleute bedrohte im Traumauge des Trunkenen die Sicherheit der Besatzungstruppe!

Täterätä! Der Trunkene selber blies Alarm. Das Schuftche kauderwelschte mit Mund und Händen: der wilde Jäger werde doch auch alarmiert, sintemal er in den Armen seiner Liebsten zwar halb, aber nicht völlig taub sei!

Täterätä!

Auf dem Atzelgifter Kriegsschauplatz verkrochen sich Weiber und Kinder unter der Bettdecke. Die Männer und Burschen saßen auf mit gespitzten Ohren.

Täterätä!

Das Schuftche stieß das Kathrin von sich. Dessen abgeschnittene Zöpfe beschwerten den Bruder nicht.

Er mußte den Verfolgern auf die Spur helfen und sich rächen!

Er kam im letzten Augenblick noch zurecht. Er stand an der Hintertür von Altscholtesse-Haus. Aber er empfing, was er nicht begehrte, einen gewaltskarl-mäßigen Tritt vom ausbrechenden Petermanns Karle, daß er in die Luft und in sanftem Bogen auf den Mist fuhr.

Der Zeitumstände halber war der Mist lange nicht abgefahren worden. — Das Schuftche fiel weich.

Die Reiter konnten sich blind und tot reiten — der Feind war von Nacht und Nebel verschluckt.

*

Den Einheimischen stärkte der nächtliche Brautbesuch das Gemüt.

Der Sakrediö trat in die Federn wie ein wütender Haushahn. Etliche Burschen wurden ins Spritzenhaus gesperrt, wußten aber von nichts. Auch das Kathrin wußte von nichts. Und das Schuftche hatte keine Witterung, weil ihm der Mistgeruch noch in der Nase steckte.

Es kam ein fremder Gendarm ins Dorf, der den Vormann von Atzelgift, Altscholtesse Stracker, am hellichten Tag mitnahm und ins Gefängnis der Kreisstadt ablieferte.

In der Nacht des Überfalls waren bei ihm zwei Jagdgewehre gefunden worden. Verbotene Waffen!

Dafür erhielt der Strackhärige seine erste Gefängnisstrafe und saß sie im „Bolles" ab.

's Laad! Alles Unheil nahm in der Folgezeit den Strackhärigen zum Anstoß. Als er, ein bestrafter Mann, zurückkehrte, war sein Schopf ergraut. Er hatte sich angewöhnt, um sich zu schauen, bevor er den Mund auftat; sogar in seinen vier Wänden. Gegen das Luwies äußerte er sich in Blicken und Gebärden, die nichts Gutes verhießen. Einmal brach er in alter Weise los als Wetterkopf, wie ihm sein Weib den Verdacht kundgab: Luwies befinde sich im andern Stand und müsse heiraten.

Luwies stand totenbleich mit grellen Augen: „Vater, schlag mich tot; dann bin ich allein schuld!"

„Ukermärker"

TABAKERNTE IN DER UKERMARK

Vorstenlanden oder gar Havanna ist es freilich nicht, was in der fruchtbaren Ukermark im Norden der Provinz Brandenburg an Tabak gebaut wird, aber er gibt doch ein gut brauchbares Gewächs, das nach sachgemäßer Behandlung, meistens mit anderen Tabaksorten vermischt, einem nicht gerade verwöhnten Raucher munden mag. Für uns aber hat der Tabakbau in der Ukermark, wie auch der in der Pfalz, insofern Bedeutung, als ein großer Betrag, der sonst ins Ausland ginge, dem deutschen Volksvermögen erhalten bleibt.

Aufladen der zusammengeschnürten Tabakblätter-Bündel. Nur kleine einspännige Wagen werden für den Transport benutzt, damit die grünen, saftigen Tabakblätter nicht zu sehr gedrückt werden.

Oben rechts: Bei der Ernte im Tabakfeld. Die abgebrochenen Blätter werden glatt zusammengelegt, bis ein Stapel beisammen ist. Mehrere dieser Stapel werden zusammengebündelt.

Im Kreis: In einer Tabakscheune während der Erntezeit. Die grün vom Felde gekommenen Blätter werden auf Schnüre gezogen und dann in der Scheune zum Trocknen aufgehängt.

Tabakscheunen, ein typisches Bild in der Ukermark. Die Scheunen haben zahlreiche Luken, damit die völlig grün aufgehängten Tabakblätter gut trocknen können. Nach etwa drei Wochen Trocknungszeit wird der Tabak von den Landwirten an die Tabakverwertungsgesellschaften verkauft, die die weitere Behandlung vornehmen.

Nebenstehend: Trocknen der „Sandblätter" an den Außenwänden der Scheunen, an Stallungen und Zäunen. Mit „Sandblatt" bezeichnet man die Blätter, die, schon an der Pflanze abgestorben, gelb auf dem Boden liegen und besonders gesammelt werden, weil sie nur noch einer kurzen völligen Trocknung bedürfen.

Sei mir gegrüßt! Grußformen der Völker!

Was sich die Menschen jeder Zunge und Hautfarbe mit dem Gruß sagen wollen, ist überall und jederzeit so ziemlich dasselbe: Beim Kommen, Gehen und Begegnen wollen sie damit ihre Ergebenheit, ihre Freundschaft, ihr Bekanntsein oder wenigstens ihr gegenseitiges Anerkenntnis als Bruder Mensch nach außen betätigen. Nicht so einheitlich wie der Inhalt und Beweggrund ist das Wie. Da sind die Formen so kunterbunt wie das deutsche Parteiensystem. Um eine Soziologie des Grußes sei es uns hier nicht zu tun, ebensowenig um eine Erklärung der verschiedenen Worte und Gesten aus dem jeweiligen Volkscharakter und Lebenskreis, so reizvoll und ergebnisreich auch diese Aufgabe wäre. Wir möchten vielmehr ein Potpourri geben, das die ganze Buntartigkeit der gebrauchten Zeichen und Formeln aufzeigt, eine ergötzliche Blumenlese, die unseren Eingangssatz drastisch illustriert.

Was man sich beim Gruß hierzulande wünscht, kann unerörtert bleiben. Wir würden ja nur Eulen nach Athen tragen, so männiglich ist es bekannt. Aber einiger Standesgrüße mag Erwähnung geschehen. Der Bergmann grüßt „Glück auf!", der Jäger: „Weidmannsheil!", der Turner: „Gut Heil!", der Radfahrer: „All Heil!"; die Mitglieder der katholischen Gesellenvereine „Gott segne das ehrbare Handwerk!" Die Formeln der alten Zünfte, die zugleich als Erkennungszeichen dienten, seien ihrer Umständlichkeit wegen nicht eigens aufgeführt. Die heiteren Griechen des alten Hellas riefen sich „Chaire", d. h. „Freue dich", zu, die Römer beim Kommen „Ave", beim Gehen „Vale". Der Gruß der Juden, „Schalom lecha", ist als „Salem aleikum" (Friede sei mit euch) noch heute bei den Arabern üblich und bei den Moslems unter sich, während sie die Christen mit „Willkommen!" oder „Gesundheit!" oder „Dein Tag sei glücklich!" grüßen. Der Russe wünscht seinem Nächsten „Sei gesund!", der Engländer „Goodbye!" (Gott mit Ihnen!) oder „How do you do?" (Wie geht es Ihnen?) oder „Farewell!" (Gute Fahrt!), der Holländer und Skandinavier „Fahr wohl!"

Das stolze Vorbild der Faschisten: Der altrömische Gruß.

So grüßte im Italien des 16. Jahrhunderts der vornehme Herr.

Nebenstehend: Der französische Kavalier im 17. Jahrhundert neigte sich graziös zum Gruß.

Noch scheckiger als mit den Begrüßungsworten verhält es sich mit den Begrüßungsgebärden. Da sind unsere europäischen Formen noch die nüchternsten. Allein auch sie mußten einen langen Weg allmählicher Vereinfachung machen, bis aus der eindrucksameren, dafür umschweiflicheren Urgeste die nur noch symbolhafte, dürre, konventionelle Form von heute sich herausgeschliffen hatte. Das leichte Nicken des Kopfes zum Beispiel hatte die Verneigung, diese die tiefe, rechtwinklige Verbeugung des ganzen Oberkörpers zur Vorgängerin, indes die Verbeugung wiederum eine Abkürzung des in der Gegenwart noch bei manchen naturnäheren Völkern üblichen Niederwerfens zur Erde darstellt. Das Abnehmen des Hutes bedeutete zunächst das Zeichen der Unterwerfung und wurde anfänglich als Gruß bloß etwa den Priestern und Vornehmen erwiesen; erst mit dem Ausgang des Mittelalters breitete sich die Sitte allgemein und auch unter Gleichstehenden aus. Seit dem 16. Jahrhundert kamen in Europa außerdem die Verneigung, der Handdruck und der Knicks in Schwang. Der Kuß, der im Mittelalter die Vertragsbesiegelung versinnbildete, ist nur bei Begrüßungen unter Angehörigen gebräuchlich; am spärlichsten sind hierbei vielleicht die Engländer, freigebiger als andere die Juden. Vom Kuß unter Liebespärchen, bei denen diese Lippenprozedur vermutlich nicht ausschließlich Begrüßungszeremonie ist und von besonderer Inbrunst und Unendlichkeit sein soll, möchten wir lieber honett schweigen und die warm-blütige Philosophie des Kusses vielmehr dem dachthronenden Kater Hiddigeigei überlassen. In mehreren Gebieten Deutschlands küßt man den Damen zum Gruß die Hand. In Italien ist eine solche Gunst lediglich den nächststehenden Freunden verstattet. Russische Damen erwidern den Handkuß an Herren ihrer Zuneigung mit einem Stirnkuß. Den Japanern und Chinesen ist der Kuß bis heute unbekannt, ebenso verschiedenen Naturvölkern, die statt seiner einander die Nasen reiben, auf Arme, Brust oder Bauch klopfen, beziehungsweise blasen oder ihr Gesicht mit den Händen oder Füßen des andern streicheln. Beim Militär wird so ziemlich in allen Heeren nach europäischem Muster die Kopfbedeckung mit der rechten Hand berührt, höchstens mit Unterschieden in der näheren Ausführung. Eine Besonderheit haben sich die Faschisten in Italien zu eigen gemacht, nämlich die Ausstreckung der Rechten schräg nach oben. Damit griffen sie auf das altrömische Vorbild zurück.

Und wie grell wird erst die Abwechslung und wie lustig oft das Bild, wenn wir ins fernere Ausland und über das Meer gehen! Der Morgenländer steigt, wie wir aus der Bibel wissen,

Das zart grazile Rokoko: Begrüßung, wie sie in Frankreich vorm Ausbruch der großen Revolution als guter Ton galt.

Mit Mensendiecken und Massage: Niederlassen auf die Knie, darauf folgt Auf- und Abfahren der Hände an den Seiten — so grüßt man in Japan.

Knie beugt! — Der Gruß auf Distanz bei den Tibbu in der Sahara.

Eine für unser Empfinden wenig freundliche Geste: In Tibet steckt man beim Grüßen die Zunge heraus und nimmt, wenn man besonders höflich sein will, die Mütze ab und biegt das linke Ohr nach vorn.

von seinem Reittier, geht dem Ankömmling entgegen, verneigt sich vor ihm, vor Höherstehenden bis zur Erde, selbst siebenmal — er hat noch mehr Zeit und Zermonienfreude als der gehetzte, utilitaristische Westeuropäer — beugt die Knie, umarmt und küßt den Freund und spricht beim Kommen wie beim Gehen einen Segenswunsch. Die Türken kreuzen die Arme vor der Brust und neigen sich nach vorn. Die Ägypter führen die Hand auf die Brust und beugen das Haupt. Die japanische Begrüßung besteht im Niederlassen in die Knie und im Auf- und Abfahren der Hände an den Seiten, begleitet von einem Ächzen oder Grunzen des Wohlgefallens. Die Abessinier küssen auf den Knien die Erde. Die Hindus langen mit der Rechten zur Stirn und neigen das Haupt. Der südafrikanische Negerstamm der Barotse hat großen Sinn für das Förmliche; dort kniet man nieder, küßt sich die Hände, wiegt den Körper hin und her und ergießt sich in üppigen Willkommworten. Die Eingeborenen auf den Andamanen im Bengalischen Meerbusen starren sich bei Zusammenkünften eine geraume Zeit lang schweigend an, bis der Jüngere mit einer alltäglichen Bemerkung das Erzählen eröffnet. Aber wenn erst Verwandte zusammentreffen! Da setzt sich der eine auf des anderen Schoß, dann schmiegen sie sich fest aneinander, umarmen sich, weinen laut zum Erguß der Freude über das Wiedersehen und gebärden sich überschwenglich. Das dauert bei längerer Trennung stundenlang. Beim Abschied reicht man sich die Hand und pustet auf sie, während man Abschiedsworte aneinander richtet. Die Bauschi-Neger in Nordwestrhodesia bringen ihre Huldigung dadurch dar, daß sie auf die Knie fallen und in die Hände klatschen; die größte Ehrenbezeigung ist jedoch ein lautes Wiehern beim Empfang. Der „Nkufi", d. i. der sogenannte kleine Gruß bei den Kongonegern, besteht ebenfalls darin, leicht in die Hände zu klatschen. Die Batoka klopfen sich gegenseitig die Außenseite der Schenkel. Die selbstsüchtigen Tibbu in der Sahara lassen sich in einem respektablen Abstand voneinander in Hockstellung nieder. Die Balonda klatschen in die Hände und trommeln mit den Ellbogen auf ihren Rippen. Die Feuerinsulaner umarmen sich handfest „wie mit Bärentatzen"; ihre Freundschaft zeigen sie durch Auf- und Niederhüpfen. Die Tibetaner strecken die Zunge heraus; wollen sie die vornehmste Höflichkeitsform anwenden, dann nehmen sie zuvor die Mütze ab und biegen das linke Ohr nach vorn. Die Sarten reichen sich die Hände und streichen einander den Bart. In Ozeanien, dessen Eingeborene mit einem ausgeprägten Geruchssinn begabt sind, entbietet man sich den Nasengruß: man beschnüffelt sich gegenseitig, indem man die Nasen aneinanderlegt und mit der Spitze oder den Seiten reibt. Die Neuseeländer weinen ein erbärmliches Willkommgeheul und jammern einander etwa eine Viertelstunde an; darauf folgt das Nasenreiben, untermischt mit einem Stöhnen der Zufriedenheit. Die Eskimos gar sollen wahre Grußduelle ausführen, indem sie sich um die Wette ohrfeigen.

An devoter Umständlichkeit werden die gewöhnlichen Begrüßungen von den Bekundungen der Ehrfurcht oder Untertänigkeit, namentlich bei den Naturvölkern, noch überboten. So umarmte der russische Leibeigene die Füße seines Herrn und küßte sie. Ähnlich küßt der dienende Böhme den unteren Saum des Kleides seines Vorgesetzten. Dem Bischof oder Abt küßt der Katholik den Ring, dem Papst den Schuh. Bei orientalischen und niedrigerstehenden Völkern ist es üblich, vor einem Höhergestellten sich zu Boden zu werfen und, ohne aufzublicken, längere Zeit liegenzubleiben. In China stürzt sich der Untergebene oder der Beter nieder und berührt ein- oder mehrmal mit der Stirn den Boden, ein Vorgang, den man Kotau nennt; beim Begegnen zu Pferde steigt der Niedrigerstehende ab und läßt stehend den Vornehmen an sich vorbei. Der Japaner zieht vor dem Höheren die Sandalen aus, steckt die rechte Hand in den linken Ärmel und ruft, langsam vorbeigehend: „Füge mir kein Leid zu!" Bei den Toda in Vorderindien fällt die jüngere oder untergebene Person vor der älteren oder höheren auf die Knie und hebt deren Fuß zu ihrem Gesicht bzw. Kopf empor. Die Avemba in Nordostrhodesia haben als Ehrfurchtserweis die Gepflogenheit, sich auf die Erde zu legen und vor der Respektsperson im Staube sich zu wälzen. In Uganda dürfen die schwarzen Diener vor ihrem eingeborenen König nur kriechend erscheinen. Die Kongoneger begrüßen Höhergestellte durch eine einfache Kniebeugung. Handelt es sich jedoch um einen Oberhäuptling bei einem feierlichen Anlaß, dann kniet man mit beiden Knien zur Erde, verneigt sich tief, streut Staub auf seine rechte Schläfe, macht hierauf mit der Linken die gleiche Bewegung und klatscht in die Hände. Als die ersten Weißen zum Stamm der Bschiurneger kamen, bewillkommnete sie deren Häuptling mit seiner ganz besonderen Achtung und dem freundschaftlichsten Willkomm, den man dortzulande auf Lager hat: er faßte die Ankömmlinge bei den Händen und spie ihnen sowohl ins Gesicht als auch auf die Handflächen. Wahrhaftig, ein saftiger Ehrerweis! Er ringt mit dem Zungengruß der Tibetaner und dem Schwäbischen Gruß, der mit Goethes Götz von Berlichingen mit derbem Kürassierstiefel selbst in die Weltliteratur hineinstapfte, lieblich um die Palme. Dr. Konrad Hofmann, Freiburg i. Br.

Der feierliche Orientale: Kreuzen der Arme und Verneigen als Grußform der Türken.

Nasenreiben als Kußersatz bei den Maori auf Neuseeland.

Nebenstehend: Kniend den Fuß des anderen zum Kopf emporheben — damit gibt der Toda in Vorderindien seine Ergebenheit kund.

Das ist die wahre Demut: Wälze dich bei der Begrüßung einer Respektsperson im Staub wie die Avemba in Südafrika!

Dagegen heiß's bei uns zulande bloß: Guten Morgen, Herr Direktor!

Der Wiedehopf,

ein Schreckhase unter unseren Wildvögeln.

Dem Namen nach kennen ihn alle, von Angesicht zu Angesicht nur wenige, den Kuckucksküster im buntscheckigen Clownsgewand, den vielbesungenen und vielverlästerten Wiedehopf. Sein Verbreitungsgebiet ist weit, es umfaßt Europa, Asien und das nördliche Afrika, aber nirgends tritt er in großer Anzahl auf, und bei uns in Deutschland gehört er schon zu den selteneren Vögeln. Das ist nicht verwunderlich, denn sein Vorkommen ist an Viehweiden und hochwildreiche Reviere von parkartigem Charakter gebunden, wo er in den Tierexkrementen die ihm am meisten zusagende Nahrung, kotverzehrende Larven von Käfern und Fliegen, findet. In geschlossenen Waldbeständen sucht man ihn vergebens, aber gelegentlich sieht man ihn sich familienweise im lichten Stangenholz umhertreiben, wenn faulende Pilze Ausbeute an Staphiliniden versprechen. Der Wiedehopf hat kaum die Größe einer Drossel, fällt aber durch seine Buntheit — das Gefieder ist rostgelb, weiß und schwarz — durch die meist zusammengelegt nach hinten gerichtete Federholle, den sanftgekrümmten, langen dünnen Schnabel und sein seltsames Gebaren auch Leuten auf, die sonst für die Vogelwelt kein Auge haben. Er ist kein ausdauernder Flieger, bewegt sich flatternd und gaukelnd wie ein Schmetterling in der Luft, sucht bei Annäherung wirklicher oder vermeintlicher Gefahr sofort Deckung in einer Baumkrone und trippelt unter beständigem Nicken auf dem Boden umher. Furchtsamkeit ist seine bezeichnendste Eigenschaft; eine harmlose Taube, eine über ihn hinstreichende Schwalbe können ihm tödlichen Schrecken einjagen. Vermag er in solchen Augenblicken keinen Zufluchtsort zu erreichen, so wirft er sich flach auf die Erde, breitet Flügel und Schwanz fächerartig um sich aus, biegt den Hals rückwärts und richtet den Schnabel nach oben, eine Stellung, die den Gegner verblüffen soll. Der Wiedehopf ist Zugvogel, nimmt es aber mit den Ankunfts- und Abreiseterminen durchaus nicht genau. Er trifft zwischen Ende März und Ende April bei uns ein, die Rückwanderung beginnt im August und dauert bis in den Oktober. Bald nach der Ankunft läßt das Männchen seinen Paarungsruf „hupp, hupp, hupp" vernehmen, nach dem der Vogel von vielen Völkern benannt worden ist (lateinisch z. B. upupa). Sonst hört man von ihm kaum einen anderen Laut als einen heiseren Schnarchton. Sobald sich die Vögel gepaart haben, beginnen sie gleich mit dem Bau des Nestes, das sie in Baumhöhlen, bald in beträchtlicher Höhe, bald dicht über dem Boden, anlegen und mit einer dünnen Unterlage aus Halmen, Kuhdüngerbröckchen und Federn versehen. Die Eier — meist 4 oder 5 — sind klein, länglich und von grünlich- oder bräunlichgrauer Farbe und werden in 16 Tagen ausgebrütet. Von der Kinderstube des Wiedehopfs wird behauptet, daß sie in bezug auf Unsauberkeit jeder Beschreibung spotte. Schreiber dieser Zeilen hat jedoch bei den Nestern, die er zu untersuchen, Gelegenheit hatte, weder von Schmutz noch von Gestank etwas wahrgenommen. J. R. H.

Junge Wiedehopfe sonnen sich vor dem Nest in einem alten Fichtenstock.

War's Schreck, der ihn die Kopfhaube spreizen ließ?

Er hockt noch recht schwerfällig auf dem Ast über dem Wasser.

Dem Neste zu: Alter Wiedehopf mit Atzung für die Jungen

Naturaufnahmen von Hans Stephainsky-Tillowitz und (links unten) M. Behr, Steckby.

Kurz vor dem Einschlüpfen in den Steinhaufen, in dem sich das Nest befindet.

EIN NEUER NERVENKITZEL FÜR DAS SPORTLICHE ENGLAND: STURZ IN DER KURVE BEI EINEM MOTORRADRENNEN AUF UNGEPFLEGTER ERDBAHN

NACH EINER ZEICHNUNG VON W. R. S. STOTT

Das in England eben noch so beliebte Windhundrennen nach einem elektrischen Hasen hat nun schon den Reiz der Neuheit verloren, und man ist dort zu einem anderen sensationellen Schauspiel übergegangen: zu dem Motorradrennen auf offener ungepflegter Bahn. Mit angehaltenem Atem, jeden Nerv gespannt, verfolgen die Zuschauer die auf ihren knatternden Maschinen in rasendem Tempo dahinsausenden Motorradfahrer. Staub und Schmutz des lockeren Erdreichs spritzen hoch auf. Bei der Geschwindigkeit von 90—100 Stundenkilometer bilden die Kurven eine besondere Schwierigkeit, die dem Fahrer gar leicht zum Verhängnis werden kann, da die lockere Erde oft jede Berechnung unmöglich macht. Ist ein Sturz in solch einer Kurve erfolgt, so wird eine Warnungsflagge an der Unglücksstätte geschwungen, um die nachfolgenden Rennfahrer vor Unfällen zu schützen.

Wissen und Leben

Das Photomaton: 8 verschiedene fertige Bilder in 8 Minuten. Der Photomaton-Apparat, eine Erfindung des Russen Anatol Josepho, die jetzt auch bei uns eingeführt wird, stellt zweifellos eine Umwälzung auf dem Gebiete der Photographie dar. Der Apparat ist eine richtige Photographier-Maschine, die in 20 Sekunden 8 verschiedene Aufnahmen macht, welche in 8 Minuten fix und fertig aus dem Apparat herauskommen, nachdem sie sämtliche Stufen der Lichtbild-Entwicklung durchgemacht haben. Man nimmt sich gewissermaßen selber auf, ungezwungen und natürlich, wie man sich selbst gern sehen will, wird nicht in langwierigen Sitzungen vom Photographen „gestellt", braucht nicht lange auf die Lieferung des Bildes zu warten und bekommt 8 verschiedene Bilder, die gleichmäßig scharf und wesentlich besser als die üblichen Paßbilder sind. Das vollkommen automatisch arbeitende Photomaton beruht auf einer sinnreichen Verbindung optischer, photochemischer und elektromechanischer Einrichtungen und Vorgänge. Äußerlich sieht man eine Art Holzkabine, 2 m lang, 60 cm breit und 1,90 m hoch. In der offenen Kabine nimmt man auf einem Drehstuhl Platz. Dann wirft man in einen Schlitz ein Markstück ein. Sofort schaltet sich die Beleuchtung ein, und der Verschluß des Objektivs (Anastigmat 1:2 der Emil Busch A.-G., Rathenow a. d. Havel) arbeitet in kurzen Zeitabständen 8 mal, während man beliebig oft seine Stellung wechseln kann. Dann erlischt die Beleuchtung, und über dem Einwurf erscheint ein Schild mit der Aufschrift „Der nächste bitte"! Damit ist in 20 Sekunden die Aufnahme beendet, und man braucht nur zu warten, bis nach 8 Minuten auf der Rückseite des Apparats der Streifen mit den fertigen 8 je 5×3,5 cm großen Bildern ausgeworfen wird. Die Wirkungsweise dieser Photographier-Maschine ist folgende: Die Aufnahme erfolgt ohne Benutzung eines Negativs unmittelbar auf das lichtempfindliche Papier, das in einer lichtdichten Kassette in Form einer großen Rolle eingeschlossen ist. Durch den Einwurf des Geldstückes werden zwei Kontakte betätigt, die die Beleuchtung einschalten und den dauernd laufenden Motor mit der Aufnahmevorrichtung kuppeln. Sofort erfassen zwei Gummiwalzen den Papierstreifen und führen ihn vor das photographische Objektiv. Diese Gummiwalzen haben Aussparungen, und sobald das Papier in eine derartige Aussparung gerät, steht es still. Im gleichen Augenblick arbeitet automatisch der Verschluß. Haben sich nach 20 Sekunden die Gummiwalzen 4mal gedreht, wobei 8 Aufnahmen gemacht worden sind, dann schneidet ein Messer den Papierstreifen ab. Gleichzeitig wird die Aufnahmevorrichtung ausgekuppelt und die Beleuchtung ausgeschaltet. Mit Hilfe einer endlosen Kette gelangt der Streifen dann in den Entwicklertrog, wo er zunächst durch ein Entwicklerbad, dann durch ein Bleichbad, ein Klärbad und ein Tonbad geführt wird. Zwischen den einzelnen Bädern wird der Papierstreifen gespült. Das fertig getonte Bild geht nochmals durch ein Wasserbad und dann in den elektrischen Trockner, wo es mit warmer Luft angeblasen wird, und den es so langsam durchläuft, daß das Bild vollkommen trocken den Apparat verläßt. Dieser ganze Vorgang dauert knapp 8 Minuten. Da die Einstellung vollkommen sicher und unverändert ist, sind alle Bilder gleichmäßig scharf, und zwar sieht man sich so, wie man sich im Spiegel sieht, infolge des angewandten photographischen Umkehrverfahrens. Irgendwelche Bedienung des Apparats ist nicht erforderlich, abgesehen davon, daß ein junges Mädchen den in der Kabine Sitzenden auffordert, einmal hierhin und einmal dorthin zu blicken, einmal vergnügt und einmal ernst auszusehen, um etwas Abwechslung auf dem Bildstreifen zu schaffen, damit man vielleicht nachher aus seinem Streifen feststellen kann, ob nicht doch ein großer Schauspieler an einem verlorengegangen ist. Sonst hat die bedienende Dame nichts weiter zu tun, als den Drehstuhl ein wenig höher oder tiefer einzustellen, damit das Gesicht immer in die richtige Höhe gegenüber dem Objektiv kommt. Dies neue Photographier-Verfahren ist zweifellos etwas Sensationelles, und auf dieser Sensation beruhen, neben der Güte der erzielten Bilder, seine großen Erfolge in Amerika und England, wo Apparate stehen, die an einem Tag bis zu 20000 Bildern machen. Gesellschaften sind gegründet worden, um dies neue Verfahren einzuführen; und für das Vertrauen, das man, nach den bisherigen Erfahrungen in den angelsächsischen Ländern, zum Photomaton-Verfahren hat, spricht der Umstand, daß die deutsche Hersteller-Firma, Siemens & Halske A.-G., Berlin, in deren Händen die Fabrikation für die ganze Welt, außer den Vereinigten Staaten von Amerika, liegt, einen Anfangsbestand an Aufträgen hat, hauptsächlich aus dem Ausland, der Arbeit schafft für 1500 Arbeiter auf ein Jahr.

Dipl.-Ing. A. Lion, Berlin.

(Fortsetzung von „Wissen und Leben" auf Seite 554.)

Baumverpflanzung in Amerika: Transport eines großen Baumes nach der neuen Pflanzstätte.

Der erdreiche Wurzelknollen bildet das Gegengewicht zu der weit über das Blockgestell ragenden Krone. Das Automobil ist nur zum Vergleich für das riesige Ausmaß des „Pflänzlings" mit abgebildet.

Bei der Aufnahme.

Ein halber Bildstreifen.

Blick in den Apparat.

Eine Umwälzung auf dem Gebiete der Porträt-Photographie: Das Photomaton, das in 8 Minuten 8 verschiedene Bilder liefert.

(Vgl. hierzu den Text auf dieser Seite.)

Odol-Zahnpasta wird nur in garantiert reinen Zinntuben geliefert. Zinntuben erfüllen in aesthetischer und hygienischer Beziehung höchsten Anspruch — im Gegensatz zu den in Deutschland leider immer noch viel gebrauchten verzinnten Bleituben (die in anderen Kulturländern übrigens verboten sind). Für den Laien ist es schwierig, eine verzinnte Bleitube von einer reinen Zinntube zu unterscheiden, sie sehen äußerlich ganz ähnlich aus. Verlassen Sie sich also nicht auf das Aussehen, sondern verlangen Sie — wenn Sie sicher gehen wollen, eine Zahnpasta in reiner Zinntube zu erhalten — ausdrücklich Odol-Zahnpasta.

Kinder —
Eure Odol-Zahnpasta
ist fabelhaft!
Alexa von Porembsky

Diese liebenswürdige Künstlerin,

deren leuchtend weißen Zähne ihr begeistertes Urteil glaubhaft machen, Berlins gefeierter Liebling, ist eine kluge Meisterin der vollkommenen Mundhygiene.

Sie begnügt sich nicht mit der mechanischen Reinigung ihrer Zähne vermittels der feinkörnigen, milden, erfrischenden Odol-Zahnpasta. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie an die Schönheit der Zähne denkt, ist sie auch auf die Gesundheit des Mundes bedacht. Deshalb verwendet sie neben der Odol-Zahnpasta Odol, das klassische Mittel der vollkommenen Mundhygiene.

LINGNER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT, DRESDEN

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist
Odol
ODOL
ZAHNPASTA

Wo lag das Goldland Ophir? Seit dem Altertum bildete die Frage nach dem Goldlande Ophir einen Gegenstand zahlreicher Spekulationen. Man suchte es in Indien, auf Ceylon, in Arabien, Ostafrika, ja sogar in Mittelamerika und Peru. Der biblische Bericht, wonach die Schiffe des Königs Salomo 450 Zentner Gold, ferner Silber, Edelsteine, Elfenbein, Affen und Pfauen nach dreijähriger Reise von dort brachten, gibt nicht allzu viele Anhaltspunkte, nach denen sich irgendeins der uns bekannten Länder mit Sicherheit als das sagenhafte Ophir identifizieren ließe. Immerhin bieten die betreffenden Bibelstellen nur eine beschränkte Zahl von Auffassungsmöglichkeiten, die alle ein gewisses Maß von Berechtigung haben. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß die im Bericht erwähnten großen Goldmengen nur aus einem Lande stammen konnten, in dem das Gold gefunden wurde, denn nur dort war es in diesen Mengen verfügbar. Von den Fundstätten des Goldes im Altertum kommen jedoch nur drei dabei in Frage: Arabien, Indien und die Küste des Sofalalandes in Südostafrika, im heutigen Mosambik. Andere Länder müssen ausscheiden, da die Fahrt nach den Angaben der Bibel aus Ezion Geber, dem heutigen Akaba am Roten Meer, ausging. Die meisten Deutungen lauteten von jeher auf Indien bzw. auf Ceylon, die ja beide als Ursprungsstätten der im Bibelbericht erwähnten Kostbarkeiten bekannt sind. Diese Hypothese stößt jedoch auf gewisse Schwierigkeiten. Obwohl nämlich Indien bis in die neueste Zeit beträchtliche Goldmengen produziert, war der Verbrauch an Gold dort immer größer als die Produktion, da es von den prachtliebenden indischen Fürsten gespeichert und zur Vergoldung der unermeßlichen Zahl von Götterstatuen und Kultgeräten in den Tempeln verwendet wurde. Außerdem wußten die damals schon hochkultivierten Inder den Wert des Goldes gut zu schätzen und würden es ohne Gegenwert nicht abgegeben haben. Welche Gegenwerte konnten ihnen jedoch von den ackerbautreibenden Israeliten geboten werden? Der letzte Einwand bleibt auch gegen die Arabienhypothese bestehen, denn den Bewohnern Arabiens war gleichfalls der Wert des Goldes gut bekannt. Viel wichtiger ist aber ein anderer Einwand: Der Landweg nach Arabien war den vorderasiatischen Völkern gut bekannt, im Gegensatz zum Seeweg, den nur die seefahrenden Phönizier benutzt haben konnten. Warum wählten also die Israeliten nicht den ihnen gut bekannten Landweg, sondern den ungewohnten Seeweg? Dabei wissen wir, daß die Ophir-Expedition die erste Unternehmung des israelitischen Volkes zur See war. Trotz dieser Schwierigkeit wird bis in die neueste Zeit von vielen Forschern die Ansicht vertreten, Ophir wäre in Arabien gewesen. Ein englischer Forscher, Cranford, unternahm sogar eine Entdeckungsfahrt nach dem sagenhaften Lande auf einem kleinen arabischen Segelboot, einem „Dau", das nach seiner Meinung genau so aussieht wie die Schiffe, die von den Phöniziern und den Israeliten zur Ophirfahrt benutzt wurden. Auf seiner abenteuerlichen Fahrt, die er in Akaba am Roten Meer antrat, will er im Südosten Arabiens eine Ruinenstadt entdeckt haben, die er für das biblische Ophir hält. Aus seinen Berichten ist jedenfalls nicht mit Sicherheit zu entnehmen, daß es sich tatsächlich um das gesuchte Goldland handelt, zumal es keine archäologischen Funde gibt, die es bestätigen könnten. Es bleibt also noch die dritte Hypothese, nach der Ophir in Südostafrika zu suchen wäre. Neuere Forscher scheinen sich für diese Theorie ausgesprochen zu haben. Die hauptsächlichste Schwierigkeit dieser Lösung besteht darin, daß die Goldbergwerke nicht etwa an der Küste, sondern weit von ihr entfernt lagen, im heutigen Maschonaland. Es ist schwer, anzunehmen, daß die Israeliten es gewagt hätten, so weit in ein unbekanntes Land vorzudringen. Diese Schwierigkeit wird durch eine aus der neuesten Zeit stammende, einfache, wenn auch etwas ungewohnte Lösung behoben. Nimmt man an, daß es sich bei der Ophir-Expedition nicht um eine Handelsfahrt, sondern um einen Kriegs- oder Piratenzug gehandelt habe, so erledigt sich diese Schwierigkeit von selbst. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Phönizier auf einer ihrer Seefahrten einen großen Reichtum der Bewohner der Sofalaküste an Gold gemerkt hatten und eine besondere Expedition dorthin mit Hilfe der mit ihnen verbündeten Israeliten unternahmen, um sich in den Besitz dieser Schätze zu setzen. In der damaligen Zeit waren solche Beutezüge nicht etwa verpönt, sondern galten als den Handelsfahrten moralisch gleichwertig. Die sonstigen in der Bibel erwähnten Kostbarkeiten wurden entweder ebenfalls am Orte vorgefunden oder auf dem Rückwege, z. B. in Arabien, gegen einen Teil des mitgebrachten Goldes eingehandelt.

Dr. J. Seide.

Berufsmäßige Blutübertragung zur Lebensrettung. Ein Mensch hat sehr viel Blut verloren. Es handelt sich darum, ihm rasch Blut zuzuführen, das den notwendigen Lebenssaft so lange ergänzt, bis der geschwächte Körper selbst Zeit gefunden hat, das Fehlende wiederzuersetzen. Aber woher soll man dieses Blut nehmen? Vom nächstbesten Menschen, der sich zur Verfügung stellt? Von einem Tier? Es hat sich gezeigt, daß diese Dinge nicht so einfach liegen. Würde man von irgendeinem Menschen das Blut ununtersucht übernehmen, so bestünde Gefahr, dem Empfänger eine Krankheit einzuimpfen, die der Spender hat. Man denke nur an gewisse Infektionskrankheiten, die das Blut verseuchen, an Malaria usw. Tierblut ist für den Menschen nicht erträglich. Aber auch beim Blut gesunder Menschen sind gewisse Schwierigkeiten vorhanden. Ungeeignetes, wenn auch gesundes Blut kann bei dem Empfänger Fieber, Gelbsucht, Nierenerkrankungen, weitere Blutschädigung zur Folge haben. Das Blutserum eines Menschen ballt die Blutkörperchen eines fremden Blutes zusammen, es agglutiniert sich. Das Blut einer ganzen Anzahl von Menschen verhält sich nun bei der Agglutination übereinstimmend, sie bilden eine Blutgruppe. Bei anderen Menschen dagegen ist das Verhalten des Blutes anders, sie gehören einer anderen Blutgruppe an. Ausgedehnte Untersuchungen lassen die Menschen entsprechend ihrem Verhalten in vier Blutgruppen einteilen. Eine Blutübertragung kann nur bei Personen der gleichen Blutgruppe stattfinden. In jedem Fall ist festzustellen, in welche Gruppe ein Blutspender einzureihen ist. Diese Untersuchung ist rasch und einfach auszuführen. Im Gegensatz zu verbreiteten Anschauungen ist enge Verwandtschaft noch kein Beweis für Zugehörigkeit zu ein und derselben Blutgruppe. Nicht ohne weiteres kann daher Blut von den Eltern auf das Kind übertragen werden; auch hier ist vorher zu untersuchen, ob Eltern und Kinder der gleichen Blutgruppe angehören. In Tausenden von Fällen, namentlich bei übergroßen Blutverlusten, wurde auf solche Weise eine Blutübertragung schadlos durchgeführt. Es brauchen nur 500—600 ccm Blut (auch bei weit höherem Blutverlust) übertragen zu werden, und die Totenblässe des Gesichtes weicht, der kaum mehr fühlbare Pulsschlag wird kräftig, die heftige Atemnot verschwindet. Auch bei Blutkrankheiten, die mit hochgradiger Verminderung des Gesamtblutes oder eines Blutbestandteils einhergehen, kann eine Blutübertragung wertvolle Hilfe bringen. Ein Verfahren nimmt das Blut zunächst dem Spender, setzt geeignete Stoffe zur Bewahrung vor Gerinnung zu und läßt es dann in die Vene des Empfängers einspritzen. Neuartige Blutübertragungsapparate ermöglichen ein direktes Überfließen des Blutes aus der Blutader des Spenders in die des Empfängers. Ein Blutspender ist nur von Wert, wenn er sofort zur Verfügung steht. In verschiedenen großen Städten haben sich bereits Zentralstellen für derartige Blutspender ausgebildet, meist im Anschluß an eine Klinik. Man hat dort jederzeit die Namen und Adressen von freiwilligen Blutspendern aller vier Blutgruppen zur Verfügung, und je nach dem Bedarf wendet man sich an den einen oder andern. Ein Zwischenraum von mindestens drei Monaten bei den Blutentnahmen von einem und demselben Spender wird eingehalten. Der „Weltrekord" für Blutspendung wird von einem amerikanischen Dockarbeiter gehalten; er hat, seitdem er sich hierfür zur Verfügung stellte, bereits etwa 45 Liter Blut gespendet. Er gibt sein Blut ausschließlich für Frauen und Kinder her. Auch nach Blutentnahmen übt er seinen körperlich anstrengenden Beruf wieder aus.

Dr. W. Schweisheimer.

WIE WIRD CHIFFRIERT?

VON WINFRIED LÜDECKE

Im Kriege, wo es so oft galt, ein Geheimnis zu wahren, dessen Entdeckung vielleicht Tausende von Menschenleben gefährden konnte, gewannen auch die Geheimschriften, die Kunst des Chiffrierens, die Kryptographie, eine besondere Bedeutung. Sie wird daher in den Generalstäben aller Armeen angewendet, nicht zum wenigsten auch im diplomatischen Verkehr, der ohne einen Chiffrekode gar nicht denkbar wäre. Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick sollen im folgenden einige der interessantesten und wichtigsten Geheimschriftsysteme behandelt werden.

Schon im Altertum war die Kryptographie bekannt und im Gebrauch. So berichtet Plutarch von den Skytala der Spartaner, deren sich die Ephoren bedienten, wollten sie einem ihrer Feldherren eine geheime Botschaft zukommen lassen. Diese Skytala waren zwei runde Stäbe von genau der gleichen Dicke und Länge, von denen der eine im Besitze der Ephoren blieb, während den anderen der Feldherr hatte. Eine Geheimschrift kam nun dadurch zustande, daß man einen schmalen Streifen Pergament in der Weise rings um den Stab schlang, daß er sich nirgends deckte, und die Nachricht der Länge nach Zeile unter Zeile aufschrieb, so daß auf jedes Stück des Streifens nur ein Buchstaben zu stehen kam. Dann wurde das Band abgerollt und dem Feldherrn übersandt, der es erst lesen konnte, nachdem er es um seinen Stab gewunden hatte, wo sich dann die zueinander gehörenden Buchstaben sinngemäß aneinanderfügten.

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
1	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a
2	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b
3	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c
4	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d
5	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e
6	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f
7	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g
8	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h
9	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i
10	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j
11	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k
12	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l
13	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m
14	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n
15	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o
16	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p
17	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q
18	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r
19	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s
20	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t
21	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u
22	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v
23	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w
24	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x
25	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y
26	b	a	d	c	f	e	h	g	j	i	l	k	n	m	p	o	r	q	t	s	v	u	x	w	z	y

Abbild. 1.

Auch Julius Cäsar hatte, wie Sueton erzählt, eine sehr einfache Methode, zu chiffrieren. Er ersetzte jeden Buchstaben des gewöhnlichen Alphabets durch einen beliebigen anderen, also z. B. a = n, d = e usw. Dies Verfahren stellt die primitivste Art des Chiffrierens dar. In den Handschriften des Mittelalters ließ man die Vokale weg und ersetzte sie durch eine bestimmte Anzahl Punkte oder den im Alphabet auf sie folgenden Konsonanten. Es war i = ., a = . ., e = . . ., o = ..., u = ..., oder a = b, e = f, i = k, o = p, u = x. Ein Kopist, der seinen Namen verheimlichen wollte, schrieb z. B. anstatt Theofilactus = Thfpfklbctxs. Die Republik Venedig bediente sich der Kryptographie vorzugsweise bei ihrer ausgedehnten diplomatischen Korrespondenz. Das älteste mit Chiffren geschriebene venezianische Dokument ist ein Brief des Dogen Michel Steno vom 28. Juni 1411 an den venezianischen Botschafter beim Päpstlichen Stuhl.

Wahllinie 1													Wahllinie 2
a	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	z
b	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	y	z	y
c	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	w
d	o	p	q	r	s	t	u	v	w	y	z	n	v
e	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	u
f	p	q	r	s	t	u	v	w	y	z	n	o	t
g	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	s
h	q	r	s	t	u	v	w	y	z	n	o	p	r
i	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	q
k	r	s	t	u	v	w	y	z	n	o	p	q	p
l	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	o
m	s	t	u	v	w	y	z	n	o	p	q	r	n
n	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	m
o	t	u	v	w	y	z	n	o	p	q	r	s	l
p	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	k
q	u	v	w	y	z	n	o	p	q	r	s	t	i
r	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	h
s	v	w	y	z	n	o	p	q	r	s	t	u	g
t	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	f
u	w	y	z	n	o	p	q	r	s	t	u	y	e
v	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	d
w	y	z	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	c
y	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	b
z	z	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	y	a

Abbild. 2.

Das erste Werk über Geheimschriften schrieb der Abt von St. Jakob zu Würzburg, Johann Tritheim, das unter dem Titel „Libri Polygraphiae VI" im Jahre 1518 zu Oppenheim erschien. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfaßten umfangreiche Bücher über das gleiche Thema der Neapolitaner Porta, Blaise de Vigenère und Hieronymus Cardanus. Der berühmte Jesuit Kircher, Lord Bacon, Hugo Grotius, Mirabeau, Klüber und Fleißner v. Wostrowitz (dem ich größtenteils die nachfolgenden Beispiele verdanke) befaßten sich eingehend mit den Problemen der Kryptographie, deren Entwicklung und Vervollkommnung bis in die neueste Zeit reicht.

Die in Abbildung 1 veranschaulichte Tabelle zeigt Abt Tritheims Buchstaben-Chiffre, die 26 durch Versetzung der Buchstaben gebildete verschiedene Alphabete enthält. Zur Erhöhung der Sicherheit wird man, je nach Vereinbarung, jeden Satz oder jedes Wort oder sogar jeden Buchstaben nach einem anderen Alphabet chiffrieren. Ein Beispiel. Es soll die Mitteilung in Geheimschrift wiedergegeben werden: „Die feindlichen Linien entwickeln sich auf den Höhen diesseits Forbach." Dabei sind Ab-

1. Sprachlinie.

2. Wahllinie.

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	
a	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	z
b	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	y
c	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	x
d	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	w
e	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	v
f	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	u
g	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	t
h	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	s
i	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	r
k	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	q
l	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	p
m	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	o
n	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	n
o	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	m
p	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	l
q	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	k
r	17	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	i
s	18	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	h
t	19	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	g
u	20	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	f
v	21	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	e
w	22	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	d
x	23	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	c
y	24	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	b
z	25	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	a
	z	y	x	w	v	u	t	s	r	q	p	o	n	m	l	k	i	h	g	f	e	d	c	b	a	

Abbild. 3.

sender und Empfänger übereingekommen, das erste Wort mit dem ersten Alphabet, das zweite mit dem zweiten, das dritte mit dem dritten usw. zu chiffrieren. Man findet für d in dem 1. Alphabet e, für i = j, für e = f, also die = ejf, für f findet man im 2. Alphabet h usw., so daß demnach die ganze Mitteilung lautet: ejf hgkpfnkejgp olqlhq irxamgoipr xnhm gal klu pwmpmv mrnbbnrcb pyblkmr.

Der Empfänger dieser Nachricht hat, um sie zu dechiffrieren, die Chiffren des ersten Wortes im 1. Alphabet der Tabelle aufzusuchen, deren Bedeutung er aus dem obersten Alphabet ersieht, die des zweiten Wortes im 2. Alphabet usw.

Den Schlüssel zu einer anderen Buchstaben-Chiffre, deren sich vorzugsweise Napoleon bediente, zeigt Abbildung 2. Will man damit die Depesche schreiben: „Am eilften kommt Entsatz“, und nimmt man als Wahlwort das beliebige Wort „Amen“ an, so hat man zuerst das Wahlwort unter die Klarschrift zu setzen, also:

Depesche: a m e i l f t e n k o m m t e n t s a t z
Wahlwort: a m e n a m e n a m e n a m e n a m e n a

Jeder Buchstabe des Wahlwortes gibt an, welches Alphabet in der Tabelle zu benutzen ist, um den darüberstehenden Buchstaben der Klarschrift zu chiffrieren. Man findet also bei unserem Beispiel das a der Klarschrift in dem Alphabet a der Tabelle, wonach für a das darunterstehende n zu setzen ist, das m steht in dem Alphabet m, es ist also dafür r zu setzen, das e in dem Alphabet e, man findet dafür t, das i steht in dem Alphabet n, man schreibt dafür also p usw. Die ganze Mitteilung lautet demnach: nrtpyyeyapmszbtggapam. Zum Zwecke der Dechiffrierung setzt man unter die Geheimschrift einfach das Wahlwort, also:

n r t p y y e y a p m s z b t g g a p a m.
a m e n a m e n a m e n a m e n a m e n a

Dann sagt man n ist nach dem Alphabet a = a
r „ „ „ „ m = m
f „ „ „ „ e = e
p „ „ „ „ n = i usw.

Eine sehr einfache und äußerst praktische Buchstaben-Chiffre ist die Chiffre des Grafen Cronfeld, die den großen Vorzug hat, daß sie keinen umständlichen Schlüssel beansprucht und die miteinander in Geheimschrift Korrespondierenden nur eine vereinbarte Wahlzahl und die Art des dem System zugrunde gelegten Alphabets im Gedächtnis zu behalten brauchen. Angenommen, die Wahlzahl sei 752, das Alphabet laute: a ä b c d e f g h i j k l m n o ö p q r s t u ü v w x y z, und die Depesche heiße: „Regiment marschbereit machen“, so hat man zum Zwecke der Chiffrierung zuerst die Wahlzahl unter die Depesche zu schreiben, also:

r e g i m e n t m a r s c h b e r e i t m a c h e n.
7 5 2 7 5 2 7 5 2 7 5 2 7 5 2 7 5 2 7 5 2 7 5 2 7 5

Die unter dem Buchstaben der Klarschrift stehende Zahl gibt nun an, daß für r der 7. auf r in dem vereinbarten Alphabet stehende Buchstabe als Chiffre zu setzen ist, = x, für e der 5. auf e folgende = j, für g der 2. auf g folgende = i usw., so daß also die Depesche chiffriert lauten würde: xjiöqgtxogvujmdlvgöxoghjlr. Beim Dechiffrieren schreibt der Empfänger dieser Nachricht die Wahlzahl 752 nacheinander unter die Buchstaben dieses Kryptogramms, also x j i ö q g usw. und weiß, daß
7 5 2 7 5 2
für x der 7. vor x in dem vereinbarten Alphabet zu setzen ist = r, für j der 5. vor j stehende = e usw.

Den Schlüssel zu der von dem Jesuiten Kircher erfundenen Punktier-Chiffre stellt Abbildung 3 dar. Soll beispielsweise die Mitteilung chiffriert werden: „Entsatz ist in naher Aussicht“, so schreibt man zuerst einen verabredeten Wahlsatz darunter. Dieser laute: „Es wohnt eine Macht in des Menschen Herz.“ Dann sieht die Auflösung so aus:

e n t s a t z i s t i n n a h e r a u s s i c h t.
e s w o h n t e i n e m a c h t i n d e s m e n s

i

a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	1	2	3	4	5	6	7	8	9	0	.	,	?
i	ä	1	y	ö	8	6	p	2	z	n	a	f	3	b	7	h	c	4	ü	e	j	d	l	5	0	x	k	q	w	g	m	u	s	o	g	r	w	t

i

Zum Chiffrieren.

i

a	ä	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	ö	p	q	r	s	t	u	ü	v	w	x	y	z	1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
l	b	o	r	w	u	m	0	q	a	v	2	x	6	k	9	e	h	3	.	8	?	7	t	,	4	1	d	j	c	i	n	s	y	g	p	f	5	z

i

Zum Dechiffrieren.

Abbild. 4.

JOHN FLAXMAN · ZEUS DEM SPIEL DER MUSEN LAUSCHEND

	vous			me	
trou-verez				très	
dis-pose		à			
vous				rendre	

Abbild. 5.

Man multipliziert nun gewissermaßen jeden Buchstaben der Klarschrift mit dem darunter stehenden des Wahlsatzes, sucht also e in der 1. Sprachlinie und e in der 2. Wahllinie auf und findet auf dem Schnittpunkt der abwärts und seitwärts gehenden Zahlenreihen die Zahl 9, ferner gibt n × s = 5, t × w = 15 usw. Diese so ermittelten Zahlen werden nun in einen Brief oder in eine zu übersendende Zeitung einpunktiert. Dies geschieht in der Weise, daß unter dem 9. Buchstaben des Briefes mit sympathetischer, d. h. unsichtbarer Tinte, die erst durch ein bestimmtes Verfahren sichtbar zu machen ist, ein Punkt gesetzt wird, von diesem abgerechnet wird 5 Buchstaben weiter ein neuer Punkt gemacht, von diesem ab unter dem nächsten 15. Buchstaben wieder ein Punkt bezeichnet usw., bis sämtliche Zahlen einpunktiert sind. Der Dechiffreur macht nach Empfang des Briefes zuerst die Punkte auf irgendeinem chemischen Wege sichtbar, zählt von Punkt zu Punkt die Buchstaben, schreibt die aufgefundenen Zahlen untereinander auf und setzt dann die Buchstaben des Wahlsatzes darunter, so daß er erhält:

9 5 15 6 8 6 18 13 1 6 13 24 13 3 15 23 25 13 23 22 10 20 7 20 11.
e s w o h n t e i n e m a c h t i n d e s m e n s

Dann sagt er: e (in der Wahllinie) in 9 (der Horizontallinie von e) gibt (die Vertikalreihe von 9 aufwärts) e (in der Sprachlinie), s in 5 = n, w in 15 = t, o in 6 = s usw.

Ein äußerst mysteriöses Aussehen hat das Kryptogramm: ij 24 i j 24 y ö 3 ö 3 y 2 ö 2 p c ö 3 ö 2 y 321 p ü p i a ü ö 3 v p i ü 321 p ü 631 y ö 0 e d i a ü ö 3 r. Es ist mit der sogenannten vermischten Chiffre geschrieben, dessen Chiffrier- und Dechiffrierschlüssel Abbildung 4 veranschaulicht. Diese Chiffre, die im Prinzip Abt Tritheims System nachgebildet ist, besteht aus Buchstaben, Interpunktionen, Ziffern und einer Anzahl verschiedener Geheimalphabete, die durch irgendeinen vorgesetzten Buchstaben gekennzeichnet sind. Das obige Kryptogramm wird vermittels des abgebildeten Dechiffrierschlüssels entziffert und lautet dann: „Vis-à-vis denen, die ihren Eid nicht halten, hat nicht Gnade zu walten." Das vorgestellte i bezeichnet das hier abgebildete Alphabet, für j findet man darunter stehend v, für 2 = i, für 4 = s usw. Das Chiffrieren des Satzes ergibt sich ebenso leicht aus dem Chiffrierschlüssel.

Die Netz- oder Gitterchiffre hat zum Schlüssel durchlöcherte Patronen, kleine Kartons, die durch Linien in gleich große Quadrate eingeteilt sind, und von denen einige ausgeschnitten sind. Absender und Empfänger sind im Besitze völlig gleicher Kartons. Das Chiffrieren geht in der Weise vor sich, daß die Wörter der betreffenden Depesche oder besser die einzelnen Buchstaben derselben nacheinander durch je eines dieser Gitter geschrieben werden, wodurch sie aus dem sinngemäßen Zusammenhang gebracht werden. Die Lücken des auf diese Weise entstehenden Textes werden mit Wörtern angefüllt, aber so, daß ein gewisser Sinn dabei herauskommt, der den wirklichen Sinn verheimlicht. Abbildung 5 zeigt eine solche Patrone, durch die die Botschaft „vous me trouverez très disposé à vous rendre" geschrieben wurde, welcher in einem unverfänglichen Schreiben folgende harmlose Wortumkleidung gegeben wurde: „Je vous prie de me mander, si vous trouverez bon, mon très cher, que je dispose dès à présent des effets que vous avez offert de me rendre." Die gesperrten Wörter bezeichnen die geschickt versteckte Nachricht. Die Patronen-Geheimschrift wurde in neuerer Zeit von dem k. k. Obersten Fleißner v. Wostrowitz bedeutend vervollkommnet und für den militärischen Gebrauch eingerichtet.

Die Wortchiffre erfordert zum Chiffrieren ein beliebiges Wörterbuch, dessen Seiten in zwei Wortkolonnen gespalten sein müssen. In der Geheimschrift wird nun einfach das wirklich gemeinte Wort durch das ihm gegenüberstehende ausgedrückt und aus den Ersatzwörtern ein Brief mit unverfänglichem Inhalt gebildet, indem sie sinngemäß unter nicht als Chiffre geltende andere Wörter gemischt werden. Um die Chiffrewörter aber dem Dechiffreur erkennbar zu machen, wird man sie auf unauffällige Art, z. B. durch daruntergesetzte Punkte mit sympathetischer Tinte, hervorheben. Wählt man als Schlüssel z. B. das „Schul- und Reise-Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache, Leipzig, Verlag Karl Tauchnitz, Stereotyp-Ausgabe", und will man den Satz chiffrieren: „Die Preußen sprengen heute die Brücke über die Maas", so findet man in dem Wörterbuch für Die — derselbe, Preußen — Schweizer, sprengen — Sporn, heute — Himbeeren, die — derselbe, Brücke — Briefträger, über — überfahren, die — derselbe, Maas — Kopenhagen. Aus den Ersatzwörtern ist nun ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden. Zur Bezeichnung der Flexionen wird die Verabredung besonderer Zeichen sich zumeist erübrigen, da die sprachlichen Abwandlungen sich leicht aus dem Zusammenhang ergeben werden. Der Empfänger der Depesche muß selbstverständlich genau dasselbe Exemplar des betreffenden Wörterbuches, also dieselbe Auflage und Ausgabe besitzen.

Die gebräuchlichste aller Chiffren ist heute die Zahlenchiffre, bei der Buchstaben, Interpunktionen, Wörter und Sätze nur durch Ziffern ausgedrückt werden. Sie wird vorzugsweise zu telegraphischen Mitteilungen benutzt. Abbildung 6 zeigt den Schlüssel zu einer Zahlenchiffre, die die österreichischen Truppen in Mexiko benutzten. Das Alphabet zwischen den beiden Zahlenreihen steht auf einem Streifen, der verschiebbar ist und nach einem zwischen Absender und Empfänger verabredeten Wahlbuchstaben eingestellt wird. Ist beispielsweise der Wahlbuchstabe f, so würde die Nachricht: „Der Angriff auf die Sierra del Norte begann soeben", in Geheimschrift lauten: 92 88 90 31 80 21 95 76 70 98 77 70 55 56 56 45 92 88 43 43 39 48 41 72 usw. Beim Dechiffrieren wird die Depesche in je zwei Ziffern eingeteilt und der Wahlbuchstabe f auf die Zahl 92 gestellt, dann ergibt 88 = d, 90 = e, 31 = r, usw. Die Zahl 76 steht über einem Wechselzeichen, zeigt also an, daß die nächste Zahl, also 70, ein neues Alphabet angibt. Es muß daher der Wahlbuchstabe f unter 70 gestellt werden, worauf die betreffenden Buchstaben weiter abgelesen werden.

10	12	14	16	18	20	22	24	26	28	30	32	34	36	38	40	42	44	46	48	50	52	54	56	58	60	62	64	66	68	70	72	74	76	78	80	82	84	86	88	90	92	94	96	98
—	j	k	l	m	n	o	ö	p	q	r	—	s	t	u	ü	v	w	x	y	z	1	—	2	3	4	5	6	7	8	9	0	?	—	.	a	ä	b	c	d	e	f	g	h	i
11	13	15	17	19	21	23	25	27	29	31	33	35	37	39	41	43	45	47	49	51	53	55	57	59	61	63	65	67	69	71	73	75	77	79	81	83	85	87	89	91	93	95	97	99

Abbild. 6.

Die Buchchiffre, die moderne Chiffre des geheimen diplomatischen Verkehrs, hat als Schlüssel ein ganzes Buch, ist aber im Prinzip eine Zahlenchiffre, da auch bei ihr Zahlen zum Chiffrieren verwendet werden. Sie stellt eine der verläßlichsten und sichersten Methoden der Kryptographie dar, erfordert aber beim Chiffrieren wie beim Dechiffrieren nicht wenig Zeit. Ein solches Chiffrierbuch besteht beispielsweise aus einem lexikalischen Teil, einem Wörterverzeichnis in alphabetischer Reihenfolge, und einer Tabelle, die die Flexionsbezeichnungen, Zahlwörter, Interpunktionen usw. angibt. So beginnt z. B. eine Seite eines bekannten Chiffrier-Lexikons:

18026	Kriegskasse
18027	Kriegskosten
18028	kriegskundig (e, — er, — es)
18029	Kriegslist
18030	Kriegsminister
18031	Kriegsministerium usw.

Um jedoch das Geheimnis einer Depesche zu schützen, setzt man nicht die für die Wörter aus dem Lexikon ersichtlichen Ziffern selbst, sondern anstatt ihrer fingierte Ziffern. Würde die Depesche in Worten lauten: „Allgemeine Mobilmachung in Rußland“, so würde man nicht die dafür im Wörterbuch gefundenen Ziffern 5949, 19553, 16890, 22662 schreiben, sondern einen vereinbarten Schlüssel anwenden, der beispielsweise darin bestehen könnte, daß von jeder Ziffer die Zahl 37 subtrahiert würde, so daß die Depesche demnach lauten würde: 5912, 19516, 16853, 22625. Der Empfänger müßte dann beim Dechiffrieren die Zahl 37 addieren, um die in dem Chiffrier-Lexikon nachzuschlagende Zahl zu erhalten. Das Verändern der Zahlen läßt sich natürlich noch auf mancherlei andere Weise bewerkstelligen, so, indem man die einzelnen Zahlengruppen nach einer bestimmten Vereinbarung versetzt oder die einzelnen Ziffern jeder Gruppe versetzt, z. B. anstatt 5949 würde man 9945 schreiben, wenn man die erste und letzte Ziffer verwechseln würde, oder die Gruppen oder die einzelnen Ziffern jeder Gruppe versetzt und alsdann eine bestimmte Zahl addiert oder subtrahiert usw.

Eine derart fingiert geschriebene Depesche wird von unberufener Seite kaum zu entziffern sein. Und doch ist es möglich, die kompliziertesten und scheinbar rätselhaftesten Kryptogramme trotz zahlreicher Nieten und verschiedener in derselben Depesche angewandter Chiffriermethoden zu dechiffrieren, auch wenn man nicht im Besitze des Schlüssels ist. Diese Kunst beruht im Prinzip auf der Zurückführung der unbekannten Chiffre auf die einfachste Chiffre, nämlich die anfangs erwähnte Julius Cäsars, und wird von sprachlichen Erwägungen, wie dem häufigsten Vorkommen gewisser Buchstaben und Silben, geleitet. Freilich gehört dazu eine umfassende Kenntnis der verschiedenen Geheimschriftsysteme, eine hervorragende Kombinationsgabe und nicht zum wenigsten Ausdauer und Geduld. Vollkommene Sicherheit gegen Entzifferung von unberufener Seite hat erst die moderne Technik ermöglicht, wie beispielsweise die „Enigma“-Chiffriermaschine, die sehr viele ständig wechselnde Tauschalphabete benutzt, innerhalb welcher Parallelstellen, die das Entziffern ermöglichen könnten, überhaupt nicht vorkommen. Die Chiffrierung geht in der Weise vor sich, daß auf der Maschine eine vereinbarte Anfangsstellung eingestellt wird und dann der Text wie auf einer Schreibmaschine getippt wird, der jedoch automatisch auf dem Papier in Chiffreschrift umgewandelt erscheint. Beim Dechiffrieren wird nach erfolgter Einstellung in die vereinbarte Anfangsstellung der Chiffretext geschrieben, der automatisch auf dem Papier als Klarschrift erscheint.

ZUM NACHDENKEN

Rumpfrätsel.

· ahi ·	indische Anrede
· all ·	weiblicher Name
· ang ·	Ort in Deutsch-Ostafrika
· dga ·	männlicher Name
· hil ·	südamerikanischer Staat
· nai ·	mährische Stadt
· obe ·	Werkzeug
· ogo ·	russischer Schriftsteller
· rnt ·	landwirtschaftl. Begriff

Man forme Wortbilder von der angegebenen Bedeutung, indem man die Punkte durch Buchstaben ersetzt. Wird dann die Reihenfolge der Wörter richtig geändert, so nennen Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, je eine Frucht.

Magisches Quadrat.

a a c c e e e e e e h h h i i l l p r r s s s t t

Richtig eingeordnet, ergeben die Buchstaben wagerecht und senkrecht: 1 männlichen Vornamen, 2 weiblichen Vornamen, 3 Hausgerät, 4 Baum, 5 biblische Frauengestalt.

Silben-Kreuzworträtsel.

1		2	■	3		4
	■	5			■	
■	6		■	7	8	■
9		■	10	■	11	12
	■	13		14	■	
15			■	16		

Wagerecht: 1 Ozeanflieger, 3 Stadt in Syrien, 5 Gewerbe, 6 biblische Gestalt, 7 Weltall, 9 deutscher Fluß, 11 Zerkleinern der Speisen, 13 chirurgischer Verband, 15 mittelitalisches Volk, 16 schmales Gartenbeet; senkrecht: 1 Feldwächter, 2 militärischer Dienstgrad, 3 altpersische Gold- und Silbermünze, 4 Beuteltiergattung, 6 Blutgefäß, 8 Stadt in Rußland, 9 Stadt in der Ukraine, 10 Waschmittel, 12 Staatenbund, 13 Fahne, 14 Stadt in Thüringen. — Zur Verwendung kommen die Silben: a — ban — bat — be — bel — bi — da — da — der — des — en — feld — ge — hü — kau — kos — kus — kus — mas — mos — ne — ner — o — ra — rei — sa — so — te — ten — ter — we.

Keilrätsel.

Die Felder sollen mit bestimmten Buchstaben besetzt werden. Oben beginnend, immer unter Benutzung der vorigen Buchstaben und Streichen eines Buchstabens, ergeben dann die wagerechten Reihen folgende Begriffe: 1 Berühmter französischer Mediziner, 2 Weichtier, 3 Blume, 4 Erholungspause, 5 Titel, 6 Flächenmaß, 7 musikalische Note.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: boc — borg — brus — cac — cio — dant — dau — de — de — dis — el — el — eu — fa — ge — ge — i — in — in — la — le — le — lei — li — lin — lo — lut — na — nacht — nanz — ni — nie — o — on — pe — phi — po — re — rich — sa — san — se — si — so — so — ster — stoi — stris — tät — ten — ter — tol — troit — u — ul — ver — vi sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1 Rheinfelsen, 2 Hochschule, 3 Gruß, 4 russischer Dichter, 5 männlicher Vorname, 6 Pflanze, 7 musikalischer Begriff, 8 Stadt am Bodensee, 9 weiblicher Vorname, 10 Vogel, 11 italienischer Dichter, 12 Berg im Kaukasus, 13 ägyptischer König, 14 griechische Sagengestalt, 15 Herrscher, 16 nordamerikanische Stadt, 17 biblische Frauengestalt, 18 Theaterbeamter, 19 Muse, 20 Vogel.

Ehrentitel.

Fällt Wörtchen „ist“ in großes Wasser,
So zeigt sich großen Werks Verfasser.

Das Gebet.

Einszwei sprach ein Zweieins.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4362.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4360.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Daun, 5 Mode, 8 Mast, 9 Peru, 10 Haag, 12 Held, 13 Homer, 15 Tag, 17 Geier, 20 Egon, 22 Lord, 24 Kiel, 25 Sieg, 26 Lido, 27 Heer; senkrecht: 1 Wasa, 2 Adel, 3 Dahn, 4 Utah, 6 Oper, 7 Erde, 11 Goten, 12 Hegel, 14 Mai, 16 Beil, 17 Gold, 18 Rose, 19 Oder, 21 Geiz, 23 Ries.

Kreisrebus: Die eiserne Maske (eine geheimnisvolle historische Figur). — Distel, Igel, Esel, Ente, Indianer, Schwan, Eichel, Rad, Neger, Elefant, Mond, Apfel, Schlange, Kamel, Engel.

Homonym: Ausschlagen.

Deutlich: Denk—mal.

Rösselsprung: Die Dichter sagen uns von einem Speer, / Der eine Wunde, die er selbst geschlagen, / Durch freundliche Berührung heilen könne: / Es hat des Menschen Zunge diese Kraft. (Goethe.)

Gitterrätsel: Apostel, Asphalt, Berlioz.

Ersatzrätsel: Kegel, Saison, Backe, Zahn, Vertrag, Kanton, Stadion, Balkon, Gericht, Hafen, Pfeffer. — Eichendorff.

Umstellrätsel: Buchs — Ilse — Leib — Dorn — Urban — Neger — Garn — Mais — Anker — Charon — Hafen — Trug — Faul — Rade — Esel — Iran. — „Bildung macht frei.“

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44 bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG ★ J.J.WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4362. 171. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 18. OKTOBER 1928

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4362. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 18. Oktober 1928.

Gesundheit

Zwiefach wirkt der Zauber Aegyptens: das malerische Leben der Einheimischen, seine Tempel und Gräber, seine Pyramiden und Paläste, die wechselnde Szenerie, die Eindrücke einer Winterreise durch dieses wunderbare Land und dazu kommen noch das wundervolle Klima und die trockene, heilsame Luft, in welcher der empfindsame, abgespannte Körper neue Kraft findet. In

AEGYPTEN

das an der Spitze aller Erholungsstätten steht, sind die Hotels Muster modernsten Luxus. Ausflüge, den Nil weit aufwärts, auf Nilbarken oder Touristendampfern, bedeuten eine Reihe ruhevoller Tage in landschaftlicher Schönheit und Nächte gesunden Schlafes.

Saison: Oktober bis Mai.

Illustr. Broschüre „Egypt and the Sudan" auf Wunsch.

Tourist Development Association of Egypt
3, Regent Street, London S.W. I, oder
Cairo Railway Station, Cairo.

KALODERMA

TOILETTE-SEIFE

WIERTZ

ist infolge ihrer Milde die richtige Seife für die zarte Haut des Kindes, ihre wirkungsvollen kosmetischen Zusätze geben ihr eine besondere Eignung für die Dame sowie den Herrn

Kaloderma Seife

70 PF. 3 STÜCK MK. 2.-

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

IN PARIS findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 8. e., 44/bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

La Rotisserie du

Cardinal

1, Boulevard des Italiens **Paris** Im Stadtzentrum bei der Börse

Vorzügliche Küche! Die besten Delikatessen! Wiener Mehlspeisen! Zuckerbäckereien! Gutes Bier! Gute Weine! Gepflegte Keller! Deutsches Personal! Deutsche Zeitungen! Deutscher Treffpunkt!

Trinkt Fachinger. Vermöge seiner Alkalizufuhr **beugt** das bewährte **Fachinger Wasser** mancherlei **gichtischen** Affektionen vor, **die die** Gesundheit jener **bedrohen,** die sich den Tafelfreuden, besonders dem allzu reichlichen Genuß von Fleisch und Wein hingegeben haben.

***PARIS* HOTEL MIRABEAU**
8, RUE DE LA PAIX DAS VORNEHME HAUS.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

WALDORF HOTEL

ALDWYCH, LONDON, W.C. 2

Ein Luxushotel
mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

Lugano
WINTERAUFENTHALT
HOTEL DIANA
Sonnige Zimmer m. Centralheizung u. fl. Wasser, incl. Pension von Frs 8.- bis 9.-

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer, ***auch mit Motorantrieb,*** **Krankenfahrstühle,** solide Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

N·Y·K LINIE

NIPPON YUSEN KAISHA

日本郵船會社

HAKUSAN MARU

DIE DAMPFERLINIE NACH OSTASIEN

PASSAGIERE, POST, FRACHT

REISEPLÄNE AUSKÜNFTE
PHS. VAN OMMEREN (HAMBURG) G. M. B. H., Alsterdamm 10 UND G. RUHR, HAMBURG
PHS. VAN OMMEREN (BERLIN) G. M. B. H., Französische Str. 48 UND CUNARDLINIE, BERLIN

NORWEGEN NORWEGISCHE BRISLING

Selbst die kleinsten Kinder

wissen nicht nur, was gut schmeckt, sondern essen besonders gern

Norwegische Brisling

Diese kleinen zarten Fische, die ohne jede Gefahr mit Haut und Gräten gegessen werden können, haben infolge ihres Vitamin-Gehalts grossen Nährwert und enthalten wertvolle Aufbaustoffe. Als Zugabe zu jeder Mahlzeit auch für Kinder besonders empfehlenswert. Achten Sie beim Einkauf darauf, dass Sie

Echte Norwegische Brisling

erhalten.

Auf jeder Dose muss das Wort „Norwegen" stehen.

Anzeige der Norwegischen Fischkonserven-Fabrikanten.

Allgemeine Notizen.

Eine Reise nach Madeira. Unter diesem Titel ist ein ausgezeichnetes Buch über Madeira von Otfrid von Hanstein, herausgegeben von Konsul Gesche, bei der Helingschen Verlagsanstalt in Leipzig erschienen. Bisher lagen über Madeira nur englische Führer vor, die teilweise veraltet waren, und es ist ein Verdienst des auf der Insel ansässigen deutschen Konsuls Emil Gesche, dieses vorzüglich bearbeitete und besonders mit neuen Karten und Plänen versehene Werk den deutschen Madeirareisenden beschert zu haben. Die Insel, deren Besuch sich zu jeder Jahreszeit lohnt, bietet in Verbindung mit der wundervollen Seereise eine Stätte der Erholung ganz besonders für diejenigen, die einer Nervenberuhigung bedürfen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß derjenige, der Madeira einmal besucht hat, stets dorthin wieder zurückkehrt, und besonders dieser wird in diesem instruktiven Führer manche neue Tour und manches finden, was er bisher nicht kannte. Madeira bietet in seinem ausgezeichneten Hotelwesen sowohl anspruchsvollen als auch bescheideneren Wünschen aufs beste Genüge.

Goethe-Lessing-Jahr in Braunschweig. Anläßlich der vor 100 Jahren stattgefundenen Uraufführung von Goethes „Faust“ in Braunschweig und des 200. Geburtstages Lessings beschlossen die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel für die Zeit vom 18. Januar bis Juni 1929 eine Goethe- und eine Lessing-Ausstellung zu veranstalten. In der Burg Dankwarderode in Braunschweig wird eine Ausstellung „Faust auf der Bühne“ und in dem Bibliothekshause zu Wolfenbüttel eine Sonderausstellung mit dem Titel „Lessing und seine Zeit“ stattfinden.

Preisausschreiben. Ein Preisausschreiben zur Gewinnung neuer Ideen für die Verwertung von Porzellan wird von der Porzellan-Propaganda, Berlin W 30 veranstaltet. Es handelt sich hierbei um neue praktische Vorschläge zur Verwendung von Porzellan für Nutz- und Zierzwecke, bei Gebrauchs- und Luxusgegenständen, im Haushalt und in der Technik. Die Beteiligung ist jedermann gestattet. Eine Anzahl namhafter Geldpreise sowie fünfzig weitere wertvolle Preise in Geschirr- und Luxusporzellanen sind ausgesetzt worden. Näheres bitten wir in der bezüglichen Anzeige auf Seite 597 dieser Nummer nachzulesen.

Städtereliefs. Zur Veranschaulichung des modernen Städtebildes werden jetzt nicht mehr Luftbilder sondern

genau ausgeführte Reliefs in großem Maßstab bevorzugt. Das erste umfassende Relief seines ausgedehnten Stadtgebietes im Verhältnis von 1 : 2500 besitzt Mannheim, andere westdeutsche Städte werden nachfolgen. Diese Reliefs sind Ergebnisse langjähriger Versuche, die an Teilstücken unter Berücksichtigung aller Einzelheiten vorgenommen wurden. Bei Erweiterungen oder Veränderungen läßt sich die Masse auch nachträglich mit Leichtigkeit beliebig bearbeiten und der Fortschritt der Entwicklung kann jederzeit vorgeführt werden.

Dr. Köhler's Sanatorium in Bad Elster für Innere-, Nerven-, Stoffwechsel- und Frauen-Leiden wurde eine besondere Abteilung für Rheumakranke angegliedert. In dieser unter der Leitung des Geh. San.-Rat Dr. Köhler stehenden Sonderabteilung für Rheumakranke kommen alle modernen Errungenschaften der Inneren Medizin, Chirurgie und Orthopädie zur Anwendung. Ein großes Kurmittelhaus mit medico-mechanischen (Zander-) Apparaten, Einrichtungen für Wasser-, Licht-, elektrische Kuren, Luftbäder, ein Röntgeninstitut und eigene Bandagenwerkstatt sind vorhanden. Mineralmoorbäder können im Hause genommen werden; auf individuelle Diät wird besondere Rücksicht genommen. Durch diese neue Abteilung ist das Sanatorium auf eine qualitative Höhe gestellt, die auch den weitgehenden Ansprüchen an eine erstklassige Privatheilanstalt nach jeder Richtung hin gerecht werden kann.

Nähmaschinen als Kabinettmöbel. Die über 64 Jahre bestehende Kayser-Fabrik A.-G. in Kaiserslautern 38 G, tritt durch die eleganten Ausstattungen ihrer Nähmaschinen in den letzten Jahren besonders hervor. Sie verfertigt als Neuheit ein Kabinettmöbel, das überall entzückt. Niemand vermutet hinter dem eleganten Schrank aus Nußbaum oder Eiche eine Nähmaschine. Die Maschine, auf der vor- und rückwärts genäht, gestickt und gestopft werden kann, ist mit zwei Handgriffen gebrauchsfertig. Trotz der eleganten Ausstattung und der bewährten Kayser-Qualität wird sie zu erstaunlich günstigem Preise geliefert. Neben Maschinen für Familiengebrauch werden alle für gewerbliche und industrielle Zwecke erforderlichen Nähmaschinen, so zum Verarbeiten von schweren Stoffen, Leder, Segeltuch usw. sowie Schnellnähmaschinen für Fußbetrieb und Kraftanlagen gefertigt. Reichillustrierte Prospekte über Kayser-Nähmaschinen und Kayser-Fahrräder, die von dem gleichen Werke hergestellt werden und sich durch ihre Güte Weltruf erwarben, stehen kostenlos zur Verfügung.

Illustrirte Zeitung

DER MALER

ZEICHNUNG VON CARL GADAU

VON DER AMERIKAFAHRT DES „GRAF ZEPPELIN"

Glück auf und Glück ab! — Start des Luftschiffs zum Flug nach Amerika in Friedrichshafen am 11. Oktober. Rechts: Dr. Eckener, der Kommandant des Luftschiffs, winkt seinen Mitarbeitern ein letztes Lebewohl zu. Im Kreis: Der Navigationsoffizier des Luftschiffes beim Kartenstudium nach Beginn der Fahrt.

Blick auf eine der seitlichen 550-PS-Motorengondeln des Luftschiffs vor seiner Abfahrt nach Amerika. Im Hintergrund die Halle in Friedrichshafen.

Links: „Graf Zeppelin" über dem Ozean während seines Amerikaflugs. — Rechts: Sortierung der gewaltigen Stapel von Sendungen, die aus aller Welt zur Beförderung mit dem „Graf Zeppelin" nach Amerika eingetroffen waren, auf dem Flugpostamt in Friedrichshafen.

DAS GENIE — EINE DOMÄNE DES MANNES?

VON DR. W. SCHWEISHEIMER

Fragen Sie einmal Ihre Gattin oder Ihre Freundin, ob sie weiß, daß Frauen im Durchschnitt kleiner und leichter sind, daß sie weniger Muskelkraft besitzen als Männer. Sie weiß es, und sie glaubt es. Aber fragen Sie sie einmal, ob sie zugibt, daß Frauen geistig weniger leisten können als Männer. Sie wird damit nicht einverstanden sein, und Sie werden — wenn Sie unvorsichtigerweise solchen Rat befolgen — eine nicht ganz genußreiche Unterhaltung haben.

Hat nun Ihre Frau oder Freundin recht?

Überkommene Ansichten aus der angeblich guten alten Zeit erfahren heute scharfe Nachprüfung. Die Frauen kommen immer mehr zur Überzeugung, sie könnten auch auf geistigem Gebiet dasselbe leisten wie die Männer. Zahlreiche Männer teilen diese Ansicht. Der erste Schritt zur Beantwortung der Frage ist die Klärung, ob ein körperliches Hindernis die Geistesfähigkeit der Frau behindert, ob etwa das (wie alle Organe) durchschnittlich kleinere Gehirn der Frau sie von vornherein zur Minderwertigkeit bestimmt. Das ist nun sicher nicht der Fall.

Diese Frage hat denkende Frauen und Männer schon seit langem beschäftigt. Vor kurzem starb in Washington Mrs. Gardener, eine bekannte hohe Beamtin und Schriftstellerin in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sie hat in ihrem Testament bestimmt, ihr Gehirn solle von der Cornell-Universität (Ithaca) untersucht werden zwecks Feststellung, ob ein Unterschied zwischen dem Gehirngewicht einer besonders begabten Frau und eines besonders begabten Mannes sei. Das Gewicht ihres Gehirns betrug 1150 g, genau so viel wie das einige Zeit vorher untersuchte Gehirn eines männlichen Gelehrten an dieser Universität.

Mit dieser Feststellung ist allerdings nicht viel gewonnen. Es kommt bei der Beurteilung der geistigen Leistungsfähigkeit weder auf das Gewicht des Gehirns noch auf die Größe des umgebenden Schädels an. Nach einem Wort des Amerikaners Oliver Wendell Holmes kann man aus dem Anblick eines menschlichen Kopfes so wenig auf seinen geistigen Inhalt schließen wie aus dem Anblick eines Kassenschrankes auf den Wert seines goldenen Inhalts. Wenn daher bei einem Menschen infolge seines großen Schädelumfangs die Hüte nach Maß angefertigt werden müssen, so ist der von ihm nicht selten beliebte Rückschluß auf die ungewöhnliche Größe seiner geistigen Fähigkeiten unbegründet. Zahlreiche Messungen haben ergeben, daß der Kopfumfang bedeutender Männer über den Durchschnitt sich nicht erhebt.

Entsprechend dem größeren Körpergewicht des Mannes übertrifft das durchschnittliche Gewicht des männlichen Gehirns (beim Erwachsenen 1375 g) das des weiblichen (1245 g). Im einzelnen können natürlich weibliche Gehirne männliche an Gewicht übertreffen. Frühere Feststellungen sollen ergeben haben, daß bei Kulturvölkern die Gehirnmasse im Lauf der Zeiten wahrscheinlich etwas zunimmt; das scheint aber doch sehr fraglich.

Ein Vergleich der Gehirngewichte bei bedeutenden Männern zeigt sehr große Unterschiede, ohne daß das mit der Geisteskraft etwas zu tun hätte. Am schwersten, mit über 2000 g, war das Gehirn des russischen Novellisten Turgenjew. Auch das Gehirn Thackerays war sehr schwer, während das des amerikanischen Dichters Walt Whitman wenig wog. Hohe Gehirngewichte hatten der Anatom Cuvier (1861 g), der Dichter Byron (1807 g), Schiller, Kant, während Bunsen, Menzel, Liebig, in neuester Zeit Anatol France bedeutend geringere Gehirngewichte hatten. Man sieht aber an dem Werk dieser und anderer großer Männer, daß es nicht auf ihre Gehirngröße ankam. Das Gehirn der Menschenaffen ist ungefähr so schwer wie das menschliche Gehirn, und trotzdem können seine Leistungen mit denen des Menschengehirns nicht verglichen werden. Es kommt eben, wie gesagt, nicht auf das Gewicht an, sondern auf die Zahl und Feinheit der Gehirnwindungen und auf den inneren Aufbau des Gehirns. Unter drei untersuchten Gehirnen, die über 2000 g wogen, stammte eines von einem Schwachsinnigen. —

So kann das Problem nicht gelöst werden. Eine solche Auffassung ist viel zu mechanisch; wir wissen allzuwenig vom Ablauf geistiger Vorgänge. Die Geschichte zeigt allerdings weit mehr als Genies berühmt gewordene Männer als Frauen. In früheren psychologischen Untersuchungen an der Columbia-Universität, Neuyork, wurden die tausend geistberühmtesten Namen der Weltgeschichte zusammengestellt. Nur 31 von ihnen waren Frauen. Das Verhältnis der weiblichen zu den männlichen Genies beträgt danach 1:31. Elf von diesen Frauen waren Herrscherinnen in Erbfolge, acht wurden hervorragend durch besonders unglückliches Schicksal, überragende Schönheit und ähnliche Umstände, zehn wurden durch literarische Tätigkeit berühmt; die beiden Frauen Sappho und Jeanne d'Arc vervollständigen die Zahl von 31. Das Feld des Schriftstellers ist jenes, auf dem die Frau zahlenmäßig dem Mann am nächsten gekommen ist.

Der Klärung näher bringen psychologische Untersuchungen der geistigen Fähigkeiten bei Männern und Frauen. In Kalifornien untersuchte Professor Terman eine Anzahl von jungen Männern und Frauen mit den gleichen Proben, es fand sich nur ein Unterschied von 2 Proz. zugunsten der Männer. Bei anderen Untersuchungen in Kalifornien wurden die geistigen Fähigkeiten der beiden Geschlechter so gut wie gleich befunden. Professor Thorndike an der Columbia-Universität untersuchte 10 Paare von Zwillingen, je ein Bruder und eine Schwester; ihre Intelligenz war vollkommen gleich. Doktor Thompson an der Universität Chikago prüfte 25 junge Männer und 25 junge Frauen von gleicher Erziehung und aus der gleichen Gesellschaftsschicht auf ihre geistigen Fähigkeiten. Auch hier bestand kein nennenswerter Unterschied, und das wurde ja auch durch Untersuchungen europäischer Gelehrter schon im gleichen Sinn festgestellt.

Auch die Schulleistungen der beiden Geschlechter sind im Durchschnitt gleich gut. Es werden allerdings prinzipielle Unterschiede in der Art der geistigen Betätigung angegeben. Die Mädchen überragen vielfach in Dingen, die weniger selbständiges Denken erfordern, also Rechtschreiben, Grammatik, fremde Sprachen. Wörter und Regeln, die dem Knaben grundsätzliches Kopfzerbrechen machen, werden als selbstverständlich angenommen und unbesehen gelernt. Wo das Mädchen gebahnte Pfade gehen kann, überragt es im Durchschnitt den Knaben. Dieser dagegen fragt viel öfter nach dem Warum, seine Vorzugsfächer sind Physik und Mathematik, Chemie und Geschichte. Frühzeitig ist er der schöpferische Denker, der neue Wege und Auswege weiß. Bleibt diese Eigenart bestehen, so wird die Frau in späteren Jahren mehr zur Nachschafferin, der Mann zum Neuschöpfer. Die Einsicht, daß etwas nicht durchgeführt werden kann, läßt den männlichen Geist noch lange nicht ruhen; er erzwingt neue Wege und wird so zum Erfinder und Entdecker. Äußere Schwierigkeiten und Behinderungen vermögen ihn dabei im Gegensatz zur Frau nicht aufzuhalten.

Für die geistigen Minderleistungen der Frau wird ja neuerdings auch die künstliche Anerziehung eines Minderwertigkeitsgefühls verantwortlich gemacht. Alfred Adler, der Begründer der Individualpsychologie, hat darauf besonders aufmerksam gemacht. Das junge Mädchen hört von Anfang an nichts anderes, als daß es nicht dasselbe leisten, nicht dasselbe erreichen kann wie der Mann. Die führenden Stellen der Öffentlichkeit, an denen sich geistige Fähigkeiten laut beweisen lassen, sind den Frauen meist verschlossen. Aber wir betrachten neuerdings Minderwertigkeitsgefühle doch etwas anders als nur als Hemmnisse. Sie lassen innere Kräfte zur Entwicklung kommen, die sonst nicht gebraucht worden wären. Gerade durch die Überwindung von Minderwertigkeitsgefühl stellt sich oft erst der innere Zwang zu großen Leistungen ein.

Der Psychologe Leck von der Columbia-Universität betrachtet den Unterschied zwischen den geistigen Fähigkeiten bei Mann und Frau von einer anderen Seite. Die Fähigkeiten sind wohl bei beiden Geschlechtern vorhanden, aber der Mann nützt das Vorhandene besser aus und hat auch den energischeren Willen. Das wird wiederum mit Gründen der inneren Sekretion in Zusammenhang gebracht, die dem Mann mehr freie Energien zur Verfügung stellen soll. Sie beeinflußt die geistigen Fähigkeiten des Mannes zum Guten wie zum Bösen, so daß es mehr Genies, aber auch mehr Geisteskranke unter den Männern gibt. Die Frauen stehen einer Mittellinie näher, sie vermeiden die Extreme an beiden Enden. Die Frauen gleichen einander geistig mehr als die Männer. Die Hauptaufgabe der Frau, Kinder zu bekommen, läßt sich besser durchführen, wenn sie sich nicht allzusehr von dem Durchschnittswert entfernt. Die natürliche Rolle der Frau ist hier ebenso wichtig wie die des Mannes. Was das mehr energische und schöpferische männliche Geschlecht gefunden hat, das bewahrt und behütet die Frau. Sie arbeitet die ursprünglich neuen Gedanken in den Ablauf des täglichen Lebens ein. Nebenbei bemerkt hat sie auch noch die Aufgabe, die männlichen Genies der Welt erst zu bringen. So kommt Leck zu dem Schluß, daß die Frauen letzten Endes deswegen weniger geistig Hervorragende stellen, weil ihnen natürlicherweise der innere Wille dazu fehlt. Sie wollen im wesentlichen Frauen und Mütter sein.

Aber gerade in unserer Zeit liegt der Gedanke nahe, daß sich diese Einstellung vielleicht einmal ändern könnte. Immer mehr erringt sich die Frau die äußeren Möglichkeiten, an denen sie ihre geistigen Fähigkeiten sichtbar erproben und betätigen kann. Hinter dem in fast allen Kulturländern einsetzenden Geburtenrückgang steckt ein großes, vorerst unlösbares Geheimnis. Rein materiell kann man es kaum erklären. Es ist denkbar, daß bei freierer Betätigungsmöglichkeit auch die geistigen Leistungen der Frau mehr hervortreten werden. Ob sie freilich dabei glücklicher sein wird, als wenn sie sich der doch sichtbar von der Natur ihr gestellten Aufgabe unterzieht, das ist eine andere Frage.

TAGESGESCHICHTE

In der alten Autohalle auf dem Messegelände in Berlin wurde am 7. Oktober die Internationale Luftfahrtausstellung (Ila) eröffnet. Dies ist die erste derartige internationale Ausstellung der Nachkriegszeit; Oberbürgermeister Dr. Böß begrüßte die Gäste, dann hielt Reichsverkehrsminister v. Guérard die Eröffnungsrede. Nach einer Schlußansprache des Vorsitzenden der Ausstellungsleitung der „Ila", Direktor Dr. Huths, Vorsitzenden des Reichsverbandes der Luftfahrtindustrie, erfolgte ein Rundgang durch die Ausstellung. In der Flugzeugschau bildet die mit einer deutschen und einer amerikanischen Flagge geschmückte „Bremen", mit der Köhl, v. Hünefeld und Fitzmaurice den ersten Ost-West-Ozeanflug vollendeten, den Hauptanziehungspunkt. In den Seitengängen der Halle befindet sich die Flugzeug-Zubehörindustrie. Die neue Automobilhalle birgt vorwiegend die Ausstellungsgegenstände des Auslands. In dieser Halle gibt auch die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt Einblick in ihr umfangreiches Arbeitsfeld. Die Halle III enthält die Geräte für Flugplatzbeleuchtung, Bodenorganisation, Signaldienst und Meteorologie.

Wie ein Alp lastete seit Wochen der 7. Oktober, der Tag der großen Heimwehrkundgebung in Wiener-Neustadt, über Österreich. Fürchtete man doch einen ernsten Konflikt mit dem Republikanischen Schutzbund, der eine Gegendemonstration angesagt hatte. Die Juliereignisse des vorigen Jahres, der Brand des Justizpalastes in Wien sind noch in frischem Gedächtnis. Durch die umfangreichen Sicherungsmaßnahmen — Militär und Gendarmerie waren zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in großer Zahl eingesetzt — wurde jedoch ein Zusammenstoß der feindlichen Partner verhindert, und der Tag ist ohne Unruhen und Blutvergießen vergangen. Der Aufmarsch der beiden Gegner ging reibungslos vor sich. Dr. Steidle, der Oberführer der österreichischen Heimwehren, hielt vor den 22 000 Heimwehrleuten eine Ansprache gegen die rote Vorherrschaft in Österreich.

In Prag ereignete sich am 9. Oktober ein furchtbares Einsturzunglück. Ein sechsstöckiger Neubau brach unter lautem Getöse in sich zusammen und begrub gegen 50 Arbeiter sowie einige Passanten unter seinen Trümmern. An der Stelle, an der sich vorher der Neubau befand, war nur noch ein fünf Meter hoher Trümmerhaufen von Balken, Betonklötzen, Gerüsten und Mörtel vorhanden. Die Rettungsarbeiten gestalteten sich infolgedessen außerordentlich schwierig. Im Verlauf der Aufräumungsarbeiten wurden 32 Todesopfer geborgen. Der Bauunternehmung wird Überschreitung der Bauvorschriften vorgeworfen; der mit der Leitung des Baues betraute Chefingenieur hat sich erschossen.

Die Angehörigen der lateinamerikanischen Nationen in Berlin veranstalteten am 12. Oktober, dem Columbus-Tag (der Entdeckung Amerikas), eine „Fiesta de la Raza" (Fest der Rasse), die mit einem Festakt in der Universität begann.

Von dem am 5. Oktober erfolgten Flugzeugunglück des bekannten Schweizer Fliegers Mittelholzer: Das schwer beschädigte Flugzeug, das nach der Landung in einen Schuppen raste. Bei diesem Absturz aus 3000 m Höhe (über Davos) wurden dank der Geschicklichkeit des Piloten von den sechs Fluggästen nur drei leicht verletzt.

Major Georg v. Tschudi, Vizepräsident des Aero-Clubs von Deutschland und geschäftsführender Vorsitzender des Deutschen Luftrats, einer der verdienstvollsten Pioniere des deutschen Luftfahrtwesens, † am 8. Oktober, 66 Jahre alt.

Geheimrat Prof. Dr. Norden, der Rektor der Universität, bewillkommte die Anwesenden, Ministerialdirektor Dr. Zechlin überbrachte der Versammlung die Grüße der Reichsregierung, dann folgte eine Reihe weiterer Ansprachen. Am Abend fand im Aero-Club ein Festbankett statt. — Zur Vorfeier zu diesem Tage versammelten sich die Angehörigen des Verbandes lateinamerikanischer Studenten im Vorhof der Universität, wo Geheimrat Prof. Dr. Norden eine Ansprache an sie richtete. Am nächsten Tage ließ der Verband durch seine Vertreter in der Fürstengruft in Weimar die Särge Goethes und Schillers mit Kränzen schmücken.

Zum Gedenken an die im Weltkrieg gefallenen ehemaligen Kadetten und zur Pflege des alten Kameradschaftsgeistes versammelten sich die ehemaligen Angehörigen des bayerischen Kadettenkorps am 7. Oktober im Hofe des früheren Kadettenkorpsgebäudes in München. General v. Hurt, ehemaliger Kommandeur des Korps, begrüßte die Erschienenen. Der letzte Religionslehrer der Anstalt, Pfarrer Langenfaß, hielt die Gedenkrede auf die Gefallenen. Auch Prinz Alfons richtete eine Ansprache an die alten Kadetten. Zum Schluß erfolgte ein Vorbeimarsch der Teilnehmer.

Der Fallschirm als Absturzschutz für Flugzeuge, eine amerikanische Erfindung: Flugzeug mit entfaltetem Fallschirm, der etwa 400 qm Fläche aufweist, bei einer Vorführung in Los Angeles.

Ein verdienstvoller Vorkämpfer des deutschen Luftfahrtwesens ist mit Major a. D. Georg v. Tschudi am 8. Oktober verschieden. Am 29. Januar 1862 geboren, schlug er die Offizierslaufbahn ein und kam schließlich zum Luftschiffer-Bataillon. Im Jahre 1909 übernahm er die Leitung der ersten Internationalen Luftfahrtausstellung in Frankfurt a. M. Von 1910 bis 1914 war er Direktor des Flugplatzes Berlin-Johannisthal, während des Krieges Leiter des Flugzeugdepots in Antwerpen und wurde 1917 zum Geschäftsführer des Aero-Clubs von Deutschland ernannt. Seit 1927 war er Vizepräsident des Deutschen Luftfahrerverbandes und der Fédération Aéronautique Internationale.

Eine malerische Naturerscheinung: Die Bergstation der Innsbrucker Nordkettenbahn, die im Sommer in Betrieb genommen wurde, in klarem Lichte bei tiefem Talnebel bis zu 2000 m Höhe. (Phot. Chizzali, Innsbruck.)

Hans Dräger, Deutschlands jüngster Ehrendoktor, der von der philosophischen Fakultät der Universität Jena wegen seiner Verdienste um die Bekämpfung der Kriegsschuldlüge die Doktorwürde verliehen bekommen hat.

Angelo Jank, Professor an der Akademie der bildenden Künste in München, Leiter der dortigen Tiermalschule, namhafter Maler und Illustrator, feiert am 30. Oktober seinen 60. Geburtstag.

Nebenstehend: Hugo Höppener, unter dem Namen Fidus (besonders durch Federzeichnungen jugendlicher Gestalten) bekannter Maler, wurde am 8. Oktober 60 Jahre alt.

EINE STÄTTE „HEISSER“ ARBEIT: ALTE GLASHÜTTE IN HAIDA, DEM MITTELPUNKT DER HOHLGLASINDUSTRIE IM NÖRDLICHEN DEUTSCHBÖHMEN

ZEICHNUNG VON RICHARD DUSCHEK

Ein Beispiel für die hohe Entwicklung der Luftfahrt: Der Funk- und Navigationsraum eines deutschen Großflugzeugs.

Oben links: Von der Eröffnung der Ila am 7. Oktober: Der Berliner Oberbürgermeister Dr. Böß während der Begrüßungsansprache.

Nebenstehend: Blick auf die russische Abteilung der Ausstellung.

Die Internationale Luftfahrtausstellung (Ila) in Berlin.

Die Spitzen der österreichischen Heimwehrbewegung: Heimwehrführer Dr. Steidle (rechts) und Freiherr v. Prankh, Landesführer der Steiermärker.

Nebenstehend:

Heimwehrleute beim Zug über den Altmarkt in Wiener-Neustadt.

Im Oval:

Wiener-Neustadt in Waffen: Zur Sicherstellung der Ruhe herangezogene Truppen der Bundeswehr mit Maschinengewehren.

Die Kundgebung der niederösterreichischen und steirischen Heimwehren in Wiener-Neustadt am 7. Oktober.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(4. Fortsetzung.)

Erich Langen, dem Vater im Äußeren sehr ähnlich, nur blond von der Mutter her, hatte keine rechte Kindheit gehabt. Frau Langen, die Tochter eines Hoteliers, eine Hauswirtin und Köchin, wie man sie suchen konnte, hatte sich trotz herzlichsten Verhältnisses zu ihrem Gatten in dessen Gesellschaftssphäre nicht wohlgefühlt. Sie verzärtelte dafür das Kind, das nach achtjähriger Ehe kam, und litt Qualen, als sich der Knabe, intelligent, wach und beweglich bis in die Fingerspitzen, frühzeitig ihrem Einfluß entzog. Erich assistierte bei Pasteur in Paris, als kurz nacheinander die Eltern starben. Er bezog sein Wiener Haus, arbeitete wie besessen, publizierte, hielt klinische Sondervorträge in fremden Sprachen, aber es gelang ihm nicht, eine Professur zu erlangen. Neuerdings hatten sich die Verhältnisse in maßgebenden Professorenkreisen, in dem dirigierenden Regierungsamt so gestaltet, daß man nicht ausschließlich auf Befähigung, sondern auch auf allerlei andere, schwerer wägbare Dinge, wie Abstammung und jenen Kreisen zur Zeit genehme, kräftig zum Ausdruck gebrachte Anschauungen, Wert legte. Erich Langen hielt es irgendwie für leise lächerlich, in diesem ungemein verschärften Streit der Meinungen Partei zu ergreifen. Wahrhaft universell gebildet — soweit der Stand der Forschungen reichte — dachte und urteilte er mit Anwendung großer Zeiträume, mehr darauf bedacht, in den Ereignissen des Tages die Entwicklungsgesetze der Menschengeschichte, der Erdgeschichte, herauszufinden und bestätigt zu sehen. Dieses Wesen bedingte, obgleich er sich rege, doch mehr im allgemeinen mit seiner näheren und weiteren Umgebung beschäftigte, eine gewisse Menschenfremdheit. Er sah mehr die Gattung, die Typen; sein Umgang mit Menschen war mehr theoretisch. Im Grunde genommen kam er ihnen gefühlsmäßig nicht nahe; er spürte das auf Schritt und Tritt an allerhand Kleinigkeiten. Er sah sich vielfach übervorteilt, in Dingen, die ihm nicht die Mühe wert waren, einen Finger zu rühren. Das ärgerte ihn kaum, denn er wußte ja, wie dieses Mißverständnis zustande gekommen war. Es lag an ihm, den Menschen näherzukommen, sich äußerlich anzupassen. Es schien ihm aber kleinlich und auch zeitraubend; also unterließ er es. So verstand er es vor allem nicht, die Frauen zu behandeln. Er hatte es gut im Gefühl, wie das zu machen wäre, aber er hielt die Anwendung kleinlich raffinierter Mittel, besonders das, was man Flirt nennt, diese ersten Vorgefechte im Kampf der Geschlechter, für seiner unwürdig. Auch er war, wie sein Vater, zu sehr beschäftigt gewesen, um Zeit zu erübrigen, jene Frau zu suchen, die seinem Wesen entsprochen hätte. Doch fehlte ihm die Frau, er war sich dessen bewußt, und das erhöhte die Unstetheit, die einem halbwegs geschulten Beobachter nicht verborgen blieb.

Das geräumige Arbeitszimmer im Hause Langen war das eines Gelehrten von Kunstsinn. Wiewohl die Wände hochauf von Bücherschränken verdeckt waren, gab es Bildoriginale und an den freien Stellen wertvolle Kleinplastik da und dort. Langen saß in dem altväterischen Lehnstuhl an seinem Schreibtisch, auf dem zu beiden Seiten Bücher und Broschüren gehäuft waren, und bemühte sich, eine Patientin einerseits von der Harmlosigkeit ihrer Erkrankung zu überzeugen, andererseits ihr einzuschärfen, daß nur eine sorgsame, vielleicht Jahre andauernde Behandlung eine gründliche Heilung ihres Frauenleidens erwirken könne. Die Dame, die Gattin eines Fabrikanten, mittleren Alters und hübsch, sehr gut erhalten, wollte die Herkunft, den Anlaß zu diesem mehr lästigen als schädlichen und gefährlichen Leiden wissen.

Ein ärgerliches Zucken lief über das Gesicht Langens, das er aber rasch zum Verschwinden brachte und durch ein höfliches Lächeln verbesserte. Er sprach von irgendwelcher bedauerlichen und vielleicht unausweichlichen Infektion, ohne seiner wirklichen Meinung Ausdruck zu geben. Er verwies auf erhöhte Reinlichkeit und begleitete die Frau, nachdem er sie für einen Tag der nächsten Woche vorgemerkt hatte, zur Tür. Er verabschiedete sie mit einer Verbeugung und kam, während die Klinke der gepolsterten Türe einschnappte, nur langsam hoch.

Die Schultern hingen willenlos herab, und er schleppte sich mehr, als er ging, zum Schreibtisch zurück. Er läutete der Operationsschwester.

„Es ist niemand mehr da", sagte diese und legte die Abendblätter vor ihn hin.

„Danke schön, Sie können nach Hause gehen."

Er war längst eine Zeitlang allein, als er nach der Zeitung griff. Er überschlug die ersten paar Seiten und fand sogleich eine Notiz mit der Aufschrift: „Die Bluttat in Dornbach."

„Da man sich in der Öffentlichkeit", hieß es, „noch immer lebhaft mit diesem Fall beschäftigt und auch an uns deswegen mehrfach Anfragen gelangt sind, haben wir uns an eine authentische hiesige Stelle mit der Bitte gewendet, uns zu sagen, wie weit die Untersuchung gediehen ist. Wir erhalten folgende Auskunft: Die Untersuchungen, die allerdings noch nicht abgeschlossen sind, lassen immer mehr mit unzweifelhafter Deutlichkeit darauf schließen, daß Selbstmord vorliegt. Alle gegenteiligen Mutmaßungen und Angaben sind bei genauer Prüfung in sich zusammengefallen. Zum mindesten von der Frau des Chauffeurs, die in dem in nächster Nähe des Herrenhauses gelegenen Nebenhaus bei offenen Fenstern arbeitete, hätte Schreien oder sonst ein verdächtiges Geräusch gehört werden müssen, das auf einen Kampf beziehungsweise auf die Flucht des Täters hätte schließen lassen. Ferner sei nochmals erwähnt, daß man an dem Revolver nur die Fingerabdrücke von Fräulein Doktor Katjuscha Weressowski gefunden hat. Die endgültige, amtliche Mitteilung der Behörden steht noch aus; an ihrem Inhalt dürfte indessen nicht mehr zu zweifeln sein. Darüber sind sich die zuständigen Stellen heute schon einig."

Langen warf die Zeitung, offen, wie sie war, auf den Schreibtisch und lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück, mit schlaffen, entnervten Gliedern. Er atmete kaum. Das stadtblasse Gesicht war aschfahl. Schatten nisteten an den eingefallenen Schläfen und den welken Wangen. Er schien um zehn, fünfzehn Jahre älter.

In diesem Augenblick vollkommener Entspannung, der Gedankenleere, der tiefsten Erschöpfung sprang ihn etwas an — kaum ein Geräusch, die Ahnung einer Gefahr.

Er schnellte vom Sitz empor, indem er sich gleichzeitig um die eigene Achse drehte, und klammerte sich mit beiden Händen rückwärts an die Schreibtischkante. Er hielt den Mund unbeherrscht offen und starrte fassungslos auf Hanna Lovius, die, zwei Schritte entfernt, einen Schritt hinter dem Lehnstuhl stand und die dichten schwarzen Brauen hochzog, verblüfft und seltsam berührt über das abgründige Entsetzen, über das maßlose Erschrecken, das sie veranlaßt hatte.

„Ich wollte sie überraschen, Doktor, einfach überraschen, Ihnen von rückwärts die Augen zuhalten und mit verstellter Stimme fragen, wer da sei. Sooft ich mich naiv und kindlich gebärden will, geht es schief. Ich werde es in Zukunft und für immer sein lassen."

Sie warf sich in den Besucherfauteuil und schlug ein Bein über das andere, freigebigst; sie war nicht prüde, im Gegenteil, es machte ihr Spaß, ihren sportgekräftigten, elastischen und formschönen Körper der allgemeinen und besonderen Beachtung nicht zu entziehen. Im übrigen erfuhr solche freimütige Gebärde gründliche Korrektur durch ein wiewohl ansprechendes, doch von einer Unzahl Ironien belebtes Gesicht.

Langen hatte sich wieder gesetzt. Er war gefaßt, aber blaß; er hatte Mühe, den stoßhaften Atem zurückzudämmen.

„Das wäre also bestens mißlungen," lachte sie, „nun müssen Sie nur noch wissen, wie ich hereinkam. Ihre Gehilfin verließ eben die Wohnung. Ich unterließ es, mich anmelden zu lassen, und begab mich durch das Wartezimmer geräuschlos hierher. Ein Anfall von himmelhoch jauchzender Freude war es nicht, den Ihnen mein Erscheinen eingeflößt hat."

Der Arzt hatte die Selbstbeherrschung mühsam wiedererlangt.

„Sie rechnen mit meiner Gutmütigkeit, Hanna", sagte er verstimmt und wollte dem Zigarettenkästchen eine jener echten Mehalla entnehmen, die man auch jetzt nur noch auf Umwegen bekam.

Die Hände der beiden berührten einander, denn Hanna hielt den Deckel nieder.

„Verboten," mahnte sie ernsthaft, „Ihre beleidigten Herznerven ersuchen höflichst, davon Abstand zu nehmen."

„Das habe ich notwendig gehabt," ärgerte sich Langen, „Ihnen davon zu erzählen."

„Ich bin ohnehin der einzige Mensch, der da Anteil nimmt, der ein gewisses Interesse an Ihrer Gesundheit, an Ihrer Zukunft..."

Langen war genötigt, zu lächeln.

„Sie gehen offen vor, Hanna, das muß man sagen, so geradezu..."

„Warum auch nicht? Sie sind ein so sehr komplizierter Mensch, Doktor, daß ich deshalb die einfachste Methode für die beste erachte."

„Dummheiten," sagte Langen, der aufstand, als ob er aus ihrer Nähe kommen wollte, und auf und ab zu gehen begann, „ich möchte Sie nicht enttäuschen, Hanna!" Und er fügte begütigend, nachsichtig hinzu: „Sie irren irgendwie. Ich bin vielleicht, wie soll ich mich nur ausdrücken, also sagen wir: ein erotisch etwas passiver Mensch, nicht wahr? Das haben Sie wohl so im Gefühl? Ich kann das verstehen, und Sie sind" — er sah sie mit einem halbzugekniffenen Auge vertraulich-lustig an — „mehr draufgängerisch geartet. Ja, so ist es wohl, wie? Aber, eben weil Sie so bewunderungswürdig rücksichtslos vorgehen, ich will sagen, so unbekümmert um Enttäuschungen, die je ärger ausfallen können, je weiter Sie sich vorwagen —"

„Reden Sie nicht so viel, Doktor, ich weiß ganz bestimmt, daß Sie es sind, der auf dem falschen Weg ist. Ihr Wunsch ist unter anderm: die vollendete Dame der Gesellschaft. Lassen Sie sich sagen,"

sie zündete sich eine Zigarette an, „das kann ich auch. Später. Das burschikose Wesen kann ich über Nacht ablegen. Wenn es mir paßt. Sie wollen aber noch einiges." Sie wurde sehr ernst, so daß Langen kaum einen Anflug von Heiterkeit unterdrücken konnte.

„Wie gut Sie mich kennen! Besser als ich mich selbst!"

„Sie haben sich ja nicht einmal Zeit dazu genommen, sich selbst kennenzulernen. — Was also diese übrigen Anforderungen betrifft, die Sie an die Frau, an Ihre Frau stellen: ich will das vorderhand nicht erörtern. Eines aber weiß ich zuversichtlich. Frau Alix Wögerer — das ist ein Irrtum. Eine gefährliche Verirrung!"

Langen war einen Schritt vor ihr stehen geblieben.

„Was wissen Sie —"

„Ich weiß so ziemlich alles. Ich beobachte nicht nur gut, ich habe auch Anlaß, zu beobachten. Wie gesagt, Sie werden mit Frau Alix nicht viel Freude erleben, sie hat zur Zeit anderes zu tun. Sie ist hinter dem Mörder her!"

„Hinter dem Mörder?"

„Ja. Sie ist überzeugt, daß Katjuscha ermordet wurde."

„Hinter dem Mörder her..." wiederholte Langen, der seinen Gang durchs Zimmer wiederaufgenommen hatte, während er ihr den Rücken zuwandte.

„Ja, Sie haben ja, wie ich sehe, die jüngste Äußerung der Polizei schon gelesen. Alix sagte das voraus. Sie kannte Katjuscha mehr als genau und weiß, daß diese Frau und Ärztin auch nicht den geringsten Anlaß hatte, Hand an sich zu legen; im Gegenteil, sie war außerordentlich zufrieden, in einem sehr glücklichen, ja, abgeklärten Zustand. Sie hatte sich von allen gemütsmäßigen Bindungen in ihren Beziehungen zu Männern freigemacht — durchaus frei — sie hatte diesen Komplex, wie sie zu sagen pflegte, auf die rein physiologische Grundlage reduziert; die Liebe schuf ihr nur Annehmlichkeiten, keine Leiden mehr. Sie war, so möchte ich sagen, in diesem Belang auf eine höhere Ebene aufgestiegen. Sie fand in Alix eine lernbegierige Schicksalsgenossin. Auch diese hatte sich einem Mann ganz anvertraut, ihn geliebt — ich spreche von Herrn Albert Renee, dessen hübsche Larve sogar ein so kluges Wesen wie Alix bestechen, um den Verstand bringen konnte. Sie ist schwer enttäuscht worden. So wurde Frau Alix die enge Verbündete des Fräulein Doktors Katjuscha Weressowski: abgründiger Männerhaß brachte die beiden noch näher, als sie ohnehin schon einander standen. Was freilich beide nicht hinderte, Abenteuer zu suchen und zu haben."

„Beide?"

„Beide."

„Wie können Sie so etwas von Alix sagen, Hanna? Nennen Sie mir einen Liebhaber!"

„Sie selbst!"

„Ich — selbst, wenn es so wäre — das ist denn doch etwas anderes!"

„Von Ihrer Seite betrachtet, ja. Was Alix angeht — ich sagte schon: Abenteuer. Ein Abenteuer. Sie mögen ja die Sache mit tiefem sittlichen Ernst angegangen haben, Doktor. Ich möchte sogar schwören, daß es so war. Aber Alix? — So einer wie Sie wird es ja wahrscheinlich auch gewesen sein — ein um das sogenannte seelische Erlebnis Betrogener — einer der Liebhaber des Fräulein Doktors Katjuscha Weressowski, der sie nach einer erregten Aussprache, gelegentlich derer Katjuscha vielleicht ein ungewöhnliches Ausmaß von Zynismus entwickelte, niederknallte. Ein Rasender. Einer, der sich zum Werkzeug degradiert sah — wie?"

„Ich kann mir nicht vorstellen," erwiderte Langen, „daß jemand so sehr in die arme Katjuscha verliebt gewesen sein konnte. Sie war, in meinen Augen wenigstens, ungemein häßlich."

Hanna Lovius lachte, ausgelassen, überlegen.

„Das ist naiv, Doktor, was Sie da sagen. Wirklich naiv. Als ob — na, lassen wir das! Jedenfalls — ohne meine eigenen egoistischen Absichten zu leugnen — möchte ich Sie davor bewahren, daß auch Sie in die Lage kämen, einen Revolver gebrauchen zu müssen."

„Ich", sagte Langen langsam — er stand an die Fensterbrüstung gelehnt, sein Gesicht war im Dunklen, denn es dämmerte schon draußen — „habe noch keinen Revolver in der Hand gehabt, noch gedenke ich einen solchen je anzuschaffen."

„Die entschlossene Miene, lieber Doktor, die Sie an jenem Abend in der Oper zeigten, im Gespräch mit Frau Alix Wögerer —".

„In der Oper?"

Er trat rasch auf sie zu, hielt aber ein paar Schritte vor Hanna ein. Es war zu dunkel im Zimmer, als daß sie seine Miene hätte gut wahrnehmen können, aber der Ton der Stimme klang mehr als erregt.

„Ja, was denn? In der Oper! Natürlich! ‚Martha oder der Markt zu Richmond'. Ausgerechnet! Piccaver sang. Vierte Loge links von der Bühne, zweiter Rang. An jenem Abend, da Katjuscha dranglauben mußte. Mich haben Sie natürlich nicht bemerkt. Sie hatten Wichtigeres zu tun. Sie hielten eine ausgiebige Rede, die zwei Akte und einen Zwischenakt lang andauerte. Frau Alix, die zweifellos lieber, wenn auch zum zwanzigsten Male, die Oper angehört hätte, fertigte Sie mit kurzen Antworten ab."

„Wieso kamen Sie gerade an diesem Abend...?"

„Weil ich tags vorher Alix anrief, die mir ihre Wocheneinteilung bekanntgab. Damit ich nicht umsonst nach Dornbach hinausführe. Oper, dachte ich, nächsten Abend? Wagemann zeigte sich mit seiner geschiedenen Frau nicht öffentlich. Albert Renee ist nicht in der Lage, eine Loge zu kaufen, und wenn ihm ein Spielgewinn zufällt, glücksmäßig oder wohlvorbereiteten Zufalls, dann weiß er bessere Verwendung. Wer bleibt übrig? Doktor Erich Langen, ein Mann, der das Zeug zum Schwärmer in sich hat, dem Frauen nach Art der Dame Alix Wögerer begehrenswert erscheinen, weil diese das Handwerk verstehen —"

„Hanna!"

„Die es hemmungslos ausüben, weil sie über die vernunftbehindernden ursprünglichen Gefühle hinaus sind, chronisch Liebende, denen der Rausch versagt ist, leergebrannte Gemüter, Lahme der Liebe... Das sieht dann wie Zurückhaltung aus, wie eigene Wertschätzung, die streng darauf bedacht ist, nicht hinabzusteigen..."

Ein unechtes Grenzlachen, fast gequält, erfüllte den Raum und brach jäh ab.

„Und?" sagte Langen, der an der Stelle wurzelte und sie unverwandt anstarrte.

Sie sah nur die Pupillen, das Weiße seiner Augen blinken; es war fast vollkommen dunkel im Raum.

„Und?" fragte sie, noch gequälter, fast bittend.

„Nachher! Sind Sie bis zum Schluß der Vorstellung geblieben?"

Eine Weile verstrich. Es war, als ob die beiden Menschen ihren Atem verschluckten. Das gedämpfte Geräusch der Straße, mit einem Male auftobend, brach in die Stille ein, eine Mahnung der Zeit, die den beiden in Verlust geraten war.

„Wann sind Sie weggegangen, Hanna?" beharrte Langen.

„Das ist es, was Sie im Augenblick dringend interessiert? — Ja?" Sie zögerte ein, zwei Augenblicke. Dann sagte sie gedehnt und doch irgendwie mit einem pulsenden Unterton: „Ich bin zugleich mit Ihnen fortgegangen, nachdem ich" — die Stimme des jungen Mädchens, rasch erholt, gewann an Beherrschung — „mit Hilfe meines ausgezeichneten Zeißglases festgestellt hatte, daß Sie sich in höchster Erregung und nur kurz von Alix verabschiedeten. Ich wollte Ihnen gerade in diesem Augenblick in die Quere kommen, wissen Sie! Aber ich wurde zu lange in der Garderobe aufgehalten. Als ich hinunterkam, war die große Logentreppe leer. Ich trat auf den Ring hinaus — Sie waren längst weg."

„Ich fuhr heim. Geradeswegs hierher."

Das Licht des Deckenleuchters flammte auf.

Hanna sah in ein liebenswürdig ihr zugewendetes, beinahe fröhliches Gesicht. Erich Langen schritt auf sie zu.

„Ich werde Sie nach Hause bringen, Hanna!"

„Unnötig, Doktor. Ich bin eigentlich aus einem ganz bestimmten Grunde hier. Papa" — sie betonte das Wort auf der ersten Silbe — „und ich fahren morgen nach Gastein. Kommen Sie hin? Alix hat Sie ja auch eingeladen..."

„Ich weiß nicht, ob ich mich so früh schon freimachen kann."

„Ich habe natürlich nicht einmal im Traum daran gedacht, daß Sie meinetwegen kämen — und auf den Tag genau kann ich nicht sagen, wann Alix eintreffen wird. Wahrscheinlich erst nach — hoffentlich glücklicher — Beendigung ihrer Wiener Recherchen nach dem Mörder. Ich traue ihr zu, daß sie auf die rechte Spur kommt. Sie ist in der richtigen Verfassung: konzentriert, durch nichts abgelenkt und von Wut angetrieben... eine Frau, die diesmal mit ganzem Herzen bei der Sache ist. Besser als zwanzig Detektivs." — Nach einer Pause fragte sie nochmals: „In Gastein also? Wir fahren morgen..."

„Ich glaube, ja", sagte Langen und setzte sich in Bewegung, um Hanna zur Tür zu begleiten. Er verbeugte sich.

Erich Langen erhob sich langsam, verdrossen aus der vorgeneigten Stellung gerade auf.

Tiefe Müdigkeit, Lebensüberdruß waren ihm ins Gesicht gezeichnet, als er sich nach dem Schreibtisch hinschleppte.

*

Als sich Alix zum Frühstückstisch setzte, an den in der Vormittagssonne weiß und silbern schimmernden Gartentisch, und flüchtig ihre Post übersah, blieb ihr beinahe ein Stück mürbes Kipfel in der Kehle stecken. Das Querband mit der Aufschrift verbarg kaum den Titel eines berüchtigten periodischen Druckerzeugnisses, „Die Nachtstunde" benannt. Diese jüngst erschienene Nummer war für Herrn Albert Renee Wögerer bestimmt. Alix riß hastig das Querband ab und war sogleich im Bilde. In dem sehr auffälligen Inhaltsverzeichnis auf der ersten Seite war Erbauliches „Aus dem Liebesleben eines Wiener Millionärs" angekündigt. Im Inneren wurde das Versprechen mit einem wörtlich abgedruckten Brief eingelöst, den ein Herr W. (Klammer: Vorname, Klammer geschlossen) an eine Frau K. W. gerichtet hatte. Dieses Schreiben eines herzhaften Genießers gefiel sich zwar in Umschreibungen, war aber redlich besorgt, daß die zum Ausdruck gebrachten Wünsche nicht mißverstanden werden würden. Ein erotisch-humoristischer Beitrag, wie ihn das als Skandalblättchen ärgster Sorte bekannte Erpresserunternehmen, das gröberen und gröbsten Stoff verzapfte, noch nicht ergattert hatte, und der für halbwegs aufgeweckte Leser an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ.

(Fortsetzung folgt.)

Tschechisches Militär bei den überaus schwierigen Rettungsarbeiten, die ein Durchbohren von Betonquadern usw. nötig machen. (Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte".)
Links nebenstehend: Blick auf den zusammengebrochenen sechsstöckigen Neubau.
Von dem furchtbaren Einsturzunglück in Prag am 9. Oktober.

Richtfest des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden: Ansprache des Dresdener Oberbürgermeisters Dr. Blüher während der Feier am 8. Oktober. Genau vor einem Jahre fand die Grundsteinlegung des Prof. Dr. Wilhelm Kreis übertragenen Baues statt. — Im Oval: Vorfeier des „Festes der Rasse" durch den Verband lateinamerikanischer Studenten in Berlin: Geheimrat Prof. Dr. Norden, Rektor der Universität, bei der Festrede im Vorhof der Universität vorm Denkmal des Physikers H. v. Helmholtz. (Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte".)

Von dem kürzlich veranstalteten Bibliophilentag in Wien: Besuch der Teilnehmer in der Nationalgalerie: 1 Präsident Hans Feigl; 2 Prinz Heinrich XXXIX. von Reuß, jüngere Linie; 3 Der Schriftsteller Fedor v. Zobeltitz.

Nebenstehend: Vom bayerischen Kadettentag in München am 7. Oktober: Der 93jährige General de Ahna, der älteste Zögling des ehemaligen Kadettenkorps, zugleich ältester deutscher Offizier, beim Abschreiten der Festteilnehmer-Front im Hofe der alten bayerischen Kadettenanstalt. Links, salutierend, Prinz Alfons von Bayern.

Metropolis Hollywood

VON KARL SCHÜCK

Der Gesamtkomplex eines typischen Großfilmunternehmens in Hollywood.

1 Autos der Angestellten; 2 Bureaugebäude; 3 Garderoben und Bureaus; 4 Geräte- und Waffenarsenale; 5 Engagement-Bureau; 6 Film-Außenbauten; 7 Ateliers für Innenaufnahmen; 8 Regisseurbureaus; 9 Technische Halle; 10 Schreinerei usw. („Mill“).

Von dem Stadtinnern von Los Angeles bis nach Hollywood, das mit ihm ohne Grenze zusammenhängt, sind es mit der Straßenbahn etwa 20 Minuten. Der Fremde, der zuerst diese Palmen- und Ölstadt Los Angeles an der pazifischen Küste im goldenen Westen besucht, setzt sich zumeist in Positur, wenn der Hollywood-Boulevard (nur 10 Kilometer lang!) ausgerufen wird. Er sieht nach rechts und links, und dort, wo er Filmatelier neben Filmatelier vermutet, da begrüßen ihn dieselben Läden, Geschäfte, Großkinos, Kleinkinos, Garagen und Warenhäuser wie in der City. Nicht Film„stars“, nicht Berühmtheiten sind es, die vereinzelt auf den Straßen gehen, sondern ganz gewöhnliches „Business people“.

Das Hollywood, von dem der Fremde einen Blick erhaschen möchte, liegt verborgen. Nicht ein Studiokomplex tut sich auf, wie man ihm in Neu-Babelsberg begegnet, sondern die Studios liegen weit verstreut, zum größten Teil weit außerhalb des eigentlichen Hollywood. Warum? Nun, weil die Leiter der Filmkonzerne gute Geschäftsleute sind, die die allgemeine Spekulation auf Terrains ausgenutzt haben, von den so hochwertigen Geländen ihre Zelte genommen und sie weiter hinaus nach den Bergen gesteckt haben. Das „Filmvolk“ selbst, nur selten dem „profanen Publikum“ sichtbar (es sei denn auf der Leinwand) residiert in dem etwa 20 Kilometer von Los Angeles entfernten Beverly Hills, wo sich Palast neben Palast reiht. (Und es ist fast unmöglich, die Residenzen der Stars aufzufinden, weil sie aus dem „Willen zur Ungestörtheit“ heraus nicht einmal sich ins Telephonbuch eintragen lassen. Sogar die Studiobureaus verweigern dem Laien die Privatadressen ihrer Stars.)

Da liegt das weite weiße Officegebäude des Warner-Films, hinter dem sich die Bühnenhäuser reihen, inmitten des lebhaften Sunset-Boulevards. Nicht weit davon die Ateliers der Al-Christi-Komödien, die Fox- und Paramount-Ateliers und einige für den Filmexport unbedeutende, kleine Studios. Das ist aber so ziemlich alles, was man „nahebei“ sehen kann. Weit draußen, 15 bis 20 Kilometer entfernt, liegen die Metropolen der Metro Goldwyn, de Mille, nach Norden zu die Universal an die Berge geschmiegt, die First National in dem kleinen Ort Burbank.

Hat der Fremde nun glücklich das Portal eines solchen Studios erreicht, dann begegnet er der größten Schwierigkeit, überhaupt eingelassen zu werden. Die Einfahrtstore und Türen sind von unbestechlichen Beamten (einer eigenen Studiopolizei) bewacht. Wie viele Listen, Lügen, Schliche sind schon erdacht worden, um einmal ins „geheimnisvolle Innere“ zu dringen! Vergebens. Schließlich versucht es der Fremde damit, sich als „Extraman“ (Statist) hineinzuschmuggeln.

Aber auch hier ist die Konkurrenz übergroß. Nachweislich gibt es in Hollywood ungefähr 17000 Komparsen beiderlei Geschlechts, die allein bei den Zentralbureaus eingeschrieben sind. Man muß dazu mindestens das Doppelte hinzurechnen (es werden keine Komparsen mehr eingeschrieben), um sich einen Begriff von der Überfülle des unerschöpflichen Menschenmaterials bilden zu können. Hier sieht man in endloser Schlange Krüppel, Blinde, Köchinnen, Ladenmädchen, Reisende, ehemalige Offiziere, Pastoren in Reih' und Glied vor dem Casting-Office (dem Engagement-Bureau) stehen. Dort werden dressierte Affen, Katzen, Hunde usw. angeboten. Babys schreien, aufgeputzte Kinder drängen sich vor den Schaltern. Auf den Bescheid „Heute nichts zu machen“ setzt sich der ganze Trupp eiligst in Bewegung und rasselt auf dem Ford und anderen billigen „Gestellen mit Motor“ zum nächsten Bureau. Dabei sind die Chancen sehr minimal, da vielleicht pro Tag von allen Studios zusammen nur 1000 Statisten gebraucht werden.

Metropolis Hollywood: Jedes Studio ist eine kleine Stadt und zugleich eine Welt (wenn man bedenkt, daß in den riesigen „Bühnen“ alle möglichen Szenerien aus allen Teilen der Welt zu sehen sind). Um das Zentrum „Studio“ gruppieren sich die Lunch-Cafés, die Drugstores, die hauptsächlich dem ungeheuren Eiscremekonsum dienen, dann die Wohnungen der technischen Arbeiter, der Schauspieler usw. Bald gesellt sich eine Bank hinzu, bald Ärzte und Rechtsanwälte. Dazu kommen die Fleischer und Gemüsehändler. Und binnen kurzem ist wieder eine kleine Stadt fertig, zumal da hier mit unbegreiflicher Schnelligkeit gebaut wird und es einen Überfluß an Bauterrain gibt.

Im Studio selbst nun: Zunächst wird man ganz verwirrt durch die Fülle der kleinen Holzhäuschen. Aber bald erkennt man deren Bestimmung: hier Privatgarderoben der Stars (höchst luxuriös eingerichtet), Filmschneider (d. h. Kostümiers und Zerschneider und Zusammenflicker der Filmstreifen), Architekten, Regisseure, Schreinerei, Malerei, Redaktion, Sekretariate u. a. m.

Riesige Holzhallen reihen sich nun an. Sie sehen ähnlich aus wie Flugzeugschuppen. Hier ist eine „Stage“ für phantastische Filme, in denen die groteskesten und seltsamsten Architekturen aufgebaut sind. Dann die Bühnen für Gesellschaftsfilme, in denen Salons, Klubzimmer, Treppenhäuser, Tanzhallen, Kabarette, Hotelhallen eng beieinanderstehen. In anderen Hallen trifft man Blockhäuser für Wildwestfilme, Boxarenen, Wolkenkratzerfronten, hier hämmern Bauleute und stellen eine Architektur des Rochus Giese (Deutsch hört man an allen Ecken und Enden), dort steht Paul

Glänzendes Elend — die Kehrseite der imposanten Filmstadtfassade: Beschäftigungslose Filmkomparsen, die sogenannten „Extras“, vor den Bureaus der Metro-Goldwyn-Mayer auf ein Engagement wartend, um so ein paar Dollars zu verdienen.

Die Stadt als Kulisse: Eine ganze Stadtanlage, die eigens für Murnaus Film „Sunrise“ in Hollywood mit einem Kostenaufwand von 350000 Dollar errichtet wurde.

Leni und erklärt Conrad Veidt einige Szenen. Nebenan tanzt Laura la Plante einen Black-Bottom.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine „Bühne“ etwa 30 bis 50 „Sets“ hat (das sind fertige Filmszenerien), so ahnt man etwas von dem 30fachen grundverschiedenen Lärmen, das hier zum Himmel steigt! Während der Star eine tragische Szene mimt, die Kamera surrt, die Sonnenlampen fauchen und die unentbehrliche stimmungmachende Studiomusik (Harmonium und Geige con sordino bei elegischen Szenen) ertönt, hämmern lustig und unbekümmert um alle Tragödie die Zimmerleute und Schreiner oben auf den Gerüsten, brüllt der Hilfsregisseur nebenan seine Leute zusammen, rollen die Pokerchips, kichern die Statistinnen. Und dabei muß sich der Schauspieler wie jeder einzelne auf das denkbarste konzentrieren, wenn auch jede Einzelszene durchschnittlich drei- bis fünfmal hintereinander „geschossen“ wird. Hier versucht der Filmdichter vergeblich dem Regisseur einen Vorschlag zu machen, dort zitiert der Star die Zofe oder den Diener herbei, hier protestiert einer gegen eine Bridgepartie, dort wird die Parole für die Abendgesellschaft ausgegeben, so schwirrt es mit tausend Fragen, Kommandos usw. durcheinander — Lunchpause. Für eine halbe Stunde rennt und drängt alles, geschminkt und in allen Arten von Kostümierungen, auf die Straße. Da sitzt der Chinese neben dem Indianer, der Heldendarsteller neben dem Wildwestreiter, die sentimentale Darstellerin neben einem Hilfsmaler. Alle Sprachen surren durcheinander: Hier wird auf französisch eine Baseball-Wette abgeschlossen, dort mauscheln zwei Galizier, nebenan zetert ein dunkelbrauner Mexikaner mit einem Caballero über die neueste Revolte in seiner unruhigen Heimat. Ein Japaner lächelt einem Norweger zu, und schließlich treffen sich alle Sprachen in der englischen Bestellung des Mittagessens.

So geht es bis zum Abend. Mehr als acht Szenen werden kaum in dem einzelnen Set gedreht, weil vor jeder Aufnahme zu viele Vorbereitungen zu treffen sind.

Und wer den ganzen Tag in dem bläulich grellen Atelierlicht gestanden hat, von Stunde zu Stunde wartete, daß seine Szene an die Reihe kam, der ist abends zu müde und abgespannt, um sich auf eine Montmartre oder Schwabing ähnliche Künstlerfidelitas einzulassen. Um alle Illusionen ein für allemal zu nehmen: es gibt hier weder literarische und Künstlercafés noch sonst irgendwelche dem Publikum zugängliche Lokale, in denen sich etwa die Stars und die Regisseure treffen. Dafür sind es die „Parties“, die Abendgesellschaften, bei denen der von den „Hausbootleggern“ teuer und reichlich gelieferte Alkohol konsumiert und Bridge und Poker gespielt wird. Und der Kreis der Filmschauspieler ist zu groß, als daß sie alle gesellschaftlich miteinander verkehren könnten; ja, die meisten kennen einander nicht einmal persönlich. Daß natürlich die deutsche Filmkolonie (mit Jannings, Veidt usw.) sich zusammengeschart hat, ist selbstverständlich, obwohl auch sie sich von den Los-Angelesianern deutscher Abkunft fernhalten. Wo würde das auch hinführen, wenn die ermüdeten Schauspieler nach anstrengender Tages-, manchmal auch Nachtaufnahme weit „downtown“ fahren sollten, während sie doch viel eher auf die Erholung der aufgepeitschten Nerven bedacht sein müssen!

Was alle der Hollywooder Filmleute ersehnen, aber nur selten erreichen: Ein prächtiges Landhaus mit Park. — Das Heim der amerikanischen Filmschauspielerin Marion Davies in Beverly Hills bei Hollywood. (Phot. Metro-Goldwyn.)

Die glücklichen Besitzer: Emil Jannings und seine Gattin Gussy Holl in ihrem Garten in Hollywood. (Phot. Parufamet.)

Der amerikanische Film, der zwar im wesentlichen noch viel Kitsch und Edelkitsch mit dem unausbleiblichen „Happy End“ bringt (das amerikanische Publikum will sich in den Kinos nur unterhalten und amüsieren), ist seit einiger Zeit in das Stadium einer wesentlichen Besserung eingetreten. Zum erstenmal spielt das psychologische Moment — dem die Yankees in den deutschen Filmen meist fassungslos und verständnislos gegenüberstanden — eine nicht unwesentliche Rolle, und man kann fast von ernsten dramaturgischen Gesetzen sprechen, die sich nun entscheidend in den neuen Produktionen geltend machen.

Viel trug dazu bei, daß man einsah, welche internationale Bedeutung „psychologische Schauspieler“ von der Art eines Jannings und Veidt hatten. Und wenn mir Conrad Veidt erklärt, daß sich die Amerikaner bald mehr dafür interessieren werden, deutsche Filme zu importieren, so ist dieser Optimismus in der Tat nicht unberechtigt. Denn alle die Filme, die Jannings und Veidt hier gedreht haben, sind tatsächlich von beispiellosem Erfolg gekrönt gewesen.

Wie rationell die Hollywood-Ateliers arbeiten können, ist schon daraus ersichtlich, daß dieser südliche Teil Kaliforniens von selten günstigem und regelmäßigem Klima und hervorragenden Lichtbedingungen begünstigt ist. Und nicht nur dies, auch die Landschaft trägt das ihrige bei. So liegt der Pazifische Ozean mit dem endlosen weißen, mit Palmen besetzten Strand in unmittelbarer Nähe; ringsum sind Berge, ist Wildnis, erstreckt sich meilenweite Wüste, steinige dürre Steppe nimmt ein großes Stück Land ein. Man hat die alten spanischen Bauten aus dem 18. Jahrhundert in nächster Nähe (Mexiko).

In der Stadt selbst das reichhaltigste Menschenmaterial: Ghetto, Chinesen-, Japaner-, Mexikanerviertel; ein mächtiger Hafen, der Schiffe und Menschen aller Zonen in sich birgt . . . Welche Filmkolonie kann sich rühmen, derart günstige Vorbedingungen aufweisen zu können? Metropolis Hollywood: Daß Los Angeles sich innerhalb 15 Jahren um ein zehnfaches vergrößert hat, daß die Einwohnerzahl sich von 150000 auf 1¼ Million steigerte — zum großen Verdruß von San Franzisko — das verdankt es nicht nur seinen Ölquellen, seinen reichen Fruchtplantagen, sondern auch hauptsächlich der rapiden internationalen Entwicklung Hollywoods, das die Aufmerksamkeit und das Interesse der ganzen Welt auf sich gezogen hat. So kann man ruhig und ohne Übertreibung von einer Metropolis Hollywood sprechen, die in verhältnismäßig kleinem **Rahmen den ganzen Erdkreis, vertreten durch Mensch und Landschaft, in sich zusammenfaßt.**

Der Traum von Luxus und Glanz: Die First-National-Darstellerin Dorothy Mackaill im Bad. (Phot. Defina.)

Die elegante Hülle

Frau Grete Maria Ehrenstein in einem braunen Breitschwanzmantel mit gleichfarbigem Fehbesatz. Die Ärmel haben die moderne Trompetenform. Modell: Emil Horovitz & Co., Wien. Phot.: Kitty Hoffmann, Wien.

Links oben:

Tagesmantel aus schwarzem Seidentuch mit großem überkreuzenden Schalkragen aus schwarzem Bär und ebensolchen Ärmelbesätzen. Besonders neuartig ist der lange, vorn glockig geschnittene Schoßteil. Phot.: Lipnitzki, Paris.

Rechts oben:

Frau Else Szallay trägt einen grün-rosa-grau gemusterten Mantel aus englischem Stoff mit Pelz-Rollkragen, den eine Stoffschleife schließt. (Modell: Weiß & Krauß, Wien.) Dazu Ninicheglocke aus weinrotem Velours. Phot.: Kitty Hoffmann, Wien.

Links nebenstehend:

Aparter Nachmittags- und Abendmantel aus beige-rosé Duvetine, mit rosenholzfarbenem gepunkteten Seidensamt gefüttert. Breiter angeschnittener Kragenschal; blaß rötlich eingefärbter Fuchs an den Ärmeln. Phot.: Lipnitzki, Paris.

Rechts nebenstehend:

Großer Theatermantel aus perlenbesticktem Silberlamé und mandelgrünem Samt. Der Mantel ist capeähnlich gearbeitet und vorn togaartig gerafft. Phot.: Lipnitzki, Paris.

Die Abbildungen oben Mitte und oben rechts sind Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Der Statist

NOVELLE VON THEODOR HEINRICH MAYER.

Direktor Preßburger des „Großen Lichtspielhauses" überreichte dem Kritiker der „Morgenpost" eine kurze Präsenzliste der Gäste, die zur Premiere von „Wiegand der Herr" geladen waren. — Dr. Borissewicz sah die Liste durch. „Werde versuchen, beim Blatt einen kurzen Auszug davon durchzudrücken. Raum ist bei uns stets knapp."

„Weiß ich. Aber mein Inseratenkonto verträgt noch eine Belastung..."

„Administrativ, lieber Direktor, ist natürlich alles zu machen. Eigentliche Besprechung des Films hat damit nichts zu tun. Soll ja unerhörte Glanzleistung von Heinrich Baldauf bringen? Habe freilich bisher nur kurze Ausschnitte und die Pressephotos gesehen."

„Schwacher Vorgeschmack, Herr Doktor. Baldauf sprengt hier fast schon die Grenzen des Films."

„Gut, werde schreiben: Hier wächst der Mensch von heute zu den neuen Herren von morgen und übermorgen auf. Ein Genie hat Ideen, deren Zeit noch nicht ist, vor ihrer Stunde in Gegenwart und Geschehen gerissen, das ewige Gesetz der Folge gebrochen, setzt an solche Tat das eigene Sein... Paßt das?"

„Glänzend, Herr Doktor! Ganz Ihr Stil!"

„Muß selbstverständlich zuerst das Stück sehen. Kann ich übrigens, um der Gegensatzwirkung willen, einen Hinweis auf den Zusammenbruch Baldaufs anbringen, den er nach Vollendung des Films erlitten hat?"

Direktor Honigmann von der „Europäischen Film-Union", der eben zu den beiden getreten war, nickte zustimmend. „Vor einem halben Jahr können wir schon aus finanziellen Gründen keinen neuen Film bringen — bis dahin ist Baldauf jedenfalls gesund, ob man jetzt von seiner Krankheit schreibt oder nicht!"

Der Kritiker blickte zu der Loge hinüber, wo Heinrich Baldauf stand, von einer Schar von Interviewern und Bewunderern umgeben. „Dann könnte ich mich ungefähr so ausdrücken: Um die übermenschliche Leistung des Hauptdarstellers würdigen zu können, muß man auch den Menschen Baldauf betrachten, wie er sich nach Vollendung seiner Aufgabe zeigt. Alle Kraft scheint aus seinem Körper gesogen zu sein, bloß eine Hülle ist noch da, von einem Astralleib ausgefüllt, und die Augen leuchten noch. Aber ein paar Monate in seinem Prunkschloß am Gardasee werden dem gefeierten Künstler wieder die Kraft von heute bringen, deren er bedarf, um von neuem die Stärke von morgen in Gestalten unserer Zeit zu verkörpern. Doch, wie gesagt, ich muß zuerst den Film sehen. Aber jetzt, bitte, Entschuldigung. Meine Kollegen von der auswärtigen Presse..."

„Darf ich mich anschließen? Wegen der Auskünfte."

„Selbstverständlich, Herr Direktor. Von wem ist denn eigentlich das Manuskript?"

„Von dem blonden jungen Menschen dort, der vor Baldaufs Loge steht. Wagener heißt er. Auf einer Eisenbahnfahrt hat Kahane zufällig seinen Roman in die Hand bekommen, und Kahane hat die richtige Witterung. Einen Tag später hat er schon mit dem jungen Kerl verhandelt, bietet ihm, nobel wie immer, viertausend, und der Blonde fällt ihm dafür fast um den Hals. Ich bitt' Sie, so ein kleiner Dichter!"

„Aber Kahane ist für sein Drehbuch an den Tantiemen beteiligt?"

„Frage — Geschäftsmann wie er! Von den bloßen Vorschüssen hat er sich einen herrlichen Achtzylinder gekauft. Und heute nach der Vorstellung werden die Abschlüsse mit Amerika perfekt."

„Aber jetzt muß ich mit meinen Kollegen doch Baldauf begrüßen!"

Der große Filmschauspieler teilte nach allen Seiten Händedrücke aus, aber seine unruhig auf und ab schwingenden Augen straften die aufrechte Haltung Lügen, die er seinem Körper zu geben bestrebt war.

„Rufen Sie doch endlich einmal den Elektriker! Tausend Lampen im Saal brennen ruhig, und gerade die eine über meiner Loge flackert fortwährend!"

Ein Monteur kam, machte sich an der Leitung zu schaffen, mit dem Erfolg, daß die Lampe vollständig verlosch.

„Jetzt sieht meine Loge wie die reinste Totenkammer aus!"

Man verstand nicht recht, warum der Künstler wegen einer Kleinigkeit soviel Aufhebens machte. Er mußte doch recht krank sein...

Langsam zerstreute sich die Schar um ihn, man begann die Plätze aufzusuchen. Bloß sein vertrauter Freund Viktor blieb.

„Fühlst du wieder Herzbeklemmungen, Heinrich?"

„Eigentlich nicht. Aber trotzdem ist irgendeine geheime Angst in mir. Jetzt erschauere ich schon, weil der Vorhang von der Leinwand zurückgezogen wird. Wäre eine Bühne dahinter, ich käme nicht los von dem unsinnigen Gedanken, daß man von dort aus ein Attentat versucht. Auf mich... etwa so wie Booth auf Abraham Lincoln. Sonderbar, daß mir die Beschreibung dieser Tat in den letzten Wochen dreimal in die Hand kam."

„Zufall ohne Bedeutung. Jetzt beginnt die Vorführung, da wirst du gleich ruhiger werden. Du hast einfach ein postumes Lampenfieber."

Baldauf hatte die einzelnen Szenen schon dutzendmal gesehen, darum achtete er diesmal nicht mehr auf sich selbst und die anderen Hauptpersonen, sondern ließ vielmehr seine Augen über Nebensächliches schweifen, über Einzelheiten der Dekoration, über das Spiel der Komparserie. Man mußte es zugeben, Reinhold Plöching, der Hauptregisseur, hatte da tadellose Arbeit getan. Exakter konnte ein solches Heer von Statisten schon nicht mehr gedrillt sein.

Plötzlich zuckte er leicht zusammen. Daß niemand das bemerkt hatte! Einer der Statisten, ein unbeschreiblich magerer Kerl mit einem vertrockneten Gesicht, hielt sich stets etwas abseits der Menge, als gehöre er gar nicht ins Bild, nur seine Blicke waren, solange Wiegand auf der Szene stand, starr auf diesen gerichtet. Aber nun wandten sie sich jäh aus dem Bild heraus — ja, weil Wiegand nicht mehr auf der Szene stand, suchten sie seinen Darsteller, trafen ihn in der Loge! Täuschung... oder Wirklichkeit?

Er wollte Viktor darauf aufmerksam machen, aber eben begann eine neue Szenenreihe; die Anarchistin Evelyn Grant hatte ihre erste Unterredung mit dem großen Stahlmagnaten, und dann kam das grandiose Sportfest, die Verteilung des Wiegandpreises an den Schnellsten zu Wasser, auf der Erde, in der Luft, in einem kombinierten Motorboot-Rennwagen-Flugzeug-Wettbewerb. Doch da stand der Kerl von vorhin wieder ein paar Schritt neben der Menge, und als sich alle jubelnd dem Stifter des Preises anschlossen, war er der erste hinter ihm.

Baldauf bemühte sich um ein Erinnern. War es nicht damals, daß er einen sonderbaren eisigen Hauch im Nacken verspürt und sich wider Willen und die Vorschrift der Rolle plötzlich umgewandt hatte? Ja. Denn eben wies die Leinwand diese Gebärde.

Er schüttelte den Kopf, das alles kam ihm zu traumhaft vor. Aber wie man sich oft nach langer Zeit ganz genau eines Traumes erinnert, der vordem schon beim Erwachen vergessen war, so gewann auch er plötzlich klare Schau. Ja, er hatte den Menschen bemerkt, wollte beim Hilfsregisseur auf dessen Entfernung dringen, vergaß es aber dann.

Und diese Gestalt wich nicht von dem Helden des Films. Jede neue Szene zeigte sie in dessen Nähe. Wie ein Schicksal heftete sich der unheimliche Mann an ihn, und manchmal war es sogar, daß sich aus dem Bild auf der Leinwand noch ein zweites löste; nur Wiegand enthielt es, von Heinrich Baldauf gespielt, und den andern... den Mann ohne Namen aus der Menge... Deutlich sah man, Baldauf hielt sich die Maske des Weltbeherrschers wie einen Schild vor, um vor etwas zu flüchten... ungeheure Macht markierte er, unbeugsame Kraft, damit er vor irgendeinem Feind bewahrt blieb... aber der wußte darum, blieb ihm immer auf den Fersen, auch in einer Maske, der eines Statisten. Doch wer verbarg sich darunter? Wie nur die Kleider um seinen Leib schlotterten... jetzt, da er wieder ins Bild zurückkehrte, mieden ihn auch seine Genossen in der Komparserie, offenbar, weil sie ihn als unheimlich empfanden. Stets blieb leerer Raum um ihn. Aber endlich verschlang ihn doch die Menge.

Was für ein Gedränge war denn da ganz rechts im Bild? Die Zuschauer hier mußten natürlich glauben, daß es zur Szene gehörte, aber im Regiebuch war es bestimmt nicht enthalten.

Richtig — gerade damals wurden durch den Einsturz eines Unterbaues drei Leute von der Komparserie tödlich verletzt...

Baldauf mußte sich bezwingen, um nicht aufzuschreien: das war ja fast schon grauenhaft, wie sich jetzt die Menge wieder teilte, den einen aus sich ließ, als gehörte er nicht mehr zu ihr. Und dann schritt er auf Wiegand zu, blieb in seiner Nähe stehen, daß er nicht die Szene störte, stand wie ein Wächter dort, nein, wie ein Henker bei einem Gefangenen, der ihm verfallen ist. Und auch das war so unauffällig, daß es keiner der Zuschauer hier merkte — wenn es überhaupt nicht eine Einbildung eines überreizten Künstlers war.

Baldauf atmete schwer, fühlte wieder das scharfe Stechen in der linken Brust, das gewöhnlich den Anfällen seines Herzleidens voranging. Erst das Aktende beruhigte ihn ein wenig.

Es konnte sich — wenn er wirklich immer richtig beobachtet hatte — im schlimmsten Fall um die Eigenmächtigkeit eines Statisten handeln, der aus Ehrgeiz einmal hervortreten wollte, ohne daß es von einem Hilfsregisseur bemerkt wurde. Solche Dinge kamen vor.

Baldauf fühlte, wie seine Brust wieder freier wurde. Der dritte Akt, der eben begann, enthielt zunächst keine Massenszenen. Auch die Verwaltungsratssitzung der World-Steel-Company, der Wiegand präsidierte, nahm nur zwei Dutzend Leute in Anspruch, bessere Episodisten, von denen man eine individuelle Belebung der Szene verlangen konnte. Nach einigen belanglosen, aber landschaftlich sehr reizvollen Passagen kam dann die Hauptszene dieses Akts, in der Wiegand die Anarchistin Evelyn Grant ganz allein bei sich empfängt, obwohl er durch seinen Sicherheitsdienst weiß, daß sie diesmal zu dem einzigen Zweck kommt, ihn zu ermorden.

Der Diener, der ihr die Tür öffnete — war das nicht wieder der schreckliche Statist? Aber die drei Sekunden, die er auf der Szene stand, genügten nicht, ihn wiederzuerkennen, und Baldauf begann über sich selber zu lächeln, der er in einem fertigen Film nachträglich Spukgestalten entdecken wollte. Und dann erstarkte er auch an der eigenen Leistung, die ihm das Bild auf der Leinwand wies — volles, glühendes Leben war das! Ja, so mußten die Herren von morgen sein: eine ganze Welt ihr Bereich, alle Kraft der Maschinen ihr lebendiger Schatz, Millionen von Arbeitern ein treu schaffendes Heer... und Frauen in Schönheit ihr Gefolge. Doch nur eine ward daraus erwählt, die schönste und stärkste zugleich, die Gefährtin aus ebenbürtigem Kreis großer Menschlichkeit. Und so zwang der Stahlkönig Wiegand die Anarchistin Evelyn Grant zu sich — nicht weil er mächtig und groß war unter den Menschen, sondern weil er alle Größe des Menschtums in sich trug.

Baldauf erkannte jeden kleinen Zug wieder, durch den er damals seinem Helden die Fülle von Lebensgewalt gab, und freute sich der stolzen Künstlerschaft. Freilich hatte er auch das Letzte aus sich herausholen müssen, immer wieder versagte der Körper, weil zu viel Kraft des Lebens aus ihm genommen wurde. Aber stets geschah das erst nach den Aufnahmen, wenn auch der Wille der Ruhe bedurfte und den Leib nicht mehr straffte.

Doch die Leistung stand da, für Jahre und Jahrzehnte, für alle Zeiten... Jubelnder Beifall des Publikums riß ihn aus seinem Nachdenken, man mußte — etwas noch nie Dagewesenes — die Vorführung auf eine Minute unterbrechen, um die Begeisterung ausklingen zu lassen.

Baldauf lehnte sich, ein wenig matt, doch aufrecht, an den Rand seiner Loge, neigte sich nicht vor dem Beifall. Nicht er hatte zu danken, sondern die anderen dort. Erst jetzt merkte er ja so recht, wieviel von Lebenskraft jene Leistung aus ihm genommen hatte.

Es wurde wieder finster im Saal. Der Film ging weiter. Nur Baldauf merkte es: der Wiegand dieser Szenen war schon ein anderer. Der rang nicht mehr bloß um die Verkörperung einer Filmgestalt, der kämpfte schon für den Darsteller um dessen eigenes Sein.

Den Schluß des Aktes bildete die Abreise Wiegands zur Eröffnung der gewaltigen neuen Eisenerzbaue in Ostgrönland südlich von Angmagsalik. Allein stand der Große auf der Kommandobrücke, auch der Kapitän hielt sich bescheiden tiefer, war ja nur einer von den vielen unter seinem Gebot. Und eine festlich bewegte Menge ringsum auf den Kais.

Baldauf spähte in alle Winkel des Bildes. Nicht sich selber suchte er, bloß einen unbedeutenden Statisten. Ja, dort lehnte er beim Zollhaus, die Hände über die Brust gekreuzt, wie einer, der noch zu warten hat. Und das Gesicht schien unheimlicher denn je. Er mußte seine Wangen schon geschminkt haben, sonst konnten sie nicht so hohl aussehen...

Ein paar Großaufnahmen, das Schiff fuhr aus dem Hafen. Pause.

Die Direktoren der Europäischen Film-Union wurden beglückwünscht, der Leiter des Großen Lichtspielhauses, der Oberregisseur Plöching, der Verfasser des Drehbuches, Aloisius Kahane, und ein paar junge Damen musterten auch neugierig-mitleidig den jungen blonden Dichter, aber dann brandete die Menge zu Baldauf hin. Er fühlte sich nicht wohl, nahm sich die Maske Wiegands vor, um stolz und herrisch bleiben zu können, sah sich gleichzeitig verstohlen im Saal um, ob nicht eine Gestalt aus dem Film irgendwo auftauchte, stieß dann solch kindischen Gedanken mit harter Wendung des Hauptes von sich. Herr bleiben — auf der Leinwand und im Leben!

Der Film begann wieder zu laufen, zeigte einen Großen der Menschen im Kampf mit Größerem, mit den Gewalten der Erde. Auch sie sollte ewiges Gebot brechen, ihre Schätze und ihre Kraft vor der Zeit hergeben, damit die Menschheit daran reifte. Es schien zu gelingen, Erfolg reihte sich an Erfolg, aber die Menschen, die ihn errangen, waren noch nicht einer Größe gewachsen, die erst späten Enkeln zukommen sollte, mußten Jahrhunderte in Jahre zwängen, alterten in Monaten und Tagen.

Plöching hatte dies in einer Reihe kürzerer Szenen ausgezeichnet zum Ausdruck gebracht, ehe er wieder den Haupthelden in den Vordergrund stellte, in der Unterredung mit den zehn Jünglingen, die als Boten von Hunderttausenden kamen, nicht Geld und Gut, nicht Macht und Größe von ihm forderten, bloß eines: Jugend. Aber Wiegand mußte erschüttert bekennen: „Wer jung sein will, muß auch ein Kind sein können — vermöget ihr das?" Und traurig schüttelten die vor der Zeit Gereiften ihr Haupt, worin des Wissens Furchen eingegraben waren, wandten sich zum Gehen. Wiegand trat an den Rand der Terrasse, um ihnen im Blick zu folgen.

Baldauf erinnerte sich, jetzt hatte er dann das Grauen gestalten wollen, als Wiegand erkannte, daß er seine und einer ganzen Welt Jugend verraten hatte. Alles selige junge Stürmen in Unbekanntes gab er preis, und nun wurde von ihm das Verlorene geheischt.

Nein, er spielte nicht das Erschauern vor solchem Gedanken... die Gestalt des letzten der jungen Leute war es, die ihn in Furcht erbleichen ließ... auch im Spiel hatte er ihn damals wiedererkannt, der ein Statist schien, vielleicht ohne es zu sein.

„Was war er dann? Was war er?" fragte eine höhnische Stimme in ihm.

Er biß die Zähne zusammen, schloß ein wenig die Augen, um das Bild aus seinem Sinn drängen zu können. Spuk — ein Aberglaube von vorgestern. Eine vorübergehende Verwirrung der Gedanken hatte man eben als das zu nehmen und als nichts anderes. Er bildete sich wohl nur ein, daß ihn der Mann ohne Namen bei allen Aufnahmen verfolgt hatte. Freilich, das Erinnern schien so klar, so scharf... wo lag die Grenze zwischen Erleben und Täuschung? Oder hatte er damals, im Wirbel der Aufnahmen, wohl das alles gesehen, aber nicht empfunden, erst jetzt, im Erinnern, gestaltete es sich zum Erlebnis? Bei jeder neuen Szene waren die Wangen des Unheimlichen immer eingefallener geworden, immer grundloser seine Augen, immer gespenstischer die ganze Erscheinung...

Nein, unsinnige Verwirrung seiner Sinne war das, durch den beklemmenden Krampf im Herzen hervorgerufen. Er brauchte bloß das Bild an der Leinwand genau ins Auge zu fassen, und der Spuk war fort!

Die Szene vor dem Gebäude der Generaldirektion der World-Steel-Company war im Gang. Wiegand mußte sich der empörten, tobenden Menge zeigen, trat mitten unter sie. Stand dem gegenüber, den er einzig scheute, der sich unter der Maske eines Statisten barg — und nun kam kein nebensächliches Spiel auf Distanz, es war im Regiebuch vorgesehen, daß einer aus der Menge seine Hand auf Wiegand legen sollte. Das tat der, den er so scheute... Baldauf fühlte die Berührung, obwohl nur sein Ebenbild auf der Leinwand sie empfing.

Eine Kälte ging von der Hand des Unbekannten aus, daß man sie bis ins Innerste des Körpers, bis ins Herz spürte... und das Mal der Berührung blieb, ein Gezeichneter war er jetzt.

Die Hetze des letzten Aktes begann, wo Wiegand vor einer Menschheit fliehen mußte, die er über alles groß machen wollte, vor dem eigenen Werk, das ihn überall in höchster Vollkommenheit und doch nicht vollendet anstarrte, vor der Zeit, gegen deren Bann er sich hatte auflehnen wollen, vor sich selber, dem Gewaltigen, der über seinen Fernzielen der Gegenwart vergaß und des Lebens.

Immer war einer in der Meute hinter ihm, der bei aller Erregung der andern eine starre, unheimliche Würde bewahrte, eine Majestät fast, wie sie keinem Menschen mehr zukam, eher schon einer Jenseitsmacht, die sich der Menschengestalt bediente. Wiegand flüchtete jetzt in die eigene verratene Jugend zurück, saugte aus stärkstem Erinnern junge Kraft in sich — da war jener andere wieder da, streckte die Hand gegen ihn aus, und die Flucht ging weiter.

Jetzt fiel es ihm ein: es war kein Zufall, daß er immer wieder auf diesen einen stieß. Plöching hatte dem letzten Akt eine phantastische Wendung geben wollen, erwähnte im Gespräch die Sage vom Todesengel, dem ein Held entgehen will, und vor dem er bis ans Ende der Welt flieht — dort sitzt still der Engel und wartet auf ihn. Und dieses Motiv wurde in den Film eingefügt.

Er preßte die Hände an die Brust, zu jäh brach drinnen der Schmerz wieder los. Und ein neuer quälender Zweifel gesellte sich dazu. War es wirklich wahr, daß Plöching die alte Sage aufgegriffen hatte? Erdachte er sich nicht eher diese Kombination zu seiner eigenen Beruhigung? Er hatte ja gestern stundenlang in den Büchern seiner Jugend geblättert, wollte wenigstens in seinen Gedanken für eine kleine Weile dahin zurückfinden. Auf die Geschichte von der Ermordung Lincolns, die ihn als Knaben so ergriffen hatte, war er wieder gestoßen, und auf das unheimliche Gedicht vom Todesengel. Verband er jetzt nicht selber beides aus einer unbestimmten großen Angst heraus?

Nein, müßige Erwägungen, er hatte doch damals die Sache mit Plöching besprochen. Der Akt sollte zunächst ins Phantastische übergreifen. Darum trat der Statist mit der grauenvoll wahren Maske nun schon in jeder Szene auf... und nicht Wiegand floh vor ihm, Baldauf selbst flüchtete vor eigenem Schicksal, vor frühem Tod. Die ganze Hetzjagd, kein Spiel für den Film war sie mehr, schon furchtbare Wirklichkeit.

Aber der Kerl in der Maske des Todes spielte schlecht. Seine Gebärden richteten sich nicht mehr auf den Hauptdarsteller hin, wie ein

Pariser Eindrücke

AQUARELLE VON CONNY-NEUBAUER

Links oben:
Ein Originaltyp aus den älteren Teilen des Montmartre: Gardiste civil in der alten Uniform der Garde civil, der sich als Modell für Maler und von Gaben der Fremden ernährt.

Links Mitte:
Auf dem Montmartre: Blick von der Sacré-Cœur-Kirche aus gegen Paris.

Rechts oben:
Ein alltägliches Bild in Paris: Angler am Seinekai.

Nebenstehend:
Ein Sammelpunkt der Fremden: Die Place du Tertre mit Freiluft-Cafés. Diese bilden einen seltsamen Gegensatz zur winkeligen Architektonik des alten Montmartre.

alter Komödiant wollte er die ganze Szene an sich reißen, agierte in ein damals noch gar nicht vorhandenes Zuschauerpublikum hinein. Ja, auf Heinrich Baldauf zielte er, der in seiner Loge saß, und manchmal war es schon, als würde er sich aus dem Bild heben, gespenstisch durch den Raum bis zur Loge schweben.

Baldauf befühlte seine Hände, die aufzuckten wie sein Leib. War das die letzte Flucht, die aus dem Film ins Leben? Immer mehr verwischten sich die Grenzen beider, schon war der Zuschauerraum verschwunden, an seiner Stelle gähnte leerer Raum, Abgrund...

Besinnung, Besinnung! Er wollte es laut schreien, aber es wurde nur zu einem leisesten Flüstern, das nicht einmal der Freund neben ihm hörte. Besinnung! Hatte Plöching wirklich dem Statisten im letzten Teil des Films eine individuelle Rolle zugewiesen? Das hätte er doch mit dem Hauptdarsteller besprechen müssen, und der wußte jetzt ganz bestimmt (eben vorher behauptete sein Erinnern das Gegenteil), daß ein solches Gespräch nie stattgefunden hatte. Nein, sicher nicht!

Und nun sah er, Heinrich Baldauf, die Szenen jetzt nicht mehr so, wie sie aufgenommen worden waren — irgendein Trug legte sich davor, verwirrte ihn.

Nur eine Rettung: Flucht ins Leben, neuerliche Flucht ins stärkste Leben, in die Liebe! Aber die Frau, der sie zukam, saß nicht an seiner Seite, sondern irgendwo unter den anderen, im dunklen Abgrund des Zuschauerraums. Man sollte ja heute, da man ihn feiern würde wie nie zuvor, nicht wissen, daß er an eine Frau gebunden war. Alle die mondänen, halbentblößten Frauen da unten sollten ihn als Freien sehen, als Freien begehren... das fühlte man, und es machte jung. Ja, zu solchen Mitteln griff ein Großer schon, weil er ein Schicksal im Nacken spürte.

„Helene... Helene..." rief sein Herz, aber von nirgends kam Antwort. Keine Menschen waren mehr um ihn, bloß ein bewegtes Bild auf der Leinwand, aus dem ein Gespenst immer näher zu ihm wurde, ihn schon zu erreichen schien und doch wieder entschwand.

Leben... Liebe... Erlösung...

Seltsam — mit einem Schlag sah er wieder klar, ganz klar. Ein Film ging zu Ende, zeigte, wie ein Großer zuletzt doch über alles Widrige in Welt und Zeit triumphierte, und eine Gestalt, die ihn immer wieder bedrängte, trat hinter die anderen zurück, verlöschte in sich selbst, war getilgt.

Baldauf sah nicht mehr auf die Leinwand hin, das letzte Bild, die jubelnde Wiederkehr, interessierte ihn nicht. Da stand er einfach unter den vielen, ohne noch viel Gelegenheit zu packendem Spiel zu haben. Aber er malte sich jetzt aus, was zwei Minuten später sein würde, wenn der Vorhang sich endgültig schloß: tosender Beifall zu einer Loge hin, die den Hauptdarsteller barg. Und die Begeisterung endete nicht, solange er als ihr Inhalt in dieser Loge stand. Ganz besessen waren die Leute schon, und sein Herz schlug ruhig wie schon lange nicht.

Ein Diener in Theaterlivree öffnete jetzt die Logentür. Baldauf fuhr mit den Händen in die Luft, fand nirgends Halt, begann zu wanken. Eine Mumie steckte in der Livree, der Statist aus dem Film... und seine Stimme kam aus unendlichen Fernen: „Die Vorführung ist zu Ende, wir müssen heim!"

Eine Sekunde lang fühlte Baldauf noch, wie der große Saal hell wurde und die Tausende der Zuschauer in Begeisterung ausbrachen. Und ganz nahe saß eine wunderschöne junge Frau, hing mit Augen voll Liebe an ihm. Wie glücklich war alles in diesem Augenblick!

Doch gleich darauf mußte ein Kurzschluß eingetreten sein, denn es wurde finster, unsagbar finster, nicht einmal die kleinen Notlampen über den Logen brannten mehr. Und auch so seltsam still wurde es...

Nur eine milde, jetzt schon nahe Stimme flüsterte: „Ich muß Sie führen, Heinrich Baldauf... Sie sind es noch nicht gewohnt, durch solche Dunkelheiten zu schreiten. Folgen Sie nur ruhig, ich weiß um jeden Weg. Hier ist meine Hand."

GEDANKEN ZUR ZEIT

EINE KRITISCHE BETRACHTUNG VON FELIX LANGER

In unserer Kindheit lasen wir Jules Verne, glühend vor Spannung. Aufgeflammte Phantasie zwang uns, dem Dichter zu folgen: in achtzig Tagen um die Erde, mit Ikarusflügeln in die Lüfte, mit dem Nautilus auf den Grund des Meeres. Unser inneres Schauen war erfüllt von verwegenen Bildern, war umlodert von vermessenen Wünschen, ihre Wirklichkeit zu erleben. Jeder einzelne wollten wir Erfinder werden, Pionier in unerforschte Gebiete des Wissens, waghalsiger Abenteurer in Ländern, welche die Landkarte als weiße Flecken zeigte. Wir waren in der Welt der Träume heimischer als in der Wirklichkeit, den schöpferisch Begnadeten stärkten sie den Mut, um ihre Verwirklichung zu ringen.

Kaum einer unserer Träume, der nicht greifbare Tatsache geworden wäre. Das Phantastischste hat sich ereignet. Wir, die wir eine Zeit kannten, da es nur Phantasiegebilde war, bestaunen noch heute oft das Grammophon, das Radio, Unterseeboot und Flugzeug mit einem Gefühl der Ergriffenheit; mit Ehrfurcht fast die Männer, denen die Menschheit die Heldenwerke der Technik verdankt. Aber die Kinder? Knaben und Mädchen von heute, die aufgewachsen sind mit fertigen Begriffen, deren Vorstellung für uns noch den Schmelz des wunderbar Unmöglichen trug? Wie sieht es in ihnen aus? Sie treten ans Funkgerät und hören Berlin, Paris, London... es ist die selbstverständlichste Sache der Welt. Ein Flugzeug schwebt im Äther... kaum heben sie die Augen nach dem oft erblickten Schauspiel. Wovon träumen sie, was begeistert sie, wonach zittert ihre Phantasie, daß es Wirklichkeit werde? Wo beginnen ihre Wünsche nach Unerfüllbarem, wo enden sie? Der Ozean ist überflogen, der Nordpol erschaut, Geschwindigkeitsrekorde, kaum mehr zu überbieten, lassen die Vorstellung, daß man von Planet zu Planet gelangen könne, keineswegs als utopisch erscheinen. Märchenhaft Mythisches ist entdeckt: die Pflanzen haben Herz und Nerven wie andere Geschöpfe der Erde, warum sollten sie nicht auch sich untereinander verständigen können. Bald wird man das Gras wachsen hören. Ein Geschlecht ist da, dem das Träumen abhanden gekommen ist. Tatsächliches nur hat Geltung. Das Auto vor der Tür, das Motorboot am See, Rausch des Vergnügens. Das sind so Wunschziele. Quantität, nicht Qualität. Nur die Standardleistung hat Wert. Zweckmäßigkeit ist der stärkste Antrieb des Vorstellungsvermögens.

Billig wäre es, Vergangenes gegen Heutiges auszuspielen. Wir schwärmten in die Zukunft, nun ist sie Gegenwart. Bejahung ist das Recht des Lebendigen. Wir, die wir mit ihm geworden, sind nicht ungewandelt geblieben, auch uns hat der Fortschritt seelisch gehärtet. Wir gehen mit der Zeit. Eins bloß unterscheidet uns von den Jüngsten, die nur auf den lautesten Schrei des Aktuellen hören: wir wissen um die Köstlichkeit der leiseren Stimmen des Daseins in Träumen und Phantasien, und wir bedauern die Generation, die sich verwundert von ihnen erzählen läßt, ohne Verständnis, weil ihr seelisches Hören nur das Getöse der Rekorde vernimmt.

Empfindung muß lächerlich werden, Gefühl lästiger Ballast, nüchterne Sachlichkeit die einzige Form der Auseinandersetzung mit dem Leben. Das Paradies der antiken Welt versank der Menschheit verdüsterter Jahrhunderte. Über Weisheit und Schönheit triumphierte rohe Gewalt. Bis die rufenden Stimmen der Seelen wieder ein Echo verlangten in Glanz des Daseins, in Tiefe der Erkenntnis und die versunkene Welt, aus Schutt herausgescharrt, aus Pergamenten entziffert, eine herrliche Wiedergeburt feierte. Fast sind auch wir so weit, daß wir auf der frostklaren Höhe technischer Triumphe und überspitzter Sensationen nachspüren dürfen, ob nicht ein Augenblick der Besinnung nahe ist, den die Frage erfüllt: Wohin treiben wir? Welches wird die nächste Sensation sein, die unseren Herzschlag zum Stocken bringen soll? Werden wir überhaupt noch fähig sein, ihr Resonanz zu bieten? Können uns Katastrophen über den Moment hinaus noch erschüttern, da wir von ihnen in den Zeitungen lesen? Schweigen die Jazzbands, erlöschen die Lichter unserer Feste, wenn ein Unglück geschehen ist? Sind uns Freude oder Trauer Emotionen für Wochen und Monate oder nur für Sekunden konventioneller Anteilnahme? Dürfen wir uns auf der Höhe unserer Zeit nicht wiederum Gefühle leisten und statt nüchterner Tatsachendiskussionen den Luxus geistvollen Verweilens? Sollten wir nicht, jeder einzelne für sich, wie es einst eine Treuga dei gab, ein Jahr der Waffenruhe, einen Zeitraum der Sammlung und des tieferen Nacherlebens all dessen einschalten können, was in den letzten Jahren erfunden, entdeckt, geschaffen und erlitten worden ist? Eine Generation ist da, die nur das besinnungslose Tempo der Geschehnisse kennt, das uns alle durch die letzte Dekade gerissen hat. Ihr würde ein Geschenk unerhörter seelischer Energien für ihr künftiges Wirken zuteil werden, wenn die unerweckten Stimmen staunender Ehrfurcht vor der Leistung als Ergebnis des schöpferischen Geistes das platte Selbstbewußtsein von verdienstlosen Erbschaftsbesitzern erschüttern könnten.

Deutsche Wandervögel in Sikkim.

(Hierzu der gleichnamige Beitrag unter „Wissen und Leben“.)

Dorfsiedlung von Indern in Sikkim. Im Hintergrund der Himalaja.

Im Oval: Auf der Wanderung in Sikkim. — Rechts Mitte: Lagernde Lepschas, nomadische tibetanische Händler.

Tibetanische Tanzmasken.

Rechts nebenstehend: Tibetanische Grabmäler mit Gebetsfahnen.

ZU BEGINN DER PARFORCEJAGD: HUNTSMAN MIT MEUTE AUF DEM WEGE INS FELD

AQUARELL VON BRUNO GESTWICKI

Noch wird die Meute vom Huntsman geleitet. Sobald aber die rassigen Hunde die Spur des zu jagenden Wildes aufgenommen haben, dann haben Roß und Reiter alles zu tun, den mit heißem Eifer über alle nur erdenklichen Hindernisse hinweg vorwärts stürmenden „Jagdgehilfen" auf den Fersen zu bleiben.

Frisch auf zum fröhlichen Jagen!

VON WILHELM MÜSELER

Jahrhunderte alt ist der Sport der Parforcejagden und galt immer als Sport der Edlen und der vornehmen Welt. Kaiser und Könige haben ihren größten Stolz daran gesetzt, ihre Hofjagden so prunkvoll wie möglich auszustatten, und auch an jedem kleineren Fürstenhof wurde eine stattliche Meute, ein riesiger Marstall und eine kleine Armee von Jägern und Bereitern zu diesem Zwecke gehalten.

Längst ist die Blütezeit der Parforcejagden vorbei, die unter Ludwig XIV. ihren Höhepunkt erreichte; die Welt hat sich mehrfach gewandelt, aber diesen königlichen Sport hat sie nicht beseitigen können. Ganz wunderbar ersteht er, wie der Phönix aus der Asche, zu neuem Glanze, und merkwürdigerweise sind in dem verarmten Deutschland heute mehr, wenn auch kleinere, Meuten anzutreffen als vor dem Kriege. Vielleicht ist es ein innerer Impuls im Menschen, der ihn zur Verbindung mit der Natur drängt; gerade im Zeitalter von Radio, Elektrizität und Motor, wo das tägliche Leben und die Arbeit auf allen Gebieten die Mechanisierung und die Entfremdung von der Natur zur Folge haben. Die Konstitution des Menschen verlangt nach dem Ausgleich: „Zurück zur Natur!"

Jagdreiten heißt: Natur genießen und Freude haben an den wechselnden Bildern in Wald und Feld, Tempo und Vorwärts, Wagemut und klopfende Pulse, im Galopp und im Springen eins sich fühlen mit der Liebe zum Pferde. Jagdreiten ist höchster Genuß und Lebensfreude, Augen und Ohren genießen zugleich, und das Herz jauchzt auf im fröhlichen Vorwärtsdrang, im stürmischen Jagen und Springen.

Schon monatelang wartet alles auf den Herbst, da die Saison eröffnet wird. Denn nur, wenn die Felder abgeerntet sind, kann man, ohne Flurschaden zu machen, über die Stoppeln, über Gräben und Rick dahinjagen. Von allen Seiten strömt es dann herbei, wenn das Horn des Huntsman ertönt: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!"

Weit draußen, vor den Toren der Großstädte, auf dem flachen Lande, ist das Stelldichein bestimmt worden, auf einem Gutshof oder an einer Waldecke, wo die eigentliche Jagd beginnen soll. Meist wird heute in Deutschland auf Schleppe geritten, d. h. auf künstlicher Fährte, ganz selten nur noch hinter lebendem Wild.

Ausritt zur Jagd.

Wenn der Master endlich das Zeichen gibt, setzt sich unter Vorantritt der Meute die ganze Jagdgesellschaft in Bewegung. Bald haben die Hunde die richtige Spur aufgenommen. Mit hellem Geläut geht es nun dahin, über Äcker und Wiesen in vollem Galopp; sperrt auch hier und da ein Zaun oder eine Mauer den Weg, im Fluge setzt man hinüber. Da gibt es kein Zaudern und Stutzen, alles ist nur von dem einen Gedanken beseelt: „Vorwärts und weiter!" Mit tiefer Nase und erhobener Rute stürmen die Hunde dahin, so schnell, daß man zu Pferde oft kaum zu folgen vermag. Die Hunde geben das Tempo an. Ihnen folgt alles in fliegender Hast. Oft sieht man gerade noch die hellen Rücken über Gräsern schimmern, oft auch nur noch die Spitze der Rute. Aber immer gibt wieder ihr helles Geläut Kunde von ihrem Eifer, daß sie auf der richtigen Spur sind. Atemlos, mit klopfenden Pulsen, geht es über breite Gräben hinweg; und strauchelt auch mancher, schnell ist er wieder auf und froh, wenn er das Pferd noch am Zügel hat, um gleich wieder aufsitzen zu können. Beim Halali darf man nicht fehlen. — Ehrensache!

Der Reiter (Schlepper), der die künstliche Fährte legt, im Sprung über einen Wassergraben. An dem Seil hängt der Schleppkorb.

Zwanzig Minuten und länger, bis zu einer Stunde dauert manchmal die flotte Fahrt, nur vielleicht einmal von einem „Stop" unterbrochen, wenn die Hunde die Fährte verloren haben und wieder suchen müssen. Es kommt auch vor, daß sie die Spur an einer Biegung überschießen und kehrtmachen müssen. Nicht jeder vermag die flotte Fahrt durchzuhalten, aber wenn über die Äcker ein Bogen geschlagen wird, dann schneiden die Nachzügler klug hinten ab und kommen so wieder an das Feld heran. Und weiter geht es, bis endlich das Ende der Schleppe erreicht ist. Der Huntsman sammelt die Hunde; Reiter und Roß verschnaufen. Alles sitzt ab und steht tiefatmend im Kreise um die Hunde versammelt. — Der Master verteilt die Eichenbrüche, die ein jeder erhält, der glücklich alle Hindernisse überwunden hat, und stolz befestigt man sich das Laub an Brust oder Kappe.

Der Reiz einer solchen Jagd liegt im fröhlichen Vorwärtsdrang, in der schnellen Fahrt, im kühnen Sprung; im wunderbaren Farbenzusammenklang der braunen Äcker, der grünen Wiesen und des goldenen Laubes an den Bäumen, dunkle Kiefern dazwischen und helle Birken. Zwischendurch als huschende Punkte das leuchtende Rot des Jagdrocks und die hastenden Pferde: Braune und Schimmel, Füchse und Rappen.

Anreiten — die Hunde nehmen in voller Fahrt die Fährte auf; die Reiter sind noch im Schritt.

Hinter dem Master über die Stoppeln.

Übers Koppelrick.

Durch den Wassergraben.

Nach der Jagd: Der Master bittet zum Empfang der Brüche.

Halali! Die Jagd ist aus!

VOM FRÖHLICHEN JAGEN

(Zu dem Beitrag auf der vorausgehenden Seite.)

Heimritt von der Jagd.

Neue Riesentiere der Urzeit

„Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr", schrieb Goethe über seine Balladen. Aber kein Dichter hat so seltsame Märchen erdacht, wie sie in unseren Tagen der Spaten der Urzeitforscher als greifbare Wirklichkeit von einst aus der Erde schürft. Was sind die Drachen und Lindwürmer unseres Sagenschatzes, die Riesen und Ungetüme unsrer Märchenwelt für winzige Wesen, wenn wir sie an den „Schreckechsen", den Dinosauriern des Mesozoikums, dem Diplodokus etwa oder gar dem Gigantosaurus, messen? Was sind diese der dichtenden Phantasie des Volkes entstammenden Einhörner und Basilisken, an die der wackere Konrad Gesner, der „Vater der deutschen Naturgeschichte", noch halb und halb glaubte, für harmonische Geschöpfe, mit der bizarren Ungestalt des dreigehörnten, papageienschnabligen und mit einem verknöcherten Maria-Stuart-Kragen gezierten Triceratops etwa verglichen? Und immer neue und immer seltsamere Urzeitriesen fördert die Forschung an das verläßlich nüchterne Licht der Gegenwart.

Auf unserm Bilde sind gleich drei neue Ungeheuer (in Rekonstruktion nach den Skeletten) dargestellt, die die Expeditionen des Amerikaners Roy Chapman Andrews in den Wüsten der Mongolei entdeckt haben: das Baluchitherium, das schaufelzähnige und Mastodon das spatelnasige Titanotherium. Andrews zog aus, den „Urmenschen" in Zentralasien zu entdecken. Er fand ihn nicht, aber er fand, wie der Paläontologe Osborn es ausdrückt, in der mongolischen Wüste ein paläontologisches Paradies, den „Mutterschoß der Erde", die Urheimat, von der aus sich ganze Reihen von Kriechtieren und Säugern nach Osten und Westen über die Erde ausgebreitet haben. Solch ein Ausbreitungszentrum, das allein das gleichzeitige Vorkommen urweltlicher Tierformen in Europa einerseits und im amerikanischen Felsengebirge, ja, auch in Afrika (Gigantosaurus usw.) andererseits erklären konnte, hatte die Wissenschaft schon lange gefordert und zumeist in Zentralasien vermutet. Nordasien mußte, wie Osborn schon vor drei Jahrzehnten folgerte, „die unbekannte Wanderungsstraße zwischen diesen weit auseinanderliegenden Gebieten" sein. Die Andrewssche Expedition fand in Zentralasien Vertreter, zum Teil bis dahin unbekannte Formen, von acht der dreizehn großen Säugetiergruppen. Wohl das interessanteste der auf unserm Bilde dargestellten Urzeitriesen ist das Baluchitherium, das „wilde Tier aus Belutschistan", ein nashornartiger Riese, dessen erste Spuren schon C. Forster Cooper 1911 an der Westgrenze Indiens entdeckt hatte. Dieses Baluchitherium war etwa 4 m hoch (Schulterhöhe) und weidete mit gerecktem Kopfe — der Kopf dürfte 5 bis 5½ m über dem Erdboden geschwebt haben — nach Giraffenweise die Blätter der Bäume ab. Zwei ziemlich weit hinten stehende Hauer, die als Waffe und Mittel zum Niederbeugen der Äste zu deuten sind, gaben dem verhältnismäßig kleinen Kopf das besondere Gepräge. Die hohen Stelzfüße, die an Länge denen des größten heutigen afrikanischen Elefanten nichts nachgaben, erhoben das übrigens hornlose Baluchitherium weit über die Maße der rezenten Nashörner. Eben das Fehlen des Hornes, dazu die mächtigen Hauer bei aller sonstigen Verwandtschaft mit dem Rhinozeros berechtigen uns, das Riesentier als Vertreter einer neuen Nashorngruppe anzusprechen.

Mehr dem Tapir als dem Nashorn verwandt ist das spatelnasige Titanotherium, von dem die Andrewssche Expedition 1922 zu Ulu Usu einen wahren Friedhof entdeckte. Die bis elefantengroßen, merkwürdigerweise mit Scharrkrallen und Knochenzapfen hinten auf den Nasenbeinen ausgerüsteten Titanotherien waren bis dahin aus dem Oligozän und Eozän Nordamerikas bekannt — dürftige Gebißreste hatte man freilich auch in Siebenbürgen und Bulgarien gefunden. Gerade sie in Zentralasien zu suchen, war eine Hauptaufgabe der Amerikaner gewesen. Hier fand man nun gleich mehrere Arten dieser „Titanentiere", wie es Osborn prophezeit hatte. Das spatelnasige Titanotherium trug statt des „Horns" einen soliden Knochenzapfen auf der außerordentlich langen Nase. Dieser Knochen war löffelförmig ausgebaucht und bot so gewissermaßen den Anblick eines dauernd aufgesperrten, gähnenden Rachens.

Das dritte der neu entdeckten Riesentiere erwies sich als eine besondere Form des Mastodons. Mastodonten, als Vorläufer der Elefanten, sind uns längst vertraute Gestalten. Sie waren einst fast weltweit verbreitet und sind in Europa, Asien, Afrika und Amerika vielfach gefunden worden. Bei einzelnen Arten waren in beiden Kiefern Stoßzähne vorhanden. Das von Andrews entdeckte Mastodon ist dadurch ausgezeichnet, daß es im Unterkiefer schaufelförmig gehöhlte, leicht nach oben gebogene Stoßzähne trug, die offenbar dazu bestimmt waren, die Pflanzennahrung aus dem Erdboden zu pflügen und aufzuschaufeln. Nach gewissen Anzeichen zu urteilen, muß das ganze Gebiet damals im Oligozän sehr fluß- und seenreich und dicht bewaldet gewesen sein. Wurde nun auch der „Urmensch" von den Amerikanern nicht gefunden, so glauben sie doch immerhin feststellen zu können, daß einstmals das Gebiet von Angehörigen der Neandertalrasse bewohnt war, sofern man das aus Steinwerkzeugen vom Moustérientypus schließen darf. Solche Werkzeuge hatten 1923 bereits zwei französische Jesuitenpatres in der Wüste Ordos, südlich vom Arbeitsgebiet der Andrewsschen Expedition gefunden. Unter der Jagdbeute dieser Urzeitmenschen waren auch Schalen der Eier eines Riesenstraußes; die Eier mußten doppelt so groß gewesen sein wie die des heutigen Straußes. Die zur gleichen Zeit in Europa lebenden Neandertaler hatten fast ausschließlich in Höhlen (Abris) gehaust. Diese Zentralasiaten aber waren höchstwahrscheinlich Seeufer- oder Dünenbewohner, da es an Höhlen hier fehlt. Leider fand sich auch nicht die geringste Spur von körperlichen Überresten dieser Menschen, so daß die Frage, ob es sich wirklich um Angehörige der Neandertalrasse handelt, nicht mit Sicherheit zu beantworten ist. Noch viel unsicherer erscheint mir die Vermutung des Paläontologen Granger, daß die Neandertaler von Asien aus westwärts nach Europa eingewandert seien, als das Gebiet hier mehr und mehr den Charakter der heutigen Wüste annahm.

Dr. Adolf Heilborn.

Seltsame Riesen der vorgeschichtlichen Tierwelt:
Gewaltiges Baluchitherium (rechts), schaufelzähniges Mastodon und spatelnasiges Titanotherium (links hinten).
Rekonstruktionszeichnung von Alice B. Woodward nach Skelettfunden der unter der Leitung von Roy Chapman Andrews stehenden Zentralasiatischen Expedition in der Mongolei.

Besinnlicher Gaumenspaziergang ums Mittelmeer

Von Dr. H. v. Engelmann, Konstantinopel. Mit Zeichnungen von Richard Mayntz

Die Küche zeigt das Wesen eines Volkes; die Küche mehr denn tausend bedruckte Blätter Papier. Entspringt doch die Wahl der Speisen den primitivsten Instinkten ursprünglicher Sinnlichkeit, leitet somit zurück auf die eigensten Anlagen und demonstriert daher auch besser als alles andere die fortschreitende oder stehengebliebene Entwicklung. Denn hier kann nicht gelogen werden, vor dem Gaumen und seinem Verlangen hört alle Spiegelfechterei, alles Theaterspielen auf.

Aber nicht nur, wie gegessen wird, sondern vor allem was die bevorzugte Nahrung ausmacht, und wie sie dem Auge des Käufers dargeboten wird, das führt zutiefst in den Volkscharakter. Einen hervorragenden Einblick geben da die Märkte, in südlichen Ländern ja ohnehin auch räumlich eng mit den Speisewirtschaften verbunden. Auch im kleinsten Winkel der Mittelmeerländer kommt die naive, herzerfrischend ursprüngliche Kindlichkeit, eine Art Spiel- und Schmucktrieb zum Vorschein, selbst aus dem nüchternen Kleinhandel mit Lebensmitteln unbewußt ein Stück derbsinnlicher Poesie schaffend. Frutta di Mare — Meeresfrüchte! Es klingt und singt schon der Name, erweckt seesalzwürzige Vorstellungen, beschwingt die Phantasie. Und wie wird sie erst angeregt auf dem Fischmarkt selbst der alten Dogenstadt Venedig; sauber und gefällig geordnet liegen sie hier alle, die vielfältigen Tiere des weiten Wassers. Meeresbewohner in allen nur denkbaren Spielarten, der schwere Tonno, uns Nordländern nur aus den bekannten runden Büchsen in Öl bekannt, hier liegt sein mächtiger Walzenleib zartroten Anschnittes neben kleinen silberschuppigen Scumbri, azaleenroten Barbunia und unzähligen anderen Formen. Muscheln in vielerlei Gestalt, runde und ovale oder lange wie naturgewachsene Etuis für eine Zigarre, antimongraue, fettgelben oder saftig orangefarbenen Fleisches; tiefblau glänzende Hummern blicken melancholisch gestielten Auges zwischen dem Gewaff starker Scheren auf die feindliche Umwelt. Das alles wartet auf Zubereitung in Butter, in Öl oder einfach auf das naturzuständliche Hinabgleiten durch genießerischen Gaumen. Es fehlt auch nicht die Krone der Seetiere, der kleine zarte Tintenfisch mit den abenteuerlichen Armen und dem geisterhaft bleichen Fleisch. Alle würzigen Arome der weiten See vermitteln sie, die Calamaretti, wenn sie in Gesellschaft jüngster Artischockenviertelchen goldgelb gebacken auf der silbernen Schale liegen. Und wie versteht der Verkäufer liebevoll mitten im südlich-lebhaften Handel die fast künstlerisch geordnete Ware anzupreisen! Reine Waisenknaben im Handel sind unsere ollen ehrlichen Marktfrauen gegen die Kollegen an der südlich blauenden See. Glaubt man, der talmielegante Jüngling, der sich eben mitten in Neapels Hafengassengewühl die Makkaroni in den Mund pendelt, hätte gleich den verlangten Preis gezahlt? Ach nein! Erst handelte er um einen Käseklumpen mozzarella, wie sie in großen Trauben herniederhangen, oder die Burro di Sorrento, schneeige, bauchige Laibe, die ihren köstlichen, zuinnerst verborgenen Schatz goldfrischer, ungesalzener Butter kaum ahnen lassen. Und dann blieb es doch bei Makkaroni. Sie und der unweigerlich auf den Minestrone wie jede andere Suppe gestreute kräftige Parmesan beherrschen doch alles vom Gotthard bis zum äußersten Zipfel Siziliens.

Das italienische Lieblingsgericht: Makkaroni-Verzehrer „aus der Hand in den Mund" in einer Straße von Neapel.

Wie anders der Provenzale! Auch er liebt scharfes Essen, aber nie wird er, wie überhaupt der Franzose, barbarisch die feine Nuance töten. Stets ist das Verständnis lebendig für gute Speisen, und schon beginnt sich in dem klassischen Lande der Kochkunst eine neue Renaissance abzuzeichnen unter der Führung des gastronomischen Pariser Cocagne-Klubs. Wie die Hauptstadt, so die Provinz; man esse nur einmal in Marseille die berühmte Bouillabaisse oder eines der anderen vielen Fisch- oder Geflügelgerichte und trinke den goldigen, weißen Bordeaux dazu! Wie wird da der Charakter jedes einzelnen Bestandteils der Mahlzeit herausgehoben, unterstrichen, und dann alles vereint zu einer vollkommenen Symphonie! Ja, eigenwillig ist er, der Mann der Côte d'Azur, und er läßt sich nicht unterbuttern, im Leben so wenig wie bei Tisch. Wie die Schärfe der Gewürze, das helle Gelb des geliebten Safrans, prahlt und schneidet der Mann von der Cannebière gern und viel auf, doch mit einem Stich liebenswürdiger Selbstironie.

Bei der Kost der Côte d'Azur: In einer Marseiller Hafenkneipe.

Und wieder ein neues Bild, wenn der Dampfer den besinnlichen Globetrotter in Spanien an Land setzt: nichts von Vertuschen, nichts von Abmildern. Feurig und ausgesprochen gleich dem ritterlich-wahren Geist des Volkes ist die Olla potrida, stark mit Knoblauch gewürzt die kleinen, tiefroten Hartwürstchen aus dem Hochland. Tomaten oder mitgekochte Oliven geben dem Reis ihr ausgeprägtes Arom, und unverdünnt spritzt man sich den feurigen Wein durch den gelöcherten Holzstöpsel unmittelbar aus der Lederflasche in den durstenden Mund. Die einzige Konzession an die zuweilen milde Süßigkeit des Lebens ist das herrliche weiße Brot, so prachtvoll, wie es das nirgends gibt.

Überspringt man aber die Säulen des Herkules und landet drüben in Marokko, so nimmt das Leben noch primitivere Formen an. In flüchtig am Meeresstrand wie hingewehten Zelten sitzen durch die Segnungen der Zivilisation entartete Abkommen der stolzen und ernsten Kabylen, zusammen mit Fremdenlegionären, spanischen Händlern und allerhand Gesindel, Strandgut des Lebens, hierher verschlagen aus aller Herren Ländern. Ohne die obligaten Pfefferminzblätter hätte die Suppe überhaupt keinen Geschmack, und im übrigen gibt es nur Fische, Fische und noch einmal Fische, zubereitet am offenen Feuer. Flüchtig, provisorisch, dem Augenblick hingegeben ist alles, Menschen, Leben, Essen. Ja, selbst der Wein scheint minderer Qualität! Wie anders die Beduinen jenseits der östlichen Ufer des großen Wassers, des „Meeres" schlechtweg der Alten! Gen Mossul zieht die Karawane, und schweigsam findet man sich nach vollendetem Tagesmarsch zur Mahlzeit zusammen. Aus den Lasten der Kamele kommen flache, inmitten gehöhlte Brote zum Vorschein, wie man sie schon in Beirut sah, allwo der Garkoch sie gleichzeitig als Teller seiner Gerichte verwendete. Wie die Altvordern taten, schöpft nun die Hand mit einem Brotstückchen aus dem gemeinsamen Kessel die zarten Körner des Pilaw, das reichlich mit Öl bereite Tomatengericht. Natürlich, daß die Würze des Morgenlandes nicht fehlen darf: der Kaffee; heiß ist er wie die Hölle, doch unverfälscht und bitter wird er getrunken, damit recht sein würziges Aroma zur Geltung komme beim Schlürfen in kleinen, besinnlichen Schlückchen. Bei aller Einfachheit, aller Primitivität strahlt ein solches Mahl eine unnennbare Würde aus; wirklich, es ist eine Mahlzeit, kein Essen schlechthin. Wochenlang dauert die Reise, und je näher das Ziel, desto mehr sehnt sich alles nach den frischen Genüssen Mossuls, den violetten süßlichen Kartoffeln, dem Fleisch eben geschlachteter Hammel, den würzigen Trauben aus den Kurdenbergen und — schönste Labung dem schmachtenden Gaumen — den Bergen saftigster Melonen.

Und die Charakteristika der Nomadenküche hat auch die türkische Speisenzurichtung behalten, bei aller scheinbaren Reichhaltigkeit, ist stehengeblieben ohne Fortentwicklung. Im Geschwindschritt schleppt die Rotte der Hamale den prachtvollen Schwertfisch, diesen edlen Räuber, zum Fischhändler; sehnsüchtig sieht die Hanum ihm nach, im Geiste erwägend, wieviel wohl die Oka heute kosten möge. Und man weiß doch nichts anderes mit dem rosa Fleisch anzufangen, als es auf den Rost zu legen. Rost oder Ofen, das ist die ganze Weisheit! Alle Gerichte werden, wenn nicht auf offenem Feuer, so im Backofen gar gemacht, wie die Väter es taten, um sie für den nächsten Tag in den großen henkellosen Kupferschüsseln mitzunehmen, zum kalt oder aufgewärmt Verzehren. So die Gebäcke, schwimmend in dickem Zuckersirup, der einst vor Trockenheit und Verderben gleicherweise bewahren sollte. Ja, auch die Suppen haben dies Zeichen des Stillstandes. Noch keinem türkischen Artschi baschi ging es auf, wie eine Hühner- oder Hammelbrühe durch Suppengemüse — einst fehlte dies dem wandernden Stamm — gehoben und verfeinert werden kann, daß die ehrlichste Zubereitung der vielen Edelfische das Blaukochen ist, unter Zugabe zartgelber, zerlassener Butter oder milder, nie störender Hollandaise. Sollte man glauben, daß auch jetzt noch die Konservierung neuzeitlicher Art in den Kinderschuhen steckt, daß das Lufttrocknen des mit Gewürz eingeriebenen Fleisches der Fische die Hauptrolle spielt und das Einsalzen der Silbergeschuppten ein Hausgewerbe geblieben ist, so daß sich der Preis dieses eigentlichsten Volksnahrungsmittels vervielfacht? Aber alles ist gut, so auch dies! Wenigstens für den tropenhelmbekleideten Fremden, dem die westeuropäische Gleichmacherei zumindest in der Küche erspart bleibt. Hinter dem Teller bekommt er noch ein wenig vom Orient, dem langsam absterbenden, zu schmecken, wenn er den Mut hat, zuzugreifen. Mut aber gehört zu jeder Forschertätigkeit, auch zu der in Kochtöpfen. Doch er wird belohnt, sicherlich.

An der Eingangspforte zum Orient: Fischer mit ihrem Fang auf dem Markt in Konstantinopel.

CHINESISCHER BUDDHISTISCHER TEMPEL IN SINGAPORE

GEMÄLDE VON PROF. FRANZ KIENMAYER

WIRTSCHAFTLICHE STEIGERUNG DER ENERGIE

Speicherung elektrischer Kraft in Akkumulatoren.

Überschüssige Kräfte zu sammeln, wenn sie nicht benötigt werden, und auf einfache Weise und ohne allzu große Verminderung wieder herauszugeben, sobald sie plötzlich erforderlich sind, das ist der Zweck aller Energiespeicher. Leider läßt sich dieser Gedanke in der Praxis nicht so glatt ausführen, wie es auf den ersten Blick erscheint. Allgemein ist ja bekannt, daß z. B. die Speicherung der Wasserkräfte in den Talsperren oft so riesige Anlagekapitalien erfordert, daß der erzeugte Strom nicht billiger zu stehen kommt als die aus Kohle gewonnene Elektrizität.

Der Speicherung elektrischer Energie stellen sich ebenfalls große Schwierigkeiten entgegen. Auf direkte Weise, so wie das Wasser hinter einer Staumauer, läßt sich der Strom bisher nur in Leidener Flaschen oder in Kondensatoren speichern. Diese kommen jedoch als Speicher für große Mengen elektrischer Energie nicht in Frage. Es bleibt deshalb nur der Umweg über einen chemischen Vorgang, wie er seit ungefähr 7 Jahrzehnten in dem Bleiakkumulator beschritten wird. Freilich fordert der Bleiakkumulator für diese Gefälligkeit, die er dem Menschen durch die Stromspeicherung erweist, Wucherzinsen. Sein Magen gibt nicht so viel Strom wieder heraus, wie man ihm anvertraute. Dazu kommt das hohe Gewicht des Bleiakkumulators, das seiner Verwendung bei Fahrzeugen aller Art sehr enge Grenzen zieht.

Schwierigkeiten bereitet auch die Speicherung der Wärme, sei es nun die direkte Sonnenwärme, wie wir sie in den Sonnenstrahlen auffangen könnten, oder die indirekte Sonnenwärme, wie sie uns in der Kraft des Windes oder der Wärme aus Kohle, Holz und Erdöl, die ja alle Kinder der Sonne sind, entgegentritt. Die Sonne selbst, der Urquell aller Kräfte, hat die Aufgabe der Energiespeicherung schon einmal vollbracht, als sie die Kraft ihrer Strahlen in den riesigen Wäldern aufspeicherte, die wir heute als Kohlenflöze im Schoße der Erde antreffen. — Vielleicht verliert das Speicherproblem in einer späteren Zeit überhaupt seine Wichtigkeit. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß es der Wissenschaft einst gelingt, künstliche Kohle so billig aus der Luft zu gewinnen, daß der Anteil der Energie an den industriellen Produktionskosten nur noch eine verhältnismäßig geringfügige Rolle spielt. Vielleicht ergibt auch das zertrümmerte Atom später eine so beispiellos billige und unversiegbare Energiequelle, daß ein Grund zu sparsamer Verwendung der Energie nicht mehr vorliegt.

Irlands Kraftanlage zur Ausnutzung der weißen Kohle: Das Kraftwerk am Shannon zur Versorgung der Insel mit elektrischer Kraft.

Heute bilden jedenfalls die Kosten der Energie bei jeder Fabrikation noch einen sehr beachtenswerten Faktor. Notgedrungen muß deshalb der auf Rationalisierung aller Erzeugungsmethoden bedachte Techniker auch dem Problem der Energiespeicherung große Beachtung schenken. Nun sind schon in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete der Energiespeicherung erzielt worden. Heute begnügt man sich nicht mehr mit dem seit langem bekannten Sammeln der Niederschläge hinter Talsperren, sondern man hebt die Leistung der Wasserkraftanlagen durch die hydraulische Akkumulierung. Während der Stunden verringerter Stromentnahme seitens der Abnehmer, also vorwiegend während der Nacht, benutzt man den überschüssigen Strom zum Hochpumpen von Wasser, das sonst unbenutzt zu Tal fließen würde. Das in den hochgelegenen Speicherbecken gesammelte Wasser kann dann in Stunden erhöhten Kraftbedarfs zur Deckung der Spitzenbelastungen herangezogen werden. Nach diesem Verfahren arbeiten u. a. das Murgwerk (Baden) und das Wäggitalwerk (Schweiz). Auch bei dem Walchenseewerk wird eine Pumpspeicheranlage errichtet. Durch den Überschußstrom soll Wasser vom Kochelsee zu dem 200 m höher liegenden Walchensee gehoben werden. Daß die hydraulische Akkumulierung auch dann noch wirtschaftliche Vorteile bringt, wenn zum Hochpumpen des Wassers der aus Kohle erzeugte elektrische Strom benutzt werden soll, könnte angesichts der Kraftverluste, die jede Umsetzung von Energie nun mal mit sich bringt, zweifelhaft erscheinen. Bei genauer Berechnung ergibt jedoch die Pumpspeicherung auch in diesem Falle Gewinn. Die Wasserspeicherung mit Kohle wird jetzt bei dem im Bau befindlichen Speicherkraftwerk Niederwartha, in der Nähe von Dresden, zum ersten Male ausgeführt.

Schaubild einer Wasserkraft-Speicheranlage.

In dem Hochdruck-Dampfkraftwerk Langenbrugge in Belgien hat man zur Verbesserung des Belastungsfaktors einen Karbidofen für 3500 KW Leistungsaufnahme aufgestellt, der täglich 20 t oder jährlich 5000 t Karbid erzeugen kann. Hier wird also die überschüssige Kraft nicht hydraulisch gespeichert, sondern zur Herstellung von Karbid verwendet, was natürlich ebenfalls eine Speicherung der Energie bedeutet. Wirtschaftliche Überlegungen führten den schwedischen Ingenieur Dr. Ruths zur Erfindung seines Wärmespeichers, der in Dampfbetrieben mit wechselndem Dampfverbrauch zwischen Dampferzeuger und Dampfverbraucher geschaltet wird und infolge seines großen Speichervermögens eine gleichmäßige Beanspruchung der Kesselanlage gewährleistet. Als Ausgleich und Augenblickshilfe im Verteilungsnetz großstädischer Elektrizitätswerke findet in neuerer Zeit auch der elektrische Akkumulator wieder erhöhte Beachtung der Techniker. Christoph Carlowitz.

Wärmespeicher für Dampfbetriebe mit wechselndem Dampfverbrauch (System Dr. Ruths). Speicherleistung: 5900 kg.

Wissen und Leben

Blaugas. (Hierzu die beistehende Abbildung.) Das Bestreben, die Motoren des Luftschiffs an Stelle von flüssigen Brennstoffen mit gasförmigen zu betreiben, ist älter, als man im allgemeinen annimmt, gewinnt jedoch dadurch, daß das neueste Luftschiff der Zeppelinwerft mit Gasantrieb versehen wird, erhöhte Bedeutung. Schon in den Anfängen des Luftschiffbaues im Jahre 1872 konstruierte Paul Haenlein ein Luftschiff, das durch einen Lenoirschen Gasmotor angetrieben wurde, der das zur Krafterzeugung erforderliche Gas der Luftschiffhülle, die seinerzeit mit Leuchtgas gefüllt wurde, entnahm. Das 2400 cbm Leuchtgas fassende Luftschiff Haenleins konnte sich, obwohl es gelungene kurze Probefahrten vollführte, nicht durchsetzen, und als um die Jahrhundertwende der mit Benzin gespeiste Motor seinen Siegeszug begann, ließ man das Problem des Gasantriebes beim Luftschiff fallen und entwickelte den reinen Benzinantrieb. Die Amerikafahrt des Z. R. III mit einem Verbrauch von 23 000 kg Benzin und 1300 kg Schmieröl rief erneut den Gedanken wach, doch an Stelle des Benzinantriebs für das Luftschiff den Antrieb mit Triebgasen zu setzen. Der mit Wasserstoff als Traggas gefüllte Z. R. III mußte, um den Gewichtsverlust, der durch den Verbrauch des Benzins in den Motoren des Luftschiffs entsteht, auszugleichen, nicht weniger als 24 000 cbm Wasserstoff auf der Fahrt von Deutschland nach Amerika abblasen, um das Luftschiff in seinem Auftrieb auszubalancieren. Wasserstoff ist zwar gerade kein sehr kostspieliger Stoff, immerhin kostet das Kubikmeter rund 25 Pfg., und wenn während der Fahrt derart gewaltige Mengen Wasserstoff abgelassen werden müssen, dann erscheint es doch ratsam, hier nach einem Ausweg zu suchen. Den Wasserstoff selbst als Betriebsstoff zu verwenden, wäre an sich möglich, denn er entwickelt beim Verbrennen in Motoren, mit Luft gemischt, eine beträchtliche Energie, die man auch bereits wiederholt versuchsweise zum Antrieb sogenannter Knallgasmotoren zu verwenden suchte. Leider ist der Betrieb von Knallgasmotoren für einen derartigen Zweck viel zu gefährlich. Jedoch bietet sich im sogenannten Blaugas, das, nach seinem Erfinder Blau genannt, bereits seit 1905 bekannt ist, die Möglichkeit, den Gasantrieb für Luftschiffe zu verwirklichen. Zum größten Teil werden die Zellen des neuen Zeppelins mit Wasserstoff gefüllt als sogenanntem Traggas. Ein kleinerer Teil der Zellen (etwa $^1/_3$) wird dagegen mit dem eigentlichen Triebgas, dem sogenannten Blaugas, gefüllt, und die Motoren saugen aus diesen Triebgaszellen ihren Brennstoff, eben das Blaugas, an. Blaugas hat nahezu das gleiche spezifische Gewicht wie Luft, und es ist daher möglich, wenn die Gaszellen geleert sind, diese mit Luft zu füllen, damit der Auftrieb des Luftschiffes nicht geändert wird. Im übrigen weist das Blaugas auch einen sehr hohen Energiegehalt, rund 15 000 Kalorien, auf und übertrifft damit beträchtlich den Energiegehalt von Benzin und Benzol. Außerdem dürfte es möglich sein, Blaugas an verschiedenen Orten der Erde herzustellen und dem Luftschiff bei größeren Fahrten wieder neuen Betriebsstoff zuzuführen. Allerdings ist das nicht so einfach wie das Tanken von Benzin, da besondere Anlagen, die zwar nicht sehr umfangreich sind, vorhanden sein müssen. Eine derartige Anlage ist auf der Zeppelinwerft in Friedrichshafen zur Versorgung des neuen Luftschiffs erbaut worden. Das Blaugas gewinnt man durch Einspritzen von Gasöl in Retorten, die auf rund 700 Grad erhitzt sind. Hierbei tritt eine Spaltung des Gasöls ein in Gase, die aus Kohlenwasserstoffen bestehen neben geringen Mengen Wasserstoff, weiterhin in Teer und Koks. Aus 100 kg Gasöl soll man so rund 40 kg Blaugas erhalten. Unter Gasöl versteht man ein Destillationsprodukt des Erdöls, das in beliebigen Mengen zur Verfügung steht. Das erhaltene Blaugas wird nun, nachdem es einer Reinigung unterzogen wurde, schwach komprimiert und in größeren Gassammelbehältern aufgehoben und aus diesen in die Triebgaszellen des Luftschiffs eingefüllt; es darf hier aber nur unter Atmosphärendruck stehen. Aus den Triebgaszellen wird das Blaugas von den Motoren angesaugt und in diesen verbrannt. Das Blaugas läßt sich auch durch Anwendung höherer Drucke (100 Atmosphären) verflüssigen und kann dann in Flaschen von der Art der bekannten Bierkohlensäureflaschen abgefüllt werden. Aus diesen entweicht es beim Öffnen des Ventils wieder gasförmig und kann zu den verschiedensten Zwecken verwendet werden (Blaugas siedet bei Atmosphärendruck bereits bei minus 60 Grad). In Stahlzylindern verflüssigt, kommt das Blaugas schon seit langem in den Handel und kann überall dort zu Beleuchtungs- und Heizungszwecken dienen, wo sich keine Gasanstalt befindet. Immerhin war das Blaugas bisher nur einem engeren Kreise von Fachleuten bekannt. Überhaupt ist die Ölgaserzeugung älter, als man im allgemeinen annimmt. Bereits im Jahre 1815 hatte der englische Chemiker Taylor ein Verfahren zur Herstellung ausgearbeitet, und die erste Ölgasanstalt in Deutschland wurde im Jahre 1828 in Frankfurt a. M. errichtet. Die bald einsetzende Gewinnung von Steinkohlengas verdrängte dann die Erzeugung von Ölgas, das nur noch für spezielle Zwecke Anwendung findet, wie eben zur Erzeugung des Blaugases und des bekannten, zur Erleuchtung der Eisenbahnwaggons noch vielfach verwendeten Ölgases. Die unter den Personenwagen der Eisenbahn befindlichen Gasbehälter, denen das Gas zur Beleuchtung der Züge entnommen wird, enthalten ein verdichtetes Gas, das in seiner Zusammensetzung und Eigenschaft dem zur Luftschiffüllung als Triebgas verwendeten Blaugas sehr ähnlich ist. Alle Gas-Luft-Gemische sind aber bei bestimmten Konzentrationen explosiv, bei der Konstruktion der Triebgaszellen des Zeppelins ist es allerdings ausgeschlossen, daß sich explosive Gas-Luft-Gemische bilden. Diese Erkenntnis hat denn auch die anfänglichen Bedenken des Reichsverkehrsministeriums sowie der Versuchsanstalt für Luftschiffahrt gegen die Verwendung von Blaugas überwunden, so daß die Probefahrten des neuen Luftschiffs unter Benutzung des neuen Triebgases nach dem Versuch über dem Bodensee über das Deutsche Reich hinweg und darüber hinaus durchgeführt werden konnten. Dr. Freitag.

F 1 2 2 3 4 5 6 7

Traggas - Wasserstoff Triebgas - Blaugas

Die Verteilung der Zellen für Triebgas und Traggas im „Graf Zeppelin". Schemazeichnung des 236,6 m langen Luftschiffes.

1 Vordere Gondel mit Führer- und Fahrgasträumen; 2 vier Seitengondeln mit je einem 550 PS Maybach-Motor; 3 achtere Maschinengondel; 4 obere Leitflosse; 5 oberes Seitenruder; 6 untere Leitflosse; 7 unteres Seitenruder; 8 rechtes und linkes Höhenruder; 9 horizontale Stabilisierungsflossen. F = Fesselung für den Verankerungsmast; Z = zentraler Laufsteg zur Kontrolle der Gasanlagen (Zellen, Ventile, Schächte).

Deutsche Wandervögel in Sikkim. (Zu der Bildertafel auf S. 585.) Fremde Völker und ihre Lebensverhältnisse durch eigenes Erleben zu studieren, war der leitende Gedanke unserer Indienfahrt. Auf dem Landweg durch den Balkan, den Kaukasus und Persien hatten wir unter vielen Abenteuern Indien erreicht und waren

über Delhi den Ganges abwärts nach Kalkutta gewandert. Die majestätische Alpenpracht des Himalaja, der wie ein unübersteigbarer Wall den indischen Kulturkreis vom mongolisch-chinesischen trennt, lockte uns nun nordwärts nach Sikkim, dem „selbständigen" Staat — unter englischer Verwaltung natürlich — dem Durchgangsland nach dem geheimnisvollen Tibet. Die schmalspurige Himalaja-Kleinbahn brachte uns aus der dumpfen, heißen Gangesebene hinauf in die reine, frische Luft der Bergwelt Asiens. Wenn sich hin und wieder der undurchdringliche Lianen- und Bambusurwald lichtete, sahen wir weit hinaus in die indische Ebene, bis graue, kühle Wolken uns einhüllten und jede Aussicht verbargen. Als wir in Dardschiling ausstiegen, lag das Wolkenmeer tief unter uns; über uns blaute klarer Himmel, und täuschend nahe glänzten am Horizont die ewigen Eisfelder des Kantschandschanga, der nur 300 Meter niedriger als der Mount Everest ist. Dardschiling selbst ist Höhenluftkurort für die in Indien lebenden Europäer. Die Engländer haben das Gebiet zu diesem Zweck am Ende des vorigen Jahrhunderts dem Herrscher von Sikkim abgekauft. Nach einer telegraphischen Anfrage in Gangtok, der Residenz des Maharadschas von Sikkim, erhielten wir die Einreiseerlaubnis, mieteten ein Packpferd für das notwendigste Gepäck und wanderten abseits der modernen Autostraße Dardschiling—Gangtok auf schmalen Wegen durch ein ungeahntes Paradies, bald an steilen Abhängen hinunter, bald durch Urwalddickicht. Als wir den Rangpo, der in der Regenzeit ungeheuere Wassermengen dem Brahmaputra zuführt, auf schwankender Hängebrücke überschritten, betraten wir Sikkim. Jenseits der Brücke verlangte ein brauner Polizist unseren Paß; das war die einzige Kontrolle. Wir hatten uns bisher Sikkim als ein wildes, unfruchtbares, zerklüftetes Gebiet vorgestellt. Statt dessen fanden wir einen riesigen Naturpark mit tropischer Pflanzenfülle und mit der urgewaltigen Szenerie ewiger Schnee- und Eisgipfel. In den tief einschneidenden Tälern prangten Apfelsinenbaumgärten in vollster Fruchtfülle. Die Leute überließen uns gern die reifen „Narangi" (Orangen), die dort billiger sind als bei uns die Kartoffel. Mit den dickschaligen Grape fruits spielten wir sogar Fangball. An den Hängen wechselten weite Teeplantagen mit dichten Beständen von Bananenstauden und eigenartigen Reiskulturen. Da der Reis sehr viel Wasser braucht, sind die Felder ähnlich wie Weinberge angelegt. Überall aber, wo der Mensch sich die Natur nicht dienstbar gemacht hat, grünt und blüht der ewige Urwald aus Bambus-, Lianen- und exotischen Laubbäumen, der trotz 2000 bis 2500 Meter Meereshöhe betäubenden Duft ausströmt. Die Bevölkerung des Landes ist tibetanischen Ursprungs, aber in neuerer Zeit dringen auch indische Elemente ein. So findet man in den kleinen Dörfern mit 20—30 sauberen Hütten aus Bambus und Lehm meistens auch Hindus als Händler oder Krämer angesiedelt. Im Gegensatz zu den Hindus zeigen die Bewohner Sikkims Arbeitslust und ungetrübte Lebensfreude. Nie sah ich Hindukinder sich auf der Straße tummeln, aber einige Jungen von Namschi balgten sich mitten im Dorf, als wir ankamen. Hilfsbereit und freundlich gaben uns die Leute Auskunft, und ohne Scheu ließen uns die Frauen und Mädchen ihre Schmuckstücke bewundern. Je näher wir Gangtok kamen, desto häufiger begegneten wir den Lepschas. Ihre Heimat ist Tibet, aber in lebenslänglicher Wanderschaft ziehen diese Nomaden mit Hab und Gut durch die Quertäler des Himalaja und bringen auf ihren zottigen Bergeseln kostbare Pelze und Felle aus Tibet, um sie in Dardschiling auf dem Markt gegen Zucker, Tee und Kleidung auszutauschen. Mann und Frau kann man nicht unterscheiden. Beide haben ein mongolisch breites Gesicht mit harten, eckigen Zügen, beide tragen die gleichen hohen, farbigen Tuchstiefel und den kaftanartigen Überrock. Aber beim Mann drängt sich nur ein schwarzer Zopf aus der Pelzmütze hervor, bei der Frau zwei. Was dem Lande seinen eigenartigen Reiz gibt, sind die geheimnisvollen buddhistischen Klöster. Einfache Steinbauten mit überhangendem Bambusdach, stehen sie einsam auf den Bergen. Erhebend wirkt ihr Anblick nur von der Ferne. Im Innern fehlt jeder Luxus, Prunk und Glanz. Ein kleiner Raum dient dem Gottesdienst. Vor dem übermenschlich großen Buddha aus weißem Marmor sind die Weihgeschenke der Pilger aufgestellt, und an den Wänden hangen dumpf dröhnende Pauken, die die Mönche schlagen, um den Gott zu rufen. Die übrigen Räume dienen den Mönchen, die in wirklicher Armut leben, als Wohnung. Ihre Hauptpflicht besteht darin, jeden Tag Reis und Wasser vor den Götzen aufzustellen. — Wie eigenartig fremd jedoch in den größeren Klöstern die wenigen Feiertage begangen werden, erlebten wir in Gangtok. Auf dem freien Platz vor dem Heiligtum, der mit flatternden Gebetsfahnen umfriedet war, tanzten nach der Musik langer kupferner Tuben, bald wilder und bald ersterbend, im Kreise groteske Tiermasken. Alljährlich zweimal finden diese sog. Teufelstänze statt, und aus der Umgebung sammeln sich die Gläubigen im „Gompa" (Kloster), um der Gottheit Opfer zu bringen. All die Teufelsfratzen, die in den buddhistischen Tempeln an die Wand gemalt sind, nehmen an diesen Festtagen Gestalt und Leben an. Für die Opfergeschenke aber erhalten die Pilger von den Mönchen Gebetsfahnen. Es sind weiße, mit Gebeten bedruckte Tücher. Wenn der Wind sie bewegt, sprechen sie selbst die aufgedruckten Gebete und halten so alle bösen Geister fern. Vor allem an den Grabmälern läßt man diese Gebetsfahnen beten, um die Verstorbenen zu beruhigen. — Sehr gern wären wir von Gangtok noch einige Tagereisen nördlich gezogen, um an der Grenze des geheimnisvollen Tibets, das man nur mit besonderer Erlaubnis des Dalai-Lamas von Lhasa betreten darf, umzuwenden, doch zwangen uns leider gewisse Umstände, auf neuen Wegen wieder nach Dardschiling zurückzukehren. Kurt Karin.

Hexen und Medien. Gibt es wohl Beziehungen zwischen beiden? Hat es jemals wirkliche Hexen gegeben, oder hat nur ein Wahn der anderen unglückliche Weiber dazu gemacht? Und wie konnte diese Massenillusion entstehen, wenn es wirklich nur eine Illusion war? Nun, es gibt eine recht einfache Antwort darauf. Unsere heutigen Medien hätte man in vergangenen Jahrhunderten, da in deutschen Landen allerorts rauchende Scheiterhaufen und verbrannte menschliche Gebeine in namenlosem Jammer das Werk der Inquisition kündeten, wohl alle als Hexen gerichtet und hingemordet. War es doch ein Deutscher, der berüchtigte Inquisitor Jakob Sprenger, der den Glauben an die Hexen in ein förmliches System brachte, das Gerichtsverfahren gegen sie regelte und im Auftrag von Papst Innozenz VIII. Gericht über sie hielt. Durch zwei Jahrhunderte hindurch forderte dieser entsetzliche Wahn Hunderttausende von schuldlosen Opfern. Selbst Kinder hat man unter unerhörten Qualen hingemordet. Man lese darüber nur einmal Soldans Geschichte der Hexenprozesse, um in einen schauervollen Abgrund menschlicher Verirrungen zu tauchen. Erst 1756 wurde auf deutschem Boden die letzte Hexe in Landshut in Bayern verbrannt, und Mexiko besitzt den traurigen Ruhm, in Juan de Jacobo vor erst 50 Jahren noch eine Frau lebend als Zauberin den Flammen übergeben zu haben. Aber noch heute rinnt heimlich der alte Glaube im Blute der Geschlechter weiter. Gar nicht selten hört man auf dem Lande vom Verhexen der Kühe und von ähnlichem bösen Zauber und schwarzer Kunst. Um die Analogien von Hexen und Medien zu zeigen, gilt es, gleichwertige Gesichtspunkte für Erscheinungen aufzustellen, die wohl Jahrhunderte trennen, die aber uns nur dadurch anders erscheinen, weil man sie unter zwei völlig verschiedenen Gesichtswinkeln betrachtet hat. Die Verschiedenheit beruht auf den Anschauungen der Menschen von damals und der Menschen von heute. Entscheidend für die Deutung ist jedesmal der Geist der Zeit, die sie beobachtet. In früheren Jahrhunderten, da man noch an den leibhaftigen „Gottseibeiuns" glaubte — man erinnere sich nur an Luthers Renkontre mit dem Teufel, da er als Junker Jörg auf der Wartburg hauste — erschien dabei der Höllenfürst in leibhaftiger Gestalt. Ein magischer Satz lautet: Das, was der Mensch glaubt, schafft er. Unter dem Hexenwahn formten sich widerliche Zwitterbildungen, die sog. Elben und „bösen Dinger". Die Hexen wähnten wirklich,

auf den Blocksberg zu reiten, wenn sie sich mit allerhand narkotischen Stoffen, wie Bilsenkraut, Stechapfel, Mohn und Mandragora in Autohypnose versetzt hatten und der Massensuggestion des Fliegenkönnens unterlagen. Daß psychische Momente dabei mitspielten, beweisen die ekelerregenden Zusätze von Leichenfett und anderen Abscheulichkeiten zu den Salben und Zaubertränken oder der Gebrauch von Amuletten und mit allerhand Zaubersprüchen beschriebenen Talismanen, die das Maleficium taciturnitatis, den Zauber der Schweigsamkeit, den schmerzlosen Schlaf auf Folter und Scheiterhaufen erwirkten. Der Glaube an den magischen Flug ist uralt. Schon die Hexen des uns bekannten ältesten Kulturvolkes, der Akkader, ritten nächtlicherweile auf Holzstücken zu ihren Versammlungen. Natürlich ist dieser Ritt bloß als visionärer Akt zu deuten. Wunderbar ist dabei nur die Gleichheit der Berichte über die sich dabei abspielenden Vorgänge von den in ihren Gefängnissen räumlich weit getrennten Unglücklichen. Wie bei unseren modernen Medien, die unter dem Einfluß spiritistischer Anschauungen Gestalten von Menschenformen bilden und so die Astralleiber der verstorbenen Lieben schon hier wiederzusehen glauben, fassen wir streng wissenschaftlich diese Vorgänge als telepathische Halluzinationen auf. Im Grunde genommen sind Hexenschlaf und mediale Trance das gleiche, nur das auslösende Moment ist verschieden. Die Parallelen lassen sich aber noch weiterführen. Das Herbeibringen entfernter Gegenstände und das Aussenden des Doppelgängers in diesem Zustand sind beiden gemeinsam. Was das eine Mal der Hexenschlaf mit seiner jeden Schmerz aufhebenden Wirkung bedeutet, das ist bei den Medien die Tieftrance, in der sie nachweisbar ohne Schaden glühende Gegenstände ergreifen können. Ein anderes ebenso wunderbares und zur Zeit noch geheimnisvolles Analogon ist die Tatsache der Gewichtsveränderung in hypnogenen Zuständen, die einst zum Gebrauch der berüchtigten Hexenwage und zur Wasserprobe führte, das andere Mal uns über das Leichterwerden und Schweben der Medien in spiritistischen Sitzungen in Staunen versetzt. Geschehnisse, zu deren Erklärung die uns bekannten Naturgesetze noch nicht ausreichen, und die daher von allen denen nicht zugegeben werden, die nicht verstehen können, daß der Kosmos weit über unser Begriffsvermögen hinausreicht.

Gezet

Der Schlaf von Mensch und Tier. Das Problem des Schlafes ist von jeher Gegenstand vieler Untersuchungen gewesen. Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts mußte die Naturwissenschaft dieses Gebiet der spekulativen Philosophie und Experimentalpsychologie überlassen. Heute sind auch aus medizinischen Kreisen zahlreiche Veröffentlichungen bekannt. Das hervorstechendste Merkmal des Schlafes ist der Ausfall der Bewußtseinsvorgänge. Diese Erklärung ist aber zu einfach, denn der Schlaf kommt nur unter ganz bestimmten Bedingungen zustande. Wir schlafen dann ein, wenn wir die Reize, die von den Sinnesorganen zum Gehirn gelangen, ausschließen. Während des wachen Zustandes unterhalten die Sinnesreize fortwährend Stoffwechselvorgänge in der Nervenzelle der Großhirnrinde und setzen allmählich ihre Erregbarkeit durch Erschöpfung und Ermüdung herab. Die Nervenzelle bildet also Ermüdungsstoffe, die während der Nacht weggeschafft werden. Die Zelle hat sich gewissermaßen erholt, und der Mensch wacht erfrischt auf. Der Schlaf besteht nun nicht die ganze Nacht gleichmäßig tief; wir wissen heute, daß die Schlaftiefe wechselt. Der Mensch schläft ein und erreicht schon innerhalb der ersten Stunde seine größte Schlaftiefe; gegen Morgen wird dann der Schlaf immer leichter. Daraus ergibt sich, daß man in den frühen Morgenstunden durch Schalleindrücke leicht zu erwecken ist. Hier tritt jedoch manchmal ein sonderbares Moment in die Erscheinung, der Traum. Wenn man z. B. gegen das Fenster eines Schlafzimmers kleine Steinchen warf, so wurde durch den akustischen Reiz bei dem Schlafenden ein Traum von einem Gefecht ausgelöst, in dem fortwährend Schüsse fielen. Der Traum verzerrt also die Größendimensionen. Ein anderer Schlafender hatte beim Umfallen eines Stuhls im Zimmer geträumt, daß eine gräßliche Explosion stattgefunden habe, und wieder ein Dritter, der im Schlaf mit wenigen Tropfen Wasser besprengt wurde, träumte von Sturm und Regen. Die Träume entstehen in ganz bestimmten Gebieten der Hirnrinde. Einzelne Partien werden durch Reize plötzlich gestört, und da im Schlaf die Kontrolle über unsere Vorstellungen aufgehoben ist, entstehen durch diese Einzelreize im Traum verzerrte Vorstellungen. — Die Dauer des Schlafes ist je nach dem Alter verschieden. Der Neugeborene erwacht nur, um seine Mahlzeiten einzunehmen, der ältere Säugling schläft mindestens 14—16 Stunden, das Kleinkind sollte 10—12 Stunden schlafen, außerdem noch eine Stunde mittags bis ins Schulalter, der Erwachsene braucht im Durchschnitt 8—9 Stunden Schlaf. Bewegungen im Schlaf finden sich sehr häufig, jedoch ist das individuell sehr verschieden. Manche Menschen schlafen die ganze Nacht auf einer Stelle, und ihr Bett sieht morgens wie unberührt aus. Sehr nervöse Menschen schlafen im allgemeinen auch sehr unruhig, doch gibt es auch Menschen, deren Schlaf recht unruhig ist, die aber vollkommen ausgeschlafen haben und sich an keine besonderen Bewegungen im Schlafe erinnern können. Der berühmte Botaniker Linné hat einmal die Schlafbewegungen der Pflanzen studiert und gefunden, daß manche Pflanzen gesetzmäßig zu bestimmten Abend- und Nachtstunden ihre Blüten öffnen und schließen; er hat danach eine „Blumenuhr" konstruieren können. Der menschliche Schlaf ist jedoch besser mit dem der Tiere zu vergleichen. Szymorsky brachte einmal Tiere in verschiedenen Käfigen unter, und zwar so, daß ihre Behälter durch jede Bewegung aus der Gleichgewichtslage gebracht werden mußten. Diese Lageveränderungen wurden dann aufgezeichnet. Er fand dabei solche Tiere, die im Laufe von 24 Stunden wie der erwachsene Mensch nur eine Tätigkeits- und eine Ruheperiode hatten, und andere, bei denen auch nachts Tätigkeits- und Ruheperioden dauernd abwechselten. Zu den letzteren gehörten junge Hunde und Kaninchen. Der Kanarienvogel dagegen schläft von nachmittags 6 Uhr bis morgens 6 Uhr, und die Ringelnatter hatte nur um Mittag eine Tätigkeitsperiode, während der sie ihre Nahrung suchte. Bei Kindern sind die Schlafbewegungen meistens nur mit einer geringen Verflachung des Schlafes verbunden. Interessant ist es, daß die Aktionsfähigkeit nach dem Schlaf schneller zurückkehrt als die Besonnenheit. Verschiedentlich haben Schläfer Angriffe auf ihre Zimmergenossen im Halbschlaf ausgeführt, weil ihnen die Deutung der Lage nicht möglich war. Es ist mehrfach zu Totschlag und anderen Verbrechen gekommen, bei denen die freie Willensbestimmung durch den noch nicht völlig unterbrochenen Schlaf aufgehoben war. Es gibt heute eine erstaunlich große Zahl von Gutachten dieser Art, wobei es vor Gericht in allen Fällen zum Freispruch kam. Neuerdings haben auch die Amerikaner an zwei Studenten Untersuchungen angestellt über die Frage, wie lange man den Schlaf entbehren kann. In der ersten Nacht gelang es der Versuchsperson ohne Schwierigkeit, schlaflos auszukommen, in der zweiten Nacht war das schon schwieriger, in der dritten Nacht mußte jemand dauernd die Versuchsperson rütteln, damit sie sich wach hielt, und in der vierten Nacht wurde der Student zur Ablenkung in ein Kabarett gebracht, schlief allerdings auch dort beinahe ein, konnte jedoch das Experiment volle vier Tage und Nächte durchführen. Man sieht aber schon, daß es sehr schwierig ist, längere Zeit ohne Schlaf auszukommen.

Dr. Telmann.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Gemälde „Araberin mit Papagei" auf dem Umschlag dieses Heftes stammt von Erich Krause, Karlsruhe.

ZUM NACHDENKEN

Kettenrätsel.

An Stelle der Zahlen sind Silben zu setzen, die eine fortlaufende Kette ergeben. Jede Silbe bildet zugleich die Schlußsilbe des einen und die Anfangssilbe des nächsten Wortes. Die Wörter bedeuten: 1—2 Europäer, 2—3 Reinigungsgerät, 3—4 weiblicher Vorname, 4—5 Schreibfläche, 5—6 Radteil, 6—7 Schenker, 7—8 Hauptstadt in Europa, 8—9 Laubbaum, 9—10 Waffe, 10—11 Sicherheitsbeamter, 11—12 Stadt in Deutschland, 12—13 städtischer Beamter, 13—14 Nagetier, 14—15 Bestandteil des Tees, 15—16 Angehöriger eines ehemaligen südamerikanischen Volkes, 16—17 Salzart, 17—18 Hauptstadt in Südamerika, 18—1 Zeichnung im Holz.

Kreuzrätsel.

1—2 Figur aus der griechischen Sage, 1—4 jagdtechnischer Ausdruck, 1—6 Fluß in Oldenburg, 2—1 Mädchenname, 2—6 medizinisches Instrument, 3—4 alte Waffe, 3—6 Fluß im Harz, 4—5 Art, 5—4 Naturerscheinung, 5—6 Vortrag, 6—4 Waffe.

Silbenrätsel.

Aus den Silben

a — ber — bi — burg — chel — de — do — ei — eng — fund — gens — gui — haus — heim — jo — ka — la — land — land — li — ma — ma — ment — mi — na — neu — ni — nun — on — or — re — sa — schofs — se — tau — ti — ti — tum — ul — veau — zi

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Bedeutung der Wörter: 1 Tonwarenart, 2 Verzierung, 3 bayerische Stadt, 4 männlicher Vorname, 5 Frucht eines Baumes, 6 nordamerikanische Insel, 7 Wurstsorte, 8 Stadt in Baden, 9 unwiderrufliche Schlußerklärung, 10 Höhenstand, 11 hinterhältige Anzeige, 12 europäischer Staat, 13 Börsenausdruck.

Füllrätsel.

Die Buchstaben a a a a a a a a a a b b e e e e e e g g h i i l l l m m m n n n n o o p p r r r r r s s t t t t u sind so in die Figur einzusetzen, daß, senkrecht gelesen, in den einzelnen Reihen Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1 Stadt in Bayern, 2 Beamtentitel, 3 Tropenkrankheit, 4 Teil des Gedichtes, 5 Unternehmer, Veranstalter, 6 Teil einer Radioanlage, 7 Frauenname. Die Diagonale von links oben nach rechts unten bezeichnet eine Stadt in Italien, die von links unten nach rechts oben einen Fluß in Frankreich.

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat.

Wagerecht: 2 Fisch, 4 deutscher Fluß, 5 europäisches Königreich, 9 afrikanischer Fluß, 10 Schwur, 12 Meerbusen, 13 schmaler Weg, 14 Handlung, 15 Tonstufe, 16 französische Insel im Indischen Ozean, 20 kaufmännischer Begriff, 21 Mädchenname; senkrecht: 1 Operettenkomponist, 2 die ganze Welt, 3 biblische Figur, 5 Teil des Pferdegeschirrs, 6 deutsche Hauptstadt, 7 ehemaliger serbischer König, 8 Hohlmaß, 9 Elend, 11 wie 15 wagerecht, 17 Schweizer Kanton, 18 Fluß in Polen, 19 wie 21 wagerecht; magisches Quadrat: 22 italienischer Dichter, 23 ehemaliger ungarischer König, 24 rohrförmiger Holzkörper, 25 Akrobatenstück, 26 Vergnügungsstätte.

Wagen gewinnt.

Wer nur zu bald den Mut verliert,
Wen nicht Beharrung mag beseelen,
Wer nicht sein Werk begeistert führt
Und nicht zum Wollen Kraft verspürt,
Der wird gewiß sein Ziel verfehlen.

Jeder Zeile ist ein Wort zu entnehmen. Die entsprechenden Wörter ergeben einen Spruch.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4363.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4361.

Rumpfrätsel: 1 Znaim, 2 Walli, 3 Edgar, 4 Tanga, 5 Sahib, 6 Chile, 7 Hobel, 8 Gogol, 9 Ernte. — Zwetschge — Mirabelle.

Magisches Quadrat: 1 Peter, 2 Elisa, 3 Tisch, 4 Esche, 5 Rahel.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Hünefeld, 3 Damaskus, 5 Weberei, 6 Abel, 7 Kosmos, 9 Oder, 11 Kauen, 13 Bandage, 15 Sabiner, 16 Rabatte; senkrecht: 1 Hüter, 2 Feldwebel, 3 Dareikos, 4 Kuskus, 6 Ader, 8 Moskau, 9 Odessa, 10 Soda, 12 Entente, 13 Banner, 14 Gera.

Keilrätsel: 1 Pasteur, 2 Auster, 3 Aster, 4 Rast, 5 Rat, 6 Ar, 7 A.

Silbenrätsel: 1 Lorelei, 2 Universität, 3 Salut, 4 Tolstoi, 5 Ulrich, 6 Nachtviole, 7 Dissonanz, 8 Lindau, 9 Ingeborg, 10 Elster, 11 Boccaccio, 12 Elbrus, 13 Sesostris, 14 Iphigenie, 15 Napoleon, 16 Detroit, 17 Delila, 18 Intendant, 19 Euterpe, 20 Fasan. — „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten."

Ehrentitel: Me(ist)er.

Das Gebet: Unser Vater — Vaterunser.

Die Tänzerin Rita Rio. Phot. E. Schneider, Berlin.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen. Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröber, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44 bis, Rue Pasquier.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG

KNABE

VERLAG J. J. WEBER LEIPZIG

NR. 4363. 171. BAND A. A EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 25. OKTOBER 1928

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Bad Elster
Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Wiesbaden
Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

HARZ

Goslar
Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.

Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. [illegible] Fernspr. Nr. 630.

Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)
Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

SACHSEN

Dresden
Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.

Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

THÜRINGEN

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Pension Du Bois. Erstklassig, im großen Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

SCHWEIZ

Arosa
Hotel des Alpes. Bestempfohlenes Familienhaus. Vollpension Sommer von Fr. 13.— an.

Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 1850 m ü. M.

Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. [illegible]

Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.

Waldsanatorium Arosa. Erstkl. Lungenheilanstalt. Fließ. Wasser.

Basel
Grand-Hotel u. Hotel Euler. Vornehm., altbekannt. Familienhotel I. Ranges am Centralbahnh. Telegramm-Adresse: Eulerhotel.

Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.

Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser. ziv. Preise.

Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Brunnen
Hotel Hirschen, direkt am See, neu renoviert.

Davos
Neues Sanatorium für Tuberkulose.

Locarno
Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.

Lugano
Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.

Kurhaus und Erholungsheim Monte Bré. Pens. v. [illegible], deutsch. Haus.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Pontresina
Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich
Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zimmer von Schw. Fr. 6.— an.

Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Meran
Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.

Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.

Savoy-Hotel. Führendes Familienhotel an der Kurpromenade, unter Schweizer Leitung.

Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.

Neapel
Hotel Continental, am Meer, fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo
Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo
Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Rom
Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.

SIZILIEN

Syracus
Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

ÄGYPTEN

Kairo
Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4363. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 25. Oktober 1928.

Allgemeine Notizen.

Aufruf zur Errichtung eines Rosegger-Denkmals. Der Rosegger-Denkmalsausschuß wendet sich mit folgendem Aufruf an die Öffentlichkeit: Dem österreichischen Waldpoeten Peter Rosegger wird in seiner engsten Heimat, im waldumrauschten Bergdörflein St. Kathrein am Hauenstein bei Krieglach, Steiermark, an denkwürdiger Stelle ein der Größe und Unsterblichkeit seines Namens würdiges Denkmal errichtet. Diese Erinnerungsanlage soll noch im 85. Geburts- und zehnten Todesjahre des Dichters enthüllt werden. An alle Körperschaften und Vereine, Kirchen und Schulen, Orden und Verbindungen, an Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft, Sport und Spiel, kurz an alle, die die Schriften des Waldschulmeisters, den „Gottsucher“, den „Wirt an der Mahr“, das „Waldleben“ und die „Idyllen aus einer untergehenden Welt“ je gelesen haben, ergeht der Ruf, mitzuwirken an dem Rosegger-Denkmal in Steiermark. Beiträge werden vom Denkmalsausschuß auf Postscheckkonto: Wilhelm Pöhler-Leipzig 18730 erbeten.

Humperdinck-Gedenkzimmer. In Boppard am Rhein, wo Engelbert Humperdinck seine „Königskinder“ schrieb und schöpferisch reiche Jahre seines Lebens verbrachte, hat sein Sohn Wolfram Humperdinck die einstige väterliche Besitzung erworben. Er wird in dem Bopparder „Schlößchen“ einen besonderen Raum dem Namen des Vaters widmen. In dem Humperdinck-Zimmer soll aus dem Nachlaß des verstorbenen Meisters eine Fülle allgemein interessierender persönlicher Erinnerungen und musikalisch wertvollen Materials zusammengetragen werden. Namentlich die auf das eigene Schaffen des Komponisten sowie auf seine Mitarbeit am Werke Richard Wagners bezüglichen Stücke werden erhöhte Beachtung finden.

Die Drachenhöhle bei Syrau, die nach dem Entdeckungsdatum jüngste Tropfsteinhöhle Deutschlands, ist Ende vergangenen Monats für den Besuch des Publikums freigegeben worden. Im Innern derselben wurden Zement- und Bretterwege angelegt, um eine bequeme und gefahrlose Besichtigung zu ermöglichen. Elektrische Beleuchtung ist vorhanden, an mehreren Punkten wurden zur wirkungsvolleren Hervorhebung besonders schöner Tropfsteingebilde Scheinwerfer angebracht. Einzelne Teile der Höhle erhielten bereits Namen. So ist eine Walhalla, ein Zwergland, ein versteinerter Wasserfall,

ein Lehmkeller, ein schlafender Bär u. a. m. zu besichtigen. Die Führung durch alle Sehenswürdigkeiten dauert unter sachkundiger Leitung ungefähr eine halbe Stunde.

Kriegsmassengrab aus dem Mittelalter. Eins der größten Kriegsmassengräber wurde kürzlich vor den Wällen der Stadt Wisby auf Gotland aufgefunden. Die unter schwedischer und dänischer Leitung stehenden Ausgrabungen förderten die Überreste von etwa 2000 Gefallenen zutage, die aus den Kämpfen des Dänenkönigs Waldemar Atterdag um die damals blühende und mächtige Hansestadt stammen. Eine reiche und vollständige Sammlung von Waffen und Rüstungen aus dem 14. Jahrhundert konnte zusammengestellt werden und ist von sehr großem Interesse. Auf der Stätte dieses Massengrabes soll auf Kosten beider Staaten ein Denkmal errichtet werden.

Reichspost und Zeitschriften. Ende des vergangenen Jahres waren zum deutschen Postvertrieb insgesamt 10070 Zeitschriften und Zeitungen angemeldet im Gegensatz zu 9557 ausgangs 1926. Hiervon erschienen 6504 wöchentlich zweimal und seltener, 621 wöchentlich dreimal, 85 viermal, 21 fünfmal, 2589 sechsmal, 196 siebenmal, 1 elfmal, 42 zwölfmal und 11 dreizehnmal und öfter. Neuanmeldungen liefen im verflossenen Kalenderjahr 1442 ein, während 929 Zeitschriften und Zeitungen gelöscht wurden. Die Gesamtzahl der durch die Reichspost vertriebenen Nummernstücke in 1927 betrug 1 848 700 000, wovon 6 996 000 aus dem Auslande stammten. Nach dem Auslande gingen 18 460 000 deutsche Zeitschriften- und Zeitungsnummern. Außerdem wurden 249 717 000 außergewöhnliche Zeitungsbeilagen durch die Post vertrieben.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. In kleinen Gymnasial- und Realklassen werden die Schüler von der Sexta bis zur Reifeprüfung unterrichtet. Die Anstalt ist durch ihre modernen und bewährten Einrichtungen wie Sport, Rudern, Garten- und Landwirtschaft sehr beliebt. Ein Familienheim ohne Schlafsäle ist der Schule angegliedert. Zur diesjährigen Osterprüfung erreichten 13 und zur Herbstprüfung 3 Oberprimaner das Abitur.

Neuheit in Parfüm. Dem allgemein beliebten Gollywogg läßt der wegen seiner stets modernsten Schöpfungen bekannte Parfumeur Vigny, Paris, 416 Rue St. Honoré, eine weitere köstliche Überraschung folgen. Guili-Guili, Tropenduft und Negerfetisch, die Mysterien Afrikas auf dem Toilettentisch der Dame. Diese Neuheit dürfte sich rasch die Frauenwelt erobern.

Illustrirte Zeitung

acis der britischen Zentralaf
imperialistischen Bestrebungen
em Gegner dieser Macht wurde,
in eine nach zwei Seiten, gegen
zwungen. Die imperialistischen
Reaktion in dem so bedrohten Ge
ei den Türken, Persern, Arabern u
s Weltkriegs verlor die Türkei im
otamien, Palästina, Hedschas und so
publik geworden, auf Kleinasien nebst
Hauptstadt Angora angewiesen. Dazu
mit einer kleinen Landzone, und die
s Lausanner Friedens hinzugekommen. Von der
n als ein kleines Gebiet im Innern Anatoliens, von fremder
wacht, von vornherein zum endgültigen Untergang bestimmt,
unter die Siegerstaaten. Und heute gibt es trotzdem ein
, mit dem alle Staaten rechnen müssen, und das sich in ver-
hoher internationaler Geltung emporgeschwungen hat. Dem
ora sieht man es heute nicht mehr an, daß er der staats-
kranken Mannes am Bosporus ist.
iede von Sèvres war gleichzeitig Geburtsstunde der
ie Siegerstaaten sich mit weniger en Bedingungen be-
n Volke gegenüber größere kommen an den Tag
lich der nationale Wied Türkei in dem Um-
e Verzweiflung und
r rechten Zeit im
nier des natio-
dem türkischen
rer war der
shaber der
ident der
mer-
htum
eren
der
en

und
ten-, Tabak-,
Das französi
heute noch weit
Jahre und die
mehrere kaum le
über außerordent
über die schädlich
Der Osten T
da die große in
wird. Aus dem
und der Wüste,
Ausgang des Kr
Türkei unabhängi
Das arabische
ralistische Emirate,
Sultanat Oman, d
Kaufleuten ganz n
Ibn Saud, der
giösen Gründen die
Alkohol, Spielkarten
der anderen Seite in
die Förderung des
Absatzmarkt für Kraft
Bemerkenswert sind
Mesopotamien. Es ist
das nach den Bestimmun
Staates hineinwachsen so
punkt noch nicht für ge
die König Feisal und se
nialamt führten, dur ho
auf 1932 hinausgeschob
erhältnisse sich zufri

IN MEERESTIEFEN

GEMÄLDE VON RICHARD TESCHNER

Die Weihe des erneuert … chens der Stadt.

Von der Eröffnungsfeier am 17. Oktob … achin der päpstliche Nuntius Pacelli) in der Prozession vom bischö … estlich geschmückten Straßen.

Links oben:
Der wiederhergestellte Dom im Lichte der Scheinwerfer.
Das altehrwürdige, aus dem 10. Jahrhundert stammende Ba… werk war durch …

Moderne Architektur in Deutschland: Links Mitte: Gesamtbild der von Prof. Elsässer, städtischem Baudirektor, errichteten Großmarkthalle in Frankfurt a. M., die am 25. Oktober eingeweiht wurde. Rechts Mitte: Seitenansicht des Bauwerks. … mit 220 m Länge und 50 m Breite der zur Zeit größte freitragend überspannte Eisenbetonbau der Welt.

Ehrung des Genius von Schiller und Goethe durch Vertreter Südamerikas: Eine Abordnung lateinamerikanischer Studenten vor der Kranzniederlegung an den Särgen der Dichter in der Fürstengruft zu Weimar anläßlich der „Fiesta de la Raza" am 12. Oktober, dem Entdeckungstage Amerikas. (Phot. Louis Held.)

Nebenstehend: Rektoratsübergabe an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin: Während des feierlichen Aktes in der Aula am 15. Oktober: Auf dem Podium links der scheidende Rektor, Geheimrat Prof. Dr. Norden, rechts (im Ornat) sein Nachfolger, Geheimrat Prof. Dr. His.

DIE WIRTSCHAFTSPOLITIK DES VORDEREN ORIENTS

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Auf dem breiten vorderasiatischen Brückenkopfgelände vollziehen sich erneut, bisher noch wenig beachtet von der europäischen Öffentlichkeit, Entwicklungen größeren Ausmaßes. Sie können allgemein dahin charakterisiert werden, daß das britische Weltreich konsequent an der Festigung seiner durch den Weltkrieg erworbenen Stellungen arbeitet, dabei aber deutlich neue Methoden anwendet, wie sie sich durch das Erwachen auch der orientalischen Völker zu nationalpolitischem Denken als Notwendigkeit erweisen.

Während bis in die neunziger Jahre die europäische Türkei den Angelpunkt der orientalischen Frage bildete, sind nach dieser Zeit immer mehr und mehr die asiatische Türkei und ihre Nachbargebiete in das Interesse der Weltpolitik gerückt worden. Den Anstoß dazu gaben einerseits die im Zusammenhang mit der Bagdadbahn stehenden Bestrebungen des deutschen Imperialismus. Andererseits lenkte Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, das Interesse des englischen Imperialismus auf diese Gebiete, die er als Glacis der britischen Zentralbastion Indien bezeichnete. Während England durch seine imperialistischen Bestrebungen aus einem Schützer der Integrität der Türkei zu einem Gegner dieser Macht wurde, ward Deutschland zu ihrem Schirmer und dadurch in eine nach zwei Seiten, gegen England und Rußland, gerichtete Stellung hineingezwungen. Die imperialistischen Bestrebungen der drei Großmächte erzeugten eine Reaktion in dem so bedrohten Gebiet. Es entstand der Wille zur Selbständigkeit bei den Türken, Persern, Arabern und Afghanen.

Mit dem Ausgang des Weltkriegs verlor die Türkei im Frieden von Sèvres Albanien, Syrien, Mesopotamien, Palästina, Hedschas und sonstige Besitzungen in Arabien und ist, zur Republik geworden, auf Kleinasien nebst den Inseln Imbros und Tenedos mit der Hauptstadt Angora angewiesen. Dazu gehört das entmilitarisierte Konstantinopel mit einer kleinen Landzone, und die Sandschaks Kars und Ardahan sind gemäß des Lausanner Friedens hinzugekommen. Von der Türkei war nichts mehr übriggeblieben als ein kleines Gebiet im Innern Anatoliens, von fremder Gewalt umgeben und bewacht, von vornherein zum endgültigen Untergang bestimmt, zur restlosen Aufteilung unter die Siegerstaaten. Und heute gibt es trotzdem ein mächtiges türkisches Reich, mit dem alle Staaten rechnen müssen, und das sich in verblüffend kurzer Zeit zu hoher internationaler Geltung emporgeschwungen hat. Dem gesunden Mann in Angora sieht man es heute nicht mehr an, daß er der staatsrechtliche Nachfolger des kranken Mannes am Bosporus ist.

Der Vernichtungsfriede von Sèvres war gleichzeitig die Geburtsstunde der neuen Türkei. Hätten die Siegerstaaten sich mit weniger harten Bedingungen begnügt und dem türkischen Volke gegenüber größeres Entgegenkommen an den Tag gelegt, so wäre wahrscheinlich der nationale Wiederaufbau der Türkei in dem Umfang, wie er nunmehr erfolgt ist, kaum möglich gewesen. Die Verzweiflung und der zielbewußte Wille eines genialen Führers, der gerade noch zur rechten Zeit im Augenblick der höchsten Not und der tiefsten Erniedrigung als Pionier des nationalen Gedankens an die Gründung der neuen Türkei schritt, lieh dem türkischen Volke die Kraft zum Zusammenschluß und zum Widerstand. Dieser Führer war der ehemalige türkische Oberkommandeur an den Dardanellen und Oberbefehlshaber der Armee an der Bagdadfront, Mustafa Kemal-Pascha, der seit 1923 Präsident der türkischen Republik ist.

Nun geht die Wirtschaftspolitik der neuen Türkei, beherrscht von der rein merkantilistischen Auffassung, daß lediglich die Höhe der Handelsbilanz den Volksreichtum verrate, dazu über, die Industrialisierung der Türkei mit allen Mitteln zu forcieren unter gleichzeitiger Eindämmung des Imports. Sie geht sogar so weit, mit der Gründung mancher Industrien, z. B. der Zuckerindustrie, den Rentabilitätsgesetzen Gewalt anzutun. In diesem Sinne ist auch nur das alte Industrieförderungsgesetz aus dem Jahre 1924 zu verstehen.

Diesen gewaltigen Umwälzungen der Türkei auf wirtschaftspolitischen Gebieten, ihrer Nachahmung des abendländischen Vorbildes folgt in nicht vermindertem Tempo die Anpassung an westeuropäische Gesetzgebungsverhältnisse. Während sich mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, das sich das Schweizerische Bürgerliche Recht zum Vorbild nahm, in Abkehr von religiösen Rechtsnormen der Übergang zur weltlichen Rechtsprechung vollzog, haben gesteigerter fiskalischer Bedarf und zielbewußte Währungspolitik Ende 1926 zu umwälzenden Reformen auf steuer- und verwaltungsrechtlichen Gebieten geführt.

In Persien stoßen die Interessen des britischen Weltreichs wieder sehr hart auf russische Expansionen. Sowjet-Rußland ist hier durchaus in die geopolitisch vorgezeichneten Fußtapfen des Zarismus getreten. Es ist nicht nur die grundsätzliche weltpolitische Opposition des Künders der Weltrevolution gegen das kapitalistische England, sondern vor allem ein nicht unbedeutendes Handelsinteresse, das zu dem Garantie- und Neutralitätsvertrag, zu einer Zollkonvention und einem loser gestalteten Handelsvertrag zwischen Rußland und Persien geführt hat. England hat als Gegenmaßnahme die Regelung der Schuldenvertragsverhandlungen hinausgeschoben, von Persien die Anerkennung des Irak und vor allem die Freigabe der Häfen am Persischen Golf für den Luftverkehr nach Indien verlangt. Da Persien mit Rußland ein solches Abkommen für die Strecke Baku—Teheran bereits abgeschlossen hat, zeigt sich die Absicht, mit diesen Forderungen russischen Einfluß in Persien zu treffen. So wird dies, genau wie Afghanistan, der östliche Eckpfeiler der neutralen Länder zwischen Rußland und der englischen Einflußzone bis nach Indien hin, wieder einmal zum Austragsgebiet für die beiden Rivalen in dem großen Kampf um Asien.

Südlich liegt die englische Mandatsherrschaft Palästina und Transjordan, von denen das erstere nach der Balfour-Deklaration von 1917 im Falle des Sieges der Entente als Zufluchtsort von bedrängten Juden und als zionistisches Nationalheim nach dem Plan Theodor Herzls eine Dekoration des Landraubes erhielt.

Die Begeisterung Albions für den Zionismus hat eine sehr materielle Grundlage. Man sieht in ihm ein Werkzeug der Orientpolitik, Sicherung Ägyptens und des Weges nach Indien, eine Etappe nach Bagdad, ein Ausfalltor nach Arabien und eine Sprengung der türkischen Nationalität in Syrien. Es ist daher sicher, daß, wenn es zu einer jüdischen Kolonisation im großen käme, die weltwirtschaftliche Bedeutung dieses Gebietes wachsen müßte. Die Judenschaft der Erde wird auf 17 Millionen geschätzt. Doch dürfte die eigentliche Zahl der Juden in Palästina nicht weit über 150 000 liegen.

Palästina befindet sich heute in günstig fortschreitender Erholung nach einer Entwicklungskrise, die den natürlichen Rückschlag auf Übersteigerungen im Ausbau des städtischen Wirtschaftslebens bildete. Die Landwirtschaft blieb von der Krise gänzlich verschont. Durch wichtige Reformen bekundet die Regierung heute eine aktivere Wirtschaftspolitik als früher. Der altorientalische „Zehnte" („Oscher") wird jetzt durch eine moderne Form der Landwirtschaftssteuer ersetzt. Zum Schutze der entwicklungsfähigen Industrien des Landes, die mehr oder weniger in einheimischer Rohstoffbasis wurzeln, ist soeben ein neuer Zolltarif mit Differenzialzöllen eingeführt worden. Das palästinische Geldwesen, bisher aus dem ägyptischen Noten- und Silberumlauf gespeist, hat sich selbständig gemacht. Die neue Münzeinheit ist das palästinische Pfund, gleichwertig dem Pfund Sterling, das bekanntlich nur 97,5 Proz. des ägyptischen Pfundes wert ist. Durch den Währungswechsel ist daher, da man auf Gleichsetzung der Kaufkraft des palästinischen Pfundes mit dem bisher zirkulierenden ägyptischen Pfunde dringt, eine gewisse Verbilligung der Lebensverhältnisse erreicht worden, ein Anfang des Abbaues der Lebensmittelpreise, den Palästina mit seiner Indexziffer von 250 Proz. in der Tat sehr nötig hat. Bedeutsam sind heute für Palästina der bereits erfolgte Beginn der Arbeiten am Jordan-Wasserkraftwerk (Ruthenberg-Elektrizitätskonzern), der kürzlich erfolgte erste Spatenstich zum Hafenbau in Haifa und das der praktischen Lösung zweifellos nicht mehr ferne Projekt der chemischen Auswertung der im Toten Meer enthaltenen Kalimengen.

Syrien und Libanon, als Völkerbundsmandat Frankreich zugesprochen, sind in Bergbau und Industrie gar nicht, in der Landwirtschaft mit Getreide-, Vieh-, Früchten-, Tabak-, Seide-, Baumwoll-, Hanf- und Sesamproduktion tätig.

Das französische Mandatsgebiet Syrien ist von seiner Vorkriegsprosperität auch heute noch weit entfernt. Schuld daran sind die schweren inneren Kämpfe der letzten Jahre und die unzweckmäßige Verwaltungseinteilung des Landes, die Syrien in mehrere kaum lebensfähige Teilgebiete zergliedert hat. Die Bevölkerung beklagt sich über außerordentlich schwere Steuerlasten infolge des ungünstigen Zollsystems und über die schädliche Wirkung mancher Konzessionen.

Der Osten Transjordans grenzt an Arabien, das weltwirtschaftlich wenig besagt, da die große innere Wüste, mineralisch unerforscht, nur von Nomaden durchzogen wird. Aus dem Hedschas, einem schmalen Landstreifen zwischen dem Roten Meer und der Wüste, haben die Engländer nach Inszenierung eines arabischen, für den Ausgang des Krieges im Orient wirkungsvollen Aufstandes 1916 ein von der Türkei unabhängiges Königreich gemacht.

Das arabische Binnenland zerfällt in eine Anzahl mehr oder weniger föderalistische Emirate, Sultanate, Imanate. Im Osten liegt das staatsrechtlich freie Sultanat Oman, das jedoch unter englischer Kontrolle steht und mit seinen indischen Kaufleuten ganz nach Indien neigt. Beachtenswert ist der englische Stützpunkt Aden.

Ibn Saud, der Araberkönig des Hedschas und von Nedschd, hat zwar aus religiösen Gründen die Einfuhr von Musikinstrumenten, kosmetischen Erzeugnissen, Tabak, Alkohol, Spielkarter und Spielwaren nach dem Hedschas und Nedschd verboten; auf der anderen Seite interessiert er sich aber sehr für Elektrizitätsverwendung und für die Förderung des Automobilverkehrs, so daß sich hier in gewissem Umfange ein Absatzmarkt für Kraftwagen und technische Artikel eröffnet.

Bemerkenswert sind die wirtschaftlichen Fortschritte im Irak, dem ehemaligen Mesopotamien. Es ist bis jetzt noch ein sogenanntes A-Mandat des Völkerbundes, das nach den Bestimmungen des Friedensvertrages in den Rang eines selbständigen Staates hineinwachsen soll, und zwar eigentlich bis 1928. England hielt den Zeitpunkt noch nicht für gekommen und hat in den nicht ganz leichten Verhandlungen, die König Feisal und sein Premierminister Jaffar-Pascha mit dem Britischen Kolonialamt führten, durchgesetzt, daß der Termin der Aufnahme in den Völkerbund auf 1932 hinausgeschoben wurde. Dann wird ihn England befürworten, wenn die Verhältnisse sich zufriedenstellend gestalten. Bei dieser weiten Formel konnte man ruhig zugestehen, daß der gegenwärtige Vertrag Englands mit dem Irak als einem unabhängigen souveränen Staate abgeschlossen wurde. Auch im Irak, dem Lande großer Möglichkeiten, ist, wie in Persien, das Erdöl das Hauptprodukt des Außenverkehrs. Der Irak plant heute ernstlich den Bau der direkten Bahn durch die Syrische Wüste nach Palästina auf der heute mit Postautos befahrenen Route. An Indien schließt sich westlich das englische, teils direkt, teils indirekt verwaltete Belutschistan an. Nördlich von diesem mit Wüsten durchsetzten Land liegt das gebirgige, unabhängige Afghanistan, dessen Bevölkerung auf 8—10 Millionen geschätzt wird.

Der König von Afghanistan ist einer der wenigen noch absoluten Monarchen der Welt, dessen Absolutismus Tatsache ist und nicht bloße Fiktion. Der König Aman-Ullah machte eine europäische Studienreise zu dem ausgesprochenen Zweck, in Afghanistan, einem wilden Bergland, westliche Zivilisation einzubürgern.

Man kann geradezu sagen, daß in dem Gebiete des vorderen Orients eine neue Kolonialpolitik, die des 20. Jahrhunderts, auf ihre Möglichkeiten und Ergebnisse hin durchgeprüft wird. Die Schöpfung eines politischen und wirtschaftlichen Eigenlebens kann jedoch nur das Werk europäischer Routiniers sein. Den orientalischen Völkern selbst fehlt dazu, wenn nicht das Geschick, so doch sicher die Erfahrung.

Der Traum der deutschen Orientpolitik ist aus. — Wir haben dort politisch nichts mehr zu suchen und müssen daraus die Folgerungen ziehen. Um so mehr wächst die Bedeutung des wirtschaftlichen Europäisierungsprozesses für uns. Der sich wandelnde Islam steht auf der einen, der zur Rüste gehende Imperialismus auf der anderen Seite. Dies ist der Beginn einer neuen Phase der Beziehungen zwischen Okzident und Orient. Der Schwerpunkt der orientalischen Frage liegt aber heute auf den Gebieten des vorderen Orients.

Dr. Wilhelm Fließ,
bekannter Berliner Arzt und Biologe, Schöpfer der Lehre von der Periodizität der Lebensvorgänge, † am 13. Oktober im 70. Lebensjahre.
Nach Fließ' Periodenlehre ist das gesamte organische Leben, somit auch das menschliche Dasein, in seinem Ablauf streng zahlenmäßig durch Perioden bestimmt.

Oberst a. D. Bernhard Schwertfeger,
verdienstvoller Forscher auf dem Gebiete der Vorkriegsgeschichte und Sachverständiger des parlamentarischen Untersuchungsausschusses des Reichstags zur Erforschung der Ursachen des Zusammenbruchs, wurde anläßlich seines 60. Geburtstages am 23. September zum philosophischen Ehrendoktor der Universität Göttingen ernannt.

Zum Tode der Zarinmutter Maria Feodorowna von Rußland.
Links: Eine Erinnerung aus der Vergangenheit der Romanows: Maria Feodorowna und ihr Gatte, Zar Alexander III. (1881—1894), mit ihren Kindern. (Oben Mitte, rechts neben seiner Mutter, der spätere Zar Nikolaus II., der bis 1917 regierte.)
Rechts: Maria Feodorowna, eine geborene Prinzessin Dagmar von Dänemark (geb. am 26. November 1847, gest. am 14. Oktober 1928) mit ihrem Leibkosaken in Kopenhagen, wo sie meist in den letzten Jahren lebte.

Von der mitteldeutschen Stahlhelm-Führertagung in Halle am 14. Oktober: Generalfeldmarschall v. Mackensen schreitet die Reihen der Mädchen vom Königin-Luise-Bund ab.

BÜHNENSCHAU

(Zu den Bildern auf Seite 610.)

Als erste deutsche Bühne brachte nach der Uraufführung an der Mailänder Skala im Dezember 1927 jetzt die Dresdener Staatsoper des Deutsch-Italieners Ermanno Woff-Ferrari dreiaktige Oper „Sly" heraus. Das Textbuch von Giovacchino Forzano, deutsch von Walter Dahms, legt der im London des 17. Jahrhunderts spielenden Handlung die seit Shakespeares Zeiten oft benutzte Fabel vom Trunkenbold Schlau (Sly) zugrunde. Diesen genialen Kneipensänger schleppt in einer Laune der Graf von Westmoreland in sein Schloß und läßt ihn beim Erwachen aus seinem Rausch einreden, er sei der Schloßherr. Er verliebt sich nun in des Grafen Geliebte Dolly. Doch kurz ist sein Glück: Als der Graf des launischen Spiels überdrüssig wird, wirft man das Opfer des Scherzes in den Keller des Schlosses. Hier öffnet sich Sly aus Trauer über sein Liebesenttäuschung mit einer Weinflaschenscherbe die Pulsadern; Dolly kehrt reuevoll zurück, aber sie findet einen Sterbenden. — Diese Handlung ist unproblematisch packend, die Musik von geschmackvoller Delikatesse, die Aufführung stand auf einer wunderbaren Höhe; so konnte der ehrliche Erfolg des Stückes nicht ausbleiben.

„Amerikanische Tragödie der sechs Matrosen von S 4" nennt Günther Weisenborn sein Drama „U-Boot S 4" (uraufgeführt an der Volksbühne am Bülowplatz in Berlin), das an das Unglück des amerikanischen Unterseebootes im vorigen Jahre anknüpft. Der grausame Erstickungstod der sechs Überlebenden mag wohl als furchtbare Tatsache ergreifen, die Regie arbeitet geschickt mit den Mitteln Piscators, aber dichterisch kann das Stück unmöglich als Leistung angesprochen werden, zumal da es allzusehr ins Tendenziöse verflacht ist.

Das Eheproblem ist aktuell, und Dichter müssen heutzutage flink sein, also schrieb Walter Hasenclever seine amüsante Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen". Der liebe Gott, ein freundlich jovialer alter Herr, hat seine Himmelsregentschaft satt. Als nun drei Selbstmörder, die alle an der Liebe starben, erscheinen, erwirkt die heilige Magdalena ihre Begnadigung. Es soll noch einmal der Versuch gemacht werden mit einem neuen Leben. Natürlich gibt es wieder Liebeskonflikte und eine Katastrophe. Darauf werden diese Fanatiker des Liebespechs aus dem Reichtum in ein proletarisches Milieu verpflanzt, aber auch hier dieselbe Pleite. Der liebe Gott resigniert...

Ein Stück Goethe-Literaturgeschichte — die Episode um Friederike von Sesenheim — benutzten die Herren Herzer und Löhner als Vorwurf für ein Singspiel „Friederike" (Uraufführung am Metropoltheater in Berlin), zu dem Operettenmeister Lehár die Musik geschrieben hat. Sie versöhnt mit dem gefährlichen Unterfangen, Goethe als Operettenfigur neu zu beleben.

Die Operette ist tot, es lebe die Operette! Emerich Kálmán hat flotte Melodien gefunden zu dem von J. Brammer und A. Grünwald stammenden Libretto „Die Herzogin von Chicago", welches das alte Thema von der Dollarprinzessin variiert. Das Publikum kargte nicht mit dem Beifall.

Admiral A. Lindman,
Führer der Rechten in der Zweiten Kammer in Schweden, der neue Ministerpräsident, der schon 1906—11 dieses Amt führte.

Hans Joachim v. Brockhusen,
Landrat a. D., Schwiegersohn des Reichspräsidenten (Gatte von dessen ältester Tochter Irmengard), † am 16. Oktober.

Von der Vermählung des japanischen Thronfolgers am 28. September: Prinz Chichibu und seine Gattin Setsu Matsudeira in den historischen Hochzeitskostümen.

Ein Ölzug in Flammen: Die unter gewaltiger Rauchentwicklung brennenden Wagen eines aus 27 gasolingefüllten Tanks bestehenden Güterzuges bei Iyba (Kansas, Nordamerika). Zehn Stunden wütete das Feuer.
Nebenstehend: Berühmte Gäste auf der „Ila" (Internationale Luftfahrtausstellung) in Berlin am 16. Oktober: (Von links) Hermann Köhl; Frau Chamberlin; Major Fitzmaurice; C. Chamberlin, der Führer der „Miß Columbia"; die deutsche Kunstfliegerin Thea Rasche.

Eine Riesen-Tennishalle in Hamburg: Die kürzlich fertiggestellte Halle auf der Uhlenhorst, die am 20. Oktober durch ein Turnier feierlich eröffnet wurde. Sie enthält zwei Spielfelder und kann etwa 800 Zuschauer fassen.

Goldene Hochzeit im Hause Habsburg: Erzherzog Friedrich von Österreich küßt das Kruzifix vorm Betreten der Kirche in Budapest am 8. Oktober. Links seine Gemahlin Isabella, Prinzessin von Croy.

Ein Tiergarten am Meeresstrande: Blick auf die Freiluftanlagen des Zoologischen Gartens in Bremerhaven, die sich ganz nahe am Rande der Nordsee erstrecken.

Links nebenstehend:

Ein siegreicher weiblicher Jockei: Miß Iris Rickaby auf „Bogus" nach ihrem Siege im Rennen von Newmarket (England), bei dem sie vor drei anderen Damen und einem Herrn als Konkurrenten gewann.

AUS DEM THEATERLEBEN

HIERZU DIE „BÜHNENSCHAU“ AUF SEITE 608

Der junge Goethe als Bühnenfigur: Kammersänger Richard Tauber in der Rolle des jungen Goethe bei der Uraufführung des Singspiels „Friederike“ von Franz Lehár am Metropoltheater in Berlin. (Phot. Hänse Herrmann.)

Der Operettenkomponist Emerich Kálmán wartet mit einem neuen Werke auf: Szenenbild aus der am 12. Oktober im Deutschen Künstlertheater zu Berlin erfolgten Uraufführung der Operette „Die Herzogin von Chicago“ mit Max Hansen (vorn) als Erbprinzen und Rita Georg (sitzend) als Dollarprinzessin Mary.

Tragödie auf dem Meeresgrunde: Die im luftarmen Raum des verunglückten Unterseeboots eingeschlossenen letzten sechs Mann der Besatzung in Erwartung des Erstickungstodes; Szene mit Heinrich George als Matrose Sepp (zweiter von links) aus der Tragödie „U-Boot S 4“ von Günther Weisenborn, die am 16. Oktober an der Volksbühne in Berlin uraufgeführt wurde.

Ein Spiel von Traum und Leben: Szene mit Kurt Taucher als Sly und Maria Rajdl als Dolly, der ihm vorgespiegelten Frau, aus der Oper „Sly“ (Die Legende vom wiedererweckten Schläfer) von Wolf-Ferrari, die am 13. Oktober in der Dresdener Staatsoper zur Uraufführung gelangte. (Phot. Ursula Richter.)

Eine neue Komödie von Walter Hasenclever: Bühnenbild aus „Ehen werden im Himmel geschlossen“, uraufgeführt in den Kammerspielen in Berlin am 12. Oktober. (Phot. Zander & Labisch.)
Die Personen des „Dreieckigen Verhöltnisses“ an der sonnigen Riviera: (Von links nach rechts) Hermann Thimig, Grete Mosheim und Theodor Loos.

DAS „BUCHQUARTIER“ IM MORITZBURGER SCHLOSS

Im vorigen Jahr wurde in einem der vier charakteristischen Rundtürme des Schlosses Moritzburg das Porzellanquartier eröffnet (vgl. Nr. 4303 vom 1. September 1927). „Quartier“ nannte man einst die Flucht der vier, fünf Zimmer in jedem Stockwerk dieser Türme, eine kleine Wohnung für sich, geruhsamer Aufenthalt für vornehme Gäste. Die Zeiten sind hin, es kommen keine Gäste mehr. Aber die alte Kultur ist geblieben, der Familienbesitz des „Vereins Haus Wettin“ ist nicht mehr für einzelne, Auserwählte da, er hat eine neue Sendung erhalten. Der Schloßherr und Geschäftsführer des „Vereins Haus Wettin“, der kunstliebende Prinz Ernst Heinrich, und sein kluger Berater, Direktor Dr. Erwin Hensler, wollen ein lebendiges Museum schaffen aus drei Jahrhunderten sächsischer Kultur.

Diesem Porzellanquartier des genußfrohen, überfeinerten 18. Jahrhunderts wird ein Trinkquartier des trink- und hiebfesten 17. Jahrhunderts folgen, das Buchquartier des besinnlichen 19. Jahrhunderts ist jetzt, nach seiner Vollendung, für die Besichtigung frei. Um es vorwegzunehmen: die Moritzburger Schau sächsischer Kultur, Glas, Porzellan und Buch, wird einmal für Kenner und Liebhaber eine Fundgrube künstlerisch behüteten alten Kulturguts darstellen.

Die Schaubibliothek bildet eine alte Welt, in der man sich neu zu Gaste fühlt. Mit weißen Schweinslederbänden des 16. Jahrhunderts beginnt es. Aber getäfelte Decken, indirektes Licht, Parkett. Nichts für Motten. Man kommt durch eine 18 m lange „Einbandgalerie“ zu den eigentlichen Quartierzimmern. Herrliche, reich mit Gold ornamentierte braune Kalblederbände Meister Jakob Krauses, von 1566 bis 1585 „churfürstlich-sächsischer Hofbuchbinder“ in Dresden.

Und das erste der Zimmer. Es gehört der Zeit der Kurfürstin Maria Antonia (gest. 1780), der Mutter Friedrich Augusts des Gerechten, an. Rokoko, Bücherschränke aus Rosenholz, ein Instrument Silbermanns, halb Orgel, halb Spinett, galante Bilderszenen des Hofmalers Dietrich.

Aus dem Inkunabel-Zimmer.

Da hängt ein Stich von Johannes Casanova an der Wand, einem Bruder des berühmten Abenteurers, der als Akademieprofessor in Dresden lebte.

Eine Vitrine birgt des Freiherrn von der Trenck berühmte Bibel, in die er mit seinem eigenen Blut die „Wahrhaffte, auf Gewissen, Ehr und Beweiß gegründete Erzehlung von dem Zusammenhange seiner zur Entweichung aus Magdeburg vorgehabten Anschläge“ eingetragen hat. Es wird erzählt, daß der Freiherr sich in den Finger stach und in einem Scherben das Blut auffing, mit dem er dann seine Geschichte aus Dichtung, Aufschneiderei und Wahrheit um den Bibeltext herum aufnotierte. Aber auch einen jener von ihm mit unglaublicher Geduld gravierten, zinnernen Trinkbecher kann man sehen, über und über mit einer einzigen Schrift bedeckt, mit winzigen, bildhaften Zeichnungen.

Eine schmale Klosterzelle, ein wenig erhellt durch den Birkenholz-Bücherschrank, so präsentiert sich der zweite Raum, das Inkunabel-Zimmer, das an die 200 Wiegendrucke birgt, aus der Klosterbibliothek des im Jahre 1539 aufgehobenen Franziskanerklosters zu Oschatz. An einer Längswand am Fenster (mit diesem bezaubernd schönen Blick auf den Moritzburger Park, auf den blauschattierten See) ein Schautisch mit Proben aus der Moritzburger Autographensammlung. Briefe, Noten, Schriftstücke von Luther, Tilly, Beethoven, Mozart, von Friedrich dem Großen, Napoleon, C. M. v. Weber usw.

Das Dante-Zimmer, in Blau und Gold, ist originalgetreu einem Saal aus dem ehemaligen Prinz-Max-Palais nachgebildet. An der Wand Bilder Dantes und König Johanns. Hier steht des Philalethes Handbibliothek, hier sind alle Vorstudien seines Kommentars zur „Göttlichen Komödie“ untergebracht, heute, nach 80 Jahren noch, wissenschaftlich unantastbar, unerreicht. Dazu in einem Schauschrank schwere, grüne und rote Foliobände, Geschenke Ludwigs XV.

Ein Bibliotheksraum.

Das Lesezimmer.

Die „Trenck-Bibel“ und der Zinnbecher des Abenteurers Freiherr von der Trenck.

Und im letzten der Räume sind wir beinahe in die Gegenwart gerückt. Das Lesezimmer, früher im Schloß zu Pillnitz, aus der Zeit König Alberts und seines Bruders, des Königs Georg. Die mächtige Wand füllt ein Wandbild des genialen Ferdinand v. Rayski. Es ist, als träten einzelne der Jagdgesellschaft, wieder lebendig geworden, auf uns zu.

Die Herbstsonne durchleuchtet eine der intimsten und allein zum Anschauen schönsten Bibliotheken, die es wahrscheinlich in Deutschland gibt. Bücher aus drei Jahrhunderten, von Menschen geschrieben und gelesen während dreier Jahrhunderte. Heinrich Zerkaulen.

Die Abbildungen sind Wiedergaben photographischer Aufnahmen von Paul Wolff, Dresden-Zschachwitz.

Im Tropengürtel Afrikas: Portugiesisch-Guinea

Die portugiesische Kolonie Guinea liegt an der Westküste Afrikas auf dem 15. Grad westlicher Länge und dem 12. Grad nördlicher Breite. Ihre Gesamtfläche beträgt rund 34000 qkm, das ist etwa die Größe von Baden und Württemberg zusammen. Die Hauptstädte sind Bolama und Bissau; in der ersteren befindet sich der Sitz der Regierung. Das Festland ist flach, ohne bemerkenswerte Bodenerhebung. Die Höhe über dem Meeresspiegel dürfte im Mittel etwa 20—25 m kaum übersteigen, im Osten befinden sich Höhen bis zu 200 m. Dem Festland sind etwa 30 große und kleine, zum Teil unbewohnte Inseln vorgelagert, durch breite Meeresarme vom Festland und voneinander getrennt. Diese unter dem Namen Bissagosinseln zusammengefaßten Inseln sind vom Festlande in geographischer, naturgeschichtlicher und völkerkundlicher Beziehung ganz verschieden.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts begannen die Portugiesen an der Guineaküste Faktoreien anzulegen, um die Erzeugnisse der Tropen nach Europa und später Sklaven nach Amerika auszuführen. Die Kämpfe mit den sehr wehrhaften Eingeborenen dauerten bis in die neueste Zeit.

Das Klima der Kolonien ist tropisch; die Regenzeit beginnt Ende Mai und dauert bis Anfang November. In den einzelnen Landesteilen sind die Temperaturen verschieden und schwanken in den mittleren Teilen zwischen 30—41 Grad C in der Trockenzeit und 22—33 Grad in der Regenzeit. Als niedrigste Temperatur wurden Ende Januar morgens um 6 Uhr 16 Grad gemessen.

In allen Teilen des Landes ist die Hauptkrankheit die Malaria. Die Eingeborenen haben auch unter Hautkrankheiten viel zu leiden. Die Elefantiasis ist weitverbreitet und tritt vielfach in abschreckenden Formen auf.

Das Land wird etwa von 400000 Eingeborenen bewohnt, das sind auf 1 qkm 12 Menschen. Die Bevölkerung setzt sich aus einer Anzahl von Stämmen zusammen, von denen die wichtigsten sind: Papeis, Manjacos, Mandingas, Futas und die Bissagosinsulaner. Ferner leben im Lande 60 Deutsche mit 11 Frauen und 9 Kindern, etwa ebenso viele Franzosen und ungefähr 300 weiße Portugiesen. Engländer und Missionare fehlen gänzlich.

Die Vegetation hängt von der Bodenformation ab. In großen Teilen des Landes herrscht die Obstgartensteppe vor. Aus dem 3 m hohen Gras erheben sich größere Büsche und Bäume, meist Akazienarten, zu einer obstgartenähnlichen Vegetation. — Als Wahrzeichen einer früheren, jetzt ausgestorbenen Vegetation beherrscht der Affenbrotbaum, der Baobab, die Landschaft. Im Nor-

Links: Mann von der Insel Uracane.

Frau mit Kind von der Insel Orango.

Im Bau befindliches Wohnhaus der Bissogos. Zwei konzentrische Lehmwände bilden die Unterlage für das geflochtene Kegeldach. Anstrich mit Kalk; ein 50 cm breiter Fries schwarz, weiß, rot.

Elefantenjäger vom Stamme der Tillebunka.

Rechts: Reisender Manjaco-Händler im Balanteland. Das Felleisen enthält Tabak und Kolanüsse, das Ledertäschchen Halsketten für die Frauen, der blau und weiß gestreifte Armbeutel die Wegzehrung.

Unter Mangobäumen: Papeldorf Bandim bei Bissau.

Vorratshaus der Bissagos. Die Lehmwände sind bunt bemalt.

den und Westen der Kolonie stehen bedeutende Waldstrecken an den tiefen Stellen, besonders in Flußniederungen. Charakteristisch ist hier der Wollbaum, mit seinem edlen riesenhaften Wuchs wohl der schönste Baum der Tropen. An vielen Stellen des Landes finden sich starke Bestände von Ölpalmen, die auf den Inseln dichte Wälder bilden.

In der blauen Flut spiegeln sich die Inseln mit ihren riesigen Wollbäumen und dichten Palmenwäldern. Land, Meer und Himmel schließen sich zu einer Symphonie von unbeschreiblicher Schönheit zusammen. Der Meeresstrand ist zum großen Teil mit einem 20 bis 30 m breiten Mangrovestreifen besetzt, dessen einzelne Stämme kaum 5 bis 6 m Höhe übersteigen.

Die Tierwelt ist reichlich vertreten. In den Flüssen halten sich zahlreiche Flußpferde und Krokodile auf, in den Elefantengrasebenen und in den Galeriewäldern Antilopen, wilde Schweine, Leoparden und viele kleinere Tiere. Großartig ist die Vogelwelt mit ihren zahlreichen Vertretern schöngefärbter Arten. In den südöstlichen Landesteilen kommen Elefanten und Schimpansen vor.

An Landesprodukten steht an erster Stelle die Erdnuß, dann folgen Palmkerne, Palmöl und Gummi. Von den Eingeborenen werden Sumpf- und Bergreis, Mais, Yams, Hirse, Bananen und Papaya angebaut.

Die Verkehrsverhältnisse sind auf eine eigenartige Weise zu einer musterhaften Erschließung des Landes gekommen. Das Land ist in Bezirke bzw. Kreise eingeteilt, denen ein Administrator, etwa Landrat nach unseren Begriffen, vorsteht. Jedem dieser Administratoren stellte die Regierung ein Auto zur Verfügung mit der Maßgabe, sich selbst mit Hilfe der Eingeborenen die zugehörigen Straßen zu bauen. Diese Maßnahme hatte einen ungeahnten Erfolg; es entstand in kurzer Zeit ein musterhaftes Straßennetz, auf dem sich ein lebhafter Lastautoverkehr entwickelt hat.

Die Flüsse bilden ein wichtiges Verkehrsmittel von bedeutender Mannigfaltigkeit. Zahlreiche große und kleine Einbäume der Eingeborenen, Motorboote und Leichterfahrzeuge schaffen die Erzeugnisse des Landes zur Küste. Die Inseln sind, abgesehen von Bubaque und Soga, auf denen sich zwei deutsche Ölpressen im Betrieb befinden, noch nicht an den Verkehr angeschlossen. Den Verkehr zwischen den Inseln vermitteln die schön geschnitzten und bemalten Segelboote der Insulaner. Den Hauptanteil an der Seeschiffahrt haben die Dampfer der Bremer und der Woermann-Linie. E. Hintz, Berlin-Südende.

EIN 5000 JAHRE ALTER SCHMUCK: DER GOLDENE KOPFPUTZ DER KÖNIGIN SCHUB-AD VON UR

Die Mauern von Ur in Mesopotamien, einer einst mächtigen und weithin gebietenden Stadt auf dem rechten Ufer des Euphrat kurz vor seiner Vereinigung mit dem Tigris, umschlossen eine Stätte hoher Kultur. Sie wird jetzt immer mehr durch die Ausgrabungen einer Expedition erschlossen, die von dem Britischen Museum in London und dem Museum der Universität Philadelphia (U. S. A.) unterstützt und von C. Leonard Wolley geleitet wird, mit dessen Genehmigung wir auch den königlichen Kopfschmuck veröffentlichen. Dieser wurde in der steinernen Grabkammer einer königlichen Begräbnisstätte gefunden (vgl. unsere Abbildungen in Nr. 4351). Von Erde und Steinen zerdrückt, lagen doch alle Teile so auf dem Boden, daß die Rekonstruktion des Schmuckes keine Schwierigkeiten bot. Büste und Perücke sind im Stil der Zeit der Königin Schub-ad gehalten, von der ein Bildnis bisher noch nicht gefunden wurde.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(5. Fortsetzung.)

Alix war schon bis zum Hauseingang gelangt, um in das Schlafzimmer ihres Mannes zu stürmen, als sie sich besann. Sie überlegte, daß es besser wäre, sich mit Nabossy in Verbindung zu setzen, der als Privatsekretär Wagemanns zweifellos mit dieser Angelegenheit befaßt war.

Trotz der verhältnismäßig frühen Stunde meldete sich Nabossy mit einem Morgengruß, der die Neuigkeit, bevor sie noch ausgesprochen war, bestätigte.

„Sie wissen schon?"

„Mit der ersten Post."

„Was machen wir? Das ist ja entsetzlich!"

„Haben Sie schon mit Ihrem Mann darüber gesprochen?"

„Nein."

„Machen Sie ihm gegenüber keine Erwähnung."

„Keine —"

„Nein. — Das wird ihn irritieren. Tun Sie, als wüßten Sie nichts davon."

„Und der Präsident? Weiß er's schon?"

„Ich halte es für vorteilhaft, ihm einstweilen keine Mitteilung zu machen. Es war der erste Schuß, ein blinder Schuß einstweilen, nicht mehr, ein Warnungssignal, die Brieftasche beizeiten zu öffnen. Für das Publikum unverständlich, noch zu undurchsichtig. Lassen Sie mich die Sache überlegen, gnädige Frau. Ich werde dafür sorgen, daß Herr Wagemann im Verlaufe des heutigen Tages den Wisch nicht zu Gesicht bekommt. Morgen früh fahren wir nach Gastein, wie geplant. Sie können mir natürlich sehr an die Hand gehen, gnädige Frau. Trachten Sie, Ihren Mann so rasch wie möglich, vielleicht heute noch, dorthin zu bekommen. Dann habe ich ihn in nächster Nähe —"

„Warten Sie — vielleicht mit Ihrer Hilfe! — Können Sie mich abends bei der Urania oder in der Praterstraße erwarten?"

„Ab sieben Uhr, gern. Urania also?"

„Ja. Sieben. Wiedersehen."

Alix fand Herrn Albert Renee bereits im Garten vor.

„Gut geschlafen?" erkundigte er sich fröhlich.

„Wie immer."

Er aß mit bestem Appetit.

„Zeitungen gelesen?"

„Ja. Nichts Neues."

„Gar nichts?"

„Gar nichts. Sauregurkenzeit. Es wird langweilig hier. Ich möchte weg. Wir haben richtig bis heute gezögert, Zimmer zu bestellen. Jetzt ist Hochsaison in Gastein."

„Eine Geldfrage. In den ersten Hotels ist immer was zu haben."

„Ärgerlich, ich lasse mich nicht darauf ein, blindlings hinzufahren. Du könntest Quartier machen."

„Glänzende Idee. Ich nehme den Wagen."

„Nee," meinte Alix trocken, „den benutze ich. Du fährst mit der Bahn."

Sie entriß ihrem Handtäschchen ein kleines Portefeuille und suchte zwei Hundert-Schilling-Scheine hervor.

„Genug?"

„Kaum."

Eine dritte Note kam zum Vorschein.

„Es müßte aber gleich sein."

„Meinetwegen. Mit dem Halb-elf-Uhr-Zug. Wann kommst du nach? Länger als bis übermorgen reicht die Chose nicht." Er hielt die Scheine mit zwei Fingern verächtlich vor sich hin in die Luft.

„Morgen, am Abend wahrscheinlich, bin ich dort. Du läßt Nachricht beim Bahnportier."

„Erledigt."

Er knüllte die Banknoten in die Hosentasche und ging pfeifend ins Haus.

Alix lehnte sich in den Korbstuhl zurück. Sie war mehr als beunruhigt. Nun war als neuerliche Nervenbelastung diese unsaubere Geschichte hinzugekommen. Glücklicher Zufall und guter Einfall, diesen Nabossy heranzuziehen. Ob es ihm gelingen würde, ohne Aufsehen die Briefaffäre zu bereinigen? Einen Augenblick dachte sie daran, sogleich ihren Rechtsanwalt aufzusuchen und ihn zu bitten, ihre Scheidung einzuleiten. Dann fiel ihr ein, daß sie eigentlich keine gesetzkräftigen Gründe anzuführen hätte. Loskommen mußte sie von ihm, das war mehr als naheliegend. Er war ein aus der Bahn geworfener Mensch, der sie nächstens mit in den unreparabelsten Skandal ziehen würde. Sie konnte von Glück sagen, wenn Wagemann die gegenwärtige Belastungsprobe aushielt. — Wenn sie ihn verlor, wenn er sich von ihr abwandte, weil er dieses gefährliche Anhängsel Albert Renee gründlich und auf der Stelle los sein wollte — was dann? Wer blieb dann noch übrig?

Langen? — Sie hatte ihn damals im Theater ungerechtfertigterweise nach dem System Katjuscha behandelt.

„Das hätte ich nicht tun dürfen", sagte sie halblaut vor sich hin. Eine übermächtige Müdigkeit saß ihr in allen Gliedern, zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich der Situation, der Welt nicht mehr gewachsen.

„Dreißig Jahre", sagte sie wieder, diesmal lautlos, „und schon untüchtig, erledigt?"

Sie tastete nach der Puderdose, einem Prachtstück von Gold mit eingelegten Halbedelsteinen, einem Geschenk Wagemanns.

Der Spiegel zeigte ein straffes, jugendlich-frisches Gesicht.

„Dummheiten", rief sie überlaut, so daß das Mädchen, das den Frühstückstisch abzuräumen kam, von weitem schon nach ihren Wünschen fragte.

„Ah, nichts."

Sie war aufgestanden und dehnte, reckte sich.

„Nichts da! Heute abend geht's wieder auf die Jagd!"

Wenige Minuten entlang der Erschlaffung, der Überwältigung durch den Ansturm widriger Ereignisse, hatte sie das Einlaufen in einen endgültigen, gefahrsicheren Hafen in Betracht gezogen...

Das war nun vorbei. Katjuscha hatte wieder die Oberhand erlangt, wenn man so sagen darf, Katjuscha, die Freundin und Lehrerin in der Kunst, mit Menschen umzugehen; besonders mit Männern.

„Langen?" lachte Alix vor sich hin. „Verläßliche Reserve. Das hat Zeit."

Hanna Lovius kam den Weg vom Parktor her angestürmt.

„Hallo, Alix, nur auf fünf Minuten! Wir fahren heute, Papa und ich. Wann kommst du nach? Ich bin nur herausgekommen, mich zu verabschieden."

Aber sie nahm doch den angebotenen Sessel und machte es sich bestens bequem.

„Ich weiß es noch nicht", erwiderte Alix. „In den nächsten Tagen —"

Hanna holte mit umständlicher Langsamkeit ihre schmale, platingefaßte Onyxtabatiere hervor.

„Ich möchte dich etwas sehr Ernsthaftes fragen", begann sie förmlich.

Alix sah sie spöttisch an.

„Ernsthaft — und du?"

„Es handelt sich um Doktor Langen."

„Oh!"

Hanna nahm die offen hingehaltene Ironie nicht zur Kenntnis.

„Ja, Langen. Es hat sich so gefügt, daß wir — er und ich — uns nähergekommen sind. Ich will mich nicht abgebrauchter Worte bedienen. Es ist nur noch ein Schritt, der uns trennt. Aber er kann nicht gemacht werden, Alix, denn — du stehst dazwischen. Ich würde natürlich nie so zu dir gesprochen haben, wenn ich nicht die Empfindung hätte, daß du aus — Laune, aus — Selbstgefälligkeit, kurzum: ohne innere Nötigung dort stehst."

Alix öffnete den Mund und schloß die Augen. Sie versagte sich, auszusprechen, was ihr auf der Zunge lag.

„Ich sehe," sagte Hanna bedächtig, „daß du die Angelegenheit noch immer auf die leichte Achsel nimmst. Das solltest du nicht tun. Du unterschätzt mich."

Hanna sah sie voll an.

„Glaubst du," fragte Alix, ohne sie anzusehen, „durch eine Unterredung wie diese ließe sich eine Beziehung zwischen zwei Menschen, und sei sie auch nur eine so lose wie die von Dozent Doktor Langen zu mir, auslöschen?"

„Du sollst ihn nicht unnütz zum Narren halten!" sagte Hanna, indem sie jedes Wort gesondert und betont aussprach. „Er ist zu gut dazu. Entweder — oder!"

„Was heißt das nun wieder?"

„Du verstehst mich gut."

„Nein", sagte Alix schroff. „Du bist irgendwie im Irrtum, liebes Kind. Ich habe da nicht viel zu schaffen. Ich bin für Langen nicht verantwortlich und kann und mag kein Versprechen abgeben, das ihn mit einschließt. Ich habe ihm übrigens in einer vor kurzem erfolgten Unterredung klipp und klar gesagt —"

„Damals in der Oper."

„Oper? Woher weißt du...?"

„Ich weiß es. Woher, ist ja nebensächlich."

„Hat er dir davon gesprochen?"

Hanna blickte zur Seite, knipste die Asche von der Zigarette und ließ die Frage unbeantwortet.

„Das ist seltsam. Dann wird er dir wohl auch mitgeteilt haben, daß ich ihm, als er mir die Schuld an all den Dingen um die arme Katjuscha zuschob, mit unzweifelhafter Deutlichkeit sagte —"

„Er hielt Katjuscha für den Stein am Wege", sagte Hanna. Es war keine Frage und keine Bestätigung; sie sah geradeaus vor sich hin auf den kurzgeschorenen Rasen.

„Daß ich ihm versicherte, ohne Umschweife, ich hätte nicht die Absicht, irgendeine Bindung einzugehen. Wie immer sie beschaffen sein möge! Ich wurde bereits zweimal kräftig enttäuscht. Ich will es von nun an mit der Ungebundenheit probieren. Das sagte ich ihm, wie ich es jetzt dir gesagt habe."

„Und er verblieb dabei, daß an dieser deiner Sinnesrichtung wieder Katjuscha schuld sei!"

„Ja. Vielleicht hatte er teilweise recht. Aber das änderte und ändert nichts an der Sachlage."

„Sag', Alix," begann Hanna nach einer Weile, ohne den Blick vom Rasen zu wenden, „das muß ihn ja fürchterlich mitgenommen haben?"

„Es tut mir leid. Aber ich konnte nicht anders. Gerade deshalb, weil ich ihn hoch einschätzte, mußte ich offen zu ihm sprechen. Er rannte nach dem zweiten Akt weg und irrte, wie er mir erzählte, stundenlang in den Gassen umher."

„Das war an jenem unglückseligen Abend," hauchte Hanna mehr als sie sprach — sie hatte eine lange Pause gemacht — „da Katjuscha —"

„Ja. Hätte ich nur nicht die Einladung Langens angenommen! Katjuscha ging nicht mit, weil sie auf Langen nicht gut zu sprechen war. Sie fürchtete, daß ich, wie sie es zu sagen pflegte, wieder eine Dummheit — die dritte Dummheit — begehen würde. Aber, Hanna! — Was ist dir, Kind?"

„Nichts, nichts." Hanna erhob sich. Sie mußte sich auf den Gartentisch stützen.

„Kind," besänftigte Alix, „du nimmst das zu tragisch. Ich fürchte, Langen ist noch zu sehr mit der Ablehnung beschäftigt, die er sich zugezogen hat. Das will verarbeitet sein. Das muß man der Zeit überlassen, verstehst du? Wenn du klug bist, verlegst du dich aufs Warten. Mein Gott, ich wußte nicht, daß du so arg beteiligt bist! In deinen Jahren geht man ja freilich so etwas maßlos hitzig an. Es ist ganz gut, daß du von Wien wegkommst. Draußen im Salzburgischen, in der dünnen Höhenluft, dort wirst du hoffentlich zu dir kommen und ruhiger Betrachtung fähig sein."

Hanna empfahl sich mit einem Händedruck, ohne die ältere Freundin anzusehen. Sie fürchtete, sich zu verraten.

In den Gassen umhergeirrt! hämmerte es in ihrem Hirn, während sie zum Tor mehr lief als ging. — Umhergeirrt? Zu mir sagte er, daß er geradeswegs nach Hause gegangen war! Was ist da wahr? — Er sah Katjuscha als Hindernis an, als einziges Hindernis, das ihm die Aussicht auf Erfüllung seines heißesten Wunsches versperrte. Dort mußte er den Hebel ansetzen — genau so, wie ich mich jetzt mit Alix auseinanderzusetzen versuchte!

Sie rannte die Allee entlang. Ein Spaziergänger wandte sich verwundert um.

*

Das mit der Einsamkeit, Stille der Hochgebirgswelt traf nicht recht zu. Als Alix am Morgen — der Morgen begann nach ihrer Zeitrechnung zwischen zehn und elf Uhr vormittags — das Grand Hotel de l'Europe verließ und in der Wandelhalle für ein paar Augenblicke Musik hören wollte, wurde sie sogleich von einer Anzahl entfernter und fast unbekannter Bekannter erkannt und mit Ansprachen ausgezeichnet. Sie flüchtete und geriet zehn Schritt weiter auf der glasverschalten Brücke über den großen Wasserfall an Hanna Lovius samt Vater.

Leo Lovius erregte sogar bei diesem abgebrühten und uninteressierten Publikum aus aller Welt einiges Aufsehen. Hochgewachsen, breitschultrig und aufrechter Haltung, wären ihm seine sechzig Jahre nicht anzusehen gewesen, wenn nicht unter den Rändern des schwarzen Samtkäppis ein dichter Kranz von weißen Haaren eine ehrwürdige Umrahmung des durchgeistigten Antlitzes geschaffen hätte. Der bekannte Chef der Wiener Verlags- und Buchhandlungsfirma fiel noch mehr auf durch die großen blauen Augen, die dem mehr slawischen Gesicht mit der breiten Nase einen ungemein beruhigten, abgeklärten Ausdruck verliehen. Seiner Gesinnung nach einer der letzten überzeugten und auf ihr gründliches und abgerundetes Allgemeinwissen stolzen Humanisten, förderte er ohne Rücksicht auf Gewinn oder Verlust junge Schriftsteller, die dann, einmal gedruckt, rasch den Weg zu den großen deutschen Verlagsanstalten fanden. Er hatte etwas von einem Patriarchen an sich. Seine Gebärden waren langsam und vornehm; er sprach ein Buchdeutsch von klassischer Prägung.

Hanna trug eine unbestimmte Miene zur Schau, eines ihrer Augenlider zuckte nervös. Als sie sich plötzlich Alix gegenübersah, lächelte sie konventionell.

„Gesund und rüstig wie immer, Papa Lovius", sagte Alix, die das unstete Wesen Hannas nicht zu bemerken schien.

„Es ist der Geist," belehrte der alte Herr, „der sich den Körper baut. Wie aber alles auf dieser nicht gar so übel eingerichteten Welt — wenn man ihr mit Verständnis, unvoreingenommen entgegenkommt, merkt man erst, daß sie besser ist als ihr Ruf" — (Schaltsätze liebte er sehr) — „wie also alles, was wir wissen und tun, nur bedingt richtig ist — so sorge ich für jeden Fall vor und bade meine nun schon etwas ungelenken Glieder in diesem Wunderwasser, von dem die Wissenschaft — wie übrigens auch in anderen und fast allen Fällen, aber es liegt nicht an ihr, sondern an der Zeit, sie ist noch sehr jung — nichts Bestimmtes auszusagen weiß. Mag es das Radium sein, die Emanation, aber das allein kann es bestimmt nicht ausmachen, oder die physikalischen Eigenschaften der Heißquelle oder ein den Chemikern noch unbekannter Stoff, die belebende, ich möchte fast sagen, verjüngende Wirkung ist da, und ich gedenke, bis hundert Jahre von diesem Gottesgeschenk Gebrauch zu machen. Ich gebrauche die Umschreibung, den Namen des höchsten Wesens als Spender unbekannter Wohltaten, weil auch unseren gescheitesten Geologen die Herkunft dieser Quellen ein Rätsel ist. Genau betrachtet, sind wir nicht weiter als jener Arzt des sechzehnten Jahrhunderts — sein Name ist mir entfallen — der zwar auch nicht die Gründe der Heilwirkung nennen konnte, diese selbst aber mit auffallendem Scharfsinn und ungeschminkten Worten festgelegt hat."

Alix zeigte sich neugierig, aus Höflichkeit, obzwar sie gern losgekommen wäre. Sie wollte auf Nabossy stoßen, bevor sie Wagemann treffen würde. Sie fragte nach den Wunderwirkungen.

„Das kann ich gerade Ihnen, meine Damen, nicht sagen..."

„Hingegen liegt kein Grund vor," mischte sich Albert Renee, der, strahlend wie ein junger Frühlingsgott, in blütenweißen Flanell gekleidet, hinzugekommen war, „es mir zu verschweigen."

Der Patriarch, immer zu erheiternden Reden aufgelegt und fern jeder falschen oder altersgesetzten Würde, nahm ihn beiseite.

„Jener Arzt des Mittelalters sagte, nach Aufzählung der besonderen Leiden, die zur Kur in Betracht kämen, sagte, das Wasser mache unkeusch und erzeuge viel Kraft. Ich habe nahezu wörtlich zitiert."

Ein weises, den gewöhnlichen Dingen dieser Erde überlegenes Lächeln auf dem ironisch geschwungenen, weiß umbärteten Mund, empfahl er sich. Hanna, die mit Alix nur ein paar Phrasen gewechselt hatte, folgte ihm gern.

Albert Renee ging eine Weile neben Alix her.

„Ich habe dich gebeten," sagte sie, als sie beim Badeschloß vorbeikamen, „du sollst dich mehr allein halten. Das war die Bedingung."

„Dafür, daß du mich mitgenommen hast? Ich muß sagen, du läßt mich seit kurzer Zeit die finanzielle Abhängigkeit mehr als deutlich fühlen. Wenn das so weitergeht, werde ich mich selbständig machen müssen."

Er rückte mit einer ungemein hoheitsvollen Gebärde an seiner sehr gewählten Krawatte.

Alix hatte eine rasche Antwort auf der Zunge, besann sich aber und schwieg.

„Ich spreche sozusagen in letzter Minute zu dir", setzte er fort, mit dem Gehaben eines, der ein längst gehegtes Vorhaben auszuführen im Begriffe ist. — „Du wirst dich entscheiden müssen. Ich gebe dir zu bedenken, daß du ja nicht dein ganzes Leben lang von Wagemann abhängig sein kannst. Ich meine: so ganz und gar und bis auf den letzten Groschen. Andererseits benötige ich eine gewisse Summe, um wieder hochzukommen. Vielleicht ist der Aufenthalt hier so recht geeignet, mit dem urlaubsmäßig wohlgelaunten Herrn Präsidenten über einen einmaligen Betrag zu sprechen, der ihn der Sorge über deine Zukunft ein für allemal enthebt."

„Nein," sagte Alix kurz, „davon kann nicht die Rede sein. Du würdest das Geld irgendwie zusetzen, in irgendeinem Glücksspiel. Du weißt schon, was ich meine — irgendeine Vabanque-Unternehmung. Anderes kannst du ja nicht. Gediegene, zähe Arbeit —"

„Du kannst dir das schenken!" unterbrach sie Albert Renee. „Diese Walze ist mir bekannt." Er schwieg dann, und es war ihm anzusehen, daß er die Worte, die er vorzubringen hatte, vorerst abwägte.

„Es wäre auch Wagemann gedient", begann er langsam. „Du mußt mich recht verstehen," und er sah sie scharf an, „ich habe auf jeden Fall die Absicht, in allernächster Zeit etwas zu unternehmen. Geht es nicht mit dir, dann wird es ohne dich gehen."

Er schaute vor sich hin auf die Straße und vermied ihren Blick.

„Ah, das! Die Einleitung ist ja bereits gemacht. Die Briefe! Aber es ist möglich, daß du dich verrechnest. Anstatt eines kleinen Vermögens — eine kleine oder größere Frist unter bestimmter Diät- und Aufenthaltsbeschränkung."

„Du redest irre!" zischte er mit zu Boden gewendetem Gesicht. „Aber — auch gut! Dann habe ich also freie Hand. Und ich werde nicht zögern —"

Wagemann und Nabossy kamen ihnen entgegen.

Wagemann, dessen genußfrohes Gesicht die fahle Stadtfarbe bereits verloren hatte, blinzelte vergnügt, klopfte Alix auf die Schulter und nickte Albert Renee zu, der sich in glatt-liebenswürdiger Weise nach dem Gesundheitszustand des Finanzmannes erkundigte und ihn befragte, wie er es mit den Bädern halten wolle.

„Ich werde kräftig hineinsteigen, obwohl ich es nicht nötig habe, durchaus nicht nötig. Eigentlich hätte ich nach Karlsbad gehen sollen; wenn überhaupt etwas reparaturbedürftig ist, sind es die Verdauungsorgane. Sie wissen, ich esse gern und, wie ich glaube, mit einigem Verständnis."

(Fortsetzung folgt.)

VINCENT VAN GOGH

BISHER
IN DEUTSCHLAND NOCH
NICHT VERÖFFENTLICHTE
WERKE DES KÜNSTLERS

(Vgl. hierzu den Beitrag „Vincent van Gogh" unter „Wissen und Leben".)

SCHAFSCHUR (NACH MILLET)

Oben rechts:
PIETÀ (NACH DELACROIX)

DER SCHNITTER

DER ABSINTH

SELBSTBILDNIS
(1888)

LEGENDE

Von der Werbeveranstaltung „Berlin im Licht“: Blick auf das im Lichte von Scheinwerfern hellstrahlende Brandenburger Tor von der Akademie der Künste am Pariser Platz aus. / Zeichnung von Richard Duschek.

Eine Reklame und Fremdenwerbung großzügigsten Ausmaßes bildete die Veranstaltung der Privatwirtschaft der Reichshauptstadt vom 13. bis zum 16. Oktober. Unzählige Scharen Einheimischer und selbst von weither gekommener Besucher zogen durch die Straßen, um die nächtlichen Lichtphänomene und die aufs prachtvollste dekorierten Schaufenster der Warenhäuser und sonstigen großen Geschäfte zu bewundern. Besondere Anziehungspunkte für die vielen Hunderttausende boten die Sehenswürdigkeiten Berlins, die durch Scheinwerfer in einem geradezu magischen Licht erstrahlten, so die Siegessäule, das Reichstagsgebäude, die Rathäuser und Schlösser in Berlin und Charlottenburg, das alte Museum, die Oper Unter den Linden, der Funkturm und andere mehr.

FERNHEIZWERKE

Der Uffersche Messer zur Aufzeichnung der dem Fernheizwerk entnommenen Wärme.

Kein Gebiet der menschlichen Wirtschaft macht größere Wandlungen durch als die Technik, besonders seit dem Zeitpunkt, da Kohle und Öl, Dampfmaschine und Elektrizität Handel und Wandel neu belebten. Der am meisten umstrittene Wirtschaftsfaktor, zugleich auch der notwendigste, ist die Kohle. Betrachtet man die Hauptverbrauchskomplexe der Kohle im Wirtschaftsleben, im Privathaushalt und in der Industrie, dann muß man feststellen, daß sie gerade hier am unwirtschaftlichsten verbraucht wird. In den Lokomotiven und in unseren Stubenöfen gehen fast 85 Prozent des Kohlenwertes unverbraucht durch den Schornstein. Nachdem die Wärmetechnik erkannt hat, daß dies ein Raubbau schlimmster Art ist an dem kostbarsten Produkt unseres Planeten, besann man sich darauf, die Kohle in anderer Form zu verwerten als nur durch die Verbrennung auf dem Roste in vielen Einzelfeuerstellen. Die Aufschließung der Kohle durch die Chemie hat in den letzten Jahren ungeheuere Fortschritte gemacht. Erinnert sei an die Gewinnung von Kohlenöl mittels Wasserstoffs, an den künstlichen Kautschuk, an Ferngaswerke und nicht zuletzt an Fernheizwerke. Gerade letztere werden in Zukunft für das gesamte Heizwesen eine vollkommene Wandlung bringen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß man in Europa dem Beispiel Amerikas folgen wird, von Zentralstellen aus die Wohnhäuser zu beheizen.

Aus der zentralen Wohnhausheizung hat sich die Städteheizung entwickelt, und sie wird sich auf dieser Basis auch in Zukunft weiterentwickeln. Der erste Schritt von der kleinen Hauszentralheizung war die Zusammenkuppelung eines ganzen Häuserkomplexes. In Deutschland wurde im Jahre 1900 nach den Plänen des Baurats Temper von der Firma Rietschel & Henneberg in Dresden die erste derartige Heizung gebaut. Diese Fernheizung beheizt etwa ein Dutzend staatliche Gebäude. Man war sich bei diesem Vorgehen bewußt, daß die Kessel im Verhältnis zu dem zu beheizenden Komplex kleiner sein können, dementsprechend auch weniger Platz einzunehmen brauchen, und daß auch die Lagerung von Brennstoffen einfacher sein wird. Endzweck der Fernheizung soll ja sein, ähnlich wie

Lageplan der Fernheizkanäle einer 2000 Personen beherbergenden Heilanstalt.

bei Gas, Wasser und Elektrizität, dem Verbraucher die Wärme durch Rohrleitungen zuzuführen.

Obwohl man bei dem ersten deutschen Fernheizwerk in Dresden mehr die Gründe der Feuersicherheit in den Vordergrund treten ließ, ist man heute davon überzeugt, daß eine Fernheizung sehr große Ersparnisse an Kohle und Arbeitsaufwand bringt. Der erste und letzte Zweck der Fernheizung besteht ja darin, Kohle in weitestem Sinne zu sparen, die große Zahl von Feuerstellen, die heute noch über einen dichtbebauten Stadtteil verstreut sind, zu beseitigen und an deren Stelle eine einzige zentrale Heizung zu setzen. Noch weitere Vorteile fallen hierbei ins Gewicht. Verhütet wird bei einer solchen Anlage vor allem die Rauchbelästigung durch viele Schornsteine, die heute Gesundheit und Vegetation sehr beeinträchtigt. Nunmehr wird es auch nicht mehr notwendig sein, jedem einzelnen Hause, das der Fernheizung angeschlossen ist, Brennstoffe zuzuführen, was zur Entlastung des Straßenverkehrs beiträgt. Für den einzelnen Hausbewohner hat es den Vorteil, daß er nun nicht mehr nötig hat, Brennstoffe einzukaufen oder zu lagern, Asche zu beseitigen, das Feuer zu bedienen, die Kessel zu reinigen; Öfen werden jetzt überflüssig. Eine Fernheizung ist ferner sauberer und bequemer, der Schornsteinfeger wird abdanken müssen, große Feuersicherheit ist gewährleistet, und man hat zu jeder Zeit und nach Wunsch einen behaglich durchwärmten Raum, ohne viele Umstände zu machen. Das Aufdrehen eines Hahnes genügt, um die vom Fernheizwerk durch unterirdische Rohre zuströmende heiße Luft oder den heißen Dampf durch die Heizkörper ventilieren zu lassen. Am Letzten jeden Monats kommt der Kontrolleur, um den Verbrauch auf einer Uhr abzulesen, und anstatt Kohlenrechnungen zahlt man jetzt den Verbrauch von soundso viel Kubikmeter heißer Luft oder heißem Dampf.

Der Rohrkanal des Fernheizwerks vom Personenbahnhof in Karlsruhe.

Aber auch in Deutschland hat die Technik in den letzten Jahren sich viel mit dem Fernheizproblem befaßt. Neben dem Fernheizwerk in Dresden sind nach dem Kriege u. a. in Kiel, Hamburg, Barmen, Braunschweig, München und Leipzig derartige Werke entstanden. Auch in Berlin, das jetzt das Problem in großem Maßstabe in Angriff nimmt, sind bereits vier Fernheizwerke in Tätigkeit, und zwar in Charlottenburg, Neukölln, Pankow und das Heizwerk der Zentrale Buch. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat beschäftigt sich mit der großzügigen Idee, im Ruhrgebiet ein großes Zentralheizwerk zu errichten, um weite Strecken mit Heizung zu versorgen.

So sehr der Vorteil von Fernheizwerken für die Bequemlichkeit, die Gesundheit und Sparsamkeit in den Vordergrund tritt, so stehen andererseits der Anlage von Fernheizwerken noch viele Schwierigkeiten im Wege. Die Isolierung und Legung der Rohre ist heute noch mit manchen Schwierigkeiten verbunden. Kieselgur, Schlackenwolle, Kork oder Seidenzopf bieten noch nicht die feste Gewähr für die restlose Fesselung der Wärme in sehr langen Rohren. Auch die Anbringung der Heizrohre in Kanälen ist noch ein Problem. Die Rohre dürfen nicht fest eingemauert werden, da sie sich auch in die Länge ausdehnen. Sie müssen möglichst frei hangen und an ihren Verbindungsstücken, wie bei den Eisenbahnschienen, entsprechende Ausdehnungsmöglichkeiten haben, ohne daß dabei die Dichtigkeit des Rohres beeinträchtigt wird. Einer der schwierigsten Punkte war bisher der Heizungsmesser, der aber unterdessen erfunden wurde, womit der Erbauung von Fernheizungen schon ein großer Dienst erwiesen ist. Ingenieur Ufer in Leipzig-Gautzsch und die Apparatebau A.-G. Samson in Frankfurt a. M. bringen gut funktionierende Wärmezähler in den Handel. Der Ufersche Apparat (s. Abbild.) ermöglicht die genaue Messung der von der Fernheizzentrale zugeführten Wärme, registriert diese auf einem Kontrollstreifen für die Zeit eines Monats nach Temperaturen der durchgehenden Wärme sowie der dadurch erzielten Innentemperatur und dem dafür zu zahlenden Preise, so daß an Hand dieser Aufzeichnungen nach einer Skala am Schaltrande die Wärmemenge für den Tag reguliert werden kann, derart, daß, je nach Bedarf, für 50 Pfennig oder für 70 Pfennig Wärme entnommen werden kann. Für die Besitzer eigener Heizanlagen hat der Apparat den Vorteil, daß er durch elektrische Schaltung auch die Temperaturen automatisch regelt.

Wie schon erwähnt, ist Amerika mit der Anlage von Fernheizwerken vorbildlich vorangegangen. Neuyork verfügt heute schon über eine einzig dastehende Fernheizung, die bedeutende Stadtteile mit Heizdampf und Kraft versorgt. In über 250 anderen amerikanischen Städten ist bereits seit über 40 Jahren die Fernheizung eingeführt. In Idaho hat man im Jahre 1905 zum erstenmal Fernheizungen an heiße Quellen angeschlossen, die so heißes Wasser liefern, daß die ganze Stadt damit versorgt werden kann.

Auch die Millionenstadt Paris wird sich in Zukunft dazu verstehen müssen, Fernheizwerke anzulegen. Vor kurzem hat der Gemeinderat von Paris mit der Allgemeinen Französischen Städteheizungsgesellschaft einen Vertrag abgeschlossen, der diese Gesellschaft verpflichtet, während einer bestimmten Zeit in verschiedenen Stadtteilen Fernheizungen anzulegen. In den ersten fünf Jahren sollen mindestens 6 km Fernheizrohre, in jedem folgenden 2 km Heizrohre gelegt werden. Zuerst soll als Wärmequelle das Kraftwerk der Untergrundbahn und später noch private Kraftwerke hinzugenommen werden. Als System wählt man die Verteilung von Dampf, während man in vielen anderen Städten, beispielsweise in Berlin, Warmwasserpumpen verwendet.

Die Zentrale der Warmwasserheizanlage eines Fernheizwerks.

Der Hausanschluß an das Fernheizwerk.

Wenn man bedenkt, daß vor dem Kriege in Deutschland jährlich 50 Millionen Tonnen Kohlen durch Verbrennen auf dem Roste unverwertet blieben, dann kann man die Forderung verstehen, daß das Wirtschaftsleben unbedingt nach Möglichkeiten suchen muß, um diesen gewaltigen Verlust, der, in Geld ausgedrückt, 1,2 Milliarden Goldmark ausmacht, zu vermindern. Einer dieser Wege ist neben der chemischen Aufteilung der Kohle (Verölung) die Anlage von Fernheiz- und Städteheizwerken, die zwar vieles nehmen von der behaglichen Romantik des Stubenofens, die aber eine Lebensforderung bedeuten, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für unsere Nachkommen, welche eines Tages die große Energienot spüren werden, die wir heute nur ahnen können.

Anton Lübke, Münster i. W.

EIN WANDERTAG ZUM HEIDELBERGER SCHLOSS: BEI DER BES

Romantik und Schönheit des Heidelberger Schlosses haben von jeher große Scharen von Bewunderern in seine Ruinen gezogen. Zu ihnen gesellen sich jetzt die vielen Schüler und

GUNG DES SCHLOSSHOFES / ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

von nah und fern in Klassenfahrten unter ihren Lehrern die historische Stätte aufsuchen. Das Herz geht ihnen allen auf beim Anblick der noch in ihrem Verfall schönen Bauten.

James Cook als Kapitän. Heliogravüre nach dem Gemälde von Nathaniel Dance.

Ein Gedenktag der Erdforschung.

Zum 200 jährigen Geburtstag des berühmten Erdumseglers James Cook.

Am 27. Oktober 1728 wurde in Marton (Yorkshire) James Cook geboren, dessen großartige drei Weltreisen in den Jahren 1768 bis 1779 in der Geschichte der Erdkunde, ähnlich wie die großen Taten eines Kolumbus und Vasco da Gama, eine neue Epoche der Erdkunde einleiteten. Unzweifelhaft steht Cook unter den großen Erderkundern und Seefahrern in allervorderster Reihe. Seit der Weltumseglung des Magalhães, dem Cook noch am ehesten, auch in bezug auf sein tragisches Ende, zu vergleichen ist, hatte die Welt eine so gewaltige Großtat zur See nicht gesehen wie Cooks Weltumseglungen, die auch in der Geschichte der medizinischen Wissenschaft und der Volkswohlfahrt einen bevorzugten Platz verdienen, weil Cook auf seiner zweiten Weltumseglung (1772 bis 1775) praktisch bewies, daß es möglich sei, auch auf längsten Seereisen den Gesundheitszustand des Schiffsvolkes auf der Höhe zu erhalten und sogar die Gefahren des gefürchteten Skorbuts unwirksam zu machen. Wie ungemein hoch diese medizinische Leistung Cooks von seinen Zeitgenossen bewertet wurde, geht daraus hervor, daß der einstige entlaufene Krämerlehrling und Schiffsjunge Cook die Ehre hatte, in der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in London (Royal Society) eine Vorlesung über die von ihm angewandten Methoden zur Gesunderhaltung der Schiffsmannschaften zu halten, und daß er daraufhin zum Mitgliede dieser wissenschaftlichen Gesellschaft und gleichzeitig zum wirklichen Kapitän in der englischen Kriegsflotte ernannt wurde. Unter den großen Abenteurernaturen, die in den meisten Fällen durch rücksichtslose Härte ihre gewaltigen Leistungen ermöglichten, nimmt Cook auch deshalb eine besondere, ungewöhnlich sympathische Stellung ein, weil er seiner Mannschaft ein äußerst wohlwollender Vorgesetzter war. Aus seinen uns erhaltenen Tagebüchern, die übrigens eine höchst fesselnde Lektüre darstellen, geht auf Schritt und Tritt hervor, von welch echt humaner Gesinnung Cook allzeit beseelt war, welch feines psychologisches Verständnis er auch den zahlreichen primitiven Völkern entgegenbrachte, mit denen er in Berührung kam, so daß diese ihn, z. B. auf dem dreimal von ihm nach mehrjährigen Pausen besuchten Neuseeland und Tahiti, geradezu vergötterten. Um so tragischer ist es, daß diese humane Gesinnung schließlich Cooks allzu frühes Ende herbeiführte. Unmittelbar nach einer seiner stolzesten geographischen Großtaten, der Wiederentdeckung der Sandwichinseln, mit deren Bewohnern er zunächst auch wieder die allerfreundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, fiel er einem feindlichen Dolchstoß in den Rücken zum Opfer, als er bei einem Streit wegen einer vorgekommenen Dieberei seine aufgeregte Schiffsmannschaft durch Winken beschwichtigen und hindern wollte, von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen. Der Wunsch, Blutvergießen zu vermeiden, kostete dem großen Seehelden selbst das Leben (14. Februar 1779)!

Ein Zufall war es, der den schon trefflich bewährten Seemann Cook im Alter von fast vierzig Jahren plötzlich zu einem der größten erdkundlichen Forscher aller Zeiten werden ließ. Er wurde 1768 beauftragt, einige Gelehrte zur Beobachtung eines der seltenen Venus-Durchgänge vor der Sonne nach den Marquesas-Inseln im Stillen Ozean zu bringen. Nach Erledigung dieser Aufgabe und Beobachtung jenes astronomischen Ereignisses (3. Juni 1769) entschloß sich Cook zur Rückkehr auf dem noch wenig bekannten Westweg. Bei dieser Gelegenheit gelangen ihm einige hochwichtige geographische Entdeckungen: die Inselnatur und Zweiteilung Neuseelands wurden festgestellt, Australien neuentdeckt, die Bucht von Sydney gefunden, die Trennung Australiens von Neuguinea auf einer ungemein gefährlichen Fahrt durch die noch unbekannte, klippenstarrende Torresstraße erkannt. Nach der glücklichen Rückkehr (12. Juli 1771) wurde Cook ein Jahr später von der Regierung beauftragt, das große Rätsel des „Südkontinents" zu lösen. Seine Reise wurde die erste Südpolarexpedition. Es gelang ihm, bis 71° 10' Südbreite vorzustoßen und zu beweisen, daß es den sagenhaften Südkontinent in bewohnbaren Breiten nirgends gab. Die dritte Reise, die 1776 angetreten wurde, führte in die bisher nicht von ihm aufgesuchten nördlichen Teile des Stillen Ozeans und galt der Frage der nordwestlichen Durchfahrt und der Erforschung der noch ganz unbekannten nördlichen amerikanischen Pazifikküste. Cook gelangte auf dieser hochbedeutsamen dritten Reise durch die Beringsstraße ins Nördliche Eismeer bis zum 71. Breitengrad (29. August 1778), zeigte, daß in den für die Schiffahrt in Betracht kommenden Breiten eine Durchfahrt nicht bestand, und fand die wichtigste Inselgruppe des Nördlichen Pazifik wieder auf, die seit ihrer Entdeckung durch strandende Spanier (1527) seltsamerweise nicht wieder gesichteten Sandwichinseln (Hawai), auf denen er, wie erwähnt, den Tod fand, während seine Begleiter wohlbehalten nach England zurückkehren konnten (1780).

Die „Nußschale" als Fahrzeug für eine Forschungsfahrt: Der Segler „Resolution", auf dem Cook 1772 seine zweite Weltreise unternahm. Das zweite Schiff war die „Adventure".

Ein Opfer vor Kapitän Cook durch Eingeborene der Sandwichinseln, der jetzigen Hawaiinseln. Auf der Insel Hawai wurde Cook am 14. Februar 1779 an der Bai von Karakakua ermordet.

Cook ist der letzte der ganz großen Entdeckungsreisenden zur See gewesen. Nach ihm begann die geographische Kleinarbeit, die auch heute noch nicht ganz beendet ist.

Prof. R. Hennig.

Wildleben im Naturschutzgebiet

Aus dem Yellowstone-Nationalpark im Westen Nordamerikas

BÄRIN MIT IHREN SÄUGENDEN ZWILLINGEN

BISONHERDE

DER WHITEBAR ELK, DER HIRSCH DES YELLOWSTONE-PARKS

„BÄUMENDER“ SCHWARZBÄR

AMERIKANISCHE ANTILOPEN AM NORDEINGANG ZUM YELLOWSTONE-NATIONALPARK

Volants und Fransen, Attribute der neuen Mode

Rotes Crêpe-Georgette-Kleid mit originellen langen Seitenteilen, getragen von der Opernsängerin Pia v. Hartungen. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Links oben: Pia v. Hartungen in einem gobelinblauen Kleid, dessen modernes Rückenarrangement in einem schleifenähnlichen Schleppenteil endet. Modell: Weiß & Krauß.

Rechts oben: Die Filmschauspielerin Hertha Rittel zeigt ein Jungmädchenkleid aus rosenfarbenem Crêpe Georgette mit Volantsrock.

Die Schauspielerin Maritta Streelen in einem reich mit Silberstickerei geschmückten Stilkleid aus schwarzem und weißem, etwas gesteiftem Crêpe Georgette. Der Rock besteht aus einzelnen blattförmigen Teilen, während das Leibchen einen Capeteil aufweist, der Schultern und Rücken deckt.

Links nebenstehend: Apartes fransengeschmücktes Kleid aus weißem Crêpe Satin, mit schwarzem Crêpe Satin verarbeitet, aus dem auch das ebenfalls mit langen Seidenfransen besetzte Schultertuch besteht. Trägerin: Die Filmschauspielerin Vibrun. Modell: Weiß & Krauß.

Photos: Kitty Hoffmann, Wien. — Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Der König hat's bestätigt!

EINE UNGALANT-HEITERE GESCHICHTE AUS DER WIRKLICHKEIT. VON CARRY BRACHVOGEL

Es war die Zeit, da Ludwig I. von Bayern seine Haupt- und Residenzstadt München aus dörflicher Beschränkung und Anschauung zu einer Stätte der Kunst und Wissenschaft emporriß. Auch die Schönheitsgalerie war bereits begründet, und der Hofmaler Stieler malte mit den zartesten Farben seiner Palette all die Frauen und Mädchen, deren Bildnisse auch späteren Geschlechtern noch verkünden sollten, welch ein Blütenkranz von Holdseligkeit einst im Schatten der Frauentürme erblüht war. Diese Schönheitsgalerie war zu gleicher Zeit eine königliche Laune und ein demokratisches Bekenntnis, denn um dort in effigie zu erscheinen, bedurfte es weder des Reichtums noch adliger Geburt oder hoher Stellung. „Schönheit" hieß die einzige Losung, vor der sich die Türen der Galerie öffneten, und darum sah man dort neben Prinzessinnen von Geblüt auch schlichte Bürger- oder Handwerkertöchter im Schmuck des Riegelhäubchens, der blonden Zöpfe oder der hochgetürmten nachtschwarzen Locken.

Der König hielt selbst eifrig Ausschau nach entsprechenden Objekten für den Hofmaler, und es war selbstverständlich, daß seine in allem, besonders in der Art der Leutseligkeit bizarre Art hier stark hervortrat. So war er zum Beispiel vor etlicher Zeit auf dem Ball der „Harmonie" aufgetaucht, hätte, ohne just an Galerie und Hofmaler zu denken, gern erfahren, wer dies oder jenes hübsche Mädchen sei, mochte aber keinen der jungen Springinsfelde vom Ballkomitee fragen, sondern entdeckte auf einer der rotgepolsterten Wandbänke einen müde vor sich hindöselnden Ballvater. Er schoß, wie immer mit vorgebeugtem Oberkörper, auf ihn zu, faßte ihn unterm Arm, hob ihn empor, sagte mahnend: „Nicht schlafen! Auf einem Ball niemals schlafen! Schlafe selber auch nur im Bett!" und zog den ehrfürchtig Erschrockenen ein-, zweimal rund um den Saal, ihn mit Fragen nach dem anwesenden Mädchenflor bedrängend, auf die er immer die gleiche Antwort erhielt: „Majestät, ich weiß nicht — Majestät wollen gütigst entschuldigen, aber ich kenne sie nicht." Der Ärmste wußte ja von diesem ganzen Ball nur, daß er diese Nacht hindurch aufsitzen mußte, weil seine Töchter tanzten. Und weil er eben nichts, gar nichts andres wußte, ließ ihn der König ebenso unvermutet stehen, wie er ihn von seiner Schlummerbank emporgezogen hatte. Murmelte, aber nicht gar zu leise: „Langweiliger Peter!", schoß mit vorgebeugtem Oberkörper auf die hübsche Tochter des großen Lederhändlers und Hoflieferanten Christian Guglschneider zu, mit dem die Sattelkammerverwaltung soeben eine etwas peinliche Auseinandersetzung wegen Lieferung minderwertiger Qualität gehabt hatte. Der König streichelte dem Mädchen die rosige Wange, sagte wohlwollend: „Feines Leder! Sehr feines Leder!", wandte sich dann mit wahrhaft diabolischem Lächeln, das durch den hornartigen Auswuchs auf der königlichen Stirn noch in der satanischen Wirkung gesteigert wurde, zu Guglschneider, der hochrot im Gesicht und dienernd neben der Tochter stand: „Jawohl, Herr Hoflieferant, verstehe mich auf alle Art von Lederqualität! Auch in der Sattelkammer! Dies beherzigen! Manklereien sehr unbeliebt sein! Adieu!"

Ungeachtet seines bizarren Wesens und seiner nicht minder bizarren Infinitivsätze träumten damals in München viele in ihre Töchter verliebte Mütter — welche Mutter wäre nicht ein wenig verliebt in ihre Tochter! — wie irgendein glücklicher Zufall dem König die Tochter in den Weg und von da in das Atelier des Hofmalers führen könnte. Unter diesen Träumerinnen befand sich auch die verwitwete Hofrätin von Coletti, welcher der verstorbene Gatte nebst einer kleinen Pension und einem noch kleineren Vermögen zwei große Töchter hinterlassen hatte. Die ältere, Amélie (das Accent aigu auf dem „e" konnte sich die Hofrätin nicht versagen, obschon sie trotz ihres welsch klingenden Namens eine gute Bayerin war!), durfte mit ihrer reizenden Gestalt, ihren blonden Locken, veilchenblauen Augen und ihrer Apfelblütenhaut füglich als Schönheit gelten, und es war wohl nur eine kleine Tücke des Schicksals, daß der König dies Mädchen noch nicht erspäht und dem Hofmaler zugeführt hatte. Auf Bällen erhielt keine andere so viele Kotillonsträußchen wie Amélie, und auf Wald- und Gartenfesten standen die jungen Herren Spalier, um einen Tanz oder auch nur ein Lächeln der schönen Coletti zu erringen. Die Hofrätin seufzte ein wenig, wenn sie dies Getriebe der Bewunderung ansah. Ach ja, Verehrer hatte Amélie genug, auch Freier hatten sich schon eingefunden, aber nur junge Leute mit „Aussichten und weiter nichts". Aussichten — die Hofrätin hielt davon nichts. Sie selbst hatte einst aus Liebe und auf „Aussichten" hin den bildhübschen und liebenswürdigen Coletti geheiratet, hatte eine gute Ehe mit ihm geführt und ihn herzlich betrauert, als er später von ihr gegangen war, aber aus den „Aussichten" war eben doch nichts anderes geworden als eine enge Existenz, bei der das Bewußtsein, zu den „höheren Ständen" zu gehören, und der Titel „Hofrat" für die äußerste Sparsamkeit (um nicht zu sagen, Fretterei) entschädigen mußten. Da jede Mutter ihren Kindern ein besseres Los wünscht als ihr eigenes, und weil die Hofrätin ihre beiden Töchter von Herzen liebte, ging es ihr nahe, wenn sie bedachte, daß auch diese nur einen Mann mit „Aussichten" bekommen sollten oder am Ende nach dem Tode der Mutter im „Drachenstift" von Neuberghausen als alte Jungfern versauern müßten.

Als gewissenhafte und erfahrene Mutter nahm die Hofrätin zuweilen, wenn die Töchter in der Messe oder der Vesper waren, geheime Inspektion von deren Nähtischchen vor, da man in sie möglicherweise einschmuggeln konnte, was mütterliche Augen nicht sehen dürfen. Doch die Colettimädchen waren brave Töchter, und so fand die Hofrätin auch heute, da wieder einmal Geheiminspektion im Kalender stand, das Nähtischchen der schönen Amélie in so beruhigender Ordnung, wie es wohl auch das Herz des Fräuleins war. Denn gleich vielen Schönheiten war Amélie zu sehr mit sich beschäftigt und mit dem Kult ihres Spiegelbildes, als daß sie Zeit und Lust gefunden hätte, sich zu verlieben, noch dazu in einen der jungen Herrn, die eben nur „Aussichten" ihr eigen nannten.

Den Nähtisch der anderen Tochter, Barbara, inspizierte die Hofrätin mehr der Form halber, denn um diese Tochter hatte sich bisher niemand bemüht oder beworben. Sie verschwand völlig neben der glänzenden Schwester, verriet mit ihrem tiefdunklen Gesicht deutlicher noch als der Name Coletti, daß welsches Blut in ihr schlug; die Vorfahren des seligen Hofrats waren einst mit der schönen Adelheid von Savoyen nach Bayern gekommen. Doch entsprach Barbara keineswegs dem klassisch-italienischen Frauenideal, das die Maler jener Zeit malten und die Dichter rühmten, denn Nase und Mund waren aufgeworfen, ihr Haar flutete nicht „in blauschwarzen Wellen", sondern krauste sich ein wenig negermäßig, und wenn sie zum Entsetzen ihrer Mutter und zur eigenen Belustigung das starke Kinn unglaublich weit vorschob, war es begreiflich, daß rundum zwischen ihr und der Schwester unterschieden wurde, „die schöne Coletti" und „die garstige Coletti".

Das Herz der Hofrätin empörte sich gegen solche Unterscheidung, empörte sich aber auch gegen Barbara, die wußte, wie man sie nannte, und die sich gar nichts daraus machte. Wie konnte ein junges Mädchen nur so wenig eitel sein!

Zärtlich und doch scheltend sprach sie da wohl zur Tochter:

„Du bist doch nicht häßlich! Du bist apart! Du solltest nur mehr auf dich halten. Ein wenig eitler sein, ein wenig koketter. Eine Frau muß zeigen, qu'elle veut plaire."

„Mais si elle ne veut pas plaire! Wenn es ihr nun lieber ist, daß man sie im Winkel stehen läßt!"

„Red' nicht so dalket daher!" entgegnete die Hofrätin, die in der Verdrießlichkeit doch das bodenständige Idiom der Sprache Racines vorzog. „Im Winkel stehen kannst noch lang genug, wenn ich tot bin und du in Neuberghausen sitzest!"

Barbara lachte, daß ihre vollzähligen, wohlgewachsenen Zähne das dunkle Gesicht ganz hell erscheinen ließen.

„Arme Mama! Ich glaube, Neuberghausen ist dein Cauchemar!"

„Dein Cauchemar sollte es sein! Dann würdest du schauen..."

„Eine Partie zu machen, gelt ja? Ich mach' aber keine! Ich bleib' bei dir, bis wir ganz alte Mutterln sind, und nachher geh' ich ins Kloster!"

Jetzt aber wurde die Hofrätin ernstlich böse und verbat sich solches Gerede. Man wird es begreiflich finden, daß sie den Nähtisch dieses Mädchens mehr der Form wegen und ohne jeglichen Argwohn durchsuchte.

Doch siehe da! Versteckt unter Wollknäuel, Seidenzopf und Occhischiffchen fand die Hofrätin einen Bogen Papier, eng bekritzelt mit einer flüssigen Männerschrift — ein Gedicht von fünfzehn Strophen, das anhub:

„Holdes Mädchen voller Güte,
Zürne deinem Sänger nicht,
Daß frohlocket sein Gemüte,
Blickt er dir ins Angesicht!"

Die Hofrätin mußte sich niedersetzen. Ein Gedicht an eine ihrer Töchter — an Barbara! Ein Gedicht, das sie mit „du" anredete. Schon in der ersten Strophe „du"! — Sie beruhigte sich erst ein wenig, als sie ersah, daß auch in der letzten der Sänger nicht über das „frohlockende Gemüte" hinausgekommen war. — Trotzdem!

Die Hofrätin merkte nicht, daß ihr Beginnen jeglicher Logik entbehrte. Denn wozu Geheiminspektionen, wenn man nicht etwas zu finden vermutet? Andere Geheiminspektionen fielen ihr ein, eheliche. Der selige Hofrat war trotz guter Ehe und bereifter Haare immer noch ein eleganter und verführerischer Herr gewesen. War es recht gern gewesen.

Sie legte das Gedicht wieder unter Wollknäuel, Seidenzopf und Occhischiffchen zurück und beschloß, die Augen besser offen zu halten als bisher.

Noch am selben Abend nahm sie Barbara ins Gebet und erfuhr ohne Schwierigkeit und langes Fragen, daß Barbaras Sänger mit dem frohlockenden Gemüte der kleine Assessor Dr. Merk war.

Die Hofrätin war entsetzt.

„Der Merk, das kleine Scheusal mit der großen Nas' und der Brille drauf? Und die linke Schulter ist höher als die rechte, und..."

Es folgte eine Reihe anderer Anwürfe, die deutlich verrieten, daß Assessor Merk kein Adonis sein konnte.

Barbara erwiderte kaum. Sie kannte die Abneigung ihrer Mutter gegen häßliche Menschen, eine Abneigung, die teils in ästhetischen Gründen wurzelte, teils aber auch in der merkwürdigen Überzeugung der Hofrätin, daß schöne Menschen unbedingt schöne, garstige dagegen unbedingt garstige Kinder haben mußten. Sie fand, daß ihre eigene Ehe ein schlagender Beweis für diese Theorie sei. Hofrat Coletti war bildschön gewesen, und sie, eine geborene von Brandner, hatte, wenn auch nicht als Schönheit, so doch als ein stattliches Mädchen gegolten, das zusammen mit dem schönen Coletti ein Paar gab, nach dem die Leute die Köpfe umdrehten. Das Resultat dieser Verbindung war die wunderschöne Amélie. Barbara freilich sprach gegen die hofrätliche Theorie, aber erstens blieb die Hofrätin dabei, daß Barbara „apart" sei, und andererseits war auch zu bedenken, daß Amélie eben die Schönheit, die auch der anderen Tochter bestimmt gewesen, vorweggenommen hatte. Darum sagte die Hofrätin noch einmal aus tiefster Überzeugung:

„Das kleine Scheusal! Du wirst dir doch den nicht einbilden! Den schlag dir aus dem Kopf, wenn du dir ihn etwa schon einbildest! Er hat auch nichts als Aussichten und ist so häßlich —"

Barbara sagte trotzig:

„Ich bin ja auch häßlich! Also passen wir gut zusammen!"

„Unsinn! Du bist apart! Er aber ist häßlich, grundhäßlich."

„Wenn er mir aber gefällt..."

„Ja freilich, das ist beim Heiraten die Hauptsach', daß er der Mamsell Tochter gefällt! Heiraten ist ja ein Kinderspiel, bei dem man nichts zu bedenken braucht, als ob einem der Mann gefällt oder nicht."

Da setzte Barbara wie einen Trumpf darauf:

„Er hat ja auch noch nicht um mich angehalten!"

„Das möcht' ich ihm auch nicht raten, dem kleinen Scheusal! Und du, nimm dich zusammen! Laß dir nicht einfallen, hinter meinem Rücken Sachen anzuzetteln — Je ne le permetterais pas!"

Barbara dachte respektlos, daß bei Zetteleien hinter dem Rücken nicht erst die Erlaubnis der Mama eingeholt zu werden pflegt, hütete sich aber, etwas von diesen Erwägungen laut werden zu lassen, und so versickerte diese Auseinandersetzung ohne schwerere Folgen. Freilich bestärkte sie die Hofrätin in dem Vorsatz, die Augen scharf offen zu halten. Da aber trat eines Tages ein Ereignis ein, über das sie beinahe vergaß, daß sie eine Tochter namens Barbara besaß, denn für sie war der große Glücksfall eingetreten, den alle Mütter Münchens erträumten: Amélie wurde für die Schönheitsgalerie gemalt!

Sie war mit Amélie durch die Kaufingerstraße gegangen, als sie plötzlich merkten, daß die Leute ehrerbietig zur Seite traten, die Männer tief den Hut zogen, die Frauen nicht minder tief knicksten, so daß sie fast in ihren gebauschten Röcken verschwanden. Der König kam die Straße entlang, ganz allein, wie immer mit vorgebeugtem Oberkörper und nachlässig angezogen, aber mit scharfen Augen spähend und gleich auch mit treffenden Infinitivsätzen anerkennend oder bemängelnd, was ihm ge- oder mißfiel. Da standen denn unter den Ehrerbietigen, und zwar so, daß er sie unmöglich übersehen konnte, die Hofrätin und Amélie, die in einem rosenfarbenen Kleid und einem weißen, mit Rosen gezierten Strohhut bezaubernd aussah. Erhöht wurde ihr Reiz noch durch einen luftigen weißen Schleier, den sie auf Befehl der Mutter bei greller Sonne anlegen mußte, damit nicht etwa ihr zarter Apfelblütenteint durch Sommersprossen entstellt wurde. Dieser Schleier, der ihre Schönheit durchleuchten ließ, ohne sie völlig zu enthüllen, reizte die Neugier, der auch der König nicht widerstand. Die hohe, zarte Gestalt des Mädchens, der feine Hals, der aus dem rosenfarbenen Kleid wie eine kleine Marmorsäule aufstieg, schienen ihm verheißungsvoll, und darum trat er auf die beiden Damen zu und fragte die bis zur Erde knicksende und bis in den Himmel hoffende Hofrätin nach ihrem Namen.

„Coletti, Majestät, Witwe des verstorbenen Hofrats Coletti!"

„Coletti — Coletti. Namen schon öfters gehört. Soll eine schöne Tochter haben. Ist wohl diese da?"

Und ehe die beglückte Hofrätin etwas stammeln konnte, hatte der König schon den weißen Schleier in die Höhe gehoben und sah entzückt in das Apfelblütengesicht, das ihm errötend, ehrfurchtsvoll und auch ein wenig selbstbewußt entgegenstrahlte.

„Wirklich schönes Mädchen. Wunderschönes Mädchen. Für meine Schönheitsgalerie malen lassen, Madame Coletti. Stieler in den nächsten Tagen zu Ihnen kommen. Wirklich wunderschönes Mädchen. Adieu!"

Fort war er. Die Hofrätin und Amélie standen wie im Traum. Sie erwachten erst, als sie an den Blicken der Umstehenden merkten, daß rundum alle gesehen und gehört hatten, wie Amélies Aufstieg in ebendieser Stunde begann, und es erhöhte ihr schwindelndes Triumphgefühl, als Amélie auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ihre beste Freundin und Konkurrentin, Annerl Weißmann, entdeckte, die auf allen Bällen mit ihr um die Krone der Ballkönigin rang. Ja, nun konnte die Annerl einpacken! Ballkönigin — wer fragte heute danach! Schönheitsgalerie — das war etwas ganz anderes! Das war die königliche Bestätigung ihrer Schönheit, und der Platz in der Schönheitsgalerie war die Unsterblichkeit! — — —

Es war merkwürdig, zu sehen, wie diese königliche Bestätigung mit einem Schlag Amélies Stellung in der Gesellschaft veränderte. Bisher war sie nur ein sehr schönes Mädchen gewesen, mit dem eine andere aber immerhin die Konkurrenz wagen durfte, seit sie aber in Stielers Atelier saß, schien sie hoch über alle anderen hinausgehoben. Sie war die Schönheit, neben der man keine andere mehr nannte. Es verehrten und umwarben sie jetzt nicht nur Männer „mit Aussichten und sonst nichts", sondern es kamen jetzt auch Freier, die schöne Dinge in die Wagschale zu werfen hatten, Vermögen, Stellung, erste Familie. Erhört wurde von ihr und der Hofrätin ein stattlicher, fröhlicher Rheinländer, der, auf einer Reise begriffen, Amélies Bild in der Schönheitsgalerie gesehen und alsbald bei sich beschlossen hatte: „Sie muß meine Frau werden!" Da sein Vater große Fabriken besaß, der Sohn mit seiner guten Gestalt und seinem hübschen, brünetten Gesicht auch den ästhetischen Forderungen der Hofrätin entsprach, die schon auf eine engelgleiche Enkelschar rechnete, stand seinem vor Amélies Bild gefaßten Entschluß nichts entgegen, und die Hochzeit wurde zwar mit bescheidenem Gepränge, aber unter einer herbeigeströmten Menge von Gaffern und Bewunderern in der Frauenkirche gefeiert. —

So! Nun war die Hofrätin allein mit Barbara und konnte sich ohne Ableitung dieser Tochter und deren unbegreiflicher Neigung für den garstigen Assessor Merk widmen! Sie paßte auf wie ein Haftelmacher, fand aber gar nichts zu entdecken, sei es, daß Barbara und ihr Erkorener noch geschickter waren als die wachsame Mama, sei es, daß es vielleicht gar nichts zu entdecken gab und die Hofrätin mehr vermutet und kombiniert hatte, als hinter der ganzen Angelegenheit steckte. Übrigens verursachte Barbara in dieser Zeit ihrer Mutter einen noch größeren Schrecken als damals mit dem Gedicht des häßlichen Assessors: beim Backen der Fastnachtskrapfen beugte sie sich nämlich zu dicht über die Pfanne, in der das heiße Schmalz brodelte, so daß es ihr ins Gesicht spritzte und sie laut aufschrie vor Schmerz. So schrecklich brannte es auf Wangen, Stirn und Augen, daß sie wie betäubt stand und meinte, sie sei blind geworden. Der schnell herbeigerufene Arzt beruhigte zwar Mutter und Tochter und verordnete lindernde Mittel, aber er konnte es nicht hindern, daß Barbaras Gesicht rot gepardelt aussah, und zwar nicht bloß etliche Tage, sondern viele Wochen mußten ver-

Träumen Sie von der ſchönſten Stunde Ihres Lebens, in der man Sie zur Pixavon-Königin krönt —

Ihr Blut fiebert bereits von der Ahnung dieses großen Erlebens: Diese Reise nach Berlin, eine Reise mit allem Komfort, umhegt von der Sorge der stolzen Mutter oder umschmeichelt von der Liebe des glücklichen Gatten ist allein schon ein unbeschreibliches Glück. Und dann erst der Aufenthalt in einem der großen Luxushotels, der Ihnen auch gewährt wird, wenn Sie selbst in Berlin Ihren Wohnsitz haben. Im Foyer wenden sich Ihnen die Blicke aller zu, einer sagt's dem anderen, daß Sie eine der 18 Erwählten sind, die sich um die Würde der Pixavon-Königin bewerben. Sie werden von Journalisten umringt, von Photographen umlagert. Schritt für Schritt begleiten Sie die Triumphe Ihres jungen Erfolges, wo immer Sie die Wunder der Weltstadt betrachten. Und dann erst der Abend des Balles: Sie sind Mittelpunkt einer vieltausendköpfigen Gesellschaft. Berühmte Filmstars begrüßen Sie schwesterlich, Männer von Namen und Ansehen huldigen Ihnen. Das Machtwort der Jury bestimmt Ihren Rang und den Preis — vielleicht fällt Ihnen der höchste zu: 3000 Mark! Es öffnet sich Ihnen der Weg zum Ruhm: wie Ihnen an diesem Abend die Zehntausende huldigen, so bewundern Millionen Ihr Bild in den Zeitschriften, vielleicht gar Ihre Schönheit in Ihrem eigenen Film. Dies alles können Sie haben, erlangen, erleben: Sie brauchen nur Ihr Haar mit Pixavon zu pflegen und uns zum Beweise dafür bis zum 15. November 1928 — aber wenn Sie wollen, natürlich schon jetzt — vier Metallkapseln von Pixavon-Flaschen mit Ihrem Bildnis einzusenden. Ob Sie langes oder kurzes Haar tragen, blond, braun, rot oder schwarz — das ist alles gleich. Nur die Schönheit entscheidet — nicht Rang, Name, Stand und Stellung. Sie dürfen der Gerechtigkeit der Preisrichter voll vertrauen: jede Möglichkeit einer Bevorzugung ist ausgeschlossen. Das Schiedsgericht ist nur von dem Wunsch erfüllt, wirklich die Frauen und Mädchen mit dem schönsten Haar auszuzeichnen. Verlangen Sie bei Ihrem Friseur oder Drogisten unseren Prospekt mit den Bedingungen für die Teilnahme an unserem

Wichtige Änderung unserer Bedingungen:

Der Pixavon-Ball findet bereits am 2. Dezember 1928 in Berlin statt. Aus diesem Grunde wird als Schlußtermin für die Einsendungen *Donnerstag, der 15. November 1928* festgesetzt. Wenn Sie wollen, können Sie uns Ihr Bild mit den vier Kapseln schon jetzt einsenden. Photos jeder Größe sind zugelassen. Amateuraufnahmen genügen.

3000 mark für schönes Haar

PIXAVON

• PIXAVON-WETTBEWERB •

TIERLEBEN AUF AUSTERNBÄNKEN

Eine Austernbank von treffender Naturwahrheit zeigt unsere Abbildung eines Aquarium-Dioramas. Auf der rechten Hälfte des Bildes finden sich drei Austern (Ostrea edulis), die ihre Schalen etwas geöffnet halten, um das Nahrung und frischen Sauerstoff mit sich führende Wasser durchströmen zu lassen. Es sind offenbar noch jüngere, etwa vierjährige Exemplare; das sieht man an dem scharfen Öffnungsrand und den relativ noch dünnen Schalen. Ältere Austern werden auf der Bank bei Helgoland und noch mehr in der freien Nordsee außerordentlich schwer und dickschalig. Nicht selten sind sie dann ganz bewachsen mit Seepocken (Balanus porcatus und crenatus) oder durchsetzt vom gelblichen Bohrschwamm, der die ursprüngliche Festigkeit der Schale zerstört und sie ganz brüchig macht. Über die zwei Austern rechts im Bilde kriecht langsam eine Seemaus (Aphrodite aculeata) hinweg, ein etwa 5 bis 6 cm langer Wurm von plattgedrückter Form. Er ist in der Nordsee besonders auf schlickigen Gründen sehr gemein und ausgezeichnet durch einen seitlichen Besatz metallischblau glänzender Borsten. Die vordere, mehr in der Mitte des Bildes gelegene Auster wird nach oben zu umgeben von einem mächtigen Busch Flustra foliacea, einer Art der Moostiere (Bryozoa), deren mikroskopisch kleine Einzelindividuen einen pflanzenähnlichen Tierstock mit breitlappigen Blättern aufbauen. Darüber hinaus nach rechts sieht man, zum Teil etwas unscharf, ein Hydroidendickicht. Wie die Moostiere, so bilden auch die meisten Hydroidpolypen pflanzenähnliche, aus mikroskopischen Einzelpersonen aufgebaute, festsitzende Tierstöcke. Sie gehören zu der Klasse der Cölenteraten, also zu den allerniedersten, wirbellosen Tieren, und sie sind von besonderem Reiz, nicht nur durch ihre graziösen Wachstumsformen, sondern auch deswegen, weil manche Arten zugleich einer freischwimmenden Generation das Leben geben, den schönen Quallen, die wie Blumen an ihnen sprossen, im Moment der völligen Entfaltung sich ablösen und nun ein vollkommen unabhängiges Dasein führen, um Eier zu entwickeln und auszustreuen, aus denen wieder eine festsitzende Hydroidengeneration hervorgeht. Unterscheiden lassen sich auf unserem Bilde deutlich zwei Arten, nämlich, um das untere Ende der Seemaus herum, Sertularia argentea und weiter oben, links am Rande, mit ihren gefiederten, farnkrautähnlichen Zweigen Hydrallmania falcata. Beide Arten kommen in getrocknetem, oft auch gefärbtem Zustande als sogenanntes Seemoos in den Handel. In der linken Hälfte des Bildes bemerken wir vorherrschend Röhrenwürmer; ganz im Vordergrund einige Lanice conchilega, vor allem die außerordentlich fest-kalkigen, kurzen Röhren der Pomatoceros triqueter, die sich gern auf leeren Austernschalen ansiedeln. Jede dieser Röhren muß man sich von einem Wurm aufgebaut und bewohnt denken; in der Ruhe ragt er mit seinem Köpfchen daraus hervor, die leiseste Erschütterung des Aquariumgefäßes aber genügt, um ihn mit einem Schlage blitzartig verschwinden zu lassen. Über die Röhrenwürmer im Vordergrund schreitet eine Garnele (Pandalus annulicornis). Das Hydroidendickicht in der linken Bildhälfte überragt eine vereinzelte Tubularia indivisa, ein Hydroid, dessen Einzelpersonen ansehnliche Größe erreichen; rechts von ihm, hoch in die Höhe ragend, die buschige, bereits erwähnte Sertularia argentea. An die im Vordergrund liegende Auster lehnt sich nach rechts ein zylindrisches weißes Tier mit röhrenförmigen Öffnungen. Die Nahrung dieser aus vielen Tausenden von Individuen zusammengesetzten Tierwelt liefert das Plankton, d. h. die frei im Wasser treibenden Organismen. An den pflanzenförmigen Gebilden der Hydroiden und Bryozoen warten Tausende dem Auge unsichtbarer, hungriger Münder auf Beute, die ihnen die Strömung in Gestalt kleinster Lebewesen aus Tier- und Pflanzenreich zuführt, und die sie mittels besonderer Strudel- und Fangorgane zu ergreifen, befähigt sind. Auch die Manteltiere und Austern sind auf planktonische Ernährung angewiesen. Andererseits bilden ihre winzigen Entwicklungsstadien wieder Bestandteile des Planktons, insofern sie eine Zeitlang frei im Meer umhertreiben. So fällt denn ein großer Teil der nach Millionen zählenden Austernbrut der planktonisch sich ernährenden und die Bänke bevölkernden Tierwelt, ja, vielleicht den mütterlichen Austern selbst wieder zum Opfer, und es ist daher verständlich, daß die Masse der Brut ungeheuer groß sein muß, um unter solchen Umständen das Fortbestehen der Art zu erhalten.

Franz Otto Koch.

Meerwunder im Aquarium. (Phot. Franz Otto Koch.)

Wissen und Leben

Albrecht Thaer, der Begründer des wissenschaftlichen Landbaues. — Vor hundert Jahren — am 26. Oktober 1828 — starb zu Möglin in der Provinz Brandenburg, wo er lange Zeit gelebt, gelehrt und gewirkt hatte, Albrecht Thaer (s. nebenstehendes Porträt). Am 14. Mai 1752 zu Celle als Sohn eines Arztes geboren, ließ er sich nach seinem Studium gleichfalls als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Um ein Gegengewicht gegen die durch seine überaus große Gewissenhaftigkeit an Krankenbetten erzeugte Reizbarkeit zu haben, beschäftigte er sich mehr und mehr mit seinem Garten, in dem er sich vor allem das Variieren von Nelken und Aurikeln angelegen sein ließ. Seit 1784 Mitglied der Kgl. Landwirtschaftsgesellschaft zu Celle, wandte er sich, nachdem er vor dem Tore einen 16 Morgen großen Garten gekauft hatte, immer mehr dem Gartenbau im weitesten Sinne zu. Zu dem Garten kamen später über 100 Morgen Ackerland und natürliche Wiesen. Vieh wurde eingestellt, 3 Arbeitspferde und 14 Kühe, Knechte und Mägde angenommen, und Thaer begann, „die Landwirtschaft — zunächst — nur ganz empirisch zu betreiben". Daß ihn die Praxis auch bald zur Theorie führte, ist nicht zu verwundern. Bergens „Anleitung zur Verbesserung der Viehzucht, zum Futterbau und zur Stallfütterung des Rindviehs" war sein erster Ratgeber und Führer. Andere kamen hinzu. Auf den Futterbau und auf den Kartoffelbau legte Thaer, in Übereinstimmung mit Friedrich dem Großen, großes Gewicht. Denn die größte Masse zur tierischen Nahrung geeigneter Pflanzen auf einer möglichst geringen Anbaufläche zu gewinnen, war ihm neben Beseitigung der Brache das Hauptproblem der Landwirtschaft. Ohne genaue Kenntnis des jeweiligen Bodens aber war diese Frage nicht zu lösen. Dabei kam ihm neben seinen medizinischen Kenntnissen und der damals gerade einsetzenden Entwicklung der Chemie seine Bekanntschaft mit dem Apotheker Einhof zugute, der als Chemiker ihn mit Rat und Tat unterstützte. „Auf die genauere Bodenkenntnis gründete sich nun fester sein Saat- und Fruchtwechselsystem; denn nun erst konnte er die für seinen Boden und seine Örtlichkeit vorteilhaftesten Produktionen ausmitteln." Die Einführung des Fruchtwechselsystems an Stelle der Dreifelderwirtschaft, die seit Karl dem Großen bestand, ist Thaers Verdienst. Thaer baute aber nicht nur seine Wirtschaft entsprechend seinen Erfahrungen und Kenntnissen auf, sondern stellte auch eine eingehende Kostenberechnung auf. Er dachte auch nicht bloß an sich, die ganze Landwirtschaft sollte Vorteil von seinen Erfahrungen haben. Lernens und Lehrens halber las er nicht nur, was das klassische Altertum und was Deutschland an landwirtschaftlichen Schriften hervorgebracht hatte, sondern auch die Werke der Engländer im Original, deren Landwirtschaft damals besonders hoch stand. Aus dieser Beschäftigung ging sein erstes Werk hervor: „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft" (1798—1804). Gehässiger Widerspruch und außerordentliche Anerkennung waren der Erfolg. Fast zugleich mit dem ersten Bande seines Werkes begann er mit der Herausgabe der „Annalen der niedersächsischen Landwirtschaft". Weitere Arbeiten folgten und wurden bald allgemein als die treuesten Führer in den Hauptzweigen der Landwirtschaft erkannt. Aus allen Gegenden kamen Praktiker und Theoretiker zu ihm, sahen, hörten, lernten und blieben zum Teil längere Zeit oder kamen öfters. Um die jungen Leute nicht unbeschäftigt zu lassen, hielt Thaer ihnen Vorträge, und aus diesen entwickelte sich sein „Landwirtschaftliches Lehrinstitut". Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen und der geringe Umfang seines „Gutes" ließen Thaer es ratsam erscheinen, einem Rufe des preußischen Königs zu folgen und sein Lehrinstitut in Preußen unter größeren Verhältnissen wieder aufzutun. So entstand die „Landwirtschaftliche Akademie" zu Möglin, nachdem Thaer 1804 Celle verlassen hatte. Alle irgendwie bedeutenden Landwirte jener Zeit haben hier geweilt und Anregungen empfangen, nahezu 800 Studierende haben in den mehr als 50 Jahren, die die Akademie bestand, hier reiches Wissen empfangen. **Rudolf Leppin.**

Albrecht Thaer,
bedeutende Persönlichkeit in der Entwicklung der deutschen Landwirtschaft, starb vor 100 Jahren am 26. Oktober.

Vincent van Gogh. Nach der Ausstellung von Handzeichnungen Vincent van Goghs, von denen wir in Nr. 4337 einige für das Wesen des Künstlers besonders charakteristische Werke veröffentlichten, bringt die Kestnergesellschaft zu Hannover 35 Gemälde zur Schau, die bisher in Deutschland noch nicht gezeigt wurden. Auch diese Bilder — sechs geben wir auf Seite 617 wieder — sind bedeutsame Offenbarungen dieses Vorläufers des Expressionismus. Just Havelaar sagt von ihm: er habe den tiefen Ernst und die selbstlose Hingabe des gläubigen Mittelalters in sich. Wie die Dome wuchsen und wurden durch die gemeinsame Arbeit aller, so halte van Gogh auch in seiner Zeit die Zusammenarbeit der Künstler für notwendig. Daher seine leidenschaftliche, vergebliche Aufforderung an Gauguin, mit ihm zusammen zu schaffen. Und daher letzten Endes die tiefe Tragik im Leben des Menschen und Künstlers. Wir wissen freilich, nicht Enttäuschung über sein im bürgerlichen Sinne verpfuschtes und erfolgloses Leben war es, die Vincent am 29. Juli 1890 in Auvers-sur-Oise bei Paris freiwillig in den Tod gehen ließ — vor jenem reifen, wogenden Ährenfeld, das er in seinem letzten Gemälde so eindringlich festgehalten hat. Ebenso gewiß lag auch Verbitterung über die Nichtanerkennung fern dem trotz selbstloser Bruderliebe stets Einsamen, der so schön und wahr von sich gesagt: „Die Karre, die man zieht, muß Leuten nützlich sein, die man nicht kennt... Wir fühlen uns gering, und um ein Glied in der Kette der Künstler zu sein, zahlen wir einen harten Preis der Jugend, der Gesundheit, der Freiheit, die wir nicht mehr genießen als der arme Droschkengaul, der die Leute, so den Frühling genießen wollen, in die

freie Natur hinauszieht... Aber es gibt eine Zukunftskunst, und sie muß so schön und jung sein, daß, wenn wir jetzt unsere eigene Jugend opfern, wir an Lebensfreude und Frieden gewinnen müssen." — Nein, als van Gogh sein Leben von sich warf, da geschah es mit derselben inneren Notwendigkeit, die den jungen Vincent aus der sicheren Laufbahn eines Kunsthändlers über Brüssel und Haag, London und Dortrecht in die Ungewißheit der dunkelsten Borinage stieß: es ist die große Liebe zur Menschheit, die ihn zum fanatischen Prediger macht und dort im Elend des belgischen Kohlenreviers zum einfach-gläubig-demütigen Menschen wandelt. Vincent erkennt: die Wahrheit liegt nicht in Worten, sondern in der Tat, der befreienden, schöpferischen, den Zweifel besiegenden Tat. Und fortan kann der Prediger nicht mehr weiter — wie von Urgewalten getrieben, bricht der Künstler aus ihm hervor, der sich durch seine Werke den Menschen mitteilen muß; mit einer Leidenschaftlichkeit, die auch die kleinsten Dinge groß und große klein erscheinen läßt; und mit einem lodernden Feuer, das den Menschen in ihm unaufhörlich verzehrt. Bis der Maler und Zeichner Vincent van Gogh am Ende seines rastlosen Laufes in ungefähr 1700 Werken alles das von sich gegeben hat, was nach Gestaltung in ihm schrie. — Einsamer steht er da als je; denn keine mittelalterliche Verbundenheit nimmt ihn auf, ihn, der gegenüber dem Dünkel seiner Zeit meint, ein Künstler müsse arbeiten wie der Schmied oder der Bauer, ganz einfach! — Und da, in dem tröstlichen Bewußtsein, auch die letzten Kräfte für eine glücklichere Zukunft eingesetzt zu haben, kann Vincent gar nicht anders, als ein für ihn unmögliches Weiterleben aufzugeben.

Hans Pusen.

Der leere Beutel und das Gold. In den meisten Schulbüchern steht, daß die Entdeckung Amerikas Ursache der Neuzeit sei. Das ist ein Unsinn, denn es verhielt sich gerade umgekehrt. Das abenteuerlustige Geschlecht des 15. Jahrhunderts mit seinem Drang in die Ferne aus dem engen Stadtbild, dem engen geistigen Horizont heraus, mit unbezähmbarem Wissensdurst und ungezügelter Lebensbegierde mußte eines Tages in Westindien landen mit derselben psychologischen und historischen Notwendigkeit, die alle übrigen Entdeckungen und Erfindungen heraufbeschwor. „Es gibt keine zufälligen Erfindungen", jede technische Leistung entwickelt sich aus einer vorausgegangenen. Unter den Ereignissen, die unsere Zeit, die Neuzeit, einleiten, war die Entdeckung Amerikas auch gar nicht das wesentlichste, ebensowenig wie die Eroberung Granadas (1492) durch die Spanier und das Ende der arabischen Herrschaft in Europa oder die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1452) mit dem Zusammenbruch des Byzantinischen Reichs. Für die seelische Gesamtverfassung einer Zeit fallen nur bewußte Kulturleistungen ins Gewicht. Die entscheidende Änderung brachten drei andere Tatsachen zuwege: das leidenschaftliche Interesse für die Geheimnisse der Alchimie, die Verwendung beweglicher geschwärzter Buchstaben zur Massenherstellung von Druckschriften und die Verwendung des Pulvers. Am Eingang der Neuzeit stehen diese drei Schwarzkünste bedeutungsvoll. — Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Bombastus Paracelsus sind die bekanntesten Magier und Alchimisten aus dem Anfang der großen Bewegung. Sie glaubten fest an die Umwandlung der Metalle — ein Glaube, den die Verwandlung von Radium und Helium bewiesen hat — und an den „Stein der Weisen", jenes geheimnisvolle Arkanum, das eine Panazee gegen alle Leiden sein sollte. Um 1524, als die Religionskämpfe in derben und gemeinen Aufruhr ausarteten, schickte ein berühmter Gelehrter als Ergebnis wissenschaftlicher Berechnung die Prophezeiung in die Welt, daß die Erde im Jahre 1525 durch eine neue Sintflut zerstört werden würde. Die Nachricht verbreitete sich äußerst schnell und erfüllte Europa mit Schrecken. Schon beriet man im Hoflager Karls V., ob Aufseher ernannt werden sollten, Bäche, Flüsse und Seen zu beobachten, um mit behördlichem Apparat das Naturereignis zu bekämpfen, als Professor Auriol in Toulouse, ein Bibelgelehrter, auf Noah hinwies und den Erfolg der Arche. An vielen Orten sammelte man bereits Holz für einen solchen Bau, und die Einwohner von Toulouse begannen die Arbeit in der Hoffnung, daß wenigstens ein Teil der Menschheit erhalten bliebe und die Erde bevölkere, wenn sich die Wasser verliefen. Die Arche von Toulouse stand bereit, aber die Wasser kamen nicht, und der große Holzbau wurde zum Gespött der Zeit. Die Angst der Abergläubischen löste sich aber erst, als die Nachricht kam, in Schlesien sei ein Kind mit goldenem Zahn geboren worden... das man als Verkünder des goldenen Zeitalters ansah, in dem der Kaiser die Türken aus Europa verjagen und den Grund zum tausendjährigen Reich legen würde. Die Gelehrten spielten auf den Propheten Daniel an, der von einem Bild mit goldenem Kopfe sprach. In der Wirklichkeit aber zeigte sich die neue Zeit besonders darin, daß die Fürsten mehr Gold denn je brauchten und die Bergwerke, die namentlich in Deutschland zur gotischen Zeit zahlreich und ergiebig gewesen, ausgeleert waren. Dem Mangel abzuhelfen, dazu sollte die Alchimie in erster Linie dienen. Kaiser Rudolf II. zog Alchimisten an seinen Hof und ergab sich der schwarzen Kunst, aber hauptsächlich waren es die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die den Goldmachern Arbeit gaben. David Beuther lieferte „aus 8 Unzen Silber 3 Unzen feines Gold", nachdem Kurfürstin Anna ihm ein Laboratorium gebaut, dessen vier Öfen die Gestalt eines Pferdes, eines Löwen, eines Affen und eines Steinadlers in Lebensgröße hatten. Das Gebäude, „die Annaburg", die einer vielgetürmten Kirche glich, wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört, und die Tinktur Kaiser Rudolfs, der man unglaubliche Wirkung zuschrieb, verschwand mit dem Tode des Kaisers, wenn sie auch, wie Wegner in „Adeptus ineptus" schrieb, seinem Nachfolger Matthias in der Erbschaft mit 40 000 Dukaten angerechnet wurde. Am witzigsten verfuhr Papst Leo X. mit einem Goldmacher Aurelio Augurelli, der seine Kunst in einem Gedicht anpries und es dem Papst widmete. Leo X. ließ ihm zur Belohnung einen sehr großen, leeren ledernen Geldbeutel überreichen, mit dem Bemerken, es müsse ihm ja leicht sein, mit seiner Kunst den Säckel zu füllen.

A. v. Gleichen-Rußwurm.

Kleideraufwand und -luxus vergangener Zeiten. Wer auf dem Standpunkt steht, die Welt werde immer schlechter, der denkt gern an die „gute alte" Zeit zurück und verweist auf ihre Einfachheit. Wenn man aber die zahlreichen Gesetze beachtet, die gegen den Luxus überhaupt und gegen den Kleideraufwand im besonderen erlassen wurden, dann muß man doch etwas bedenklich werden. Wandern wir durch die Museen, oder betrachten wir die Frauenporträte, so finden wir, daß die Damen Italiens, Spaniens, Frankreichs und auch der Niederlande sowie die deutschen weit kostbarere Stoffe trugen, als man sie heute sieht. Schwere Brokate, weiche, glänzende Samte und kostbarer Schmuck beweisen es. Allerdings waren diese Stoffe auch dauerhafter; die Mode wechselte lange nicht so schnell, und daher vererbten sie sich ebenso wie die kostbaren Pelze und Spitzen. Wenn man daran denkt, wie weit der Aufwand ging, dann wird man die Gesetze, die sich gegen übertriebenen Luxus richteten, verstehen. Straßenschleppen waren 6 Meter lang, im Salon trug man sie in einer Länge von 8—14 Metern. Die Damen in Venedig trieben einen Aufwand an Kleidern, der für unsere Zeit kaum mehr verständlich ist. Schwere Seiden und kostbare Spitzen wurden für jedes Kleidungsstück verarbeitet und mit den kostbarsten Perlen besetzt. Da befahl der Rat der Stadt Venedig, daß künftighin ein Kleid nicht mehr als 200 Dukaten kosten dürfte. — Auch die Männerkleidung war nicht frei von sonderbaren Auswüchsen. Um 1400 trug man hin und wieder silberne Gürtel mit Glöckchen, die bei jedem Schritt erklangen, Kappen mit mehr als ellenlangen Trodbeln und Schuhe mit unglaublichen Spitzen, an denen man noch einige Schellen befestigt hatte. Daß dazu kostbare Tuche und Seidenstoffe kamen, ist selbstverständlich. Als dann im 16. Jahrhundert die Pluderhosen aufkamen, war der Höhepunkt der Stoffverschwendung eigentlich erreicht. Darin taten sich besonders die Landsknechte hervor. Sie trugen Hosen

von feinstem Tuch oder feinster Seide, obwohl ein solches Kleidungsstück so unpraktisch wie möglich sein mußte. Welche Mengen von Stoff dazu nötig waren, kann man sich denken, wenn man die seltsame Nachricht hört, daß ein Landsknecht für eine Hose 99 Ellen verwandte. Als man ihn fragte, warum er denn nicht noch die hundertste Elle dazugenommen habe, antwortete er: „Neunundneunzig ist ein schön langes Wort, genau so, wie es einem Landsknecht zukommt, aber hundert ist kurz und bald gesagt.“ Alle Predigten von der Kanzel gegen den „Hosenteufel“ nützten nichts, und auch die Kleiderverordnungen verfehlten ihren Zweck, da sie nicht befolgt wurden. Man begegnete den Verboten nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern sogar mit tätlichem Widerstand. So kam es in Leipzig bei der Veröffentlichung der kurfürstlichen Kleiderordnung von 1482 unter den Studenten zu Gewalttaten. Sie rissen die Bekanntmachung von der Kirchentür und traten sie mit Füßen. Später unterblieben dann auch die Kleiderverordnungen, und der Luxus jener Zeit ist schließlich von selbst verschwunden. A. Strukat.

Tiere ohne Großhirn. Viele Jahrhunderte lang waren die beiden geheimnisvollen Halbkugeln des Großhirns, die die Schädelkapsel des Menschen umschließt, in ihrer Bedeutung völlig unbekannt. Erst der modernen Experimentalforschung war es vorbehalten, wenigstens ein Zipfelchen von dem Vorhang zu lüften, der uns hier von einem der großen Lebensgeheimnisse trennt. Die Erfahrungen der vergleichenden Anatomie hatten gelehrt, daß der Entwicklung der geistigen Kräfte vom Amphibium bis zum Menschen hinauf die Entwicklung des Großhirns und sein Reichtum an Furchen und Windungen parallel gehen. Welcher Abstand zwischen dem windungslosen, unscheinbaren Großhirn des Fisches und der Großmachtstellung, die die gewaltigen Hemisphären beim Menschen über die anderen Hirnteile einnehmen! — Hatte diese Erkenntnis, nebst manchen Erfahrungen am Krankenbett, schon den Gedanken nahegelegt, daß die Dreiheit unseres Seelenlebens: Fühlen, Denken, Handeln, ihr Zentrum im Großhirn besitze, so machte sich die experimentelle Physiologie alsbald daran, in kühnem Eingriff zu erforschen, wie sich die Lebensbedingungen der verschiedenen Tiere nach Entfernung des Großhirns darstellen würden. — Wenig ergebnisreich waren derartige Operationen, an den niedrigststehenden Wirbeltieren, den Fischen, vorgenommen. Gleich ihren gesunden Artgenossen bewegten sich die operierten Tiere weiterhin im Wasser, suchten Futter, fanden — soweit es Raubfische waren — ihre Beute so gut wie die normalen. Was ließe sich außer solchen einfachsten Funktionen über das „Denkleben“ dieser primitiven Tiere erfahren? So mußten hier die Versuchsergebnisse, wennschon nicht negativ, so doch höchst unsicher bleiben. — Sehen wir nun, wie sich der großhirnlose Frosch verhält, dieser verläßliche Freund des Physiologen, der schon so manches Naturrätsel lösen half! Der deutsche Forscher Goltz war es, der in vorbildlicher Weise erstmalig diese Versuche durchführte. Wieder waren auch hier die „enthirnten“ Tiere von den unversehrten bei oberflächlicher Betrachtung kaum zu unterscheiden: sie schwammen, hüpften, fraßen spontan, entzogen sich den Nachstellungen feindlicher Tiere, suchten ihre Nahrung gleich den anderen. Allerdings wurde von englischen Forschern die interessante Beobachtung gemacht, daß die operierten Exemplare den übrigen im Kampf ums Dasein, also vor allem bei der Nahrungssuche, deutlich unterlegen waren! — Über das Verhalten großhirnloser Reptilien erscheint die Angabe bemerkenswert, daß bei diesen Tieren (Schlangen, Schildkröten) die Äußerungen von Zorn und Furcht, also zweifellos höhere seelische Funktionen, vermißt wurden. — In unvergleichlicher Weise gewinnen aber die Versuche an Interesse, sobald wir uns den Vögeln zuwenden. Die ersten Experimente dieser Art stellte Flourens (Paris, 1794—1867) an. Bringt man eine Taube unter künstlicher Fütterung und entsprechender Schonung über die ersten Tage nach der Operation hinweg, so zeigt das Tier alsbald ein höchst merkwürdiges Verhalten. Die niedereren Funktionen bleiben ziemlich ungestört; der Vogel läuft umher, geht Hindernissen aus dem Wege, vermeidet unbequeme Ruheplätze. Ja, er sieht und hört sogar, und des Nachts schläft er wie sonst. Aber wie sieht es mit Tätigkeiten aus, die kompliziertere Hirnarbeit verlangen? Das Großhirn des Vogels steht bereits auf beträchtlicher Entwicklungsstufe, und darum sind auch die Störungen nach dem Eingriff größer als in den obenerwähnten Fällen. Das Tier ist zu einem belebten Automaten geworden! Ruhelos girrend läuft der enthirnte Tauber umher, denn in seinem Blute kreisen ja die erregenden Hormone seiner Geschlechtsdrüsen. Aber weiter vermag das Männchen weder zu „denken“ noch zu handeln. Setzte man ein Weibchen zu, so blieb dieses völlig unbeachtet! Unter den anderen Tauben lebt das beobachtete Tier als Einsiedler, pflegt weder im Bösen noch im Guten die geringste Beziehung zu ihnen, ein fühlloser Stein unter den fühlenden, geselligen Wesen. Vergeblich lockt der normale Täuberich das enthirnte Weibchen, vergeblich schreien die Jungen um Nahrung. Machte man das Experiment mit Raubvögeln, dann verloren diese alle Kühnheit, alle Angriffslust, jede Fähigkeit, folgerichtig zu handeln. So tötete ein Falke wohl die Maus, die ihm zu nahe kam; doch sie zu zerreißen und aufzufressen, fiel ihm nicht ein. — Die Höchstentwicklung und feinste Differenzierung der Hirnmasse zeigen naturgemäß die Säugetiere. Und dementsprechend beweiskräftig und aufschlußreich sind die Erfahrungen an großhirnlosen Säugern. Bekannt wurde vor allem der „Hund ohne Großhirn“, den der berühmte Physiologe Goltz operiert hatte und durch $1^1/_2$ Jahre beobachten konnte. In kurzer Zusammenfassung ließe sich über die Ergebnisse sagen: Gerade das, was im Tier das Persönliche, Individuelle darstellt, war mit dem Eingriff völlig erloschen. Dies ist natürlich mit gewissen Einschränkungen zu verstehen. Jedenfalls aber zeigte der großhirnlose Hund keinerlei Zeichen von Erinnerungsvermögen, und naturgemäß war ihm damit auch die Fähigkeit des Erkennens eines bekannten Objektes verlorengegangen. Er verstand weder seinen Namen noch Lockrufe, obgleich er sehr gut durch Geräusche aus dem Schlaf zu wecken war. Das Bellen anderer Hunde ließ ihn völlig teilnahmlos; gegen den Wärter, der ihn täglich zum Futternapf brachte, wehrte er sich täglich aufs neue. Wohl hatte er durch den Eingriff die Zentralapparate für Gesichts- und Geruchssinn verloren, vermochte aber dennoch spontan zu laufen, zu gehen und zu stehen. Er fraß, sobald man ihm die Schnauze ins Essen steckte; er wachte und schlief in regelmäßigem Wechsel wie ein normales Tier. — Versuche, die an den höchstentwickelten Tieren, den Affen, in diesem Zusammenhang vorgenommen wurden, bestätigten teilweise diese Ergebnisse, leider aber überlebten die Tiere nicht lange den schweren Eingriff. Endlich existieren sogar Beobachtungen am großhirnlosen Menschen! Freilich macht die Natur glücklicherweise dies grausige Experiment nur höchst selten, und die Neugeborenen, die sie mit verkümmertem Großhirn zur Welt kommen läßt, sterben alle noch vor einer Zeit, zu der man von „persönlichen Reaktionen“ sprechen könnte. Bis dahin aber verhalten sie sich in ihren einfachen Lebensäußerungen nicht anders als andere Säuglinge. — Das Ergebnis all dieser Versuche und Erfahrungen: Denkkraft und Gemüt, Erinnerung und Verstand, alle Äußerungen des Persönlichen, stehen und fallen mit der Existenz des Großhirns. Dagegen unterliegen die „automatischen“, die rein vegetativen Tätigkeiten anderen, in den übrigen Hirnteilen sowie im Rückenmark lokalisierten Zentren. Gottfried Stiasny.

Wo bleiben die Störche? Es ist nur eine Frage der Zeit, daß einer der volkstümlichsten Vögel unserer deutschen Landschaft, der Storch, den die Norddeutschen Adebar heißen (aus dem Mittelhochdeutschen, bedeutet Glücksbringer), ebenso selten wird, wie es schon längst sein schwarzer Verwandter, der Waldstorch, ist. Tausende von Storchnestern, aus denen vor Jahren noch das muntere Geklapper sich hören ließ, sind unbenutzt geblieben. Die Statistik redet eine betrübende Sprache. Während es in Mecklenburg im Jahre 1901 noch 3904 bewohnte Storchnester gab, waren 1912 nur noch 1072 und 1925 nur noch 536 besetzt. In Ostpreußen ging die Zahl der bewohnten Nester in 25 Jahren (1900

bis 1925) um 70 vom Hundert zurück, in Schlesien um 65, in Schleswig-Holstein um 50. Auch sonst wurde überall in Deutschland, mit einziger Ausnahme von Württemberg, ein starker Rückgang der Störche beobachtet. Wo bleiben die Störche? Nistgelegenheiten in Form von Wagenrädern auf Dachfirsten sind nach wie vor in den Hauptstorchgebieten genügend vorhanden. Die Ursache der Storchabnahme ist in anderer Richtung zu suchen. Tausende und aber Tausende von Störchen finden in den südafrikanischen Winterquartieren ein frühzeitiges und klägliches Ende. Seit einigen Jahren werden dort die Heuschrecken mittels Arsenik vergiftet, und diese vergifteten Heuschrecken vermitteln in der Hauptsache die Lösung des Rätsels der Abnahme unserer Störche, deren Hauptnahrung im schwarzen Erdteil jene Insekten bilden. Das „kulturelle" Vordringen des Menschen, Entwässerung und Urbarmachung von Sumpfgelände, trägt weiterhin dazu bei, die Bestände zu verringern. Auch mag die Verfolgung in den Durchzugsländern, vor allem in Kleinasien, bedeutend gegen früher zugenommen haben. Der Todfeind der Störche aber ist das meuchelnde Gift, das sie dort unten in Afrika mit den Heuschrecken aufnehmen.

W. Hochgreve.

Das chinesische Kunstgewerbe, das in jahrtausendelanger Entwicklung zu überaus hoher Blüte gelangt ist, lenkt immer und immer wieder das Interesse des Abendländers auf sich. Besonders das chinesische Porzellan in seiner kunstvollen Ausführung war von jeher ein beliebter Sammelgegenstand. Dieses Porzellan, dessen Geschichte bis weit in die vorchristliche Zeit zurückreicht, weist eine unendliche Fülle von Formen auf, und unzählige Werke haben die chinesische Keramik ausführlich behandelt. Dr. G. C. Williamson tritt nun mit einem neuen Werk, „The Book of Famille Rose" (Verlag Methuen & Co., London), an die Öffentlichkeit, das den Vorzug hat, daß es aus dem ungeheueren Ganzen eine einzelne Epoche herausgreift, nämlich die des 18. Jahrhunderts. Die Regierungszeit Yung-Chengs (1723 bis 1735) und K'ien-Lungs (1736—1795) bedeutete für die keramische Kunst einen Höhepunkt der Entwicklung; die damaligen Erzeugnisse sind wegen des Vorherrschens der rosafarbenen Glasur unter dem Namen „Famille-Rose-Porzellan" bekannt. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Sammlern und Porzellan-Liebhabern durch zahlreiche Beispiele den Weg zu weisen, dieses kostbare Porzellan aufzufinden. Neunzehn farbige und dreiundvierzig einfarbige Bildertafeln geben dem Leser eine klare Vorstellung von dem unendlichen Farben- und Formenreichtum jener keramischen Erzeugnisse: Krüge, Vasen, Schalen, Schüsseln, Bowlen, Teller, Tassen, Teekannen, Tintenfässer usw. — all dies bietet sich in den reizvollsten Mustern dar, und zu jedem Gegenstand gibt der Verfasser eine ausführliche Beschreibung, so daß man all die kleinen, zarten Kunstwerke mit den Händen greifen zu können meint. Je nachdem das Porzellan für den europäischen Gebrauch bestimmt war oder für die Chinesen angefertigt wurde, ist das Porzellan von unterschiedlichem Charakter. Die für den europäischen Markt bestimmten Porzellane sind reich dekoriert, während die chinesischen Gebrauchsgegenstände nur leichte, einfache Zeichnungen auf leuchtendem Grund aufweisen. Andererseits erkennt man den europäischen Einfluß auf die chinesische Keramik: europäische Gemälde wurden kopiert oder dienten als Dekorationsmotive. Man findet z. B. Szenen von Watteaus und Albanis Gemälden auf die Porzellane jener Epoche aufgemalt, und auch die äußere Form der verschiedenen Gegenstände ist europäischen Mustern nachgebildet.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Titelbild „Schmetterling mit Wunderblume" ist ein Aquarell von Willy Knabe.

ZUM NACHDENKEN

Rösselsprung.

	spei	meln	der	spen	
was	schatz	mag's	wächst	sam	see
chern	je	wir	len	die	den
einst	be	der	wir	ver	jetzt
mehr	was	chern	den	nur	er
rei	ver	noch	ihn	und	schwen
	wir	stets	geht's	ben	

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Aufreizer, 5 Fisch, 6 geographischer Erdpunkt, 8 Metall, 11 Bürde, 12 Prunk, 13 biblische Gestalt, 14 Lasttier, 18 geologische Formation, 20 deutscher Kurort, 21 Teil des Wagens, 22 glückbringender Gegenstand; senkrecht: 1 Wappentier, 2 Schweizer Held, 3 Lebenshauch, 4 Farbe, 5 australische Stadt, 7 nördlicher Teil von Skandinavien, 9 Fluß in Bayern, 10 Kleidungsstück, 15 Berg in der Schweiz, 16 leidenschaftliche Abneigung, 17 Behörde, 19 griechischer Hirtengott.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
a — as — de — de — e — e — er — gard — gu — har — i — il — le — ler — li — lie — ma — ment — ment — mi — mo — mon — nau — nie — no — now — pel — ro — rung — so — sor — ti —
sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Grundstoff, 2 Absonderung, 3 Dünger, 4 männlicher Vogel, 5 pommersche Kreisstadt, 6 Einklang, 7 Prophet, 8 ehemaliges Herrschergeschlecht, 9 Halbwelt, 10 Nebenfluß der Donau, 11 Auswahl.

Wappenkreis.

Wie lautet die Umschrift?

Endbuchstabenrätsel.

Ernst — Kies — Einfalt — Minna — Wache — Schere — Gast — Mosel — Lord — Kanzler — Korb — Sophist — Uhu — Reim — Schall — Mast — Arm

Die Endbuchstaben der obigen Wörter sind zu streichen und durch andere derart zu ersetzen, daß wieder Hauptwörter entstehen. Die neuen Buchstaben ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, ein bekanntes Sprichwort. (st = 1 Buchstabe.)

Magische Silbenfigur.

Setzt man die Silben: len — me — me — mel — ne — ne — po — po — pher — ta — ta richtig in die Felder der Figur, so ergeben sich wagerecht und senkrecht gleiche Wörter folgender Bedeutung: 1 Muse, 2 italienische Maisspeise, 3 bildlicher Ausdruck, 4 chemisches Zeichen für ein Edelgas.

Streichhölzer-Kombinationsaufgabe.

Figur I besteht aus 16, Figur II aus 8 Streichhölzern. Der Figur I sind, ohne sonst irgend etwas an ihr zu verändern, 4 Streichhölzer zu entnehmen und diese so der Figur II ergänzend anzufügen, daß zwei nunmehr vollkommen gleiche Figuren aus je 12 Streichhölzern entstehen.

I II

Wahrheit und Dichtung.

Getrennt kannst niemals du die Zwei
Auf deiner Ersten tragen,
Jedoch magst du, das steht dir frei,
Es mit dem Ganzen wagen.
Was hier gemeint, leicht ist's erkannt,
Willst Schiller du befragen:
Das Lösungswort wird kurzerhand
Dir eine Dichtung sagen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4364.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4362

Kettenrätsel: 1 Serbe, 2 Besen, 3 Senta, 4 Tafel, 5 Felge, 6 Geber, 7 Berlin, 8 Linde, 9 Degen, 10 Gendarm, 11 Darmstadt, 12 Stadtrat, 13 Ratte, 14 Tein, 15 Inka, 16 Kali, 17 Lima, 18 Maser.

Kreuzrätsel: 1—2 Jason, 1—4 Jagen, 1—6 Jade, 2—1 Sonja, 2—6 Sonde, 3—4 Bogen, 3—6 Bode, 4—5 Genre, 5—4 Regen, 5—6 Rede, 6—4 Degen.

Silbenrätsel: 1 Majolika, 2 Ornament, 3 Regensburg, 4 Guido, 5 Eichel, 6 Neufundland, 7 Salami, 8 Tauberbischofsheim, 9 Ultimatum, 10 Niveau, 11 Denunziation, 12 England, 13 Hausse. — Morgenstunde hat Gold im Munde.

Füllrätsel: 1 Bamberg, 2 Postrat, 3 Malaria, 4 Strophe, 5 Manager, 6 Antenne, 7 Eulalia. — Die Diagonalen: Bologna, Garonne.

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat: Wagerecht: 2 Aal, 4 Iller, 5 Holland, 9 Nil, 10 Eid, 12 Golf, 13 Steg, 14 Tat, 15 Des, 16 Réunion, 20 Krida, 21 Ida; senkrecht: 1 Fall, 2 All, 3 Lea, 5 Halfter, 6 Dresden, 7 Milan, 8 Liter, 9 Not, 11 Des, 17 Uri, 18 Nida, 19 Ida; magisches Quadrat: 22 Tasso, 23 Arpad, 24 Spule, 25 Salto, 26 Odeon.

Wagen gewinnt: „Nur Beharrung führt zum Ziel."

Für unsere Bezieher

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreise folgend, einen **Sammelkasten** für die Nummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestoßen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten ist 28 1/2 cm breit, 39 1/2 cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für 26 Hefte eines Halbjahrs. Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, sodaß der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um einmalige Anschaffung von bleibendem Wert. Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt 3 RM. zuzüglich Versandspesen.

EINBANDDECKEN für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschließlich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je 4 RM. zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, Reudnitzer Straße 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann: beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Fr. Kühle.

VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4364. 171. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. NOVEMBER 1928

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BAD BRAMBACH I. VOGTL. Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

DRESDEN. HOTEL STADT WEIMAR, 100 Zimmer, mod. Komf.

MOORBAD PRETZSCH für Mittelstand, glänzende Heilerfolge.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

RIESENGEBIRGE

HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, modern eingerichtet.

PRINZ HEINRICH BAUDE, prachtvolles Wintersportterrain.

SCHLINGELBAUDE, prachtvolle Höhenlage, mod. Komfort.

HARZ

RÜBELAND. BAUMANNS-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

ST. ANDREASBERG. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, bürgl. Gaststätte.

OBERBAYERN

PRIEN. HOTEL KRONPRINZ, gutbürgerlich, mäßige Preise.

OESTERREICH

BADGASTEIN. HOTEL MOZART, prächtige Lage, jeder Komfort. Jahresbetrieb.

HOFGASTEIN. KURHAUS GERMANIA.

HOTEL SALZBURGER HOF.

WIEN. HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

ZUM EISVOGEL IM PRATER, weltberühmter Treffpunkt.

SALZKAMMERGUT

Das Seenparadies Oesterreichs.

GOLLING bei SALZBURG. HOTEL ALTE POST, I. Haus, div. Komfort.

KRIMML, PINZGAU. WALTLS HOTEL POST, mod. Komf.

WALTLS ALPENGASTHOF. Plattenkogl, 1700 m.

ST. JOHANN, PONGAU. GASTHOF ALTE POST, gutbürgl., moderner Komfort.

TIROL

ACHENSEE. HOTEL SCHOLASTIKA, herrl. Lage, Wassersport, Tennis.

FIEBERBRUNN. GASTHOF „NEUE POST“, gutbürgl., Prospekt.

IGLS b. Innsbruck. 900 m ü. M. HOTEL IGLER HOF, Prospekte.

HOTEL SANATORIUM IGLS.

INNSBRUCK. HOTEL TYROL. Modernst. Komf., mäßige Preise.

HOTEL MARIA THERESIA. Berühmt, erstklassig.

KONDITOREI und CAFÉ SCHINDLER. Täglich Konzerte.

KITZBÜHEL. GARTEN- und SPORT-HOTEL. I. Ranges.

HOTEL TIEFENBRUNNER. Neu renoviert. Moderner Komfort.

LANDECK. HOTEL „GOLDENER ADLER“. Das gutbürgerl. Haus.

HOTEL POST. Alpenhotel mit modernstem Komfort.

GASTHOF und PENSION „SONNE“, schönste Lage, Prospekte.

LERMOOS (FERNPASS). HOTEL „DREI MOHREN“, beste Lage. Moderner Komfort.

SCHWAZ. ALPENGASTHOF GRAFENAST, Prospekt.

SEEFELD. WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

ST. ANTON. HOTEL POST, erstes Haus am Platze.

„ZUM SCHWARZEN ADLER“, gutbürgerl., Prospekt.

ST. JOHANN. GASTHOF ZUR POST. Gutbürgerlich. Pension 10—12 S.

CAFÉ RAINER. Führendes Haus.

SISTRANS. GASTHOF ALPENROSE, gutbürgl., Wintersport.

STEINACH. HOTEL STEINBOCK, erstes Haus.

GASTHOF „ZUR POST“, bestempfohl.

STUBEN am ARLBERG. GASTHOF „POST“, führendes Haus, moderner Komfort.

WESTENDORF. GASTHOF und PENSION MESNERWIRT.

GASTHOF u. PENSION KOHLERWIRT.

ZÜRS. GASTHOF ALPENROSE, gutbürgl., fließ. Wasser.

GASTHOF EDELWEISS, altrenom. neu umgebaut.

VORARLBERG

BRAND bei BLUDENZ. HOTELS SCESAPLANA und BECK, die führenden Häuser.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehrstätte d. Fremden.

GARGELLEN. HOTEL VERGALDEN, 1600 m ideal. Skigelände.

GASCHURN. KESSLERS HOTEL RÖSSLE POST, gutbürgerl., Skilehrer.

DALMATIEN

DUBROVNIK. (RAGUSA am Adriat. Meer).

GRAND HOTEL IMPERIAL, DUBROVNIK/RAGUSA.

GRAND HOTEL LAPAD, DUBROVNIK 2/GRAVOSA.

GRAND PALACE HOTEL HVAR, LESINA.

ITALIEN

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

DOBBIACO, Dolomiten. Internat. Wintersportplatz, erstklassige Hotels.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel, Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.

HOTEL ASTORIA, vornehmer Komfort, eigner Park.

HOTEL AUSTRIA, moderner Komfort, schöne Lage.

BAVARIA-HOTEL, exquisites Haus, letzter Komfort.

HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.

HOTEL-PENSION EDEN, behagliches Familienhaus, mäßige Preise.

PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen d. Atmungsorgane.

SCHLOSS LABERS, die vornehme Familienpension.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbeihilfen.

PENSION J. MEISTER, bestrenommiert, mäßige Preise.

PARK-HOTEL OBERMAIS, ruhig und vornehm, aller Komfort.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

HOTEL SAVOY, Führung und Einrichtung erstklassig.

DIÄT-SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

ORTISEI. (ST. ULRICH) GRÖDNERTAL. HOTEL AQUILA, 220 Betten, mod. Komfort, mäßige Preise.

HOTEL MADONNA, ideale Lage, Pens. L. 28.—. Prosp.

HOTEL MARIA, 46 Zimmer, mod. Komfort.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE, bestempfohlen, sonnigste Lage.

HOTEL BRISTOL, herrl. Lage, 50 Bett.

SANATORIUM ALTEIN, beste Lage, letzter Komfort. Chefarzt Dr. O. Amrein.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. KURPENSION HORLAUBEN, modern. Haus, sonnige Lage.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

SANATORIUM SCHATZALP, 300 m ü. Davos, vornehm und behagl.

DAVOS-DORF. NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer, Chefarzt Dr. J. Gwerder.

HOTEL und PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.—.

LUGANO. PARK-HOTEL. Familien-Hotel erst. Ranges. Jeder Komfort. Prachtvolle Aussicht. Prospekt D I.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL FEDERAL, mod. Komfort.

HOTEL ST. GOTTHARDT-TERMINUS. Komfortabel, mäßige Preise.

HOTEL MEISTER, 120 Betten, mod. Komfort.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.

KURHAUS **CADEMARIO**, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASSARATE. HOTEL PENSION DIANA, fließ. Wass., am Strandbad. Fr. 8.— bis 10.—.

LUGANO-CASTAGNOLA. KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann), Deut. Haus.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS, komf. Erziehungsinst. u. Pensionat für junge Mädchen.

EISENACH. HAUS ROSENECK, erstkl. Töchterheim, Heimweg 27.

HALBERSTADT. HÖHERE PRIVATSCHULE und TÖCHTERHEIM MACKRODT, Prospekt.

HALLE a. S. DR. HARANG'S HÖHERE LEHRANSTALT, Oberprima, gegr. 1864.

WERNIGERODE. TÖCHTERHEIM LISBETH FROHBERG, Nöschenrode. Ia Referenzen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4364. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. November 1928.

Allgemeine Notizen.

Südpolarexpeditionen. Mit Unterstützung der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft sind für den Winter 1928/29 mehrere wissenschaftliche Südpolarexpeditionen in Vorbereitung, die sämtlich mittels des Flugzeuges ausgeführt werden sollen. So will Kapitän Wilkins, der im letzten Frühjahr von Alaska nach Spitzbergen flog, vom Roßmeer aus das noch gänzlich unbekannte Gebiet bis zum Weddellmeer oder zur Westantarktis (Grahamland) überfliegen. Neben ersten topographischen Orientierungen sollen günstige Anlagestellen für Wetterstationen ausfindig gemacht werden. Kommander Byrd, der 1926 von Spitzbergen aus zum Nordpol und zurück flog, will von der Roßbarriere aus die Westseite des Königin-Maud-Gebirges bis über den Pol hinaus vom Flugzeug aus aufklären. Endlich wollen die überlebenden Teilnehmer von der letzten Südpolfahrt Shackletons dessen wissenschaftliche Pläne auf einer neuen Forschungsreise ausführen.

Ein Römerfriedhof bei Budapest. Die an der Stätte der früheren römischen Kolonie Aquincum, in der Nähe von Alt-Ofen vor längerer Zeit stattgefundenen Ausgrabungen förderten einen gut erhaltenen Römerfriedhof aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt zutage. Auf einem der Grabsteine befindet sich die interessante Inschrift, wonach die Bürger der Stadt Köln (Colonia Agrippina) zur Errichtung eines Grabsteines 70 Denare spendeten.

Russischer Büchermarkt. Im verflossenen Jahre stellte der russische Staatsverlag 100 Millionen Bücher her, von denen 60 v. H. auf Schulbücher, 20 v. H. auf wissenschaftliche und populärwissenschaftliche und der Rest auf schöne Literatur entfiel. Es gibt in Rußland neben dem Staatsverlag nur noch etwa hundert Verleger, die kaum den zehnten Teil aller Neuerscheinungen und zum weitaus größten Teil nur honorarfreie Nachdrucke verlegen.

Die Biologische Reichsanstalt weist im Hinblick auf die Herbst- und Wintermonate auf folgende zeitentsprechenden, in Land- und Forstwirtschaft beliebten Merkblätter hin. Wichtige Selleriekrankheiten sind der Schorf (Phoma apiicola) und die Blattfleckenkrankheit (Septoria apii) des Sellerie. Näheres über diese Krankheiten und ihre Bekämpfung findet man im Flugblatt Nr. 86. Gegen die Sperlinge ist in der kalten Jahreszeit mit Erfolg vorzugehen. Wie die Bekämpfung zu führen ist, wird im Flugblatt Nr. 65 näher angegeben. Eine Zusammen-

stellung erprobter Mittel gegen tierische Schädlinge bringt auch Flugblatt Nr. 46. Im Merkblatt Nr. 4 sind die Stellen genannt, die Auskunft über Pflanzenkrankheiten und -schädlinge geben und Gesundheitszeugnisse für die Ausfuhr von Pflanzen ausstellen. Vom Deutschen Pflanzenschutzdienst geprüfte Mittel für Saatgutbeizung sind im Merkblatt Nr. 7, Mittel gegen Krankheiten und Schädlinge im Wein-, Obst- und Gartenbau im Merkblatt Nr. 8 zusammengestellt. Der Preis für jedes Merkblatt beträgt bei portofreier Zustellung 10 Pfennige. Einzahlung auf Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt oder in Briefmarken erbeten. Für die regelmäßige Zustellung der Neuerscheinungen kann ein Betrag von Rm. 1.50 oder Rm. 2.— im voraus eingesandt werden, wie wir an dieser Stelle bereits berichteten.

Friedrichroda. Der Sportplatz ist fertiggestellt und der beliebte Kurort und Wintersportplatz damit um eine Kureinrichtung reicher, die den Kurgästen die Ausübung jeglicher Sports ermöglicht. Auf diesem vorbildlichen Sportplatz, der unmittelbar bei der Stadt am „Breitensee“ in landschaftlich schönster Gegend liegt, werden im kommenden Jahr große Verbands-Wettkämpfe ausgetragen werden. Das Spielfeld ist 105×170 m groß, um den Platz herum führt eine 400 m lange und 5 m breite Aschenbahn für Lang- und Kurzstreckenlauf. Vor den Tribünen ist eine 12 m lange und 6 m breite Sprunggrube errichtet. Dem Platz ist ein Spielplan von 60×50 m vorgelagert. Die Anfahrtstraße zweigt von der nach Schloß Reinhardsbrunn führenden Chaussee ab und mündet in den unterhalb des Sportplatzes gelagerten äußerst geräumigen Parkplatz ein.

Westerland. Die Museumsgesellschaft Westerland hat im Verein mit der Stadtverwaltung die Gründung eines Museums beschlossen, das den Badegästen alle mit Westerland und der Insel Sylt zusammenhängenden geschichtlichen Erinnerungen in übersichtlicher Gruppierung wachrufen soll. Die Hapag hat ihre Unterstützung ebenfalls zugesagt. In dem Museum wird die Entwicklung des Bades Westerland vorgeführt, ferner sollen Darstellungen der Sylter Schiffahrt durch Modelle, die Wattenfischerei und die Entwicklung des Fremdenverkehrs gezeigt werden. Sammlungen von Seegemälden Sylter Maler, Funde aus dem Wattenmeer usw. werden ausgestellt. Für das Museum sind zunächst besondere Räume im Südbahnhof vorgesehen worden. Das Friesenmuseum in Keitum bleibt bestehen.

Luxus

Das luxuriöse Leben der Pharaonen im alten Aegypten spiegelt sich in den wunderbaren Schätzen wider, welche kürzlich in dem Tal der Könige zutage gefördert wurden. Vergnügungsreisende im heutigen Aegypten geniessen eine andere Art von Luxus — den höchsten, welchen die Hilfsmittel der Zivilisation für das Reisen schaffen konnten. Wenige besuchen Aegypten, um lediglich während der ganzen Zeit in Kairo oder Umgebung zu bleiben. Der wahre Zauber des Landes

AEGYPTEN

offenbart sich erst, wenn man auf den wunderbaren Wasserwegen reist, entweder mit einem Touristendampfer oder einer Nilbarke; beide sind mit jedem modernen Komfort ausgestattet.

Saison: Oktober bis Mai.

Illustr. Broschüre „Egypt and the Sudan" auf Wunsch.

Tourist Development Association of Egypt
3, Regent Street, London S.W. 1, oder
Cairo Railway Station, Cairo.

GEORGE V

CHAMPS ÉLYSÉES

NEUESTES LUXUS-HOTEL: DAS VOLLKOMMENSTE DER MODERNEN FRANZÖSISCHEN DEKORATIVEN KUNST. VEREINT SCHÖNHEIT, RUHE, BEQUEMLICHKEIT

BEVORZUGTER AUFENTHALT HERVORRAGENDER PERSÖNLICHKEITEN

KEINE HÖHEREN PREISE ALS IN ANDEREN HOTELS ÄHNLICHEN RANGES.

31, AVENUE GEORGE V, PARIS
TELEGRAMMADRESSE: GEORGEOTEL, PARIS

E. Bieber Berlin

Zur natürlichen Körperpflege

gehört vernünftige Ernährung. Darum zum täglichen Frühstück

Kasseler Hafer-Kakao

Nur echt in blauen Schachteln zu M 1.— nie lose.

KLEINODIEN, die faszinieren:
„Or Bruni" und „Pour Brune", die rassigen, herben
„Lucidité" und „Pour Blonde", die zarten, lieblichen

Lérys

PARFUMS PARIS

DIE NEUE KLEINPACKUNG RM. 4,25
Luxus-Packungen (ein Spiegelbild Pariser Eleganz) von RM. 8,— an
PUDER COMPACT *außergewöhnlich festhaftend*
Golddose (ganz flache Form) RM. 2,75. Einsatz mit Seidenquaste RM. 1,30
DER LOSE PUDER RM. 2,40
Seine fehlerfreie Reinheit verleiht dem Teint den begehrten Schmelz

General-Importeur für Deutschland: Marlut A.-G., Berlin W 30, Motzstr. 68

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

DIE BRAUT

AQUARELL VON ALFRED HAGEL

SORGEN SIE AUCH FÜR GENÜGEND VITAMINE IN IHRER NAHRUNG?

ERGEBNISSE DER VITAMINFORSCHUNG / VON DR. FREITAG

Die Ernährungslehre der Vorkriegszeit kannte den Vitaminbegriff nicht. Zu der Zeit, als sich die Grundlehren des tierischen Stoffwechsels und der tierischen Ernährung entwickelten, glaubte man als Abschluß dieser Forschungen die Feststellung machen zu können, daß eine Nahrung aus Eiweiß, Fett, Kohlehydraten, Wasser und Salzen allen Bedürfnissen des tierischen (und auch menschlichen) Organismus gerecht würde. Als man nun zwecks Beweises dieser Anschauungen dazu überging, Versuchstiere mit Gemischen der erwähnten reinsten Nährstoffe am Leben zu erhalten, zeigte sich, daß dies nicht möglich war, ohne daß man zunächst für diese eigenartige Tatsache eine Erklärung finden konnte. Systematische Versuchsreihen vermittelten den Forschern nun allmählich die Erkenntnis, daß für Wachstum und Erhaltung der Versuchstiere außer den erwähnten Stoffen unbedingt solche notwendig sind, die als Begleiter gewisser Fette (des Rinderfetts, des Milchfetts, des Eigelbfetts, des Leberfetts) regelmäßig angetroffen werden, und andererseits wasserlösliche Stoffe, die im Milchserum, in den Preßsäften der Pflanzen, im keimenden Getreidesamen und in der Hefe reichlich vorhanden sind. Diese Stoffe, über deren Natur und Zusammensetzung man anfänglich gar nichts wußte und heute nicht viel weiß, bezeichnete man als Vitamine, und selten ist in der Geschichte der Naturwissenschaften für die Aufklärung eines Problems in kurzer Zeit so viel Arbeit von den erfolgreichsten Forschern aller Welt geleistet worden wie für die Lüftung des Schleiers, der die Vitamine umhüllt. Viel ist schon durch systematische Arbeit erreicht worden, doch sind noch wichtige Fragen zu lösen, vor allem die bedeutendste, die Aufklärung über die chemische Zusammensetzung der Vitamine, um daran anschließend deren künstliche Herstellung zu ermöglichen. Als größter Erfolg der bisherigen Vitaminforschung darf die später zu beschreibende künstliche Herstellung des Vitamins D durch den deutschen Chemiker Windaus bezeichnet werden. Da die Vitaminforschungen heute einen gewissen Abschluß erreicht haben, ist wohl ein Überblick über das bisher Erzielte am Platze.

Unter Vitaminen versteht man nach der heutigen wissenschaftlichen Definition „organische Substanzen, welche im Pflanzen- und Tierreich weit verbreitet, trotz der kleinen Mengen, in denen sie in der Nahrung auftreten, für Wachstum und Erhaltung des tierischen Organismus unentbehrlich sind". Vergleicht man nun die Vitamine mit den bisher bekannten Klassen von Nahrungsstoffen, dann muß man sagen, daß „diese Vitamine gegenüber den jetzt bekannten Gruppen von Nahrungsstoffen eine Sonderstellung einnehmen, daß sie mit Rücksicht auf ihre unbekannte chemische Konstitution weder den Eiweiskörpern noch den Kohlehydraten, noch den Fetten streng zugerechnet werden können, und daß jedem von ihnen eine besondere spezifische Wirkung zukommt, die nur für dieses charakteristisch ist". Fehlen in der tierischen oder menschlichen Ernährung Vitamine, oder werden sie nur in unzureichenden Mengen zugeführt, dann treten „Avitaminosen", das heißt durch mangelhafte Vitaminzufuhr bedingte Erkrankungen, auf, die sich bei ausreichend vitaminhaltiger Nahrung wieder heilen lassen. Derartige Avitaminosen finden wir in der englischen Krankheit der Kinder (Rachitis), dem Skorbut (Mundfäule), der Augendürre (Xerophthalmus) sowie in der Beriberi (eine vorzugsweise asiatische, mit Lähmungen, Wassersucht und allgemeinem körperlichen Verfall einhergehende Nervenkrankheit). Diese Krankheiten sind typisch für das Fehlen bestimmter Vitamine in der Nahrung und lassen sich durch Zufuhr der betreffenden Vitamine heilen.

Die systematischen Untersuchungen des vergangenen Jahrzehnts haben in den letzten zwei Jahren zu einer gewissen einheitlichen Nomenklatur der bisher bekannten fünf Vitamine geführt. Man bezeichnet sie mit den Buchstaben des Alphabets A, B, C, D, E. Wir unterscheiden heute:

A oder wachstumförderndes Vitamin
B „ Anti-Beriberi-Vitamin
C „ Anti-Skorbut-Vitamin
D „ Anti-Rachitis-Vitamin
E „ Anti-Sterilitäts-Vitamin.

Die Vitamine A, D, E faßt man nochmals in eine besondere Untergruppe als fettlösliche Vitamine zusammen, während man die Vitamine B und C als wasserlösliche bezeichnet. Für die menschliche und Säugetierernährung sind sämtliche Vitamine erforderlich, und bei mangelhafter Zufuhr treten eben mehr oder minder schwere Ausfallserscheinungen auf, die vielfach gar nicht als durch Vitaminmangel bedingt erkannt werden. Überhaupt haben die Forschungen der letzten Jahre ergeben, daß der Vitaminbedarf verschiedener Lebewesen um so größer ist, je höher wir in der Tierreihe aufsteigen. Es brauchen zum Beispiel:

Insekten	Vitamin B
Amphibien	Vitamin B A?
Fische	Vitamin B A
Vögel	Vitamin B A C
Säugetiere	Vitamin B A D E C?

Es existieren allerdings auch einzelne Spezies dieser Klasse, die einen abweichenden Vitaminbedarf aufweisen, was naturgemäß, da Ausnahmen meist die Regel bestätigen, nicht gegen die Ergebnisse der bisherigen Forschungen spricht. Viel diskutiert worden ist auch die Frage nach der Herkunft der Vitamine bzw. der Bildung im Pflanzenreich. Als primäre Bildungsstätte der Vitamine haben unbedingt die Pflanzen zu gelten, in denen sich die ihrer Natur nach uns unbekannten Vitamine während des Wachstums bilden und von den Pflanzenfressern mit ihrer Nahrung aufgenommen werden, aus deren Organen und Sekreten der Mensch wiederum einen Teil seiner Vitamine bezieht. Besonders genau kann man diesen Vorgang am Vitamin D verfolgen, das sich im Dorschlebertran in beträchtlichen Mengen findet. Der Dorsch verdankt seine Nahrung den kleinen Fischen der Hochsee, vor allem den Heringen. Diese nehmen das Vitamin mit ihrer Nahrung, den kleinen Krebsen und anderen Tieren des Planktons, auf, und diese wieder beziehen es aus den Algen, ihrer pflanzlichen Nahrung. Die Algen aber sind imstande, aus vitaminfreier Nahrung Vitamine zu erzeugen. Die Wirkungsweise der Vitamine ist uns auch heute noch unklar. Wir wissen wohl, wie die Vitamine wirken, aber wie die Wirkung im Organismus zustande kommt, entzieht sich unserer Kenntnis. Höchst wahrscheinlich ist es, daß die Vitamine als sogenannte Katalysatoren wirken. Sie beschleunigen oder leiten Umsetzungsprozesse, die lebenswichtig sind, im Körper ein.

Das Vitamin A, wissenschaftlich auch als antixerophthalmisches Vitamin bezeichnet, weil seine Ausschaltung beim jungen wachsenden Tier und auch beim Menschen zur Austrocknung der Augenbindehaut (Xerophthalmatie), weiterhin zum Brüchigwerden der Hornhaut, zur Vereiterung des ganzen Auges und schließlich zur Erblindung führt. Stark vertreten ist dieses Vitamin in allen grünen Pflanzen, und alle Pflanzenfresser (z. B. Kühe) nehmen mit ihrer Nahrung dieses Vitamin auf, das daher in ihren Fettdepots (z. B. Milch) reichlich vorhanden ist. Beim Lagern und Trocknen grüner Pflanzen nimmt ihr Vitamin-A-Gehalt weitgehend ab und naturgemäß auch der Vitamin-A-Gehalt der Tiere, die sich von den getrockneten Pflanzen nähren. Daraus erklärt sich der höhere Vitamingehalt der Weidebutter gegenüber der Stallbutter, vor allem in den Wintermonaten, in denen kein Grünfutter zur Verfügung steht. Die Sommermilch und somit auch die aus ihr erzeugte Butter ist daher vom Standpunkt der Vitaminlehre aus hochwertiger als die Winterbutter, eine Erfahrung, die an sich alt ist, aber auch durch die Vitaminlehre ihre Begründung erhält. Diese Erkenntnisse sind naturgemäß ebenso gültig für die stillende Mutter; auch hier wird die Nahrung des Säuglings in den Sommermonaten vitamingünstiger sein, infolge der reichhaltigen Ernährung der Mutter mit Vitamin-A-haltigen Nahrungsmitteln, als im Winter. Vor allem der Lebertran ist sehr reich an Vitamin A, das aber leicht durch Berührung mit Luft, durch Bestrahlung mit aktiven Strahlen zerstört wird. Der japanische Forscher Prof. Fuji-Maki vermochte vor kurzem zu zeigen, daß enge Zusammenhänge zwischen dem Mangel an Vitamin A und der Bildung von Blasen- wie Nierensteinen bestehen. Experimentell konnte man bei Vitamin A nicht enthaltender Nahrung die Steinbildung hervorrufen und durch reichliche Zufuhr von Vitamin A gebildete Steine wieder zum Verschwinden bringen.

Die Existenz des Vitamins B ist ebenfalls seit langem sichergestellt. Die typischste Krankheit, die sich beim Fehlen von Vitamin B entwickelt, finden wir in der asiatischen Beriberi. Hervorgerufen wird die Beriberi durch dauernden Genuß von geschältem Reis, dessen Eiweiß an sich nicht hochwertig ist. Die Krankheit verschwindet, wenn man die Reiskleie mitverzehrt, und neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß in 100 kg Reiskleie etwa 1,4 g des Vitamins B enthalten sind, das heißt die Reiskleie enthält 14mal soviel Vitamin wie das ganze Reiskorn. Beim Vitamin B hat man in letzter Zeit erhebliche Fortschritte zu verzeichnen, die die Möglichkeit aufkommen lassen, daß man in absehbarer Zeit das Geheimnis der Zusammensetzung des Vitamins B enthüllen kann und damit zur künstlichen Darstellung schreiten wird. Untersuchungen von Jansen und Donath in Weltevreden (bei Batavia, auf Java) haben ergeben, daß das Vitamin B aus Reiskleie in reiner Form isoliert worden ist, als eine weiße kristallinische Substanz, die bei 250 Grad schmilzt.

Vitamingehalt der Nahrungsmittel.

	A	B	C	D
Brot (Wasser)	–	+	—	—
Brot (Milch)	+	+	—	+
Brot, rein Weizen (Wasser)	+	++	—	—
Brot, rein Weizen (Milch)	++	++	?	+
Gerste (ganz)	+	++	—	
Mais	+	++	—	
Hafer	+	++	—	
Roggen, gerieben	+	++	?	
Weizenkörner	++	+++	—	+
Weizenkleie	+	+++	—	
Leber	++	++	?	+
Nieren	++	++	+	+
Hirn	+	++	?	+
Herz	+	+	+	+
Fisch, Fett	+	+	?	—
Fisch, Rogen	+	++	?	+
Milch, frisch, unpasteurisiert	+++	++	++V	++
Milch, kondensiert	+++	++	+V	
Trockenmilch, ganz	+++	++	+V	
Entrahmte Milch	+	+	+V	
Buttermilch	+	++	+V	
Sahne	+++	++	+V	
Butter	+++	—	—	+
Käse	++	++	—	
Eier	+++	+	—	+
Mandeln	+	++?	*	
Kokosnuß	+	++	—	+
Walnüsse, weiße amerikanische	*	++	*	
Erdnüsse	+	++	*	
Walnüsse, gewöhnliche	*	++	*	
Tomaten, roh oder Konserven	++	+++	+++	
Grüne Bohnen	++	++	+	
Rüben	—	+	+	
Kohl, roh	++	+++	+++	
Kohl, Konserven	*	*	++	
Kohl, kurz gekocht	++	++	+	
Gelbe Rüben, roh	++	+	+	
Gelbe Rüben, gekocht	++	+	+V	
Blumenkohl	+	++	?	
Löwenzahnblätter	++	++	+	+
Kopfsalat	++	++	+++	+
Zwiebeln	?	++	++	
Erbsen, frisch	++	++	+++	+
Kartoffeln, gekocht	+	++	++	
Spinat, frisch	+++	+++	+++	
Spinat in Büchsen	+++	+	+++	
Kürbis	++	?	?	
Kohlrüben	—	++	+++	
Äpfel	+	++	++	
Bananen	?	+	+	
Traubensaft	?	+	+	—
Zitronensaft	—	++	+++	
Apfelsinensaft	+	++	+++	
Himbeeren	*	*	+++	
Pfirsiche	++	+	++	

+ enthält Vitamin; ++ gute Vitaminquelle; +++ ausgezeichnete Vitaminquelle; — keine nennenswerte Vitaminmenge; ? Vorhandensein zweifelhaft; * unbekannt; V veränderlich.

Das zweite wasserlösliche Vitamin finden wir im Vitamin C, auch als antiskorbutisches Vitamin bezeichnet. So allgemein wie die übrigen Vitamine wird das Vitamin C anscheinend nicht benötigt, jedoch sind Mensch und Meerschweinchen besonders empfindlich gegen den Mangel an Vitamin C. Besonders im Wachstumsalter ist der Bedarf groß. Die Barlowsche Krankheit der Kinder (englische Krankheit mit skorbutähnlichen Erscheinungen) erweist sich durch Mangel an Vitamin C bedingt. Überall, wo lebhaftes Wachstum stattfindet, ist Vitamin C anzutreffen, in allen grünen Pflanzen sowie in Leber und Niere. Besonders reich an Vitamin C sind Zitronen, Apfelsinen und Trauben. Sehr empfindlich ist dieses Vitamin gegen alle chemischen und physikalischen Einflüsse; so wird es durch Erhitzen schnell zerstört. Man beobachtete im Eppendorfer Krankenhaus Frühsymptome von Skorbut (Wundfäule, Scharbock) bei Assistenzärzten, deren Ursache in einer überlangen Erhitzung ihres Mittagessens zu suchen war; auch manche Fälle von Frühjahrsmüdigkeit dürften durch den Mangel an Vitamin C bedingt sein. In Zeiten, in denen wenig frisches Gemüse zur Verfügung steht, deckt die Kartoffel den Bedarf an Vitamin C oder die gleichfalls dauernd vorhandene natürliche Zitrone. Die chemische Natur des Vitamins C ist uns völlig unbekannt, und alle bisherigen Bemühungen, das Dunkel zu lichten, waren vergeblich.

Im antirachitischen oder Vitamin D finden wir das Vitamin, über dessen Vorkommen, Eigenschaften, Zusammensetzung wir am genauesten unterrichtet sind. Beim Fehlen des Vitamins D in der Nahrung setzt die sogenannte englische Krankheit (Rachitis) ein, eine Krankheit, die seit Entdeckung des Vitamins D ihre früheren Schrecken völlig verloren hat. Wir finden das Vitamin D besonders im Lebertran, in geringem Grade in der Butter, reich ist ebenfalls die Milch an Vitamin D, allerdings mit Unterschied. Solche

Hygiene der Lebensmittel: Der neue, kürzlich eröffnete „Milchhof“ in Plauen (Vogtland), eine Mustereinrichtung der Milchbehandlung.

In diesem Milchhof, einem pumpenlosen Terrassenbetrieb, können stündlich 8000 Liter Milch in rationellster und hygienisch einwandfreier Weise behandelt werden. Von der Anlieferung in Kannen bis zur Füllung auf Flaschen gelangt die Milch mit keiner Menschenhand in Berührung.

Rechts: Zur Einweihung des Domanbaues in Bremen am 20. Oktober: Die St.-Petri-Kirche mit dem neuen Saalbau.

Der alte Saalbau fiel 1915 einer Feuersbrunst zum Opfer. Der Schöpfer des neuen Gebäudes, dessen Baukosten $2^1/_2$ Millionen Mark betragen, ist der Bremer Architekt Walter Görig.

Links: Von der Überführung der Feldzeichen des ehemaligen 4. Armeekorps in den Domremter zu Magdeburg am 21. Oktober: Einbringen der Fahnen in den Dom.

Schiffsuntergang im Kaiser-Wilhelm-Kanal nach einem nächtlichen Zusammenstoß: Das Wrack des vor kurzem gerammten belgischen Dampfers „Charbomine“, an dem deutsche Hilfsschiffe mit Hebearbeiten beschäftigt sind. Zwei Taucher verstopfen das entstandene Leck, damit das Wasser herausgepumpt werden kann.

Links: Eifrige Bemühung um das neueingeführte lateinische Alphabet in der Türkei: Blick in die Empfangshalle einer Großbank in Konstantinopel, die nach Geschäftsschluß in ein Unterrichtszimmer umgewandelt wird, und in der man den Beamten durch einen besonders dafür angestellten Lehrer obligatorisch die neue Schrift beibringen läßt. (Phot. Weinberg.) — Rechts: Einweihung des neuen Csepeler Hafens in Budapest, des größten Hafens an der Donau, am 20. Oktober: Der ungarische Ministerpräsident Graf Stefan Bethlen bei der Eröffnungsrede. Im Hintergrund der Getreidespeicher.

„GRAF ZEPPELIN" ÜBER MADEIRA AUF SEINER AMERIKAFAHRT

ZEICHNUNGEN VON UNSEREM MITARBEITER IN FUNCHAL (MADEIRA), MAX ROMER

Der glückliche Finder der über Funchal abgeworfenen Zeppelin Post.

„Graf Zeppelin" über Funchal Madeira 12/10 1928.

Madeirenser die noch nie ein Luftschiff sahen.

von Tieren, die auf sonnigen Weiden ihr Futter suchen, ist weit vitaminreicher als die von Stalltieren, ein Beweis für den Zusammenhang zwischen Vitamin und Strahlung. Diese Erkenntnis hat vielleicht auch den Grundstein gelegt zu der vor kurzem gelungenen künstlichen Darstellung von Vitamin D durch den deutschen Chemiker Windaus, Göttingen, im Verein mit seinen Mitarbeitern Rosenheim, Webster u. a. Diese fanden auf Wegen, die nur dem Fachmann verständlich sind, daß Ergosterin — es besitzt die chemische Formel $C_{27}H_{42}O$, besteht also nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff — bei der Bestrahlung mit ultraviolettem Licht (Höhensonne, Quarzquecksilberbogenlampe) in das Vitamin D übergeht. Wirksam für die Umwandlung sind dabei nur die Wellenlängen von 2800 bis 3000 Angströmeinheiten. Ergosterin ist dem Chemiker seit langem bekannt und in beliebigen Mengen darstellbar, so daß auch künstliches Vitamin D, das unter der Bezeichnung Vigantol im Handel ist, in beliebigen Mengen hergestellt werden kann. Beispiellos ist die Wirksamkeit des reinen Vitamins. Einige Tausendstel Gramm genügen, um beim Säugling das Auftreten der Rachitis zu unterbinden.

Die Entdeckung des fünften Vitamins, des Anti-Sterilitäts-Vitamins oder Vitamins E, verdanken wir dem amerikanischen Forscher H. M. Evans und seinen Mitarbeitern Bishop und Burr. Als man versuchte, mit einem Gemenge reinster Nährstoffe unter Zugabe der vier zuvor erwähnten Vitamine Tiere zu erhalten, bemerkte man, daß bei den späteren Generationen Unfruchtbarkeit eintrat, beim Männchen gingen die Hodengewebe zugrunde, was gleichbedeutend mit dem Verlust der Samenerzeugung ist, beim Weibchen kam es zu einer plötzlichen Unterbrechung der Schwangerschaft, auch wenn das Ei befruchtet war. Das Fortpflan-

Wie sich das Eiland im Atlantischen Ozean von oben herab ausnahm: Blick aus dem Luftschiff auf die Insel Madeira.

Dr. Eckener begrüßt vom Balkon des Advertising Club in Neuyork aus die nach Hunderttausenden zählende Menschenmenge, die ihm Ovationen darbringt.

Rechts nebenstehend: „Graf Zeppelin" im majestätischen Flug über den Wolkenkratzern von Manhattan.
Das Bild ist von einem Begleitflugzeug aus aufgenommen in dem Augenblick, als das Luftschiff eben den Nebel durchbrochen hat und über Neuyork schwebt, bevor es nach der Halle in Lakehurst fliegt.

Blick in den Gesellschaftsraum mit Fahrgästen während der Überfahrt. In der Mitte auf dem Sofa an der Wand der preußische Innenminister Grzesinski, der am Flug teilnahm.

Neuyork bewillkommt die erfolgreichen Luftschiffer: Dr. Eckener (im Auto stehend) unter dem Papierbegrüßungsregen seitens der Bevölkerung der City während der Fahrt nach dem Rathaus zum öffentlichen Empfang.

Links nebenstehend: Das Luftschiff vor dem Einbringen in die Halle in Lakehurst. Links das Schwesterschiff „Los Angeles", der ehemalige LZ 126.

„GRAF ZEPPELIN" UND SEINE BESATZUNG IN AMERIKA NACH GLÜCKLICHER OZEANÜBERQUERUNG

Wer ist die tüchtigste Hausfrau? — Schauwettkochen, eine neuartige Kochkunstveranstaltung.
Die städtischen Gaswerke in Berlin boten dem Publikum ein Preiswettkochen, bei dem es darauf ankam, in möglichst kurzer Zeit und bei geringstem Gasverbrauch die gestellte Aufgabe zu lösen. Folgende Speisen und Getränke waren zu liefern: Morgenkaffee, 1½ Liter Erbsuppe, 1 Pfund Gulasch, ½ Pfund Kartoffeln, 1½ Pfund Gemüse, ½ Pfund Kompott und 1½ Liter Tee; außerdem mußten noch 2 Liter Spülwasser auf 70 Grad erwärmt werden.

Hans Paul Freiherr v. Wolzogen, Schriftsteller, einer der ersten Vorkämpfer für die Musik Richard Wagners, kann am 13. November seinen 80. Geburtstag feiern.

Walter v. Molo, namhafter Schriftsteller, der zum Vorsitzenden der Sektion für Dichtkunst an der Preußischen Akademie der Künste gewählt wurde.

zungsvitamin ist chemisch sehr widerstandsfähig und wird weder durch Erhitzen noch durch Belichten zerstört, kann sogar im luftleeren Raume bei 233 Grad destilliert werden. Besonders jene Nahrungsmittel, die arm an anderen Vitaminen sind, vor allem Mais, Hanfsamen, polierter Reis, Bohnenmehl, enthalten dieses Vitamin. Ähnlichkeit weist es mit dem Ovarialhormon, aus Eierstöcken von Tieren gewinnbar, auf. Ein Mangel an diesem Vitamin in unserer Nahrung ist nicht zu befürchten, da es auch in grünen Pflanzen und in kleinen Mengen in den Getreidearten aufzufinden ist. Besonders Leberfett und Öl aus Weizenkeimlingen sind reich an Vitamin E.

Kommen wir nun zum Schluß, zur praktischen Bedeutung der Vitaminfrage für unsere Ernährungsverhältnisse. Die Gefahr von Avitaminosen ist bei unseren heutigen Lebensbedingungen, sofern nicht eine ganz einseitige Lebensweise geführt wird, nicht zu befürchten. Dagegen dürften Zustände, die durch ungenügende oder mangelhafte Vitaminzufuhr bedingt sind, häufiger sein, als man im allgemeinen annimmt. Viele leben sicher nur an den Grenzen der notwendigen Vitaminzufuhr, und mancher unangenehme Zustand ohne ausgesprochene Symptome mag auf eine relativ ungenügende Vitaminzufuhr zurückzuführen sein. Frisches Obst, ungekochte frische Gemüsespeisen, wie Salate, sollten in der Ernährung nie fehlen. Alle Avitaminosen sind Zivilisationskrankheiten. Sie kommen zustande durch die Abhaltung des Sonnenlichtes von unserem Körper, durch Kochen der natürlichen Nahrung und die daraus folgende Zerstörung ihrer Vitamine, durch künstliche Umstellung unserer Nahrung infolge von Modeeinflüssen usw., durch das Fehlen von Früchten und grünen Gemüsen in unserer Kost, schließlich durch Entfernung der vitaminreichsten Teile der Getreidehülsen aus Gründen der Bequemlichkeit bzw. der angenehmeren Zubereitung. Jedenfalls sind die bisherigen Ergebnisse der Vitaminforschung dazu angetan, die Volksernährung auf neue Grundlagen zu stellen. Um uns gesund und jung zu erhalten, um ein kräftiges, im Kampfe ums Dasein seinen Mann stehendes Geschlecht heranzuziehen, ist es von größter Bedeutung, daß jeder Mensch täglich etwas Rohkost in Form von Salat, Tomaten, Radieschen, Zwiebeln, Obst aufnimmt.

Dr. e. h. Graf Manfredi Gravina, Italien, der vom Völkerbund zum neuen Hohen Kommissar (Erste Instanz für Streitigkeiten mit Polen) für den Freistaat Danzig ernannt wurde.

Geheimrat Dr. Hans Delbrück, Prof. der Geschichte an der Universität Berlin, Mitglied der Historischen Kommission für das Reichsarchiv, verdienstvoller Kriegshistoriker, wird am 11. November 80 Jahre.

Dr. Paul Rudolph, erfolgreicher Erfinder auf dem Gebiete des photographischen Objektivs, langjähriger Mitarbeiter der Firma Carl Zeiß, Jena, kann am 14. November seinen 70. Geburtstag begehen. (Phot. Jäschke, D. L. R.)

Geheimrat Dr. Alfred Hugenberg, einflußreiche Persönlichkeit des wirtschaftlichen und politischen Lebens, der am 20. Oktober an Stelle des Grafen Westarp zum Ersten Vorsitzenden der Deutschnationalen Volkspartei gewählt wurde.

Ruderregatta der Hochschulen Berlins: Wettkampf um den Hochschulachter zwischen den Mannschaften der Universität und der Technischen Hochschule auf der Oberspree am 20. Oktober. Links der siegreiche Universitätsachter.

K

Die Belgier haben als Grabstätte des unbekannten Soldaten die Kongreßsäule in Brüssel gewählt (zwischen den beiden Löwen vor dem Eingang der Säule, die früher als Aussichtsturm diente). Am Kopfende der Grabplatte brennt ein ewiges Feuer.

Frankreichs Ehrenmal: Das Grab des unbekannten Soldaten unter dem „Arc de Triomphe“ in Paris. Eine große Bronzetafel im Boden bezeichnet die Stelle (Ici repose un soldat français mort pour la patrie), und auch hier brennt ein ewiges Feuer am Kopfende.

Mitten im brausenden Verkehr der Weltstadt: Der Gefallenen-Denkstein auf dem Fahrdamm der Parliamentsstreet in London.

Nebenstehend: Deutsche Totenehrung: Das Gelände des künftigen Reichsehrenmals in der Waldesstille bei Bad Berka in Thüringen.

Eine ausgedehnte Fläche links vom Weg ist als Versammlungsplatz für Hunderttausende von Menschen vorgesehen; rechts vom Weg sollen die Kriegsjahr-Terrassen erstehen und der Ehrenhain sich anschließen.

Unsere einstigen Kriegsgegner, wie Frankreich, Belgien und Italien, haben eine sinnige Ehrung ihrer Weltkriegsgefallenen gefunden — und zugleich ein wirksames Mittel nationalistischer Propaganda — in der Errichtung eines Grabmals des „unbekannten Soldaten“ inmitten der Hauptstadt. Deutschem Empfinden entspricht es indes nicht, diese Stätte ernsten Gedenkens dem lärmenden Trubel des Großstadtverkehrs auszusetzen. So hat jetzt das Reichsinnenministerium entschieden, daß in der abgeschiedenen Stille des Thüringer Waldes, bei Bad Berka das Reichsehrenmal erstehen soll.

(Mit Genehmigung von Neumann & Nierendorf, Berlin.)

Der Film als Illusionist

Allerlei Attrappen-Tricks.

So sieht dann eine solche Modell-Landschaft im Film selbst aus: Szene aus dem Film „Heimkehr“ nach der Novelle „Karl und Anna“ von Leonhard Frank. (Die Flucht der beiden Kriegsgefangenen.)

Aufbau einer Modell-Landschaft für den Film „Heimkehr“ im Atelier. (Sämtliche Aufnahmen: Ufa.)

Der Film ist der große Illusionist, der uns auf der weißen Wand des Lichtspieltheaters die schönsten und oft seltsamsten Dinge vorgaukelt, um sie durch die Eindringlichkeit seiner Bilder sichtbare Wirklichkeit werden zu lassen. In der Scheinwelt des Filmateliers ist heute kein Ding mehr unmöglich. Alles, was auch der Dichter des Films an äußeren Geschehnissen ersinnt, kann durch technische Hilfsmittel in Szene gesetzt werden; der Phantasie sind kaum noch Schranken gestellt. Tricks und Bluffmethoden, die wie Zauberkunststückchen erscheinen, werden der Einbildungskraft des Zuschauers in der raffiniertesten Weise dienlich gemacht. Aus der Zusammenarbeit des Architekten und des Operateurs ergeben sich mitunter Wirkungen, die Übernatürliches und scheinbar Unmögliches handgreiflich vor Augen führen.

Die deutsche Filmindustrie ist nicht in der glücklichen Lage, alle äußeren Geschehnisse einer Filmhandlung in voller Wirklichkeit und Natürlichkeit darzustellen, wie es in Hollywood geschieht, wo die Herstellungskosten eines Films durch die weitaus größeren Absatzmöglich-

keiten im eigenen Lande kaum eine Rolle spielen oder doch ein Vielfaches der Summen betragen können, die man bei uns anzulegen, in der Lage ist. Was das Drehbuch drüben vorschreibt, wird so ausgeführt, wie es in natürlichster Weise vor sich geht. Man baut Dörfer und Stadtteile, hat in unmittelbarer Nähe Hügel, Berge, Hochgebirge, Täler, Schluchten, Flüsse, Seen und das Meer, kurzum, alles beisammen, was die Natur bietet.

In Deutschland dagegen gestattet die Knappheit der geldlichen Mittel nicht, für Darstellungen vorgenannter Art und zu Zerstörungszwecken Hunderttausende zu opfern, so daß man notgedrungen zu Ersatzmitteln greifen muß, die bei der Vorführung des Films die gleichen Wirkungen ergeben. Man behilft sich daher mit Attrappen und spielzeugartigen Modellen, die mittels geeigneter Aufnahmeverfahren eine vollkommene Täuschung des menschlichen Auges auf der Leinwand der Lichtspieltheater ermöglichen. Landschaften, Dörfer und Städte fremder Länder werden aus Gips und ähnlichen Materialien auf großen Tischen nachgebildet. Oft legt man Bahnanlagen mit Tunnels, Brücken und Unterführungen in das Gelände, um auf winzigen Bahnkörpern mit Gleisen, Telegraphenstangen, Signalmasten und Bahnwärterhäuschen Miniatur-Eisenbahnzüge in Spielzeuggröße dahinbrausen zu lassen. Auf Tischen werden auch Häuser und Wälder in Brand gesteckt, Bauerngehöfte eingeäschert, Explosionen und anderes mehr erzeugt. Um kostspielige Seereisen zu vermeiden, verlegt man ferner einen Teil des Ozeans in das Filmatelier. In einem größeren Wasserbecken wird das Uhrwerk eines kleinen Ozeanriesen aufgedreht, bei nächtlicher Fahrt die Beleuchtung im Innern in Betrieb gesetzt, und — das Schiff streicht durch die Wellen, welch letztere durch entsprechende Bewegung des Wassers erzeugt werden. Motorboote dagegen, die mit Insassen aufgenommen werden müssen, baut man in natürlicher Größe im Atelier auf. Um die über Bord schlagenden Wogen und den Gischt der Wellenkämme während der Fahrt vorzutäuschen, schütten die Atelierarbeiter aus Kübeln und Schläuchen Wasser gegen den Bug und die Bordseiten, vermischt mit Wasserdampf und dem Inhalt von Feuerlöschern. Ventilatoren erzeugen Wind, um die Schaumkronen auf Deck zu spritzen. Den Eindruck des Schaukelns bewirkt man durch künstliche Bewegungen des Bootes oder der Kamera. — Sollen Darsteller in einer Szene gezeigt werden, die als Hintergrund eine bestimmte Landschaft bedingt, so wird auch die Außenaufnahme keine weite Reise erfordern, sondern im Atelier hergestellt werden. Die Maler zaubern jede gewünschte Gegend auf Leinwand, die entweder während des Spiels als totaler Hintergrund dient oder, in kleinerer Ausführung, durch Kombinationstrick (Schüfftan-Verfahren) mit der Aufnahme der bloßen Spielhandlung vereinigt wird. Katastrophen erleiden für gewöhnlich nur Modelle. Sobald die Darsteller in die Erscheinung treten, baut man die scheinbar zerstörten Teile so geschickt auf, daß sie als Nah- bzw. Großaufnahme des vorher gezeigten Unglücks erscheinen.

Die technisch vollendete Ausführung derartiger Modell- und Attrappenaufnahmen stellt außergewöhnlich hohe Anforderungen an das Können des Filmarchitekten und des Kameramanns, und nur selten vermag sich der Laie einen Begriff davon zu machen, welche Mühe, Arbeit und Ausdauer sowie Lust und Liebe zur Sache es kostet, eine Szene dieser Art fertigzustellen. **Otto Behrens.**

Der „Ozean-Riese" wird für eine nächtliche Fahrt bereitgemacht.

Das im Film einen Überseedampfer vortäuschende Schiff ist weiter nichts als ein Modell in Spielzeuggröße, das in einem Wasserbecken schwimmt.

Der Dampfer bei voller Fahrt im Lichte der Scheinwerfer — so erscheint das Bild auf der Leinwand in dem Film „Die Jacht der sieben Sünden".

Die Motorboot-Attrappe im Atelier. Aus Schläuchen und Eimern wird Wasser gegen den Bug gespritzt, um Bewegung und Wellengang vorzutäuschen. (Photos: Ufa.)

In brausender Fahrt durch Wellen und Böen, wie es dann der Film zeigt.

GRAZILE KUNST

Man hat das 20. Jahrhundert in Künstlerkreisen schon das „Gläserne Zeitalter“ genannt — nicht ohne eine gewisse Berechtigung! Denn noch nie besaß das Glas, dieser scheinbar so zerbrechliche Stoff, eine so ausgedehnte Anwendungsmöglichkeit wie heute. Eine zur Zeit in Berlin stattfindende Ausstellung „Das Glas“, die von der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur veranstaltet wird, gibt einen Querschnitt durch die heutigen Verwendungsarten handwerklichen und industriellen Glases. Es ist jetzt möglich, das Glas in der Architektur weitgehend zu gebrauchen, Wände und Decken aus Glasbausteinen fest wie aus Ziegeln zu erbauen; wir besitzen im Kinonglas eine Glasart, die nicht bricht und splittert, und im Ultraviolglas ein Erzeugnis, das die für die Gesundheit wertvollsten ultravioletten Sonnenstrahlen durchläßt. Farbiges Opakglas ist für den Architekten ein willkommenes Mittel, um Hausverkleidungen und Ausstattung hygienisch wichtiger Räume, wie etwa von Operationssälen, fugenlos und dekorativ zu gestalten. — Im Grunde ist der handwerkliche Vorgang der Glasbläserkunst noch derselbe wie vor vielen Jahrhunderten: der Glasarbeiter in der Glashütte gebraucht noch dieselbe Glasmacherpfeife, wie sie schon die Ägypter zur Zeit von Christi Geburt konstruiert haben. Sie besteht in einem langen, zur Hälfte mit einer Holzhülle versehenen Eisenrohr. Mit dem unteren Ende des Instruments holt der Glasbläser aus dem Glasofen so viel Glasmasse, wie er jeweils zum Ausblasen von Gläsern, Schalen und Vasen braucht. Wird das Stück etwa dann noch durch Schliff, Schnitt und Gravur veredelt, so gebraucht man dazu verschiedene Arten von kleinen Schleifrädern, gegen deren Kante der Graveur sein Glas drückt.

Neben den Glashütten gibt es, vor allem in Thüringen, heute noch viele Heimarbeiter, selbständige Handwerksmeister, die von der Hütte Glas in Form einfacher Röhren beziehen, das sie dann vor einer Glasbläserlampe aufs neue zum zähflüssigen Zustand erwärmen und weiterverarbeiten.

Dr. Wilhelm Moufang.

Technisches Glasinstrument für Laboratoriumszwecke. Gefertigt von Max Grimm, Glasinstrumentenfachschule in Ilmenau (Thüringen).
Links: Steinbock und Einhorn. Glasbläsereien von E. Müller-Bauer, Lauscha.

Vor der Lampe geblasene Tiere. Arbeit von Edmund Unbehaun, Lauscha. (Die Figuren sind hohl und können mit Parfüm oder Ähnlichem gefüllt werden.)

Große Vase mit hohlgedrehtem Fuß aus der Josephinenhütte, Schreiberhau.

Ein drolliger Dackel. Aus einer Thüringer Glasbläserei.

Der Platz am Kamin

Hierzu der Artikel auf Seite 671.

Kamin aus verputzten Ziegeln mit altem Schmiedeeisengitter und Dauerbrandeinsatz. Möbel aus dunkler Eiche. (Entwurf und Ausführung: R. Lorenz, Wien.)

Links oben:

Aus einer Diele: Eingebauter Kamin, Sockel und Gesims aus rohen Ziegeln, Gitter aus Schmiedeeisen; alter Renaissancestuhl, Leucht-Wandarm aus Nußbaum. (Entwurf von Architekt Albert Linschütz, Wien.)

Rechts oben:

Kaminecke mit Chesterfield-Sofa und Lampentisch. (Entwurf von Architekt Hugo Gorge. Ausführung: R. Lorenz, Wien.)

Links nebenstehend:

Kaminecke mit neuartigen Sitzmöbeln und niedrigem Teetisch. (Entwurf und Ausführung: R. Lorenz, Wien.)

Das große Abendkleid

Links oben:

Stilisierte Toilette aus Georgette broché, einer neuen, vielfarbigen Stoffart, mit interessantem Rückenarrangement, das schwarze Chiffonschmetterlingsflügel zeigt. Trägerin: Die Bühnenkünstlerin Marion Mill. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Links nebenstehend:

Marion Mill in einem orangefarbenen Taftkleid mit hinten längerem Rock, den eine auf Tüll applizierte, farbig abgestimmte Blumenbordüre schmückt. Modell: Schostal & Laderer, Wien.

Unten Mitte:

Frau Lise Laderer zeigt eine Toilette aus zinnoberrotem Taft mit gezogenen, vorn längeren Volants, rückwärtigem Schleifenarrangement und Straßbordüre um den Ausschnitt. Modell: Schostal & Laderer.

Unten rechts:

Kleid aus dichter, seidiger Spitze in der neuen blauen Farbe, mit seitlichen Paniers. Trägerin: Marion Mill. Modell: Schostal & Laderer.

Apartes Stilkleid mit Straß- und Schleifengarnitur, getragen von Marion Mill. Der eigenartige Rock ist vorn kurz und in Längsfalten gelegt, rechts seitlich und hinten lang und in runden Volants arrangiert. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Photos: Kitty Hoffmann. – Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(6. Fortsetzung.)

Albert Renee beeilte sich, nochmals zu versichern, wie sehr unangenehm ihm der Zwischenfall in seinem Hause gewesen war. Er könnte sich durchaus nicht erklären, wohin das Briefpaket gekommen sei. Eine Zeitlang wäre er der Meinung gewesen, der Herr Präsident hätte die Briefe danebengesteckt oder sie nur schlecht in der Tasche verwahrt, so daß sie zu Boden gefallen und vielleicht von dem Dienstmädchen aufgehoben worden wären, das zuerst aus Neugier, dann aus Angst vor Entlassung oder Bestrafung geleugnet hätte, die Dokumente an sich genommen zu haben. Irgendwie müsse sich ja die Angelegenheit erklären lassen. Man würde zweifellos früher oder später draufkommen, aber an und für sich und überhaupt wäre ihm, er müßte das erwähnen, schon wegen der besonderen Fürsorge, die der Herr Präsident seiner Frau zuwende, der Vorfall ungemein peinlich.

Wagemann, mit zwei kleinen Falten an der Nasenwurzel, meinte obenhin, man habe sich ja in der Polizeidirektion, was seine Person betreffe, richtig orientiert. Herr Nabossy habe da sehr verdienstvoll eingegriffen.

Albert Renee, erinnert, drehte sich im Gehen um und stellte fest, daß Alix und Nabossy ein paar Schritte hinterdrein folgten, in ein Gespräch verwickelt, das den sehr ernsten und entschlossenen Mienen zufolge nicht von Kleinigkeiten handelte.

„Den Burschen muß ich im Auge behalten", dachte er, bremste den Schritt, um die beiden herankommen zu lassen.

„Hat Wagemann schon Kenntnis von...?" hatte Alix Nabossy gefragt.

„Nein. Ich hoffe, es wird mir gelingen, diese Briefgeschichte in Ordnung zu bringen, ohne ihm überhaupt davon Mitteilung zu machen. Man kann ja später einmal, gelegentlich..."

„Das wäre mir sehr angenehm. Wenn Sie das zuwege brächten! Ich bin selbst gewissermaßen in Gefahr. Denn schließlich, wie könnte ich mich selbst anders gründlich von dem Verdacht freimachen, ich hätte von dem Diebstahl der Briefe Kenntnis gehabt — wäre gar mitbeteiligt!"

„Nun," meinte Nabossy, „Sie werden doch Ihrem Manne..."

„Er wird es bald, glaube ich, die längste Zeit gewesen sein."

„... nicht zutrauen, daß er die Sache so plump angelegt hat, daß man ihn fassen kann! Ich war bei dem Herausgeber dieses Skandalblättchens. Er behauptet natürlich, daß er den ersten und bereits veröffentlichten Brief von einem Anonymus eingesendet erhalten hat. Der Mann und Gauner steckt selbstverständlich mit dem Inhaber der Briefe unter einer Decke. Aber nachweisen läßt sich da nichts. Eines ist sicher: der Mann hat nur den einen Brief. Die übrigen befinden sich hier."

„Es ist anzunehmen", meinte Alix. „In seinem Zimmer etwa?"

„Kaum. Daran habe ich auch schon gedacht. — Herr Wögerer hat das Zimmer neben dem Ihrigen?"

„Ja. Meinen Sie, ich sollte...?"

„Unnütz, gnädige Frau. Das würde ich übrigens schon selbst besorgen. Er trägt diese von ihm für sehr wertvoll gehaltenen Papiere bei sich. Ich bin überzeugt davon."

„Wie könnte man...?" sagte Alix zögernd, während sie den jungen Mann fragend ansah.

„Das Zimmer des Herrn Wögerer hat eine Balkontür. Vielleicht läßt er sie bei Nacht offen. Doch ist es nachts, der Nähe des Wasserfalls wegen und überhaupt in dieser Höhe, empfindlich kalt, wenn es auch, wie heute, tagsüber sehr heiß gewesen ist. Könnten Sie wenigstens, gnädige Frau, dafür sorgen, daß diese Balkontür zum mindesten nicht abgesperrt ist...?"

„Selbstverständlich. Während ich mich für das Abendessen umkleide... Aber, um Gottes willen, Sie wollen doch nicht ernstlich — von Balkon zu Balkon? Das ist ja das siebente oder achte Stockwerk von unten!"

Alix schwieg, denn sie waren hart an Wagemann und Albert Renee herangekommen.

Man verabschiedete sich, und sowie Wagemann und sein Begleiter ihnen den Rücken gekehrt hatten, gingen Alix und Albert Renee getrennt ihrer Wege.

Albert Renee, einen abweisend hochmütigen Zug im Gesicht — er hielt die Augen nur halb offen und ins Unbestimmte gerichtet, als sähe er die übrige Menschheit nicht — war ehrlich mißgestimmt. Er hatte den Wortlaut des Gesprächs zwischen Alix und Nabossy nicht genau gehört — aber einige lose Worte genügten. Da schwammen ihm nun die Felle davon. Alles ging ihm wider den Strich. Diese Frau, Alix, seine bemerkenswerteste Eroberung, die ungemein in ihn verliebt gewesen war, so sehr, daß sie das warme, mehr noch, üppige Nest eines Wagemann verlassen hatte, die war ihm nunmehr vollkommen entfremdet. Sie nahm Anstoß an diesem und jenem. Als ob das Leben eine Angelegenheit unter höheren Töchtern wäre, sittsam, moralsüchtig, eine einfache Rechnung!

Er zuckte mit den Achseln im Selbstgespräch.

„Fahr hin", sagte er mit einer theatralischen, weitausholenden Gebärde, deren er sich erst bewußt wurde, als sie zur Hälfte ausgeführt war, und die er dann auch rasch hemmte.

Er setzte sich auf eine Bank und besah sich genauer das internationale Publikum, das auf der einzigen und am wenigsten bergigen Hauptstraße hin und wider flutete.

Merkwürdig, daß Wagemann nichts von dem zur Veröffentlichung gelangten Brief gesagt hatte! Auch der Mittelsmann in Wien, der fünfzig Prozent zugesichert erhalten hatte, rührte sich nicht. Wenn die Spekulation mit den Liebesbriefen der verewigten Katjuscha fehlschlagen sollte? Es war ihm seit Jahren zum erstenmal recht unbehaglich zumute. Aber dieses Gefühl hielt nicht lange vor.

Er sah eine Unmenge Leute vorbeiziehen, meist ältere, dem bloßen Ansehen nach wohlhabende, ja, schwerreiche Menschen, die, wenn seine geschulte Beobachtungsgabe nicht trog, mit anerkennenden und neidischen Blicken an seiner sportgestählten, schlanken Gestalt und seinem tiefgebräunten, von Gesundheit redenden, hübschen Gesicht hingen. Besonders war da sehr häufig vertreten eine Spielart von Frauen undefinierbaren Alters. Rechnete man das trefflich gefärbte Haar ab, dann die raffinierten Künste großstädtischer Massage-, Kleider- und Wäscheateliers, so verblieb ein schmählicher Rest, überreif für das Wildbad Gastein!

Man muß diesen Tatsachen couragiert ins Auge sehen, sagte er sich, bedauernd zwar, aber mäßig unmutig. Anpassungsfähigkeit war seine starke Seite.

Die ein wenig abschüssige Straße herab kam, in der Richtung auf die schmucke katholische Kirche zu, eine Dame, die alle Blicke auf sich zog. Sie war wohlbeleibt, die dicken Füße staken in viel zu engen, hochstöckeligen Modehalbschuhen, so daß das Fleisch unter dem hauchdünnen Strumpf steil überquoll. Allerhand Körpermieder bändigten nur mühevoll die walzenförmige Figur, ohne daß es ihnen gelang, eine halbwegs erträgliche Linie herzustellen. Das Gesicht, stark bräunlich von Grundfarbe, hatte männlichen Charakter; eine beträchtliche Hakennase bestärkte diesen Eindruck. Das Kleid — Sommermodell mit echten Spitzen — und der leichte, pelzverbrämte, über die breiten Schultern getragene Mantel stammten, schon auf fünfzig Schritt an dem Schnitt zu erkennen, aus einem der feinsten Pariser Salons.

Exotin! dachte Albert Renee und betrachtete sie eingehend und wohlgefällig.

Die Dame — sie mochte zwischen vierzig und sechzig sein — fing den bewundernd ergebenen Blick auf und schien durchaus nicht unangenehm berührt. Sie blieb stehen, schaute anstandshalber in eine Auslage, bevor sie kehrtmachte und wieder vorüberging, um sich den jungen Mann noch einmal anzusehen. Die Musterung war diesmal sehr eingehend, ungeniert und fiel allem Anschein nach zu ihrer vollsten Zufriedenheit aus.

Albert Renee, neuen Mutes, folgte ihren Spuren die paar Schritte bergauf bis zum Eingang des Hotels Straubinger.

„Ist das nicht," wandte er sich an den Mann in der Loge, „die Dame dort... sollte ich mich so sehr täuschen... eine Bekanntschaft von meiner jüngsten Ozeanreise? Ist das Fräulein Tochter auch hier? Das sollte mich besonders freuen."

Er lächelte dem Angestellten diskret-freundschaftlich zu.

„Madame Schulz-Alvarez aus Buenos Aires," meldete der Gehilfe des Portiers, „gestern zur Kur eingetroffen. In Begleitung einer Zofe."

Albert Renee zückte eine Visitenkarte und einen Schilling.

„Ausgezeichnet. Überbringen Sie das Madame, und sagen Sie: Ein guter alter Bekannter bittet dringend, empfangen zu werden."

Ein Boy sprang mit der Karte die Treppe hinauf.

Leute kamen und gingen.

Albert Renee blickte durch die große Entreetür in die schimmernde, sonnenübergossene Außenwelt. Gestern hatte es noch geregnet. Er lächelte plötzlich, frisch, jugendlich und ins Blaue blickend — traf aber eine entzückende junge Dame, die, diese Blicke durchaus mißverstehend, ihre Schritte verlangsamte.

Ein anderes Mal! dachte Albert Renee — und steckte sich eine Zigarette an. — — —

Alix war, um nur rasch von Albert Renee loszukommen, die Kaiser-Wilhelm-Promenade weitergegangen, an der an schwindelndem Absturz ins Tal kühn hinausgebauten Terrasse des „Gasteiner Hofs" vorbei, auf der sich, unbekümmert um die Schönheit des Landschaftsbildes, viele ältere Kurgäste zu jeder Tageszeit mit Tarockspiel belustigten.

Auf diesem längs des steilen Hanges hingeführten Spazierwege begegnete sich, was zur Zeit die lebenerneuernden Bäder in Anspruch nahm. Alix schaute über die Wipfel der tiefer stehenden haushoch und höher gewachsenen Tannen in das Tal, folgte manchmal den großartig weithingeschwungenen Rücken der Begleitberge, alles das weniger aus Anhänglichkeit zur Natur als aus dem Grunde: halbwegs vor Ansprachen geschützt zu sein.

Ihre Lage kam ihr, in der ruhevollen Umgebung, dringender zum Bewußtsein. Sie sah, in dem sommerlich weit offenen Tor eines großen Hotels, im Eingang, neben dem Bureau, einen Abreißkalender von ungewöhnlichen Ausmaßen hangen und blieb unwillkürlich stehen. Während die hohe und breite Ziffer unbeweglich verharrte, las sie — eine bewußte Sinnestäuschung — eine andere Jahreszahl ab, ihr Geburtsjahr, das nun schon um drei erfüllte Jahrzehnte zurücklag. Sie versuchte den Gewinn aus dem Auf und Ab, den eng aneinandergereihten Ereignissen herauszuschälen, aber es blieb nichts auf der flachen Hand zurück, die sie vor sich hinhielt, eine enttäuschte Rechnerin. Ein mittelmäßiges Bankkonto...

Sonst nichts. Ein kleines Kapital, von dem sich nicht leben ließ. Was noch? Sie hielt vor der blanken Spiegelscheibe einer Kunsthandlung an und prüfte aufmerksam ihr Gesicht. Es war zwar glatt und ohne Falte, aber es schien ihr doch, als ob die Wangen nicht mehr die Straffheit von ehemals, sondern eine gemächliche Neigung, einen Zug nach unten, kinnwärts zeigten.

Ware, die ehebaldigst abgestoßen werden muß — kam es ihr ein wenig rücksichtslos in den Sinn. Wieder das alte Spiel, wie damals mit zwanzig Jahren? Dieses Auf-den-Markt-Gehen, unter gesellschaftlich gemilderten Umständen natürlich — aber immerhin. Und es fiel ihr plötzlich ein vielkopiertes Bild ein: Sklavinnenmarkt, irgendwo im Orient. Ein graubärtiger Semite, Araber, Beduine entblößt vor einer Anzahl Männer, die mit untergeschlagenen Beinen dasitzen, den Körper eines jungen, wohlgestalteten Mädchens.

Alix biß die Zähne zusammen, so daß sie schmerzten. Noch einmal? Nun, die Sache mit Wagemann war sehr glimpflich abgelaufen, sehr behutsam, rücksichtsvoll. Aber im Grunde genommen war es ein preiswerter Ankauf gewesen. Sie hatte das, jung und unerfahren, damals nicht so recht verstanden. Seither war die Ware entwertet worden, folgerte sie mit selbstquälerischer Schärfe. Nicht sehr, aber doch einigermaßen.

Irgendein Erwerb? Etwa eine Papierhandlung oder ein Weißwarengeschäft?

Sie lachte. Dazu hätte man erzogen werden müssen.

Katjuscha! Die hatte ihr den nötigen Halt gegeben, Katjuscha, die sich zum offenen Kampf der Geschlechter bekannt hatte: Niederringen, besiegen und beherrschen! Oder Spielball sein!

Alix begann, sich wieder in die Mordgeschichte einzuspinnen. Wenn sie doch noch den Mörder fassen könnte! Das würde ihr wieder Kraft verleihen, sie stärken, Hammer zu sein, nicht Amboß!

Da hörte sie ihren Namen sagen.

Es war Langen, der sie eingeholt hatte.

„Sie, Dozent! Da wären wir ja alle wieder beisammen. Sind Sie schon unserer kleinen Hanna begegnet? Papa Lovius ist auch da. Hüten Sie sich vor ihm! Er ist vortragslustig, spricht wie eines der Bücher, die er drucken läßt, und glaubt unerschütterlich an den Fortschritt der Menschheit."

„Sie nicht, Alix?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe mit mir genug zu tun. Man sollte die Politik denen überlassen, die mit sich selbst gründlich fertig geworden sind. — Nehmen Sie übrigens hier in Gastein die Bäder?"

„Ja." Er lächelte gezwungen. „Ich habe es nötig."

„So jung und schon Gastein?"

„Ich habe einiges vor — ich brauche Schwung, Arbeitslust. Die ist mir in jüngster Zeit vollkommen abhanden gekommen."

„Ihre Praxis nimmt bedenklichen Umfang an, habe ich letzthin gehört. Die Menschheit ist eben noch immer arg rückständig, wiewohl es Papa Lovius nicht zugeben will. Da haben dann die Dermatologen zu tun."

„Nicht nur das. Eine andere erfreuliche Tatsache. Ich habe eine Berufung erhalten."

Alix sah ihn überrascht an.

„So. Da werden wir Sie verlieren?"

Erich Langen ließ eine Zeit verstreichen. Sie gingen langsam nebeneinander die gepflegte Straße hin.

„Ich habe mich natürlich noch nicht entschieden. Ich werde es auch nicht tun. Warum auch? Weshalb soll ich mich mit einem Entschluß belasten, der von sehr weitreichenden und mannigfachen Folgen begleitet ist? Ich bin kein Tatsachenmensch, habe von jeher mit der Wirklichkeit nicht auf freundschaftlichem Fuß gestanden — alles Gegensätze zu Amerika. Vielleicht entschließt sich jemand anderes für mich."

Amerika, die Staaten, eine andere Wertung der Frau! Alix blickte zu Langen hin. Drüben sah sich vielleicht das alles, das Erlebte und das noch zu Durchleidende, anders an. Es war ihr, als ob ein befreiender Luftzug sie angeweht hätte.

„Wenn es nur nach der Vernunft ginge," setzte Langen in seiner etwas nachlässigen Art zu sprechen fort, „dann lieber heute als morgen. Es ist zu wenig Platz da, zu viele Menschen, ein Gedränge. Einer tritt dem andern auf den Schuhabsatz. Aber..."

Er schwieg wieder eine Weile, und Alix hatte das bestimmte Gefühl, daß er für ein gewichtiges Wort Mut sammelte.

„Ich beziehe mich —" begann er, aber er merkte im letzten Augenblick noch, daß er versucht war, zu sagen: Ich beziehe mich auf unsere Unterredung vom Soundsovielten dieses Monats, und das schien ihm denn doch zu geschäftsmäßig, obzwar er um jeden Preis sein Ansuchen nüchtern und trocken vorbringen wollte.

„Ich komme zurück auf —" fing er dann wieder an; aber auch diese Wendung sagte ihm nicht zu.

„Als ich Ihnen vor vierzehn Tagen abends in der Oper", half Alix aus, „den ehrenwerten Vorschlag machte —"

„Ausgezeichnet!" Er versuchte einen leichten Ton zu finden. „Seien Sie doch so gütig, Alix, und reden Sie das Ende."

Sie lachte, zum erstenmal seit Wochen, hellauf, reichlich belustigt.

„Es sind da zwei Angelegenheiten, lieber Langen, zwei Dinge, die dem im Wege stehen. Einmal habe ich mir geschworen, den Mörder meiner Katjuscha ausfindig zu machen. Zweitens — aber das ist schwerer zu sagen. Ich bin schon einmal verheiratet worden, als junges Mädchen, ich will sagen: ich wurde genommen, genommen um meines Körpers willen. Sie sind ja Arzt, Langen, mit Ihnen spricht es sich leichter über solche Sachen, nicht wahr? Ich will aber frei sein in der Ehe, wissen Sie, nicht in erotischer Beziehung, o nein, sondern in ideeller. Ich müßte ein vollwertiger Partner sein. Das könnte ich, wenn ich mit sehr viel Geld in das Verhältnis einträte. Das kommt aber nicht in Betracht. Andernfalls hängt es vom Belieben des Mannes ab, sich eines Tages als der Stärkere zu fühlen und diesem Empfinden offen oder versteckt oder irgendwie Ausdruck zu geben. Und darauf will ich mich nicht mehr einlassen. Das ist nämlich, habe ich herausgefunden, der wahre Anlaß des Kampfes zwischen den Geschlechtern, wenigstens bei uns in Europa. Alles andere ist Nebensache. Das Blatt hat sich gewendet, Blatt der Geschichte, meine ich. Früher einmal, im goldenen Zeitalter, hat man zwischen Frau und Mann um andere Dinge gekämpft, Einhaltung der monogamen Ehe, Recht der Frau auf einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Heute ist es das Geld und wieder das Geld und nur das Geld, das eine glückliche Ehe ausmacht und die Stellung der Ehegatten innerhalb der Ehe bestimmt. Es ist so, auch wenn es nicht laut herausgesagt wird. Die wahren Gründe bleiben ja fast immer unausgesprochen."

„Und die Liebe?" sagte Langen vor sich hin.

„Liebe? Was man allgemein so nennt, ist ein Sammelbegriff. Das läßt nach, endgültig nach, oder hat Zeiträume der Erschlaffung... Was dann?"

„Sie vergessen, Alix," sagte Langen in einem merkwürdig träumerischen Tonfall, als spräche er aus dem Schlaf, „daß es Männer gibt, bei denen alle Ihre Befürchtungen nicht zutreffen. Jene, deren Wesen, das ich im Augenblick nicht genauer analysieren will, einen weiblichen Kameraden dringend braucht und aus diesem lebenswichtigen Grund gern dieser Frau das Vorrecht einräumt, die Stärkere zu sein. Kampflos einräumt. Für immer und ewig, wenn man so sagen kann."

Alix, eigentümlich berührt, sah auf Langen, und die Szene im Zirkus fiel ihr ein, die genaue Beschreibung, die Nabossy nachher, im „Café Zentral", von dem Jongleur Tom Wilson gegeben hatte: Ein verschwimmender, wie wesenloser Blick, von einem gemachten Lächeln nur halb verbessert, der immer wieder zu einer Stelle zurückkehrte, dorthin, wo die Frau saß, die Macht über den Mann hatte; der er sich ergeben hatte, auf Gnade und Ungnade. Grenzform des Liebesspiels, keines alltäglichen, eines, das über alle Maßen erschöpfend, glückhaft und grauenhaft zugleich sein mußte: Sklaverei auf der anderen Seite. Auf der Seite des Mannes.

Das vielkopierte Bild vom orientalischen Sklavinnenmarkt erschien ihr wieder, aber es stimmte nun nicht mehr; es löste sich in Nebel auf. Das andere Bild, das sie ahnte, das war noch nicht gemacht worden.

„Sie antworten nicht", sagte Langen mit der Stimme von vorher.

Alix konnte nicht sprechen. Irgend etwas hatte sie angerührt, sie erfaßt. War es Mitleid, nur Mitleid, oder mehr?

Und weil sie nichts zu sagen wußte, tat sie gefühlsmäßig, was sie tun mußte. Sie legte ihre Hand auf seinen Unterarm, den er stützend in die Höhe der Körpermitte hob. Sie fühlte, daß er ab und zu leicht erzitterte.

Sie kehrten um und gingen der Hauptstraße des Kurorts zu, ohne daran zu denken, daß sie Arm in Arm, denn so ähnlich sah es sich an, gesehen werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

NEUSCHNEE

GEMÄLDE VON ELFRIEDE JUNGK

SELTENE MÜNZDENKMALE DES SÄCHSISCHEN STÄDTEBUNDES

Im Mittelalter gab es in ganz Deutschland neben dem geprägten Silber und Gold noch ein anderes, völlig gleichwertiges Zahlungsmittel, die Mark. Unter der Mark verstand man eine bestimmte Gewichtsmenge je nach der getroffenen Anordnung mehr oder weniger feinen Silbers, das, der äußeren Form nach zu urteilen, in einem löffelförmigen Tiegel gegossen und dann zum Beweis seiner Währhaftigkeit mit einem Zeichen, einer Marke, versehen wurde. Das Recht der Herstellung und Zeichnung solcher Silberwährmarken war unabhängig von dem Recht der Münzprägung und stand insbesondere den Städten zu. Noch während des Interregnums (1250—1273) wurde zwischen den Städten Braunschweig, Hildesheim und Goslar das erste Bündnis geschlossen, aus dessen wiederholter Erneuerung sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der „Sächsische Städtebund" bildete. Dieser bestand unabhängig von der Hanse, obwohl die meisten Städte zur Hanse gehörten. Durch diesen Zusammenschluß bildete sich eine Macht heraus, die in bezug auf die wirtschaftlichen und politischen Fragen der Zeit von nicht unerheblichem Einfluß war. Am 29. Juni 1382 trafen die Städte Hannover, Goslar, Braunschweig, Hildesheim, Einbeck, Wernigerode, Quedlinburg, Aschersleben, Osterode, Halberstadt, Göttingen und Hameln eine Vereinbarung, daß die „lötige Mark, d. i. die Usualmark, in jeder dieser Städte 3 Verding und 3 Quentin oder 12 3/4 Lot (717 Tausendteile) Feinsilber enthalten sollte. Zugleich wurde die Bestimmung getroffen, daß jede Stadt die von ihr ausgegebenen Stücke mit dem Stadtzeichen und dem Zeichen des Silberbrenners stempeln lassen sollte. Als Vertragszeichen sollte mitten auf das Markstück eine Krone gesetzt werden, damit, wenn das Stück durchgeschlagen würde, auf beiden Teilstücken je zur Hälfte der Vertragsstempel sichtbar sei (Abbild. 2). Abbildung 1 zeigt ein Ganzstück eines Münzdenkmals des „Sächsischen Städtebundes". Vergleicht man die in diesen Barren eingestempelte Krone mit dem Viertelstück der Abbildung 2, so sehen wir, daß die Krone vermutlich von jeder Stadt selbständig geschnitten wurde. Die übrigen, auf der Scheibe des Silberkuchens der Abbildung 1 eingegrabenen Zeichen stellen ein Wolfseisen, das Zeichen von Halberstadt, und einen Lindenast, wohl das redende Wappen des Silberbrenners, dar. Ebenso ist das **M** auf dem Stück der Abbildung 3, das den leopardierten Braunschweiger Löwen zeigt — das Vertragszeichen fehlt — als Signum des Silberbrenners der Stadt Braunschweig anzusehen. Zu diesem Stück befindet sich im Provinzialmuseum in Hannover ein Gegenstück (Abbild. 6). Es zeigt ebenfalls den Braunschweiger Löwen und links ein gotisches E. Dieses E wurde bisher für die Initiale der Stadt Einbeck gehalten, bis man vor kurzem den undeutlichen Stempel einer Krone (Pfeilspitze) entdeckte. Durch diese Feststellung gehört diese Usualmark zu den Münzdenkmalen des „Sächsischen Städtebundes", zum andern wird aber auch die Vermutung bestätigt, daß das E, wie bei Abbildung 3 das **M**, nicht als Initiale einer Stadt, sondern als das Signum der Stadt Braunschweig zu deuten ist. — Außer diesem letzten Stück verwahrt dasselbe Museum noch zwei andere Silberbarren, aus einem Funde in Sarstedt bei Hildesheim. Sie gehören dem Anfang des 14. Jahrhunderts an, sind also nicht auf Grund des Vertrages von 1382 entstanden, sondern etwa 80 Jahre früher. Beide tragen das vierfeldige Hildesheimer Stadtwappen. Der Barren Abbildung 4 ist noch mit einem sechsstrahligen Stern gestempelt, während der Barren Abbildung 5 zwischen dem Stadtwappen und einem fünfstrahligen Stern als Nach- oder Gegenstempel ein Kleeblatt trägt. Die den beiden Barren aufgeprägten Sterne sind die Zeichen des städtischen Silberbrenners, während das auf dem kleineren Markstück eingeschlagene Kleeblatt das Zeichen der Stadt Hannover ist, wodurch der Barren auch Umlauf in Hannover hatte.

Ortwin Meier, Hannover.

1. Halberstädter Silberkuchen.

2. Viertelstück eines Silberbarrens.

3. Braunschweig.

4. u. 5. Hildesheim.

6. Braunschweig.

Alte Münzstücke niedersächsischer Städte.

Wie konnte die Drachensage entstehen?

Hat es Drachen je gegeben? Jene gewaltigen Scheusale, deren Siegfried eins erlegte, die im Leben Chinas eine so große Rolle spielen, und die als Tatzelwürmer nach dem Volksglauben noch an abgelegenen Stellen der Alpen zu finden sein sollen? Nun, die Frage läßt sich weder unbedingt bejahen noch verneinen. So viel wissen wir wenigstens, daß es Ungeheuer von der Gestalt jenes Fafnir, den Siegfried erschlug, zur Zeit des Menschen auf der Erde nie gegeben hat. Wohl aber in den Jahrmillionen vorher. Da wimmelte es auf dem in steter Umgestaltung befindlichen Erdball in den Sümpfen und Gewässern, in der Luft und auf dem Lande von all jenen Sauriern, jenen riesenhaften Echsen, dem Allosaurus und Iguanodon, dem Brontosaurus und Ichthyosaurus, die in ihren Resten auf unsere Tage gekommen sind, und in denen wir vielleicht das Urbild jener gewaltigen Lindwürmer sehen dürfen.

Teufel in Drachengestalt: Die Versuchung des heiligen Antonius. Kupferstich von Martin Schongauer († 1491).

Auch in den Religionen spukt der Drache, vom uralten Morgenland herauf bis in unsere Zeit. Seltener als gutes, häufiger als böses Prinzip. Mußte doch die abenteuerliche Gestalt gerade für den christlichen Mystizismus ein gern gebrauchtes Vorbild sein, das dem Teufel angemessen war. Darum taucht auch Sankt Georg so oft und gern als der gefeierte Drachenüberwinder auf.

St. Georg tötet den Drachen. Stich von Albrecht Dürer (1471—1528).
Nebenstehend: Drachenphantasien aus dem „Livre des Merveilles".

Vielleicht auch hat unsere kleine, zierliche Zauneidechse das Modell für die furchtbaren Lindwürmer der Nibelungenzeit abgegeben. Und folgen wir der Wissenschaft, so werden uns Zusammenhänge klar, die eine Brücke schlagen zwischen den Echsen unserer Gegenwart und den längst untergegangenen Geschlechtern des Jurameers.

Die Phantasie muß freilich ein übriges tun, um unsere harmlose Eidechse

zu vergrößern und mit dem unumgänglich nötigen scheußlichen Beiwerk von Körperverunzierungen auszustatten, damit ein möglichst schreckhaftes Bild entsteht. Indessen hat die Natur ein Geschöpf hervorgebracht, das in dieser Beziehung dem Denken nur wenig zu tun übrigläßt, nämlich den Grünen Leguan (Iguana tuberculata) des tropischen Amerikas. Mit Grausen wenden sich empfindsame Seelen von diesem wahrhaften Urbild des Drachen ab. Der grüne Gesell erreicht freilich höchstens die Länge eines mittelgroßen Mannes, aber sein Aussehen, mit dem flatternden Rückenkamm, der schuppenpanzerähnlichen Haut, dem seltsamen Drum-und-Dran des Kopfes, ist so ungewöhnlich, daß der anfängliche Schreck wohl verständlich sein muß. In Not, ist er ein wehrhafter Geselle.

Chamäleon, ein äußerst harmloser Zwergdrache der Gegenwart.

Nur die Gestalt erinnert hier an den Drachen der Sage: Segelechsen (Hydrosaurus amboinensis), ganz ungefährliche, furchtsame Tiere; leben auf den Molukken und werden über 1 m lang.

Wie sich die Phantasie einen Drachen nicht besser vorstellen kann: Kopf eines Leguans, einer bis 1,6 m langen Echse, die bei Gefahr auch den Menschen angreift.

Doch es gibt auch friedliche Drachen, trotz ihrer ansehnlichen Größe. Das sind die mächtigen Segelechsen Hinterindiens (Hydrosaurus amboinensis), prachtvolle, an längst vergangene Zeilalter gemahnende Tiere, die in ihrer erhabenen Ruhe wie vollendete Bronzearbeiten aussehen. Aber so wehrhaft sie scheinen, so furchtsam sind sie. Man könnte glauben, daß sie einem längst verflossenen Weltzeitalter angehören und sich in dem gegenwärtigen nicht mehr zurechtzufinden wissen.

Soll die abenteuerliche Tracht etwa den Menschen, den Todfeind allen Getiers, erschrecken? Das Chamäleon möchte ein Beweis dafür sein. Und doch gibt es kein harmloseres Geschöpf als dieses Faultier unter den Echsen, das mit der Zunge schießt, in den Regenbogenfarben spielt und mit den Augen wackelt . . .

Die mythologischen Drachen sind giftig, die wirklichen sind es nie, mit Ausnahme einer trägen Echse Mittelamerikas, deren Biß wie ein Schlangenbiß wirken soll. Wird der moderne Drache gefährlich, so durch die Kraft seines Gebisses oder die Wucht seiner Schwanzschläge. Schon die prächtigen Warane vermögen in dieser Beziehung gehörige Denkzettel zu erteilen, noch viel mehr aber die Panzerechsen, die wir unter den Namen der Krokodile, Gaviale, Kaimane usw. kennen. Von alters her sind diese Leviathane der Bibel dem Menschen ein Greuel, und auch begeistertere Tierfreunde finden ihre Leibesgestalt nicht besonders schön. Dafür aber ist sie außerordentlich zweckmäßig. Indes steht die oft riesige Körperlänge keineswegs immer im gleichen Verhältnis zur Gefährlichkeit, ganz abgesehen davon, daß die Tiere auf dem Lande selbst kaum zu fürchten sind. B. Haldy.

Der Drache im Film: Siegfried und der Drache. Aus dem „Nibelungen"-Film der Decla-Ufa. Nebenstehend: Drachen der Vorzeit: Allosaurus und Iguanodon im Kampf ums Leben. (First-National-Film der Ufa: „Die verlorene Welt".)

AUS DER VOGEL SCHAU

AUF DEM FLUG ZÜRICH—SEVILLA—GIBRALTAR UND ZURÜCK ÜBER DIE HOCHALPEN

Die englische Gebirgsfestung an der Südspitze Spaniens: Gibraltar vom Westen aus 1800 m gesehen.

Über die gigantischen Alpen hinweg: Gran Paradiso und Monte Emilius mit Walliser Alpen vom Südwesten aus. (4800 m.)

Grivola mit Montblanc-Kette. (Südwestansicht aus 4800 m Höhe.)

Ein Züricher Bankier hatte an einem Sonntag noch abends in Zürich eine wichtige Sitzung und sollte schon am folgenden Dienstag früh in Sevilla einer Aufsichtsratsitzung präsidieren. Da diese Stadt nur in 67stündiger Eisenbahnfahrt zu erreichen ist, blieb nichts als die Charterung eines Sonderflugzeugs übrig, das am Montag früh in Zürich startete. Unter der Führung des berühmten Schweizer Piloten Mittelholzer brachte uns ein Flugzeug schon nach 14 Stunden, einschließlich der Tanklandungen in Barcelona und Madrid, in die Hauptstadt Andalusiens. Von hier aus wurden noch Abstecher nach Gibraltar und Ceuta in Afrika gemacht. Der Rückflug ging bei klarstem Wetter über die Hochalpen: Montblanc—Monte Rosa— und Jungfrau-Gebiet. Unbeschreiblich schön ist eine solche Fahrt über Gletscher und Schneefelder, die, wie die Bilder zeigen, zum Greifen nahe erscheinen.

Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Blick auf Spaniens Hauptstadt Madrid, mit dem Königlichen Palast, aus 300 m Höhe.

Angelsport mit Rute und Schnur in den südafrikanischen Küstengewässern: Schwerer Kampf zwischen Angler und einem riesigen Hai an den Felsen von Hermanus (Kapkolonie).

Nach einer farbigen Zeichnung von C. E. Turner.

Fast unwahrscheinlich mutet der auf dem Bilde dargestellte Vorgang an, und doch ist die Zeichnung vom Künstler auf Grund von Material angefertigt worden, das ihm von den kühnen Anglern zur Verfügung gestellt wurde. Ein riesiger Hai von etwa 1000 kg Gewicht, wie sie in den südafrikanischen Gewässern oft vorkommen, hat auf den Köder angebissen und sucht nun mit allen Kräften zu entkommen. In schwerem, fast fünfstündigem Bemühen gelang es dem glücklichen Angler W. R. Selkirk und seinen Kameraden, das Tier an die Felsen heranzuziehen. Dieser Fischfang ist ein aufregender, spannender Angelsport, der immer mehr Anhänger in Südafrika gewinnt.

Diamantenrausch

UNTER DEN DIAMANTENJÄGERN IN SÜDAFRIKA. VON HANNAH ASCH.

Diamanten! Wunsch und Sehnsucht jedes Frauenherzens! Schmuck der Kaiser und Könige, der Maharadschas und Sultane von alters her und noch immer; funkelndes Mineral, das schon in rohem Zustande durch ein geheimnisvolles Licht, das in seinem Innern zu leuchten scheint, besticht, das, kunstvoll geschliffen, die Strahlen von Sonne und künstlichem Licht in seinen Facetten bricht und in allen Farben spiegelt!

Von diesen Diamanten werden jetzt zu viele gefunden. Die letzten großen Entdeckungen von Diamantenlagern wurden im vergangenen Jahre an der Westküste Südafrikas in Alexander Bay und Port Nolloth an der Mündung des Oranjeflusses gemacht. Als die Rede des afrikanischen Bergbauministers über diese fabelhaften Funde in amerikanischen Zeitungen nachgedruckt war, erhielt er über dreihundert Briefe von amerikanischen Damen, die ihn baten, ihnen doch einen einzigen Diamanten zu schicken. Aber bei den Magnaten der großen Diamantenminen und den Diamanthandelsstellen riefen diese Funde durchaus nicht Freude und Begeisterung hervor. Im Gegenteil, man ist ängstlich bemüht, die Produktion von Diamanten zu vermindern, um den hohen Preis dieses kostbarsten und reizvollsten aller Edelsteine zu halten, wofür das große Diamanten-Syndikat mit Sitz in London sorgt, das die größten Diamantenminen in sich vereinigt. Alljährlich wirft es nur einen bestimmten Prozentsatz der Gesamtausbeute der Minen auf den Markt und ist dadurch in der Lage, die Preise vorzuschreiben. Infolge seiner bedeutenden Finanzkraft hat das Syndikat bisher auch nach Möglichkeit die Ausbeute der Kleindigger aufkaufen lassen können, um Preisunterbietungen durch einzelne Produzentengruppen zu verhindern.

Die Diamantenminen mit der größten Ausbeute besitzt Südafrika in Kimberley und Pretoria, wo im üblichen Bergbaubetrieb über Tage in großem Stil abgebaut wird. In der Premiermine bei Pretoria wurde im Jahre 1905 der größte Diamant der Welt gefunden, aus dem drei Steine von zusammen etwa 1000 Karat geschliffen wurden. Der größte dieser Steine ist der dem englischen Kronschatz einverleibte, berühmte Cullinan. Er ist 516 Karat schwer, hat Eiform von etwa 6 cm Höhe und 4½ cm Breite.

Brasilien, Nordamerika, Vorderindien und Borneo weisen ebenfalls Diamantfundstellen auf.

Eine große Überraschung für die ganze Welt waren die etwa im Jahre 1908 entdeckten reichen Diamantenlager in der damals deutschen Kolonie Südwestafrika. Hier lagen die Diamanten buchstäblich lose im Wüstensand. Durch Zufall wurden sie gefunden. Eine Flut von Glücksuchern und Spekulanten ergoß sich damals über Lüderitzbucht. Große Werte gelangten in die Hände der Diamantensucher und rollten wieder hinaus. Nicht einer hat aus der damaligen Hochflut der Gewinne ein Vermögen bis in die heutige Zeit herübergerettet.

Im Jahre 1926 verursachten die Funde in Afrika im Lichtenburgdistrikt in Transvaal neue große Aufregungen auf dem Diamantenmarkt. Auf kargem Grasland hatten die Besitzer seit Jahr und Tag das mühselige afrikanische Farmerleben geführt, das ihnen gerade den Lebensunterhalt eintrug, nicht ahnend, welche Milliardenschätze unter ihren Füßen ruhten. Da wurden plötzlich Diamanten gefunden. Nach südafrikanischem Bergrecht gehört dem Besitzer eines Stückes Land wohl der Boden, aber nicht, was in ihm an Mineralien verborgen ist. Die Regierung hat das Recht, das Land, in dem Mineralien entdeckt wurden, der Allgemeinheit zu übergeben, nachdem dem Eigentümer eine Anzahl von Feldern oder „Claims" überlassen worden ist.

Als die Lichtenburger Funde bekanntwurden, und als der Zeitpunkt der Freigabe durch die Regierung heranrückte, flutete eine wahre Völkerwanderung in das bis dahin so stille und einsame Landstädtchen. Wo vorher einige hundert Leute friedlich gelebt hatten, zogen in ganz kurzer Zeit ungefähr 60 000 Menschen ein, die natürlich im Freien oder in Zelten und in notdürftig zusammengehauenen Hütten und Wellblechbuden kampieren mußten. Zu Fuß, zu Pferde, in Ochsenwagen und in mehr als 4000 Autos waren sie herbeigeströmt. Über 25 000 Schnelläufer waren darunter, die am Tage der Freigabeerklärung in langen Reihen an einem von der Regierung bezeichneten Platz aufgestellt wurden und auf ein Signal hin den Wettlauf nach dem Farmland, auf dem die ersten Steine gefunden worden waren, unternehmen durften. (Vgl. unsere Zeichnung „Der Diamantenrausch in Südafrika" in Nr. 4279.) Jeder Läufer mußte vorher bei dem Bergamt eine Lizenz für das „Abstecken" eines Feldes gegen entsprechende Zahlung gelöst haben. In schnellstem Lauf jagten 25 000 Läufer mit den sogenannten „Pegs", an Drahtstäben befestigten kleinen Blechfähnchen mit Namen und Lizenznummer, den Stellen zu, an denen sie Diamanten zu finden hofften, und bohrten die Drahtstäbe in die Erde. Jeder „Claim" muß eine ganz bestimmte, von der Regierung vorgeschriebene Größe haben, und zwar ein Edelsteinmineralfeld 4 × 7 englische Yards (1 Yard = 91,5 cm). Derjenige, der „Claims" „peggt", muß haarscharf auf die Maße achten. Andernfalls wird sein „Claim" für ungültig erklärt, und jeder andere kann ihn „überpeggen" oder „jumpen".

Es ist eigentlich ein furchtbares und der modernen Menschheit unwürdiges Gesetz, ein Roulettspiel, bei dem nicht die Kugel rollt, sondern bei dem der lebendige Mensch die Schnelligkeit seiner Füße und die Kraft seiner Lungen einsetzt, um in vielen Fällen doch noch um seinen Gewinn gebracht zu werden.

Es ist begreiflich, daß die Verhältnisse auf den Diamantenfeldern von Lichtenburg nach dem Einstürmen der ungeheuren Menschenhorden zuerst unglaublich waren. Der Mangel an sanitären Einrichtungen, an Unterkunftsstätten, an Verpflegungsmöglichkeiten war furchtbar, und die „Glücksucher" waren schrecklichen Leiden, Krankheiten und Entbehrungen ausgesetzt.

Erst nach und nach kam etwas Ruhe und Organisation in das Leben auf den Diamantenfeldern von Elandsputte und Grasfontein bei Lichtenburg, aber heute noch ist das Leben dort primitiver und armseliger als in einem Kossätendorf. Elende Hütten, Zelte und Wellblechbuden sind immer noch die einzigen Wohnstätten. Die schnell eröffneten Läden sind meist Freiluftstätten; die Waren sind auf dem Erdboden ausgebreitet.

Diebstähle, Messerstechereien, Schießereien, nächtliche Kämpfe sind nichts Seltenes. Wohl jeder „Digger" trägt einen Revolver in der Tasche. Polizei und Kriminalbeamte finden reichliche Arbeit.

Sind die Felder abgesteckt, dann geht das Wühlen los. Da es sich hier um Alluviallagerungen handelt, ist die Erde nur zu lockern. Die gelockerte Erde wird in runde Siebe geschüttet und gewaschen.

Die größte Diamantenmine der Welt: Das „große Loch" der Premiermine, nordöstlich von Pretoria (Transvaal). (Phot. South African Railway.)

Der aufregendste Augenblick im Leben eines Diamantendiggers ist das Umkehren des Siebes auf dem Sortiertisch. Gierige Augen fliegen über den Kies und erspähen mit Argusblick die Diamanten, die im nassen „Gravel" (Kies) verborgen sind. An reichen Stellen enthält ein Sieb oft so viele Diamanten, daß ein einziger Wurf viele Tausende einbringt; an anderen zeigt sich oft wochenlang kein einziger Stein im Gravel.

Der Anblick der Lichtenburger Diamantenfelder ist, man könnte sagen, geradezu aufregend. So weit das Auge über das ebene Land reicht, sieht man die Menschen fieberhaft an der Maulwurfsarbeit. Ungezählte Tausende der seltsamsten Gestalten, viele Deutsche sind darunter, Tom-Mix- und sonstige Wildwestererscheinungen, Männer mit verwüsteten Abenteurergesichtern, junge, frische Menschen, hoffnungsfroh und voller Optimismus, Damen, die in eleganten Rohseidenmänteln vergangener Modeepochen durch das Lorgnon auf den Sortiertisch stieren, während sie in kaum verhaltener Erregung dicke Rauchwolken aus Zigaretten oder Tabakspfeifen paffen. Junge Weiber lungern herum, die sich um den erfolgreichsten Digger drängen. Verkommene Existenzen sind da, die auf der Erde liegen und den weggeschütteten, bereits sortierten Gravel durchwühlen und oft noch manchen guten Stein oder Splitter finden, der in der Aufregung übersehen wurde.

Das wichtigste Element zum Diamantenfördern ist das Wasser, denn die diamanthaltige Erde muß gewaschen werden, um die Steine freizulegen. Der

Besitzer der Lichtenburgfarm hat sich vor allem das Wasserrecht vorbehalten und hat Vorkehrungen zur Abgabe von Wasser gegen Bezahlung getroffen. Ein ununterbrochener Zug von Vehikeln aller Art mit aufgesetzten Wassertanks, vom Auto hinab bis zum Esel- und Handwagen, zieht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in langer Prozession zur Wasserstelle, um das hier wirklich kostbare Naß gegen Kasse zu kaufen. Das Wassergeschäft ist ein sichereres und einträglicheres als das Buddeln nach Diamanten, denn es bringt dem Besitzer mühelos täglich einen Reingewinn von etwa 4000 bis 6000 Mark ein.

Wer Diamanten gefunden hat, sammelt sie in einem Kästchen, in einem Stück Papier oder, was am beliebtesten auf den Diamantenfeldern ist, in einem Migränestift-Holzbüchschen und steckt den Schatz in die Hosentasche. Dann begibt er sich zum Diamantaufkäufer.

Auf dem Lichtenburger Grund haben sich sofort nach Freigabe der Felder auch Hunderte von konzessionierten Diamantaufkäufern etabliert. Sie haben nur winzige Wellblechbuden, in denen sie sich mit einer Tasche voll Bargeld niederlassen, die vorgelegten Steine prüfen, wiegen und dann ihr Angebot machen. Mit größter Spannung folgt der Diamantbesitzer dieser Prozedur und wartet auf das Gebot. Ist es ihm zu klein, rafft er mit zitternden Händen seine Steine wieder zusammen und versucht sein Glück bei einem anderen Käufer, meist mit wenig Erfolg, da alle Aufkäufer nach dem gleichen Schema der Abschätzung verfahren. Oft deckt die erzielte Summe kaum die Auslagen für Arbeitslöhne und Wasser, geschweige denn für den kargen Lebensunterhalt.

Das Diggerheim im Maulwurfslager.

Der Freiluftladen auf dem Erdboden.

Die prozentual höchsten Preise bringen große Steine, d. h. solche von mindestens einem Karat Gewicht aufwärts. Ferner wird nach Reinheit und Farbe gewertet. Blauweiße, reine Steine werden hoch bezahlt. Manchmal fabelhafte Liebhaberpreise erzielen größere farbige Steine, wie zitronengelbe, rosa, blaue und grünliche, die sehr selten sind.

Von dem Händler, der die Ausbeute direkt von dem Förderer aufkauft, gehen die Steine auf den Diamantenmarkt und zu den Schleifereien, zu den Goldschmieden und dann in die Hände schöner Frauen.

Die Jagd nach Diamanten ist das furchtbarste Hasardspiel, das es gibt. Unter Tausenden und aber Tausenden von Glücksuchern ist vielleicht einer, der nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen und nach entwürdigendem Leben mit größerem Gewinn abschneidet; die anderen schlagen sich durch bei härtester Arbeit und primitivster Existenz. Der Rest geht einfach zugrunde.

Die Preise für Diamanten müssen also gehalten werden, denn sonst könnten die Hunderttausende von Kleindiggern nicht auf ihre Kosten kommen, und auch die im Großen betriebenen Diamantenminen, die Tausende von Arbeitern beschäftigen, würden schließen müssen. Ein katastrophaler Zusammenbruch zahlloser Existenzen wäre die Folge.

Links nebenstehend: Ein Paradoxon zum raschen Reichwerden des Diamantengräbers: Nach wochenlanger saurer Arbeit hat er gerade so viel übrigbehalten, um eine neue Hose zu kaufen.

Rohdiamanten aus der Kimberley-Mine (Kapkolonie). (Phot. South African Railway.)

Die reichen neuen Funde geben aber fast zu der Befürchtung oder Hoffnung — wie man es nennen will — Anlaß, daß man in Afrika eines Tages auf irgendeinen unterirdischen Krater stoßen könnte, in dem Diamanten gewissermaßen von der Natur „fabriziert" und von wo sie durch Erdbewegungen, Flußläufe usw. durch das Land getrieben werden.

Welche Überraschungen könnte man da erleben! Vielleicht kommt dann eine Zeit, in der uns die Warenhäuser eine „Diamantenwoche" ankündigen, um die riesigen Lager dieses „Schmucksteins fürs Volk" zu räumen!

Nebenstehend: Eine Stätte riesigen Diamantumsatzes. Die Buden der Diamantaufkäufer im Lichtenburgdistrikt in West-Transvaal. Im Vordergrund ein Käufer mit einer Handtasche voll Diamanten.

AUS DER SCHWEIZERISCHEN BUNDESHAUPTSTADT: BLICK AUF DEN BAHNHOF IN BERN

STEINZEICHNUNG VON HANS W. SCHELLER

Das Sarazenenschloß

Ein Reiseabenteuer in den Sabinerbergen. Von Paul Grabein.

Es ist bald dreißig Jahre her; ich war auf meiner ersten Romfahrt. Selbst noch ein Aufstrebender, hatte ich mich in der Ewigen Stadt einem Kreise junger Künstler angeschlossen, die sich allabendlich in der alten räucherigen Weinschenke in der Via dei Soldati trafen. Eines Abends waren Gäste von auswärts dort, zwei angehende Malersleute, die sich schon seit Wochen in einem kleinen Nest der Sabinerberge aufhielten, wo sie die Madonnen- und Heiligenbilder der Kirche restaurierten und damit einen bescheidenen Überverdienst zu erzielen hofften, von dem sie dann im Winter wieder ihre Studien in Rom fortzusetzen gedachten. Es waren ein paar frische, fröhliche Menschen, die von ihrem Erleben in dem einsamen Felsenhorst Bellegra — es liegt an tausend Meter hoch auf schroffem Berggrat — so fesselnd zu erzählen wußten, daß mir die Lust kam, auch auf eine Zeitlang dort hinaufzugehen. Rasch wurde beim Wein das Nähere vereinbart, und wenige Tage später machte ich mich auf den Weg zu den neuen Bekannten, die schon vor mir wieder dorthin zurückgekehrt waren.

Die Reise gestaltete sich gleich zu Beginn recht romantisch. Der Personenzug führte mich im Halbbogen um die Pontinischen Sümpfe herum bis zu der kleinen Bahnstation Valmontone. Als ich dort ankam, war es fast Mitternacht. Ich beugte mich zum Fenster hinaus: Alles stockdunkel, nur eine halberloschene Lampe ließ das Stationsgebäude ahnen, vergebens mein Rufen nach einem Facchino, der mein Gepäck in Empfang nehmen sollte. So mußte ich mir denn selber helfen und stand nun mit meinem Handkoffer auf dem Bahnsteig, während der Zug wieder weiterfuhr. Endlich entdeckte ich in der Finsternis einen Mann, der Stationschef und -pförtner in einer Person zu sein schien, denn er machte sich gerade daran, das kleine Bahngebäude abzuschließen. Ich fragte ihn nach einem Hotel in der Nähe des Bahnhofs. Der Mann lachte, wies irgendwo hinauf ins Dunkle und sagte: „Da droben!" Und zu meinem Schrecken erfuhr ich nun, daß hier unten bloß die Bahnstation läge, das Städtchen selbst etwa eine Stunde hoch am Berghang.

Eine nette Aussicht, in der Finsternis mit einem schweren Koffer da hinaufklettern zu müssen! Zum Glück merkte ich aber, daß ich wenigstens ein paar Leidensgefährten hatte, einen Brigadiere (Landgendarm) und einen Herrn in Zivil, der jetzt gleich mir ächzend und knurrend seinen Koffer auf die Schulter lud, und zu dritt begannen wir den steilen Weg hinaufzuklimmen, wobei der Gendarm den Führer machte. Er kehrte zu seiner Kaserne droben in Valmontone zurück. Allmählich kamen wir drei ins Gespräch, und ich erfuhr, daß der Herr in Zivil Staatsanwalt von Beruf war, und daß ihn ein Dienstauftrag nach Valmontone führte. Es war damals in Italien eine etwas unruhige Zeit. Die Mißwirtschaft der ländlichen Großgrundbesitzer hatte starke Unruhe in der bäuerlichen Bevölkerung hervorgerufen; es hatte an vielen Orten, so auch in Valmontone, Zusammenrottungen und blutige Zwischenfälle gegeben. Zur Untersuchung eines solchen Landfriedensbruchs war unser Staatsanwalt im Anmarsch. In Ergänzung der Mitteilungen des Justizbeamten berichtete der Brigadiere von dem Überhandnehmen des Brigantenwesens, das sich auch hier in den Sabinerbergen gerade wieder einmal bemerkbar mache. Verschiedentlich seien Postkutschen mit Reisenden überfallen und ausgeraubt worden. Kurzum, der Anfang dieser Reise ließ sich recht abenteuerlich und vielversprechend an. Der Brigadiere erwies sich übrigens nicht nur als ein mitteilsamer, sondern auch hilfsbereiter Mann, denn er nahm abwechselnd mir und dem Staatsanwalt den schweren Handkoffer ab und erleichterte uns so den Aufstieg nach Valmontone.

Endlich waren wir droben angelangt, und unser freundlicher Führer half uns trotz der vorgeschrittenen Nachtstunde nun auch noch beim Aufsuchen eines Quartiers. Unterwegs schon hatte er uns erzählt, daß es ein Hotel im Städtchen nicht gäbe; aber mehrere Privatleute seien auf die Beherbergung von Reisenden eingerichtet.

Zu einem dieser Quartiere brachte er uns denn. Aber als wir bloß in den mittelgroßen Raum hineinsahen, an dessen Wänden sechs Betten standen, von denen in vieren bereits Schläfer schnarchend lagen, wohl kleine Händler oder reisende Bauern, und als uns dabei die Luft dieses Raumes entgegenschlug, da entfuhr es uns beiden wie aus einem Munde: „Ganz unmöglich!"

Unser gutwilliger Helfer brachte uns also zu einem anderen Hause. Nach langem Klopfen an der Tür, das sämtliche Hunde von Valmontone alarmierte, öffnete sich im zweiten Stock ein Fenster, und der Kopf einer Frauensperson erschien, die ärgerlich nach dem Grunde dieser Ruhestörung forschte. Der Brigadiere gab Auskunft, worauf einige Minuten später eine notdürftig bekleidete Magd mit einer Laterne in der Hand in der Haustür erschien und uns, nachdem sie uns zunächst mißtrauisch ins Gesicht geleuchtet hatte, auf unsere Frage erklärte, daß wir jeder ein einzelnes Zimmer haben könnten. Wir waren glücklich, verabschiedeten uns dankend von unserem Führer und folgten der Beschließerin zum ersten Stock hinauf. Hier ließ sie uns in einem Vorsaal warten, um die Betten zurechtzumachen. Beim trübseligen Schein einer Öllampe sahen wir uns in dem wenig anheimelnden Raum um. Auf dem Tisch halbgeleerte Strohflaschen, Gläser und vergossener Wein, dessen säuerlicher Duft sich mit dem üblen Geruch von Knoblauch und kaltem Tabaksrauch mischte, so daß mein Reisegefährte und ich uns gegenseitig ziemlich enttäuscht ansahen. Sehr anmutend war auch diese Gaststätte gerade nicht!

Während wir noch unsere Meinung hierüber austauschten, wurde plötzlich die Tür zu einem Nebenraum einen Spalt breit aufgerissen, ein vorgestreckter Revolver wurde sichtbar, und eine rauhe Männerstimme herrschte uns an: „Wer da? Antwort, oder ich schieße!"

„Olà!" Der Staatsanwalt zog sofort seinen Stockdegen, und auch ich fuhr zu meinem Schießeisen in der Manteltasche. Aber es kam, Gott sei Dank, nicht zur Eröffnung von Feindseligkeiten, da der Staatsanwalt seine amtliche Eigenschaft zu erkennen gab und auch mich als harmlosen Reisenden auswies. Lachend kam nun der Frager auf uns zu, ein breitschultriger Mann in Hemd, Hose und Pantoffeln, der Padrone, der uns jetzt seine biedere Männerhand zum Gruße darreichte und sich wegen seines eigenartigen Willkommens entschuldigte. Aber es seien unruhige Zeiten, und man müsse vorsichtig sein!

Inzwischen war die Magd mit ihren Vorkehrungen fertig geworden, und wir konnten unsere Zimmer beziehen. Das meine war mehr als spartanisch einfach ausgestattet, aber ganz gleich, ein Bett war da, und ich sank alsbald auf den harten Strohsack nieder, sehr ruhebedürftig nach all den Strapazen dieser ungewöhnlichen Reise. Aber aus dem ersehnten Schlaf wurde leider nicht viel. Im Bett war bereits die landesübliche Einquartierung, zahlreiche kleine Springinsfelde, die mich nicht zur Ruhe kommen ließen.

Ziemlich zerschlagen erhob ich mich schon nach wenigen Stunden; die Postkutsche ging ja bereits um 6 Uhr ab. Als ich am Markt in das klapprige, alte Gefährt einstieg, überraschte mich das bewaffnete Geleit, das man uns Fahrgästen gab. Vorn beim Kutscher wie hinten an der Wagentür saß ein Brigadiere, das Gewehr schußbereit zwischen den Knien, der Briganten wegen — wie sie mir erklärten — die Straße sei nicht ganz sicher.

Mit geheimer Spannung sah ich dem Verlauf dieser Fahrt entgegen. Aber wir hatten Glück; unangefochten kamen wir am Mittag in Olevano an. Im Wirtshaus, in dem einst Viktor Scheffel gehaust hatte, nahm ich einen Imbiß ein und fuhr dann mit einem kleinen Eselswägelchen, das den Güter- und etwaigen Personenverkehr mit Bellegra vermittelte, weiter. Im Näherkommen gewahrte ich mein Reiseziel, hoch droben auf wildzerklüftetem Berggrat aufgebaut gleich einem Adlerhorst, mit seinen Zinnen und Türmen wie eine wehrhafte Burg anzuschauen.

Am Nachmittag war ich droben angelangt, zwar ziemlich durchgerüttelt, aber doch wohlbehalten, und die beiden Malersleute empfingen mich frohgemut vor der kleinen Osteria, dem einzigen Wirtshaus des Ortes. Sie gedachten, auch mich dort, wo sie selber wohnten, unterzubringen, aber die Lust hierzu verging mir, als ich durch die Küche schritt, die zugleich Gastraum für die ortsansässigen Gäste war. Am Herd stand ein erschreckend schmieriges, altes Weib, das an einer Pfanne hantierte, während ein großer Jagdhund begierig schnüffelnd seinen Kopf dem lieblich schmorgelnden Gericht so bedenklich näherte, daß jeden Augenblick seine triefenden Lefzen mit diesem in Berührung kommen konnten. In stummem Entsetzen wies ich auf diesen Vorgang, doch meine neuen Freunde lachten nur.

Ja freilich, solche Kleinigkeiten müsse man hier schon hinnehmen — ländlich, sittlich! Im übrigen würde für sie, die besseren Gäste, besonders gekocht. Doch mir war der Appetit vergangen, die ganze Wirtschaft machte einen verschlampten Eindruck, und ich fragte, ob es denn in Bellegra nicht noch irgendein anderes Unterkommen gäbe.

Die beiden sahen einander an, mit einem etwas unschlüssigen Blick, der mir auffiel. Dann sagte der eine:

„Ja, Sie müßten dann eben ins Schloß gehen."

„Ein Schloß, hier oben? Wem gehört es denn?"

„Ja, ein richtiges Schloß, sogar ein recht romantisches, ein altes Sarazenenkastell, das jetzt drei Brüdern, den vornehmsten Leuten in Bellegra, gehört, aber von ihnen nicht benutzt wird. Sie wohnen in einem ihnen bequemeren kleinen Bürgerhaus. Doch im Schloß ließe es sich sicherlich gut leben. Es ist noch völlig eingerichtet, höchst stilvoll mit altertümlichen Möbeln, nur eben —" Der Malersmann stockte, und wieder ging der sonderbare Blick zu seinem Kameraden hin.

„Ja, was ist's denn mit dem Schloß?" forschte ich. „Es ist am Ende gar ein verwunschenes Schloß?"

„So was Ähnliches ist es in der Tat. Es geht nämlich hier im Orte das Gerede, es sei nicht ganz geheuer droben im Kastell — ein Geist soll da nachts umgehen."

„Nun, wenn es weiter nichts ist. Mit dem will ich schon fertig werden!"

„Na, dann ist ja alles in Ordnung", lachten meine Bekannten. „Also, auf zum Kastell!"

Wir gingen durch den Ort, der ebenso malerisch wie schmutzig war, mit seinen in Treppen aufsteigenden engen Gassen, in denen zerlumpte Kinder, Hühner und schwarzborstige Schweine friedlich nebeneinander ihr Wesen trieben.

Am oberen Stadttor stand das Kastell, noch ganz so, wie es einst vor mehr als einem Jahrtausend die sarazenischen Eroberer erbaut hatten. Nicht weit davon wohnten die jetzigen Besitzer, drei alte Junggesellen, bescheidene kleine Rentner, und einer von ihnen trat mit uns in Verhandlung. Nach anfänglichem Zögern zeigte er sich auf mein dringendes Bitten hin schließlich bereit, mir im Schlosse Unterkunft zu gewähren, und führte uns dann in das alte Gemäuer, durch seine zahlreichen Säle und Gelasse, die noch die Spuren von mittelalterlichem Luxus trugen: überall Tapeten von goldgepreßtem Leder oder schwerem Seidendamast, wenn auch arg zerschlissen, schön geschnitzte, aber wurmstichige Möbel. Man sah es diesen Räumen an, daß sie schon seit Menschengedenken nicht mehr bewohnt sein mochten. Endlich geleitete er uns auch noch hinauf in den Turm und zu dessen oberstem Gemach. Dort stieß er die Fenster auf, so daß frische Luft in das moderige Gelaß drang und sich zugleich ein herrlicher Ausblick über das weite Rund der Bergkämme und den tiefen Talkessel mit seinen Kastanien- und Olivenwäldern bot. Ich war von diesem Rundblick so entzückt, daß ich sogleich erklärte, dies Zimmer nehmen zu wollen. Der Hausherr war einverstanden, und wir einigten uns schnell über den Mietpreis.

So war ich denn also bestens untergebracht. Der Nachmittag und der Abend vergingen in Gesellschaft meiner Bekannten in froher Stimmung, und als es Schlafenszeit wurde, geleiteten sie mich noch zu meinem Quartier. Bald verhallten ihre Schritte draußen auf dem Pflaster der ausgestorbenen Gasse, das schwere Eichentor des Kastells schlug mit dumpfem Hall zu, der mächtige Schlüssel drehte sich kreischend im Schloß, und ich war nun allein in dem uralten Gemäuer, von aller Welt abgeschieden.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als ich beim schwachen Schein meiner elektrischen Taschenlampe durch das gähnende Dunkel der Gänge und Säle schritt. Hohl klang der Schall meiner Tritte auf den Marmorfliesen des Bodens von den Wänden wider. Noch unheimlicher war es, als ich dann die Holztreppe des Turms emporstieg. Unter meinem Fuß ächzte und knarrte es, und einmal schwirrte es dicht neben meinem Kopf auf, so daß ich erschreckt zurückfuhr. Wohl eine Fledermaus, die ich in ihrem Schlupfwinkel aufgestöbert hatte. Unwillkürlich kam mir da wieder in Erinnerung, was meine Bekannten mir am Nachmittag scherzend erzählt hatten, daß es nicht ganz geheuer in diesem alten Bau sei und nachts dort umgehe. Was ich im hellen Sonnenschein des Tages lachend kurz abgetan hatte, das gewann jetzt in der nächtlichen Stille und Einsamkeit doch ein verändertes Gesicht. So hielt ich denn ein paarmal den Tritt an und lauschte nach irgendwelchen geheimnisvollen Geräuschen, die ich wahrgenommen zu haben glaubte. Aber es war nur Einbildung gewesen; nichts war zu vernehmen als der Widerhall meiner eigenen Bewegungen. Ich kam denn auch ohne Zwischenfall nach oben ins Turmgemach, schloß die Fensterläden und begann mich zu entkleiden. Eine Wahrnehmung berührte mich freilich noch einmal unliebsam. Als ich die Zimmertür abschließen wollte, mußte ich feststellen, daß der Schlüssel fehlte und ein Riegel nicht angebracht war. In dem weitläufigen alten Gebäude, das so einsam lag, ganz allein bei offener Tür zu schlafen, war keine angenehme Vorstellung. Ich mußte plötzlich, wenn auch nicht an einen Geisterbesuch, so doch an die Briganten denken, die diese Gebirgsgegend ebenfalls unsicher machten. Schließlich aber fand ich mich auch damit ab, legte meinen Revolver neben die Taschenlampe auf den Leuchtertisch am Bett und vergrub mich in die Kissen. Müde von der letzten schlechten Nacht und all den Eindrücken des Tages, sank ich auch bald in Schlummer.

Es mochte jedoch nicht allzu lange Zeit vergangen sein, als ich wieder wach wurde, von einem dumpfen Krachen aufgeschreckt. Noch benommen vom ersten tiefen Schlaf, wußte ich mir die Ursache nicht gleich zu deuten. Aber bald merkte ich, daß sich draußen ein starker Wind erhoben hatte. Einer der Fensterläden hatte sich gelöst und war wohl gegen das Mauerwerk geschmettert worden. Ich machte Licht, stand auf und fand meine Vermutung bestätigt. Nachdem ich den Laden fest verriegelt hatte, legte ich mich wieder hin; doch der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Der Wind heulte um den Turm wie ein wildes Tier, das Einlaß begehrte, und rüttelte an den Läden. Dazu hörte ich über mir, über der Zimmerdecke, ständig ein heiseres Kreischen, das sich ganz unheimlich anhörte. Endlich fand ich auch hierfür eine Erklärung; es war wohl eine Wetterfahne auf dem Dache des Turms. Doch meine Sinne waren über all dem so wach geworden, die Phantasie so aufgereizt, daß mir der Schlummer fernblieb.

So lag ich denn, in meine Gedanken versunken, und wartete ab. In gewissen Zwischenräumen ließ die Gewalt des Sturmes nach, und für kurze Zeit setzte er ganz aus. Dann ward mir die Totenstille in dem einsamen alten Bau um so fühlbarer bewußt. In einem solchen Intervall war es, daß ich plötzlich draußen auf der Turmtreppe gedämpfte Geräusche wahrnahm, wie ein Scharren oder Tasten an der Wand und dann wieder ein Tappen auf der Stiege, ein Ächzen der Stufen wie unter dem Tritt eines Menschen, der die Treppe zu mir heraufkam. Ich richtete mich im Bett auf, um besser hören zu können — kein Irrtum! Da waren wieder diese Laute! Ganz deutlich nahm ich sie wahr.

Ich muß sagen, mir war nicht wohl zumute. Doch im nächsten Moment hatte ich die Taschenlampe angeknipst, meinen Revolver gepackt und war aus dem Bett gesprungen. Nun riß ich die Tür weit auf, lauschte ins Treppenhaus hinab und donnerte mit gewaltiger Stimme in das tiefe Dunkel, von dem der winzige Lichtkegel meiner Lampe nur einen kleinen Ausschnitt erhellte, meine Frage hinab: „Wer ist da?"

Dann hielt ich den Atem an und horchte. Alles still! Ich ging bis zur Windung der Treppe und leuchtete diese mit weit vorgestrecktem Arme ab — aber noch immer nichts zu sehen!

Ein paar Sekunden verharrte ich so, dann kehrte ich kopfschüttelnd wieder um. Also wohl doch nur eine Täuschung! Immerhin beschloß ich, mich, so gut es ging, zu verbarrikadieren. Ich rückte also den Waschtisch und die beiden Sessel meines Zimmers vor die Tür und warf mich wieder aufs Bett. Es war draußen nichts mehr zu hören. Inzwischen hatte auch der Wind sein Toben wiederaufgenommen, und unter seinem rauhen Schlummerlied schlief ich endlich ein.

Am nächsten Morgen, als mich beim Aufstehen die Frühsonne und ein strahlender, tiefblauer Himmel begrüßten, mußte ich mich wegen meiner Schreckhaftigkeit verlachen und konnte nachher meinen Bekannten gegenüber darüber mit guter Laune spotten. Trotzdem verbarrikadierte ich zu Beginn der nächsten Nacht abermals meine Tür; es geschah jedoch, wie ich mir selber sagte, mehr zur Beruhigung meiner Nerven. Ich wollte einmal ganz ungestört schlafen. Da es diesmal auch windstill war, würde sicherlich alles nach Wunsch gehen. So schloß ich denn die Augen. Aber die Nerven sind unberechenbar. Heute nacht war es offenbar die Totenstille rings um mich her, die sie aufstörte. Ich lag wohl schon eine Stunde und länger noch, ohne daß der Schlaf kam. Ärgerlich über mich selber, warf ich mich von einer Seite zur andern, aber es wurde nicht besser. Und plötzlich — ich fuhr heftig zusammen — vernahm ich wieder draußen auf der Treppe jene unheimlichen Laute wie in der vorhergehenden Nacht. In hellem Zorn machte ich Licht und sprang vom Lager, fest entschlossen, diesmal die Ursache der seltsamen Geräusche zu ergründen. Ich fuhr also in die Haus-

(Fortsetzung auf S. 668.)

Auch Sie wollen doch gefallen, gnädige Frau?

Darf ich Ihnen raten? Der ärgste Feind Ihrer Schönheit sind Ermüdung und versagende Nerven. Schützen Sie sich davor durch die anregende, belebende Wirkung der *"4711"*. Bringen Sie durch den erfrischenden Duft dieses echten Kölnisch Wassers Ihre Erscheinung zu strahlender Geltung.

Generationen schöner Frauen bezeugen die einzigartige Kraft der "4711".

KÖLNISCH WASSER

No 4711.

GLOCKENGASSE No 4711

No 4711. Kölnisch Wasser

schuhe und räumte dann die Möbelstücke weg, die ich vor die Tür gestellt hatte. Da es ziemlich schwere Gegenstände waren, ging das natürlich nicht ohne einiges Poltern ab, das weithin durch das schweigende Haus schallte. Endlich aber war der Weg frei. Licht und Revolver in den Händen, eilte ich hinaus auf die Treppe.

Auf dem Absatz vor meiner Tür blieb ich stehen und horchte noch einmal mit angehaltenem Atem. Da stockte mir das Herz — ganz deutlich hörte ich es von drunten aus dem tiefen Dunkel heraufschallen: schlürfende Schritte, das Knarren der Stiege und dazu das leise dumpfe Murmeln einer menschlichen Stimme! Es lief mir kalt über den Rücken, die Haare sträubten sich mir. Doch dann riß ich mich auf. Um mir Mut zu machen und den unheimlichen Nachtwandler da unten einzuschüchtern, rief ich drohend ins Dunkel hinab: „Halt! Stehen bleiben!“ Dann stürmte ich, so schnell ich es bei dem spärlichen Licht meines Lämpchens auf der Wendeltreppe wagen durfte, diese hinab. So kam ich ein Stockwerk tiefer. Von dem Treppenpodest führte hier, wie ich am Tage gesehen hatte, ein langer Gang, der sich jetzt völlig in Finsternis verlor, durch das oberste Stockwerk des Kastells. Ich blieb einen Moment stehen, unschlüssig, ob ich diesen Gang verfolgen oder die Treppe weiter hinabsteigen sollte. In diesem Augenblick der Stille vernahm ich irgendwo im Dunkeln ein lautes Geräusch — eine Tür, die eilends zugeschlagen wurde. Dann war nichts mehr zu hören, wieder die lastende Grabesstille in dem alten Gemäuer.

Entschlossen ging ich nun doch den Gang entlang, rüttelte an jeder Tür, die ich fand, aber alle waren verschlossen. Dann durchwanderte ich auch die übrigen Stockwerke bis hinunter zur Eingangshalle mit dem altertümlichen Kamin. Doch nirgends fand ich etwas Verdächtiges, keine Spur eines menschlichen Wesens. Ich blieb da unten eine Weile stehen und überlegte, was ich tun sollte. Mir kam der Gedanke, mich anzuziehen und zu meinen Bekannten in die Osteria zu gehen; aber dann schämte ich mich doch solcher Hasenherzigkeit und beschloß, wieder in mein Turmgemach zu steigen und dort die Nacht über auszuhalten. Es geschah denn auch, aber natürlich wurde nicht viel aus dem Schlaf, obwohl sich nichts mehr hören ließ.

Am anderen Tag war mein erster Weg zu den Malersleuten, denen ich von meinem nächtlichen Abenteuer erzählte. Diesmal waren sie es, die mich auslachten. Ich fragte sie trotzdem, ob sie etwa einmal davon gehört hätten, daß da vielleicht doch noch jemand im Kastell hause; aber sie wußten nichts davon und suchten mir meine vermeintlichen Wahrnehmungen auszureden. Ich hörte es schweigend an und nahm mir vor, wenigstens für einen regelrechten Verschluß meines Zimmers zu sorgen. Ich ging also zu einem Manne im Ort, der des Schlosserhandwerks kundig sein sollte. Es stellte sich aber heraus, daß er über Land war, zu Besuch bei Verwandten, und erst übermorgen wiederkommen werde. Diese Eröffnung war nicht gerade sehr erbaulich. Daher erwog ich, ob ich nicht die beiden nächsten Nächte lieber in der Osteria bleiben sollte. Ich wollte mich aber nicht dem Gespött im Orte aussetzen und fand mich daher damit ab, auch heute und morgen noch eine unruhige Nacht zu haben; denn daß der Spuk wiederkommen würde, stand nach allem für mich fest.

So kam der dritte Abend heran. Zur gewohnten Stunde trennte ich mich von den Bekannten, die mir etwas ironisch eine „Gute Nacht“ wünschten, kletterte in mein einsames Turmverlies hinauf und legte mich angekleidet ins Bett. In Erwartung der kommenden Dinge hatte ich diesmal von der Verbarrikadierung der Tür abgesehen, dafür aber die Kerze auf dem Leuchtertisch brennen lassen. Ich nahm ein Buch vor. Zwischen dem Lesen horchte ich alle paar Minuten angespannt hinaus zur Treppe, doch nichts war zu hören. Sollte es heute nacht wirklich ohne Gespuk abgehen? Allmählich wurde ich müde. Ich sah nach der Uhr, es ging schon auf Mitternacht. Ich las noch ein paar Seiten, als aber nach wie vor alles stillblieb, klappte ich das Buch zu, löschte das Licht und streckte mich aus. Eine Weile verging, ich war schon halb im Dämmerzustand, als ich jäh emporfuhr: Da! Da waren wieder die leisen Tritte auf der Treppe, das Tappen von Füßen, das Knarren der Stiege! Mit aufklopfendem Herzen lag ich — kein Zweifel, die Tritte kamen immer näher! Ich hatte mich diesmal innerlich ganz auf das Abenteuer eingestellt und genau überlegt, wie ich mich verhalten wollte. Ganz leise erhob ich mich also vom Bett, steckte das Licht an und nahm die Waffe, die schußbereit auf dem Tischchen lag. So trat ich dicht zur Tür und stand dort, ohne mich zu rühren, auf das Näherkommen des Spuks wartend.

Deutlich vernahm ich, wie die Schritte jetzt schon auf der letzten Wendung der Stiege klangen. Nun tappte es auf dem Treppen-

(Schluß auf Seite 670.)

JOHN FLAXMAN PREISUNG DES MANNES, DER DIE LEHREN DES GEDICHTS, DIE GEBOTE UND VOGELZEICHEN DER GÖTTER EHRT

podest vor meinem Gemach und plötzlich — ein scharrendes Tasten an meiner Tür! Das Herz schlug mir bis zum Hals hinauf, aber ich gab keinen Laut von mir. Doch als sich jetzt die Klinke bewegte, griff ich schnell meinerseits nach ihr und riß die Tür mit einem Ruck auf. Der Schein meines Lichts fiel auf ihre Öffnung, und ich gewahrte im Türrahmen eine gespenstische weiße Gestalt.

Der erste Schrecken legte sich sogleich, als ich sah, wen ich vor mir hatte: eine uralte Frau im langen Nachthemd, das ihr bis auf die bloßen Füße reichte. Das silberweiße Haar hing ihr in wirren Strähnen um das mumienhafte Gesicht, aus dem mich die weitaufgerissenen Augen verstört, mit einem Ausdruck namenlosen Entsetzens anstarrten. Und plötzlich entrang sich ihrem Mund ein gellender Aufschrei, wieder und immer wieder, auch dann, als sie in sinnloser Angst kehrtmachte und zur Treppe flüchtete. Der Schein meiner Kerze reichte nicht mehr bis dorthin, und so strauchelte die Flüchtende, glitt aus und schlug mit dumpfem Poltern die Treppe hinab, auf deren nächstem Absatz sie wimmernd liegenblieb.

Mitleid und Angst um sie überkamen mich. Schnell griff ich nach dem Licht und eilte ihr zu Hilfe. Ich setzte den Leuchter auf der nächsten Stufe ab und bemühte mich, die alte Frau aufzurichten. Aber als ich sie nur anfaßte, kreischte sie wieder in sinnloser Angst auf. Vergebens versuchte ich ihr auf italienisch, so gut ich es vermochte, zuzureden und mir ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie stieß nur immer wieder jene schrecklichen unartikulierten Laute aus, die etwas Grausiges, Tierisches an sich hatten, und schließlich merkte ich, daß ich es offenbar mit einer Geistesgestörten zu tun hatte. Mehrfach versuchte die Gestürzte, wieder hochzukommen, aber vergebens. Wimmernd gab sie es endlich auf, vermutlich hatte sie sich beim Fall einen Fuß verstaucht oder gebrochen.

Es blieb mir nach allem nichts weiter übrig, als die Unglückliche einstweilen sich selber zu überlassen und Hilfe zu holen. Ich stellte das Licht ein paar Stufen höher, so daß sie kein Unheil damit anrichten konnte, breitete meine Schlafdecke über die Liegende und eilte dann beim Schein meiner Taschenlampe die Treppe hinab. Dabei suchte ich mir den Vorgang zu erklären. Ohne Zweifel gehörte diese alte kranke Frau ins Schloß, in dem sie wohl irgendwo in einem verborgenen Winkel hausen mochte. Also würden auch die Besitzer von ihrer Existenz wissen. Ich wollte demnach zu diesen.

Wenige Minuten später stand ich vor dem in der Nähe gelegenen kleinen Hause, in dem die drei alten Junggesellen wohnten, und klopfte so lange gegen die Haustür, bis einer von ihnen erschien. In begreiflicher Erregung erzählte ich dem zunächst noch Schlaftrunkenen, was mir begegnet war, und machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er mir gar nichts davon gesagt habe, daß da noch ein anderer Mensch mit mir in dem verlassenen Gemäuer hause — obendrein noch ein Wahnsinniger! Und ich fuhr ihn hart an: Wer denn diese geisteskranke alte Frau sei, die doch in eine Irrenanstalt gehöre, sich selber und anderen zum Schutze!

Der Padrone war unter meiner energischen Vorhaltung schnell munter geworden. Nun bat er, aufs höchste bestürzt, ein Mal über das andere um Entschuldigung. Er sei untröstlich, aber das habe er ja nicht ahnen können, als er, mir zu Gefallen, mir das Quartier im Schlosse überlassen habe. Diese arme alte Frau sei seine Mutter. Schon länger als ein Menschenalter sei sie geisteskrank, und man hätte sie natürlich auch in eine Anstalt bringen wollen, aber die Unglückliche habe so furchtbar gejammert und gefleht, sie nicht in eine Anstalt einzusperren, daß er und seine Brüder es nicht übers Herz gebracht hätten. All die langen Jahre sei es auch mit der Kranken so ganz gut gegangen. Sie sei stets in einem Zimmer im zweiten Stock eingeschlossen gehalten worden. Unbegreiflich sei es ihm, wie sie von dort habe herauskommen können. Er wisse da nur eine Möglichkeit: In dem alten Schloß solle es geheime Türen und Gänge geben, die sie, die Besitzer, nicht einmal kennten. Wahrscheinlich habe die Kranke durch einen Zufall die verborgene Feder einer Geheimtür entdeckt und sei so zu ihren nächtlichen Gängen ins Freie gelangt. Merkwürdigerweise sei sie nämlich nur nachts unruhig; tagsüber verhalte sie sich ganz still und schlafe zumeist. — Noch einmal bat mich der Mann um Entschuldigung für die ausgestandene Aufregung und beschwor mich, über diesen peinlichen Vorfall zu schweigen, wenigstens den Leuten hier in Bellegra gegenüber. Aber nun müsse der armen alten Frau Hilfe gebracht werden; er wolle nur noch die Brüder holen.

Es geschah, und mit den dreien kehrte ich ins Schloß zurück. Die Unglückliche lag noch so, wie ich sie verlassen hatte. Als sie die Söhne erkannte, legte sich ihre Erregung. Sie weinte und jammerte nur wie ein Kind und ließ sich geduldig in ihr Gewahrsam zurücktragen. —

So hatte sich der nächtliche Spuk denn aufgeklärt. Ich erzählte hiervon am andern Tag meinen Bekannten, nachdem sie mir Stillschweigen versprochen hatten. Aber meines Bleibens im alten Sarazenenschloß war nun doch nicht mehr länger. Die kalten, düsteren Herbstnebel begannen auch schon um den Berggrat zu brauen, den nahen Winter kündend. So wanderte ich wieder zu Tal, der Sonne entgegen — hinab zur Ewigen Stadt.

Wissen und Leben

Der Platz am Kamin. (Hierzu die Bildertafel auf Seite 653.) Man denkt nicht mehr an die See oder an die Berge, wo man die Urlaubsmonate verbrachte, vorbei ist's mit den Vergnügungsreisen irgendwo hinauf in den Norden oder an die Gestade südlichen Meeres, wenn allgemach der Winter ins Land rückt. Das Heim mit seinen geselligen Freuden wirbt wieder stärker um unsere Gunst. Dienen der Empfangsraum, der Teesalon und auch das Musikzimmer für größere Gesellschaften, so will man doch auch einen Platz in der Wohnung besitzen, wo man die engeren Freunde des Hauses empfängt, wo man ohne den Zwang der großen Aufmachung, ohne besondere Förmlichkeiten vertraut und unbeschwert plaudern kann. Hierfür eignet sich ganz ausgezeichnet gerade der Platz am Kamin, dieser Platz, der in der Wohnung der Bankdirektors und Industriekapitäns ebenso wie in dem bescheideneren Heim des Mittelständlers behaglich und ohne viele Kosten eingerichtet werden kann. Um einen Eisenofen wird niemand Sitzgelegenheiten anordnen wollen. Der Eisenofen hat etwas Kaltes, er wirkt als Fremdkörper in der Wohnung, sofern man nicht Metallmöbel verwendet, wie es neuerdings eine Reihe führender Architekten — man denke an Peter Behrens, Walter Gropius, Mart Stam (Rotterdam) — liebt. Darum kehrt man wieder zum Kamin zurück und umgibt den Wärmespender mag es sich um einen Dauerbrandeinsatz oder um einen Heizkörper handeln, mit einem kaminartigen Mantel. Der einfache rote Ziegel vermag da schon reizvolle Wirkungen zu erzielen. Verputzt man ihn, so ergibt sich bereits ein vornehmerer Eindruck. Keramische Platten aber, nicht selten durchbrochen, oder Marmorplatten werden den Kamin zu einem Anziehungspunkt des Zimmers machen. Fehlt auch der flackernde Schein der Holzscheite, bei dem es sich so süß träumen ließ, so wird man doch gern den Kamin aufsuchen, der auch noch den Vorteil bietet, einer Vase oder einer Plastik als Stellfläche zu dienen. An den Kamin nun rückt man einen niedrigen Teetisch und stellt einen Lehnstuhl, einen verstellbaren Kanadier, einen Ohrenpolstersessel, vielleicht auch den einen oder anderen Hocker hin, Möbel, mit einem Wort, die durch ihre weichen, dicken Polsterungen so recht zu gemächlicher Ruhe, zu wohligem Ausspannen, zu bedächtigem Gespräch einladen. Lebhafte, vielfach von Stuhl zu Stuhl wechselnde Farben der Bezugsstoffe, unterschiedliche Formen, unterschiedliches Material der einzelnen Sessel erfrischen und erfreuen das Auge. Auch der jetzt so beliebte rote Schleiflack wird vielleicht hier und da zur Anwendung kommen. Die Beleuchtung besorgen Wandarme, oder man verwendet statt des Teetisches einen Lampentisch, dessen Tischfläche nur dem Ablegen eines Buches, einer Zeitschrift dient. Im übrigen aber lieben wir ja am Kamin gar nicht ein Übermaß an Helligkeit. Hier wollen wir nicht arbeiten oder Gastereien geben, die Stunde am Kamin dient ja nur der Muße und den stillen Reizen eines sanft dahingleitenden Gesprächs. Die Frau des Hauses aber, die gerade diesen Platz wegen seiner Traulichkeit und seiner intimen Reize bevorzugt, vermag da die ganze Anmut ihrer Persönlichkeit zu entfalten, zu zeigen, daß sie nicht des Kleides aus Goldbrokat, nicht der Diademe und des Diamantschmucks bedarf, um auch den ärgsten Widersacher für sich einzunehmen. Hier, am Kamin, wirkt die Frau am stärksten, hier wirkt sie durch sich selbst. Karl Maria Grimme.

Wetter, Nerven, Seelenleben. Erregungszustände an Föhntagen sind nicht selten. In Italien wird das Wehen des Schirokko-Windes am Tage der Tat sogar als mildernder Umstand bei Beurteilung eines Verbrechens betrachtet. Schon ganz kleine Kinder leiden unter dem Einfluß des Föhns oder einer ähnlichen Witterungslage. Sie sind essensunlustig, schlafen schlecht, Schulkinder machen ihre Prüfungsaufgaben an Föhntagen weniger gut als an anderen Tagen. Die Nerven sprechen in den einzelnen Wetterlagen bei verschiedenen Menschen ganz unterschiedlich an. Die gleiche Wetterlage wirkt bei manchen Menschen erregend und aufwühlend, bei anderen reizend und verstimmend, bei wieder anderen beklemmend und deprimierend. Hochgefühle des Seelenlebens, zwar scheinbar unbegründet, und schwere Melancholie, ebenso scheinbar grundlos, hangen oft nur mit einer Umstellung in der Wetterlage zusammen. Vor einem Gewitter ist das Nervensystem gereizt, Unbehagen, Schlaffheit oder Erregung treten auf, Zittern und Kopfschmerzen, Pulsbeschleunigung und Herzklopfen. Diese Wirkung des kommenden Gewitters läßt sich ja auch bei Tieren beobachten. Stundenlang vorher irren sie unruhig umher oder halten sich in Nähe ihrer Schlupfwinkel. Die unheimliche Ruhe vor dem Ausbruch eines Gewitters rührt zum Teil von der Windstille her, zum Teil von dem ahnungsvollen Verstummen der Singvögel und anderer Tiere. Auch wer sonst Alkohol, Kaffee und Nikotin gut vertragen kann, verspürt bei nahendem Gewitter zuweilen eine vielfache Wirkung; er empfindet unangenehm, was ihm sonst Behagen und ruhigen Genuß bringt. Eine allgemeinbekannte Erscheinung ist das Auftreten von Schmerzen in Gliedern, Wunden, alten Narben usw. bei Wetterveränderungen. Ältere Leute, die an Rheumatismus, Gicht oder Neuralgien erkrankt sind, tragen ein Barometer im Leibe; sie kündigen schon einige Tage vorher einen Witterungsumschlag oder das Eintreffen von Schnee an. Es treten sogar Schmerzen in amputierten, verlorenen Gliedern auf; ein Mensch, dem der ganze Unterschenkel fehlt, glaubt bei herannahendem Schnee Schmerzen im Fuß zu verspüren, den er doch gar nicht mehr besitzt. Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, welcher Bestandteil der Witterung derartige Beschwerden hervorruft. Man hat vor allem den Luftdruck verantwortlich gemacht, und er wird ja wohl auch die Hauptrolle spielen. Aber auch Luftfeuchtigkeit, die Elektrizität und Radioaktivität der Luft üben ihren Einfluß auf Körper, Nerven und Seele aus. Die Arbeitsleistung sinkt bei ungeeignetem Wetter erheblich. Bei Bankangestellten wurde eine Zeitlang jeder Irrtum und Fehler notiert und in Beziehung zum Wetter und auch zur Jahreszeit gebracht. Die Zahl der Irrtümer im Frühling war gering, sie stieg während des Sommers an, fiel wieder während des Herbstes, stieg im Winter von neuem an, wenn auch nicht so weit wie im Sommer, und fiel dann allmählich zu dem niedrigen Frühlingspunkt. Temperaturveränderungen erhöhen im allgemeinen die Leistungsfähigkeit. Ein allzu gleichmäßiges Klima wirkt zu eintönig auf die Nerven. Gegenden, die mit starken Temperaturgegensätzen rechnen müssen, bei denen es beispielsweise in der Nacht zu großer Abkühlung kommt, erhöhen vielleicht die Neigung zu Erkältungskrankheiten, aber sie sind gut für das Nervensystem. Es ist wichtig, zu erkennen, daß man in Stimmung und Leistungsfähigkeit vom Wetter abhängt. Es wird einem dann leichter gelingen, die allzu deprimierende oder erschlaffende Beeinflussung etwa von Föhntagen zu überwinden. Die Wetterlage beeinflußt unmittelbar die pharmazeutische Industrie: an Föhntagen steigt der Verbrauch von Kopfwehmitteln. Dr. W. Sch.

Der „Mann im Mond" in psychoanalytischer Beleuchtung. Am verbreitetsten in Deutschland, ja, in ganz Europa ist jener Mondsagentyp, nach dem ein Mann am Sonntag bzw. zu Weihnachten oder Ostern Holz las (auch: stahl, hackte) und für den Frevel im Mond durch ewiges Holzlesen oder auch Holzhacken, Reisigbündeltragen, Wellenfertigen büßen muß. Die Vorliebe der Legende für das Holzlesen am Sabbat scheint darauf zu beruhen, daß sich hier eine Anknüpfung an den Bibeltext (4. Mos. 15, 32—36) und somit eine Art Beglaubigung finden ließ. An

Stelle des Holzhackers oder Holzdiebes werden in manchen Gegenden auch eine Spinnerin mit ihrer Spindel, ein Fischer mit seinem Netz, ein Dieb mit einem Kohlstrunk, ein Bauer mit seiner Heugabel zur Strafe in den Mond versetzt. In Europa begegnet man auch dem Motiv vom Wasserträger oder von zwei Wasserträgern. Es findet sich schon in der jüngeren Edda (1240, isländisch). Hier leitet Mani den Gang des Mondes und herrscht über Neulicht und Vollicht. Er nimmt zwei Kinder von der Erde weg, Bil und Hinki genannt, als sie gerade vom Brunnen kommen, Wassereimer auf den Achseln tragend. Diese Kinder gehen hinter dem Mond her, wie man noch von der Erde aus sehen kann. Ähnlich wie in der Edda, erscheinen in irländischen Sagen zwei Knaben, in schwedischen zwei Greise als Wasserträger. Solche Wasserträger finden sich auch in vielen Mondsagen Süd- und Ostasiens. Die Polynesier erzählen von einem Baum, an dem zwei junge Männer in den Mond geklettert sind, auch von einem Mondgeist, der die Kokosfaserschnur dreht. In Indien, China und Amerika sind Hase, Reh oder Kröte sehr populäre Mondgestalten, an die sich Legenden knüpfen. Während man bislang den Grund zu den Vorstellungen von dem Mann, der Spinnerin usw. im Mond in den Flecken und Vertiefungen im Lichte des Mondes sah, also die Mondsagen sozusagen von der Natur abgelesen hielt, vertritt die Freudsche Schule neuerdings die Ansicht, daß die einzelnen Motive der Sage nicht einem Elementargedanken erwachsen sind, sondern daß die Sagenelemente erst in die Natur „hineinprojiziert" wurden, und daß einzelne Motivreihen von Land zu Land gewandert sind. So läßt sich in letzterer Hinsicht unschwer feststellen, daß z. B. der Sagentyp vom Wasserträger von Süd- und Ostasien aus nach der Südsee und Nordasien vorgedrungen und von hier aus nach Osteuropa und Nordwestamerika gewandert ist. Die Psychoanalytiker stellen sich die Entstehung fraglicher Sagengebilde etwa folgendermaßen vor: Irgendwo in einer asiatischen Wüste oder Steppenlandschaft mag es einst so zugegangen sein, daß der müde Nomade, im Freien schlafend, zwei störende Reize empfand: den Mondschein einerseits, den Durst andererseits. Er will Wasser holen, aber er tut es, um nicht aufwachen zu müssen, im Traum, in der Phantasie. Dabei fühlt er sich vom Mond angezogen. In den Augenblicken nach dem Erwachen mag dann der Wecktraum weitergesponnen worden sein, und diese Geschichte, teilweise Wecktraum, teilweise Halluzination, wird dann am Morgen etwa als „Reise in den Mond" weitererzählt. Solche Träume können natürlich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten geträumt worden sein und können immer von neuem geträumt werden, neue Sagengebilde erzeugend. Damit wäre das Motiv von der Mondentrückung erklärt. Die in vielen Mondsagen auftretenden Züge wie: Wasserausgießen vom Mond aus, Verbrennen, Wasserfahrtmachen usw. lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß man neben dem Durstreiztraum auch einen Harnreiztraum anzunehmen hat, der übrigens physiologisch mit dem Durstreiztraum verknüpft sein kann. Die Harndrangträume haben vielfach erotische Wunschszenen im Gefolge, denen Motive wie: Abreißen von einem Ast, verbotenes Arbeiten am Feiertag, ewiges Spinnen u. dgl. erwachsen sind. Elemente wie Baum, Kohlstrunk, Rübe, Heugabel, Holz und Reisig haben phallische Bedeutung. Hase, Reh, Kröte und Frosch endlich sind als Symbole für göttliche Wesen aufzufassen.

Prof. Otto Heilig.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild „Sphinx" auf dem Umschlag dieses Heftes hat Erhard Rühle, Leipzig, gemalt.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Hunnenkönig, 3 Freiheitsdichter, 5 ansteckende Krankheit, 6 Reiseweg, 7 Befestigung, 9 Untugend, 11 Himmelsrichtung, 13 Widerhall, 14 Gebärde, 15 Oper von Bellini, 17 Schreinerwerkzeug, 19 mohammedanischer Titel, 22 Hitzegrad, 23 Windkraftmaschine, 24 feuerflüssige Masse, 25 geologische Formation, 26 Pferd, 27 Stoffart, 28 Rundfunk, 29 Auszeichnung; senkrecht: 1 saure Flüssigkeit, 2 Seemann, 3 griechische Stadt, 4 Oper von Puccini, 5 kleines Pferd, 8 Futterbehälter, 10 Niederlage, 11 Schlange, 12 Jurist, 13 Schmelzglas, 16 Säugetier, 17 Kavallerist, 18 Unterhaltungsspiel, 19 kaufmännischer Ausdruck, 20 Hühnervogel, 21 Haarwuchs.

Schüttelrätsel.

Beim Graben wurde es gefunden.
Es war aus Ton, sein Alter unbekannt.
Doch ein Gelehrter konnte dies erkunden,
Da ein „geschüttelt Wort" im „Worte" stand.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: aus — be — bee — bruch — ce — ci — den — dres — e — e — e — eis — erd — faf — ge — grün — haar — heim — hi — hof — hör — hu — hüh — im — irr — ken — land — lek — lem — licht — mer — mus — ne — ner — ni — nir — ny — o — paß — ra — ra — rat — raub — re — ri — rik — rit — ro — ro — rohr — ru — sall — ta — tat — tät — tät — ter — ter — to — tri — u — ver — wol — zeit — zi sind 23 Wörter zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Ausspruch Marie v. Ebner-Eschenbachs. Die Wörter bedeuten: 1 Deutsche Stadt, 2 Pflanze, 3 Muse, 4 Naturerscheinung, 5 Reiseausweis, 6 niederländische Stadt, 7 mittelalterlicher Gewalthaber, 8 vergangene Erdperiode, 9 Frucht, 10 männlicher Vorname, 11 Gründer des russischen Reiches, 12 Gestalt der nordischen Mythologie, 13 Vogel, 14 Seltenheit, 15 römischer Redner, 16 ländliche Stätte, 17 Reithaus, 18 Titel, 19 geheimnisvolle Kraft, 20 ärztliches Instrument, 21 Wirtshaus, 22 mythologische Gestalt, 23 Naturerscheinung.

Rumpfrätsel.

· ada · Großer Lärm
· ade · Deutsches Land
· ege · Tropenbewohner
· elk · Blume
· erä · Hilfsmittel
· lla · Gott
· nke · Schiffsgerät
· ric · Männlicher Name

Man forme Wortbilder von angegebener Bedeutung, indem man die Punkte durch Buchstaben ersetzt. Wird dann die Reihenfolge der Wörter richtig geändert, so nennen Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, je eine sächsische Stadt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4365.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4363.

Rösselsprung: Was wir sammeln, was wir speichern, / Mag's die Erben noch bereichern, / Einst vergeht's. / Nur der Schatz der Seelenspenden / Wächst, je mehr wir ihn verschwenden, / Jetzt und stets.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Agitator, 5 Aal, 6 Pol, 8 Blei, 11 Last, 12 Pomp, 13 Adam, 14 Esel, 18 Lias, 20 Ems, 21 Rad, 22 Talisman; senkrecht: 1 Aar, 2 Tell, 3 Atem, 4 Rot, 5 Adelaide, 7 Lappland, 9 Isar, 10 Hose, 15 Rigi, 16 Haß, 17 Amt, 19 Pan.

Silbenrätsel: 1 Element, 2 Isolierung, 3 Guano, 4 Erpel, 5 Naugard, 6 Harmonie, 7 Elias, 8 Romanow, 9 Demimonde, 10 Iller, 11 Sortiment. — „Eigen Herd ist Goldes Wert."

Wappenkreis: Die Wappenfelder geben die Reihenfolge an, in der die Buchstaben zu lesen sind. — „Erst Rat, dann Tat."

Streichhölzer-Kombinationsaufgabe:

I II

Endbuchstabenrätsel: Ern**a**, Kie**l**, Einfal**l**, Minn**e**, Wach**s**, Scher**z**, Ga**u**, Mose**s**, Lor**e**, Kanzle**i**, Kor**n**, Sophi**e**, Uh**r**, Rei**z**, Schal**e**, Ma**i**, Ar**t**. — „Alles zu seiner Zeit."

Magische Silbenfigur: 1 Melpomene, 2 Polenta, 3 Metapher, 4 Ne (Neon).

Wahrheit und Dichtung: Hand-schuh.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann: beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung

JUPP OLBERTZ

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4365. 171. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. NOVEMBER 1928

INTERNATIONALE
AUTOMOBIL UND MOTORRAD
AUSSTELLUNG
BERLIN 1928
AUSSTELLUNGSHALLEN KAISERDAMM, 8. BIS 18. NOV.

WIERTZ

VOGUE

Machen Sie einen Versuch und auch Sie werden eine treue Anhängerin dieses wundervollen Parfüms

Parfüm Mk. 3.50 u. 7.–
Kopfwasser 4.50, Seife 1.50, Puder 1.50, Talkpuder 2.50
Badesalz –.50, Geschenkpackungen

F. WOLFF & SOHN

WALTHERS METALL-Baukasten **STABIL**

veranstaltet einen Stipendien-Wettbewerb

STABIL ist in allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften zu haben.

Preislage von 4.50 RM. an.

„Stabil" Stipendium-Wettbewerb 10000 MK. Gesamt-Preise

1 erster Preis 500.- RM.
2 zweite Preise je 250.- RM.
10 dritte Preise je 200.- RM.
20 vierte Preise je 150.- RM.
40 fünfte Preise je 100.- RM. bar.

Bedingungen des Wettbewerbes und Werbeschriften senden wir jedermann umsonst
Walther & Co., Fabrik techn. Lehrmittel, **Berlin SO 36,** Zeughofstr. 3.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.
Prospekte auf Wunsch.

Innere-, Nerven- und Stoffwechselleiden. | Frauenleiden, Gelenkleiden, Lähmungen.

Spezialabteilung für Rheumakranke

Bad Blankenburg
Thüringer Wald
Sanatorium für Nervöse und Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

PARIS

HOTEL MODERNE
Place de la République.

500 Zimmer. — 300 Badezimmer.
Zimmer ab 30 Frs. Größter Komfort.
Restaurant. — Bar. — Bierstube.
Private Schreibmaschinenräume.
Telegr.-Adresse: Oteldeme Paris

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C. 2

A Hotel de Luxe
with a Moderate Tariff.

Apply for Tariff to John Kugl, General Manager, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.
Telegrams: Waldorfius, London.

Verjüngung — **Dr. Gossmann's Sanatorium** Kassel-Wilhelmshöhe — Entfettung

---

In Paris findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 8. e., 44/bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

DAVOS 3 Sanatorium Seehof. Fliess. Wasser. Prospekt.
Kurhotel Esplanade. Prospekt. Preise ab M. 12.-.

Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit

WARMSTER ALPENSEE EUROPAS

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Straße
Selbstfahrer, auch mit *Motorantrieb.*
Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.
Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

Lugano
WINTERAUFENTHALT
HOTEL DIANA
Sonnige Zimmer m. Centralheizung u. fl. Wasser, incl. Pension von Frs 8- bis 9-

---

LE ROYAL MALESHERBES
24. Bd. Malesherbes 24
PARIS
Elegant möblierte Wohnungen als
EIGENES HEIM
im Herzen von Paris, neben der Madeleine
Erstklassige Zimmer und Hotelbedienung
Dachgarten mit schöner Aussicht
Mässige Preise
Telegrammadresse: Royalsherbes 123 Paris

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4365. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. November 1928.

Allgemeine Notizen.

Cranach in London. Das Britische Museum in London erwarb im letzten Jahre bereits eine ansehnliche Reihe von Holzschnitten Lukas Cranachs. In jüngster Zeit konnte die Sammlung durch die Stiftung einer der seltensten Arbeiten des Meisters aus seiner genialen Jugendzeit erweitert werden. Es handelt sich hierbei um die erst vor kurzem entdeckte Kreuzigung Christi, die zu einem 1503 in Wien von dem Drucker Winterburger hergestellten Missale für die Passauer Diözese gehört. Eine ähnliche Kreuzigung war im vorigen Jahre in Leipzig versteigert worden. Die jetzt für London erworbene Kreuzigung ist wohl noch nie im Kunsthandel vorgekommen. Auch zwei Bildnisse des Meisters aus seiner Wittenberger Zeit konnten erworben werden: das sehr seltene Bildnis des sächsischen Herzogs Johann Friedrich und das seiner Gattin Sybille von Cleve.

Ausgrabung einer Maya-Pyramide. Die vom amerikanischen Carnegie-Institut ausgerüstete wissenschaftliche Expedition hat zu Uaxactun in Guatemala eine sehr wichtige Entdeckung gemacht, die auf die älteste Maya-Kultur neues Licht wirft. Es wurde eine große Pyramide ausgegraben, deren Alter auf etwa 2000 Jahre geschätzt wird. Das Denkmal umfaßt 26 Quadratmeter und hat eine Höhe von fast 8 Metern. An jeder der vier Seiten befindet sich eine Treppe, an denen zur Rechten und zur Linken riesige Masken angebracht sind. Die Masken am oberen Teil der Treppen zeigen groteske Menschenköpfe, während die Masken an den Eingängen und im Innern der Pyramide Schlangenköpfe darstellen, die wohl die drohenden Wächter des Heiligtums symbolisieren sollten. Viele Einzelheiten lassen den Schluß zu, daß diese Pyramide in den Anfängen der geheimnisvollen Maya-Kultur entstanden ist.

Das versunkene Vineta. Das neueste Forschungsergebnis in der Vinetafrage gab Geheimrat Domizlaff, Leipzig, kürzlich bekannt. Nach seiner Annahme ist Vineta in der Nähe der Swinemündung, zwischen den Seebädern Heringsdorf und Ahlbeck, an einer inzwischen versandeten Bucht zu suchen, welche zur Zeit der Jomsburg bis in die Nähe des heute landwärts gelegenen kleinen Gotensees reichte. In interessierten wissenschaftlichen Kreisen besteht die Absicht, auf dem versumpften und teilweise durch Dünenbildung überhöhten Gelände Nachgrabungen

nach den Überresten der geschichtlichen Stätten, mit welchen große Schätze versunken sein sollen, vorzunehmen.

Großer Münzenfund. In dem Orte Bevern, der zwischen Hamburg und Bremen an der Bever liegt, sind in nur etwa einem Meter Tiefe zwei mit Gold- und Silbersachen voll angefüllte Urnen ausgegraben worden, die mehrere tausend Silbermünzen, goldene Broschen, Trauringe, kleine Kreuze und sonstige Schmucksachen enthielten. Die Münzen stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert und sind Bremer Ursprungs. Es wird vermutet, daß die Urnen während des Dreißigjährigen Krieges vergraben wurden. Der Fund soll für das neue Bremervörder Heimatmuseum gewonnen werden.

Die nächsten Bachfeste. Bei der Tagung der Bachgesellschaft in Kassel wurde beschlossen, das 17. Bachfest zur Erinnerung an das 200jährige Jubiläum der Matthäuspassion 1929 in der Thomaskirche zu Leipzig abzuhalten. Das Bachfest 1930 wird in Kiel stattfinden. Von diesem Zeitpunkt ab wird dasselbe als große musikalische Veranstaltung nur noch alle zwei Jahre gefeiert werden.

Religion und Muttersprache. Die Forschungsstelle für Auslandsdeutschtum und Auslandskunde in Münster schreibt über dieses Thema einen Preiswettbewerb aus. Es soll hierbei untersucht werden, warum Religion und Muttersprache zusammengehören, welche Hindernisse dieser Verbindung z. B. von der Idee des Nationalstaates und sonst durch Staats- und Völkerrecht gestellt werden, welche Förderung die Verbindung erfährt oder erfahren kann, etwa von der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung. Die Preise sind 3000, 2000 und 1000 Reichsmark. Dem Preisrichterkollegium gehören die Professoren Bruns und Triepel-Berlin, Lukas, Mausbach und Schreiber-Münster und Schücking-Kiel an.

Bad Nauheim. Für die Winterkur in Bad Nauheim, die mit jedem Jahre mehr in Aufnahme kommt, werden wiederum mehrere Badehäuser geöffnet bleiben. Die verschiedenen Bäderformen mit ihren Variationen werden ebenfalls verabreicht. Auch alle sonstigen Kurmittel stehen zur Verfügung. In den behaglich erwärmten Räumen des Kurhauses finden täglich die beliebten Konzerte des Kurhaus-Orchesters statt. Theatervorstellungen, Vortragsabende usw. sind vorgesehen. Die gutgehaltenen Wege des ausgedehnten Parkes und dessen näherer Umgebung ermöglichen im Spätherbst und selbst im nahenden Winter reizvolle Spaziergänge.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

PORTRÄT EINER SÄNGERIN

GEMÄLDE VON SAVELY SORIN

(Hierzu der Sorin-Beitrag auf S. 695 und 706.)

„Graf Zeppelin" wieder in der Heimat.

Links oben: Das Luftschiff nach seiner Landung vor der Halle von Friedrichshafen am Morgen des 1. November mit der zur Begrüßung herbeigeeilten Menge.

Rechts oben: Wie man über Nacht zu einer Weltberühmtheit werden kann: Der erste blinde Passagier eines Luftschiffes, der 17jährige Amerikaner Clarence Terhune, wird kurz nach der Ankunft um Autogramme bestürmt.

Mitte links: Die Begeisterung brandet um das Automobil Dr. Eckners, als er, selbst am Steuer, die Werft in Friedrichshafen verläßt.

Im Oval: Oberingenieur Dr. Dürr,
technischer Leiter der Zeppelin-Luftschiffbau-Gesellschaft, als Konstrukteur des „Graf Zeppelin" verdienter Mithelfer am Gelingen des Flugs, wurde wie Dr. Eckener zum Ehrendoktor der Universität Freiburg ernannt.

Die erste Schwebebahn im Riesengebirge: Die Kopfstation auf dem Schwarzen Berg (1300 m).
Die neue, am 31. Oktober in Johannisbad (Tschechoslowakei) eingeweihte Seilschwebebahn (3,1 km lang) erschließt Touristen und Wintersportlern neues Riesengebirgsgelände in der Nachbarschaft der Schneekoppe.

Dschiu-Dschitsu-Übungen bei der Reichswehr: Abwehr eines Gewehrangriffs; Hüftschwung mit Nackenhebel gegen Kolbenschlag von oben.
Die vom Reichswehrregiment Nr. 9 in Berlin gezeigten Vorführungen legten die Verwendbarkeit der japanischen Kampfesweise auch bei der Abwehr bewaffneter Angreifer dar.

Rechts: Eine interessante Radiodarbietung: Erste Rundfunkübertragung von der Ausreise eines Ozeandampfers (ausgeführt von der Norag, Hamburg), die von vielen deutschen Sendern übernommen wurde; Konzert auf dem Sportdeck des Schiffes nach der Abfahrt.
Bei diesem Versuch war an Bord des Dampfers „Hamburg" der Hamburg-Amerika-Linie ein Telefunken-Spezialsender eingebaut.

SONDERBARE WETTEN

ALLERLEI KURIOSA UND VERSTIEGENHEITEN

VON DR. ERWIN STRANIK

Man hat einmal Wetten als die „englische Krankheit" bezeichnet. Nicht unzutreffend, wenn man bedenkt, daß die Wettmanie in Britannien bereits derart an Umfang — und nicht nur in reichen Kreisen, sondern auch unter der einfachen Arbeiterbevölkerung — zugenommen hat, daß der englische Finanzminister Lord Churchill eine eigene Wettsteuer einführte, um dadurch die Staatseinnahmen zu erhöhen. In letzter Zeit aber griff diese Seuche so stark auch in andere Länder über — vor allem nach Amerika, wo es stets um irgendeinen Rekord geht — daß vernünftige Menschen doch daran denken sollten, diese Wetten, die in den meisten Fällen nur mit Lebensgefahr ausgetragen werden, einzuschränken.

Es gibt kein Verzeichnis aller bisher getätigten Rekordwetten; einige besonders charakteristische aber seien hier aufgeführt. Da stellt sich kürzlich in Neuyork ein gewisser John Moginsly öffentlich aus, der mit jedermann wettet, mehr als drei Dutzend Eierkuchen auf einem Sitz verspeisen zu können. Tatsächlich gelang ihm ein beinahe unglaublicher Rekord; der brave John würgte nicht nur drei, sondern sogar vier Dutzend Eierkuchen, 2¹/₂ Liter Syrup, vier Tassen Kaffee hinab und trank außerdem noch sechs Glas Wasser dazu. Ihm zur Seite trat bald darauf Mister Bill Smith, der es unternahm, um einer Wette willen Bilder und ähnliche unverdauliche Gegenstände hinabzuwürgen. Auch er gewann den Preis.

Bernays Johnson verdient ebenso, daß man seiner Erwähnung tut. Der gute Mann wettete nämlich, eine solche Widerstandskraft dem elektrischen Strom gegenüber zu besitzen, daß er sich auf den elektrischen Stuhl zu setzen vermag und den gesamten Strom erträgt, der andere Menschen bereits nach einigen Sekunden tötet. Dieses Experiment wiederholte er bis jetzt bereits zehnmal und gewann jedesmal den hierfür eingesetzten Wettbetrag. Dieses Kraftexperiment erinnert an die furchtbar tragische Wette des Berliner Maurers Pries, die dieser vor 30 Jahren abschloß, und in der er sich verpflichtete, eine in die Station einfahrende Lokomotive durch seine Widerstandskraft anhalten zu können. Der Unglückliche wurde bei der Ausführung des Experiments von der Lokomotive vollständig zermalmt.

Nicht weniger gefährlich und meist auch tödlich verliefen bisher die meisten Wetten, die im Banne des Niagarafalls abgeschlossen wurden. Lawrence Donowan wettete um 500 Dollar, von der unterhalb des Niagarafalls befindlichen Hängebrücke sechzig Meter tief herabzuspringen. Er tat es auch wirklich und wurde noch lebend aus dem Wasser gefischt, starb jedoch wenige Tage später an inneren Verletzungen. Im Jahre 1883 versuchte der durch seine Schwimmkünste weltbekannte Kapitän Webb, den Niagara zu durchschwimmen, doch zog ihn der Strudel in die Tiefe, und er konnte vier Tage darauf nur noch als Leiche geborgen werden. Dafür gelang es dem berühmten Seilkünstler Blondin, den Niagara auf einem Seil zu überqueren, und 1886 glückte es einem gewissen Carlyle Graham, einem Faßbinder aus Philadelphia, in einem Fasse, das er selbst gezimmert hatte, den Niagara herabzurollen; das gleiche Kunststück wiederholte 1901 Miß Anna Taylor, ebenfalls erfolgreich. Der dritte Versuch, den Charles Stephens, ein Friseur aus Bristol, unternahm, brachte diesem jedoch den Tod. Vor kurzem, nämlich im Juli, folgte ein neues waghalsiges Kunststück: Der französische Kanadier Jean Albert Laussier, 31 Jahre alt, zuletzt als Maschinist in Springfield (Massachusetts) tätig, ließ sich einen Ballon anfertigen, dessen Wand eine Dicke von 3 Fuß und dessen Durchmesser eine Länge von 6 Fuß hatte. In der Wand befanden sich 32 Zellen mit Sauerstoff. Außen war der Ballon mit einem Stahlnetzwerk umgeben, auf dessen Boden war ein Gewicht befestigt, damit Laussier aufrecht in dem Ballon stehen könne. In diesen Ballon ließ sich Laussier einschließen, um auf diese Art den Niagarafall zu überqueren. In Gegenwart hunderttausender Zuschauer wurde die waghalsige Fahrt begonnen, und je größere Schnelligkeit der Ballon in den Stromschnellen bekam, je mehr er im Wasser nach rechts und links geschleudert wurde, desto höher stieg die Spannung des Publikums. Der Ballon tanzte im Wasser auf und ab, viele weibliche Zuseher fielen in Ohnmacht — keine Rettung schien möglich — da sprang ein gewisser Hill ins Wasser, fing den Ballon und schleppte ihn ans kanadische Ufer. Als man ihn dort öffnete, war Laussier vollständig betäubt. Dadurch hatte Laussier seine Wette nicht gewonnen, und dies scheint die Veranlassung für Miß Mary Hall aus Pittsburg gewesen zu sein, nun ihrerseits, als vorläufig Letzte in dieser Reihe, eine Wette abzuschließen, derzufolge sie sich, in ein Faß eingeschlossen, den Niagara hinabstürzen wolle. Allerdings hörte man bisher nur von der Absicht, die Durchführung des Planes steht noch aus.

Zahlreich wie der Sand am Meer sind die Reisewetten. Da wäre etwa vor allem die 22jährige Miß Bonceil Viking zu nennen, die in Oklahama geboren und auf einer Farm in Neumexiko erzogen wurde. Diese junge Dame wettete um das niedliche Sümmchen von 25000 Dollar mit dem Marquis v. Donegal anläßlich eines Diners in London, daß sie von Neuyork bis nach Kalifornien zu Roß gelangen wolle. Die Strecke betrug nicht weniger als 6400 km und mußte in 100 Tagen bewältigt werden, ein Unternehmen, das der kühnen Reiterin auch gelang. Ein europäischer Parallelfall ist der des 20jährigen Fräuleins Linde v. Klinkowstroem, die mit einem reichen Schweden wettete, von Stockholm bis Paris zu reiten. Am 20. September 1926 ging die Reise los, und am 28. November traf sie wirklich in Paris ein. Eine recht gelungene Wette schlossen der Demokrat Russo und der Republikaner Martell ab, die am 1. August 1928 eine Reise von Neuyork nach Washington antraten, wobei der eine ein Maultier als Beförderungsmittel wählte, der andere einen Elefanten. Es handelte sich darum, festzustellen, welches der beiden Tiere den Wettlauf gewinnen werde. Selbstverständlich hatten sich neben den beiden Hauptwettenden noch sehr viele Nebenwetter in Wallstreet an dieser originellen Sache beteiligt — und siehe — der Elefant siegte, weil das Maultier allzu viele „Freßpausen" in seinen Marsch einlegte und zu oft ermüdete.

Die schöne junge Wienerin Liesl Wurmb wieder wettete um 25000 Dollar, daß sie mit ihrem Auto in einem Jahr 100000 km zurücklegen werde. Sie bildet somit eine Art Konkurrentin von Clairenore Stinnes, die es unternommen hat, mittels Automobils um die ganze Erde zu gelangen, und die sogar Meeresstrecken auf ihrem Auto zurücklegt, indem sie im höchsten Norden (Alaska) die engsten Passagen wählt, die im Winter völlig zuzufrieren pflegen, so daß das Auto über das dann tragfähige Eis zu fahren vermag. Als dritte Autowettsportlerin ist Miß Violet Cordery aus London zu nennen, die im vorigen Jahre die Aufmerksamkeit der Automobilwelt unter anderm dadurch auf sich lenkte, daß sie gegen einen hohen Weltrekord unerwartet auf der Monzabahn in Italien und in Linas-Montlery in Frankreich erschien und mit Unterstützung ihrer Gehilfen den Rekord über 5000 km, die sie mit einer durchschnittlichen Stundengeschwindigkeit von mehr als 116 km fuhr, an sich riß. Auf der Monzabahn unternahm sie auch energische Versuche, neue Rekorde über 10000 und 20000 km aufzustellen. Im Januar 1927 wettete sie, daß es ihr gelingen würde, mit ihrem Auto, nur von einer Freundin und einem Monteur begleitet, eine Reise um die Welt durchzusetzen. Die Weltreise begann nach dem von ihr entworfenen Plan in England, führte dann mit dem Dampfer nach Holland, von wo aus mit dem Automobil über Belgien, Deutschland und Frankreich nach Marseille gefahren wurde. Von dort aus gelangte Miß Cordery auf dem Seeweg nach Bombay und hofft nun Kalkutta auf dem Landweg zu erreichen, um dort mit dem Kraftwagen auf ein Schiff zu gehen und sich nach Australien bringen zu lassen. Dieser Erdteil soll im Osten und Süden mit dem Automobil durchstreift und über Melbourne und Sydney der Hafen Brisbane erreicht werden. Hierauf wird die Reise über den Stillen Ozean nach San Franzisko fortgesetzt. Daran schließt sich eine Fahrt quer durch den amerikanischen Kontinent. Auf dem Seeweg geht sodann die Rückkehr nach England vonstatten. Auf diese Weise legt Miß Violet Cordery 14000 englische Meilen zurück. Sie hat den Royal Automobile Club von Großbritannien und Irland ersucht, ihre Leistungen auf der Reise um die Welt kontrollieren zu lassen.

Ganz im Gegensatz zu diesen modernen Verkehrsmitteln steht eine große japanische Wette, die das Blatt „Jiji" in Tokio veranstaltete. Im Frühling dieses Jahres wurden im Wege eines öffentlichen Wettbewerbs ein Mann und eine Frau ausgewählt, um zu einer Wettreise um die Erde ausgeschickt zu werden. Es durften nur die gewöhnlichen Verkehrsmittel benutzt werden; Moskau, Berlin, Paris, London und Neuyork sind zu passieren, und jeder der beiden Teilnehmer hat, sobald er eine neue große Stadt betritt, einen Bericht an die Zeitung zu senden. Wer zuerst rund um die Erde gelangt ist, erhält außer den tatsächlichen Reisespesen 6000 Mark, während der verlierende Teil eine Ehrensumme von 2000 Mark zuerkannt bekommt. Dieses Turnier ist allerdings noch nicht beendet.

Zwei sehr lustige Wetten sind folgende: Ein Schweizer Schneidermeister wettete mit seinem Gesellen um ein Hektoliter Wein, daß zur Anfertigung eines Überziehers mindestens 40000 Nadelstiche notwendig wären. Dem Gehilfen gelang es aber, unter genauester Kontrolle besagtes Kleidungsstück mit bloß — 39625 Stichen zu vollenden. In San Franzisko wieder brachten kürzlich die beiden Sänger Giovanni Martinelli und Mario Chamlee, beide Tenöre von hohem Rang und nicht minder begeisterte Sportsleute, eine anläßlich eines Boxkampfs Dempsey — Tunney abgeschlossene Wette zum Austrag, auf Grund deren der Verlierer — es war Chamlee — den anderen auf einem Schiebkarren um zwei Häuserkarrees herum fahren mußte.

Diese und unzählige andere Wetten beweisen, daß die Lust unserer Zeit an Rekorden und Spitzenleistungen gerade nicht gering genannt werden darf. Leider werden dabei Kraft und Geld zu oft auf unnütze Dinge verwandt.

Eine philatelistische Merkwürdigkeit: Vom Luftschiff „Graf Zeppelin" bei seiner Rückfahrt von Amerika beförderter Brief mit dem Luftpoststempel von Lakehurst.

Vom Unglück des Simplonexpreß Bukarest—Paris bei Recea (Rumänien) am 26. Oktober: Die völlig ineinandergeschobenen Schlaf- und Gepäckwagen, unter deren Trümmern 45 Tote gefunden wurden. Die Katastrophe geschah durch Zusammenstoß mit einem Schnellzug infolge falscher Weichenstellung.

A. F. Dietzenschmidt,
in Berlin ansässiger Schriftsteller, aus Teplitz-Schönau (Böhmen) gebürtig, dem der tschechische Staatspreis für deutsche Werke der Kunst zugesprochen wurde, und dem bereits der Kleist-Preis zufiel.

Peter Supf,
Berliner Schriftsteller, dem die Deutsche Lufthansa als Anerkennung seiner dichterischen Gestaltung des Flugerlebnisses einen Freiflugschein auf Lebenszeit ausgestellt hat.

FILM-VORSCHAU

(Hierzu die Bildertafel auf S. 691.)

Filme, die in Rußland spielen, erfreuen sich zur Zeit einer besonders großen Beliebtheit. „Wolga .. Wolga ..“ dürfte in dieser Spielzeit wohl mit das Interessanteste sein, was an russischen Milieufilmen geschaffen worden ist. — Stenka Rasin ist der gefeierte Held der Kosaken. Auf einem Ritt über die Grenze wird er in der persischen Hauptstadt mit scheinbar großer Begeisterung empfangen. Doch hinter der Gastfreundlichkeit lauert Verrat. Seine Leute werden überfallen. Ihm und den Seinen gelingt es nach erbittertem Kampfe nur mit Mühe, zu entkommen. Mit verwegener Kühnheit raubt er die Prinzessin, die er zu seiner Frau machen will, und bringt sie als Gefangene auf seine auf der Wolga schwimmende Barke. Ein ungeschriebenes Gesetz verbietet jedoch einer Frau den Aufenthalt auf einem Piratenschiff. Die Mannschaft meutert. Der Mannestreue zuliebe opfert Stenka Rasin seine Braut. Seine Mannschaft wirft sie in die Fluten. Über den Wassern erklingt das Lied von der Wolga . . . (Hauptrollen: Stenka Rasin: Hans Adalbert v. Schlettow. Die Prinzessin: Lilian Hall-Davies.)

Der Film „Anastasia“ behandelt das Schicksal der jüngsten Zarentochter, beziehungsweise jener Unbekannten, die als Anastasia in Berlin auftrat, und spinnt ihre Geschichte in romanhafter Weise mit einem glücklichen Ende weiter. Wahres Erleben, so die Rettung aus Katharinenburg, wird mit frei Erfundenem verbunden. Regietechnisch wird das Geschehen teilweise als „Film im Film“ dargestellt, wobei alle Kraßheiten, die das tatsächliche, tragische Schicksal der Zarenfamilie mit sich brachte, vermieden worden sind. Lee Parry spielt die Anastasia. Ihren Retter, den Kosakenhauptmann Wolkoff gibt Hans Stüwe. Der Film dürfte gerade jetzt, da ein heftiger Streit um die Echtheit der Person der Anastasia entbrannt ist, von weitgehendem Interesse sein.

Auch die Verfilmung des Schicksals der „Johanna von Orléans“ wird in Kürze auf der weißen Wand zu sehen sein. Der Inhalt der Handlung darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Titelrolle spielt Maria Falconetti, eine der bedeutendsten Schauspielerinnen der Comédie Française. Die Aufgaben der Rolle stellten begreiflicherweise außergewöhnlich hohe Anforderungen an die Künstlerin.

Die Verfilmung von Leonhard Franks „Die Räuberbande“ wird besonders unserer Jugend Freude bereiten, zumal da der Film von der Prüfstelle das Prädikat „jugendfrei“ erhielt. — In den ehrwürdigen Mauern Würzburgs hat sich eine Schar lebensfroher Jungen zusammengetan, die fest entschlossen ist, die kühnen Knabenträume, die in ihnen leben, zu verwirklichen. Unter der Führung des kleinen Old Shatterhand, Winnetou und des bleichen Kapitäns vollbringt die „Räuberbande“ allerlei „Heldentaten“, die unter dem Rohrstock des gestrengen Herrn Schulmeisters ein unrühmliches Ende finden. Nach vielen Jahren treffen sich die beiden Hauptanführer in der Heimat wieder und gedenken beim Anblick der Vaterstadt mit wehmütigem Lächeln ihrer romantischen Kinderjahre.

Prof. Charles Nicolle,
Direktor des Pasteur-Instituts in Tunis, dem wegen seiner Verdienste auf dem Gebiet der Bekämpfung des Fleckfiebers der Nobelpreis für Medizin des Jahres 1928 zuerkannt wurde.

Da werden Weiber zu Athleten! — Zwei der Bewerberinnen um die Ringkampf-Weltmeisterschaft für Damen, die in Paris vor kurzem ausgetragen wurde, beim Training.

Der geschäftstüchtige Revuestar: 5-Uhr-Tee bei Josephine Baker. Die bekannte Negertänzerin inspiriert ihre Jazzkapelle in der von ihr kürzlich eröffneten eigenen Gaststätte in Berlin.

Den Zauber der Winterlandschaft und die erhabene Schönheit des Hochgebirges führt uns „Der Kampf ums Matterhorn“ vor Augen. Der Film behandelt den Kampf um die Erstbesteigung dieses Berges im Jahre 1863 zwischen dem englischen Hochtouristen Edward Whymper und dem italienischen Bergführer Anton Carrel. Nach mehrmals mißglückten Versuchen gelang es Whymper, als Erster den Gipfel zu erklimmen. Beim Abstieg kamen vier seiner Begleiter ums Leben. — Bilder von seltener Pracht wurden unter unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten aufgenommen, wobei die Operateure oft genug in Lebensgefahr gerieten. Allen Freunden der Natur wird der Film viel Freude und Genuß bereiten. Otto Behrens.

Wie in Amerika der Präsidentschaftskandidat für sich Propaganda macht: Der Demokrat Al Smith unter seinen indianischen Freunden im Westen, deren Wahrzeichen er trägt, und auf deren Stimmen er rechnet.

Ehrung des Weltumseglers James Cook anläßlich seines 200jährigen Geburtstages in London am 27. Oktober: Kranzniederlegung am Denkmal des Forschers († am 14. Februar 1779), des letzten großen Entdeckungsreisenden zur See.

Der englische Thronfolger auf der Reise durch die englischen Besitzungen und Mandatsgebiete im Schwarzen Erdteil: Der Prinz von Wales (links am Bild) schenkt bei seinem Besuch dem Stamm der Kikuyus in Ostafrika sein Porträt. **Rechts Mitte:** Von der Königskrönung in Addis Abeba, der Hauptstadt Abessiniens, in den ersten Oktobertagen: König Ras Tafari bei der Entgegennahme der von den diplomatischen Vertretern überbrachten Glückwünsche. Der bisherige Thronfolger führt nunmehr die Regentschaft neben der Königin Zeoditu mit erweiterten Vollmachten.

Moralische „Abrüstung" der Jugend bei unseren ehemaligen Gegnern. Links: Faschistische Jugendabteilungen marschieren auf der „Via de la Mare" von Rom nach Ostia am 6. Jahrestage der faschistischen Revolution, dem 29. Oktober, an dem Mussolini die neue, 24 km lange Straße nach dem Meer eröffnete. **Im Kreis:** Der französische Ministerpräsident Poincaré wird während einer Schulvisitationsreise beim Besuch einer Knabenschule von den Schülern mit militärischem Gruß empfangen.

Spiel in Malmaison

Novelle von Heinz Steguweit

Die Intriganten von Paris — und Monsieur Talleyrand, der reformwütige Minister und Fürst von Benevento, war der tückischste — bliesen es dem schwankenden Monarchen in die Ohren: Nicht nur mit Pulver und Bajonetten sei das Weltreich Karls des Großen zu erneuern, auch Diplomatie, schleichende Ränke und schöne Geste gehörten zur geschichtlichen Zauberkunst der Eroberer. Er, der grand Corse mit der ewigen Krone Frankreichs, er, der Welterschütterer und gefürchtete Freund aller Höfe, habe für den Thronfolger zu sorgen; und Josephine, die achtbare Kaiserin, sei bürgerlich und unfruchtbar, was Wunder, wenn der dümmste Domestik aus Frankreich sich zu heimlichem Spott berechtigt fühlte? — Da war der Tyrann zum Hörigen geworden, denn Josephine Beauharnais, die ältliche Hausfrau der Tuilerien, entfloh, von Tränen stumm, dem Bourbonenpalast von Paris, wo sie so stolz und glücklich gewesen. Sie lebte fortan im Schloß Malmaison, gedemütigt vor der Welt, als Napoleon, der machtberauschte Gemahl, seine Ehe mit dieser Kaiserin endgültig scheiden ließ.

Wir sehen Josephine blaß und verhärmt den winterlich kahlen Park von Malmaison durchwandern. Sie sucht, da es Februar ist, nach tröstendem Grün; sie bettelt jeden Busch um Knospen an, keine der morschen Pflanzen erbarmt sich der Uferlosen. Und ein Zuträger kommt, wie viele in jenen Tagen, eine Neuigkeit aus der Hauptstadt zu berichten.

Josephine hüllt sich frierend in ein Tuch, empfängt den hübschen Colonel aus Fontainebleau. Er küßt, vor Ergebenheit zitternd, die wächserne Handfläche der Entthronten, sieht das aufgeregte Blut ihrer Adern.

„Madame, Sie riefen, ich bin zur Stelle!"

„Mon Dieu, Dufresne, geliebter Freund, wer konnte Ihnen Urlaub gewähren?"

„Niemand, gnädigste Kaiserin, niemand als mein Verlangen nach den Tränen in Malmaison!"

„Ma foi, dieses Kind ein Colonel! Wie schnell wird man es heute!"

Josephine zuckt, der Ast eines Haselstrauchs zerknackt in ihren dünnen Fingern; aber sie beruhigt den hübschen Adoranten, daß er nichts zu fürchten habe. Sie sucht seine Hand, will, da sie seit Wochen Schwäche spürt, zärtlich geführt sein, möchte eine Nachbarschaft fühlen, deren ränkeloser Unterwürfigkeit sie sicher ist.

„Dufresne, es ist mir, als warteten sogar die Beete dieses Paradieses mit ihren Farben, bis Josephine aus dem Wege ging. Ich bilde mir ein, selbst die Pferde meiner Karosse seien unwirsch im Dienst geworden. Wolken, nur Wolken, seitdem ich in Malmaison Trauer trage. Meine Gebete flehen um einen Frühling noch, um einen Sommer, aber die Natur und die Kraft meines geschlagenen Körpers sind kaum ungnädiger als die Menschen. Ich war eine Kaiserin — denken Sie darüber nach!"

Der junge Colonel schweigt. Ob er zu ängstlich ist? Ob das Mitleid ihm die Lippen aufeinanderzwingt? Und er kam doch als Schwärmer der Barmherzigkeit; er kam, ein abenteuerlicher Tröster der Gestürzten zu werden. Keiner kannte seinen Namen, nur Josephine, nur die ältliche und verachtete Kaiserin, deren Runzeln er nicht sieht in seiner glühenden Blindheit. Sie sprach vom Frühling und meinte die Aussaat; sie trug Sehnsucht nach einem letzten Sommer und konnte das Verlangen nach irdischer Frucht nicht verheimlichen. Dufresne wagt sein Leben, und bereit ist er zu jedem Opfer: Die Kaiserin hat ihn gnädig empfangen. Das ist sein Märchen!

So schreiten sie über die Wege, von nichtigen Dingen redend, die Gattung der Obstbäume ratend, Pilze pflückend, nach scheuen Amseln rufend; und sprechen von kommenden Wundern dieses Zaubergartens. Aber die Bäume sind Skelette, der Springbrunnen steht noch tot, sein rundes Becken modert wie ein Krater, das Moos der Rinden riecht faulig. Wenn alles blühen, musizieren und in warmer Farbigkeit funkeln wird, nehmen fremde Augen und Finger Besitz von dem, was diese beiden für sich, nur für sich ersehnen. Josephine und der Garten teilen ein einziges Schicksal. Sie spüren es. Noch unsicher voreinander.

„So ist das Leben", lächelt die Kaiserin und wird bitter.

„Madame, Majestät", stöhnt der Verzehrte, und wieder küßt er die Hand seiner hohen Gefährtin. Josephine sieht, daß er Tränen hat. Da weiß sie es: der kleine Colonel ist willenlos verliebt wie ein Narr. Und ihr Blut stockt, dann pulst es schneller; sie wird berechnend, vergißt Würde und Alter, vergißt die Hälfte ihrer Trauer, meint jetzt selber, daß nur ihr Ehrgeiz gekränkt wurde. Aber diesem hübschen Husaren blieb sie ein schönes Ziel, ihm blieb sie Kaiserin. Sie denkt nach, beschließt, das lockende Spiel mit dem Abenteuer willkommen zu heißen. Da mindern sich Schwäche und Leid. Sie bedarf der Führung dieses Besuchers nicht mehr; sie tänzelt, ihrer Anmut immer noch bewußt, frisch und aufgeräumt, führt neckende Reden, ergötzt sich an den Bonmots des süßen Spekulanten, bittet ihn zu Tisch, läßt ihm — den das Glück heiß und strahlend macht — eine Schlafkammer anweisen, daß er dionysischen Urlaub verlebe. In Malmaison.

Im Speisesaal sitzen sie zu Tisch. Nur eine Zofe und ein bunter Lakai servieren die Speisen, sonst ist für heute und die folgenden Tage der Zutritt zum Schloß verwehrt. Die Küche wartet mit ambrosischer Mahlzeit auf: Gebratene Tauben eigener Zucht, sämige Tunken, gewürztes Gemüse, Fische aus der Seine und Obst in Ingwer. Eine Bouteille alten St-Emilions reicht der Domestik; säuberlich band er eine Serviette um den Flaschenhals. Und der Wein rinnt wie Öl. Dann bittet Josephine um être distancée, und die Bedienten wissen, was sie zu tun haben.

Dufresne sagt, daß ihm diese Tafelrunde eine Träumerei sei; er nestelt an einer smart gehäkelten Decke, zupft an silbernen Fransen. Aus Verlegenheit. Josephine, am Kristall nippend wie eine Biene am Klee, lächelt, man sieht die Perlenkette ihrer Zähne:

„Dufresne, Sie bewundern meine Tischdecke? Ein Geschenk Maria von Medicis an Armand Jean Duplessis. Wie ich sein Andenken ehre! Ja, Richelieu, der größte der Poitous, sein Denkmal ist Malmaison!"

„Merveilleux — cela", nickt der verliebte Gast und erhebt sich, denn auch Josephine rückt ihren Stuhl vom Tisch. Die mit Rubinen bestückte Hand weist nach einem Gobelin: Tändelei in Venedig. Kurtisanen füttern die Tauben von San Marco, galante Edelleute pflücken an Gitarren und schauen zu, das Abenteuer witternd. — Und klein, an winziger Schnur auf der Stofftapete hangend: eine Miniature en email. Auf Elfenbein gehaucht, unerhört farbig: Leda und ihr Schwan! Die Kaiserin tippt mit dem Fächer auf dieses amoureuse Kunstwerk, auf diese stimulante Leckerei. Doch spricht sie kein Wort, aber Dufresne spürt ihre Finger auf seinem Scheitel.

„Kommen Sie in den Pavillon", sagte Josephine und führt den Besucher in den Nebenraum, der nur Polster, Kissen, seidene Sessel, fußhoch geknüpfte Teppiche und schwelgerisch weiche Sofanischen hat. Zwei honigfarbene Kerzen brennen auf einem Podest, keine Fenster im Raum, ein Atem wie von Weihrauch, Orangen und Lavendelessenzen. Die Luft auch süß vom Staub.

Dufresne lispelt nur dies, heiser vor Verwirrung:

„C'est la France! Meine Augen sind dankbar, gnädige Kaiserin!"

Sie hat den Soldaten ganz im Bann; sie verstand diesen Fang und wußte längst von der letzten Exaktheit dieses Vermögens. Und sie plaudern, vom magischen Rot der Wachsflammen überschüttet; sie sitzen wie vertraute Geschwister auf einem Diwan. Die Polster werden zur besonnten Wiese. Josephine will Neuigkeiten aus Paris, will Kunde über die Pläne des Kaisers, über den Zustand Napoleons, ihres geschiedenen Gatten.

„Madame, er hält Familienrat. Er schwankt noch mit der Wahl seiner neuen Kaiserin. Die diplomatischen Heiratsmaschinen werden erprobt: in Rußland, in Sachsen, in Österreich. Die Familie stimmt für Rußland, der Kaiser aber für die Habsburgerin, die achtzehnjährige Marie Louise. Er hält sie für hübsch, für artig und gesund. Zudem: in Wien ist die Fruchtbarkeit erblich in allen Graden!"

Josephine zuckt betroffen: „Der Kaiser weiß darum?"

„Ma foi, c'est la matrice pour la France."

Dufresne sprach lautere Wahrheit. Mehr brauchte er nicht, die gedemütigte Witwe zu erzürnen. Der Haß macht Josephine lachen; leicht wird ihr Gewissen, das immer noch zauderte. So mächtig stand ihr Gatte auf der Kreuzblume des Jahrhunderts. Dieses Zeitalter gehörte ihm, und sie, die Patriotin Beauharnais, hatte ihm selbst vor fünfzehn Jahren den Bügel gehalten. Sie war die Schuldigste seines Übermuts.

„Haben Sie Wünsche, mein Freund?"

Dufresne zögert.

„Madame — Musik!"

Josephine schwebt aus dem Polster; in einem schattigen Winkel des Pavillons duckt sich das Spinett. Sie klappt es auf, wirft die Schleppe scharmant um den Stuhl, spielt eine Gavotte des Hyacinthe Jadin, dann ein Blumenlied Pollárolos, des Meisters aus Brescia, der ein Schwerenöter melodischer Schmeicheleien war.

Dufresne stützt den Kopf, lauscht und faltet wie ein Betender die Hände. Diese Frau quält ihn; er hat sich die Einsamkeit von Malmaison müheloser gedacht. Aber eine Nacht kommt noch, und der Abend legt sich schon tröstend über die Landschaft von Rueil, über

Im Hochgebirge: Blick auf den schneebedeckten Popacatepetl (5450 m).

AUS DEM MALERISCHEN MEXIKO

An der Küste des Golfes von Mexiko: Fischer beim Bergen der Netze in der Nähe von Vera Cruz.

das milde Bett der Seine. Im Nebenraum schnarrt das Uhrwerk einer Pendüle. Sieben Schläge klingelt sie, wie silberne Tröpfchen fallen sie in die Stille. Auch Josephine lauscht, ein Geheimnis sucht nach Gläubigen. — — —

Hier geht man früh schlafen. Kaiserin und Colonel speisen nur wenig. Die Stunden waren zu schnell davongeflogen, aber den unruhigen Freund verabschiedet Josephine mit zärtlicher Deutlichkeit: Sie werde an ihn denken. Zudem: wenn die Langeweile nicht wäre, diese Qual, keinen Schlaf zu finden... „adieu petit Dufresne!“

Die Schlafkammer des Colonel hat ein Fenster nach dem Garten. Der Abenteurer wusch sich in eisig kaltem Wasser, dennoch verlor er nicht seine Unvernunft, dieses Göttergeschenk eines Liebenden. Er lauert hinter der Scheibe nach dem östlichen Flügel des Schlosses. Dort schlafen die Bedienten. Das letzte Fenster löscht sein Licht. In den kahlen Baumkronen des Parks jauchzt der Sturm. Dufresne friert, obwohl der Kachelofen warm ist wie ein Steinhaufen in der Sonne. Josephine singt das Blumenlied des Nachmittags, die Melodie Pollárolos aus Brescia, des liebevollen Schwerenöters. Sie kennt die Wirkung.

Der Lauscher vernimmt seinen Namen in dem Gesang, das gibt ein Zeichen. Er verläßt sein Gemach, tastet sich durch den Flur, bis an die Tür der Kaiserin, deren Gebet er hört; und wieder klang sein Name im weinerlichen Strom ihrer Worte. Er drückt auf die Klinke, denn jetzt offenbarte sie laut den letzten Wunsch ihres Herbstes. Aber wieder lösen sich Dufresnes Finger nacheinander von dem Kupfer der Klinke. Aus dem Park lärmt Geräusch; Wagenrollen, Pferdestampfen und die Stimmen barscher Soldaten. Und — mon Dieu — die hastigen Worte des Kaisers Napoleon!

Die Karosse bremst. Dufresne flieht, nicht in sein Zimmer; er öffnet ein Fenster des Flurs, springt in die Finsternis, taucht unter.

Josephine wartete lange, bis an ihre Tür gepocht wurde. Sie erschrak zu Tode, als ihr einstiger Gatte, der Kaiser der Welt, vor ihr auf die Knie sank, den Saum ihres Umhangs zu küssen. Die Überraschte deckt ein Wolltuch scheu über die Brust.

„Josephine, diese Folter, als Monarch ein Mensch zu sein! Traurig bin ich. Unendlich der Schmerz um dich! Bleib mir Freundin! Du mußt es! Ich kämpfe mit Ahnungen. Ich flehe dich an: du warst eine Kaiserin! — Sei zufrieden und denke an Frankreich, denke an die Zukunft unseres Landes, das wir glücklich machen mit unserm Unglück. Morgen erwarte ich die schwere Antwort aus Österreich. Sie wird ein Ja sein. Laß uns Abschied nehmen!“ —

Josephine schweigt. Der da kniet und seine Seele wie Scherben vor ihre Füße wirft, ist sinnlos gepeinigt; sein Atem röchelt, seine Sprache ist heiseres Stückwerk, die Hatz des Weges war weit. Rätselvolle Beherrschtheit bannt diese Frau. Sie löscht nur die Kerzen, zieht den Knienden zu sich herauf, beschwört lächelnd alle seine Wünsche. Mit Stolz trägt sie ihre alte Krone, da sie den Kaiser wieder betteln sieht. Und Napoleon ahnt nicht die triumphale Dämmerung leisen Spottes hinter der Stirn dieser Frau. Stille. — Dann nur noch Tränen, Liebe und Finsternis. Josephine spürt kaum den tiefen Biß des Gewissens, als im Park ein Pistolenschuß fällt. Sie hat kein Echo mehr und erfüllt sich den Rausch dieses Tages.

Am Morgen findet ihn der Kaiser selbst: Dufresne lag an der Mauer des Parks, eine Blutquelle in der Schläfe, die Lippen verzerrt, als hätten sie geschrien vor Schmerz. Der Tote wird kassiert, er schläft in Fontainebleau, niemand wollte ihn kennen in Malmaison.

Am 1. April 1810 war die Hochzeit Napoleons mit Marie Louise, Erzherzogin aus Wien, stolzer Tochter Franz' I. von Österreich. Sie schenkte im neuen Frühjahr den vom Volke geforderten Thronerben. König von Rom nannte ihn der glückliche Vater!

Unsere Gartenvögel.

Von Dr. Curt Floericke. Mit Zeichnungen und Aquarellen von Kurt Bessiger

Der Garten, auf den das ganze Haus so stolz ist, würde uns nur die Hälfte an Genuß und Freude bieten, wenn er ohne Vögel wäre. Ohne ihre leichtbeschwingten Gestalten, ohne ihre fröhlichen Sangesweisen würde er tot und öde anmuten, denn wir wollen auch munteres Leben sehen und lustiges Tönen vernehmen zwischen den schweigenden Pflanzen, und deshalb sind die gefiederten Gäste jedermann willkommen, zumal der Gartenbesitzer weiß, daß sie seine besten und unentbehrlichsten Bundesgenossen sind im Kampfe gegen allerlei schädliches Ungeziefer. Man gönnt ihnen darum auch gern ein paar Beeren oder Kirschen als wohlverdienten Anteil an der Ernte und drückt beide Augen zu, wenn sie sich zur Saatzeit mal ein wenig unnütz machen. Ja, man sucht ihnen gutherzig zu helfen im Kampf ums Dasein durch Darbietung von Nistgelegenheiten und durch sachgemäße Herrichtung von gut besetzten Futtertischen an bösen Wintertagen. Überreichen Lohn birgt solch kleine Mühe in sich. Welcher Art sind nun die Vögel, die hauptsächlich unseren Garten bevölkern?

Schon wenn die ersten Schneeglöckchen das neu sich erwärmende Erdreich durchbrechen, probt der Buchfink wieder seine während des langen Winters eingerostete Kehle, und nicht lange dauert es, dann widerhallt alles vom taktfest schmetternden Finkenschlag. Dem gewöhnlichen Sterblichen erscheint die kurze wirbelnde Weise ganz gleichförmig, aber der richtige „Vogelnarr“ unterscheidet eine ganze Reihe der verschiedensten Finkenschläge, die sein kritisch geschultes Ohr sehr unterschiedlich bewertet. Die Zeiten freilich, in denen der Thüringer Bauer seine beste Kuh willig gegen einen besonders gut schlagenden Finkenhahn tauschte, sind wohl unwiederbringlich dahin. Um dieselbe Zeit jauchzt auch schon die Amsel ihre süßen, etwas melancholisch anmutenden Pfeiflieder. Es gibt nun freilich viele Gartenbesitzer, die nicht gut auf den schwarzen Gelbschnabel zu sprechen sind, sondern ihm allerlei Schandtaten nachsagen. Es läßt sich auch gar nicht leugnen, daß die erst im vorigen Jahrhundert aus stillen Forsten in die menschenbelebten Stadtgärten eingewanderte Amsel hier in gewisser Beziehung entartet ist und sich allerlei unliebsame Gewohnheiten zugelegt hat. Wertvolles Spalierobst, Weintrauben und Erdbeerbeete werden oft arg von ihr gebrandschatzt, aber da dies im Hochsommer häufig mehr zur Löschung des Durstes als zur Stillung des Hungers geschieht, kann man schon dadurch viel abhelfen, daß man für reichliche Trink- und Badegelegenheit im Garten durch Anlegung flacher Wasserbecken Sorge trägt.

Zur Kirschenzeit, jedoch nur dann, macht sich auch der plump gebaute, aber zart und duftig gefärbte Kirschkernbeißer unliebsam bemerkbar, der im Winter gern auf die Futterbretter kommt und hier mit seinem mächtigen Schnabel alle Mitbewerber in achtungsvoller Entfernung hält, obschon er eigentlich ein recht harmloser und friedfertiger Geselle ist. Der behäbige, kurzschwänzige Vogel hat es nicht auf das saftig-süße Kirschenfleisch abgesehen, das er achtlos zu Boden fallen läßt, sondern nur auf die Kerne. Sein dicker Schnabel knackt diese mit solcher Kraft, daß man den dadurch entstehenden Knall dreißig Schritt weit hört. — Zu den Vögeln, die sich immer mehr in die Gärten ziehen, gehört auch der farbenschöne und gemütliche Gimpel oder Dompfaff, der durch einen reinen, wehmütigen Flötenpfiff auf seine Anwesenheit aufmerksam macht. Mindestens im Winter und im zeitigen Frühjahr werden wir des dickbäuchigen Prachtkerls ansichtig und freuen uns seiner Schönheit, auch wenn er in seiner Genäschigkeit uns ein paar Obstknospen zerknabbert. Bekanntlich lassen sich jung aus dem Nest gehobene Gimpel leicht dazu abrichten, menschliche Lieder und selbst Opernmelodien rein und tadellos nachzupfeifen, und solche „gelernte“ Vögel, die vielfach nach Amerika gehen, bilden für die Bewohner armer Gebirgsgegenden eine nicht zu unterschätzende Nebeneinnahme.

Hauptsächlich in größeren Obstgärten ist ein Vetter des Buchfinken zu Hause, der etwas schwerfälliger anmutende Grünfink, in der Hauptsache graugrünlich, aber mit schön eigelbem Flügelspiegel. Er ruft fast genau so wie ein Kanarienvogel, so daß der Unkundige überrascht aufhorcht. Sein Lied ist zwar kurz und nicht frei von unschönen Tönen, aber im ganzen doch recht wohllautend, bald wie weltvergessen leise vor sich hinträllernd, bald hoch aufjauchzend in froher Frühlingslust. Auf den Saatbeeten macht der Grünfink einigen Schaden; er läßt sich auch nicht durch aufgehängte Spiegelscheiben abhalten, beäugt sich vielmehr in ihnen ganz wohlgefällig. Ein ähnlich gefärbtes, aber viel kleineres und zierlicheres Vögelchen schwingt sich beim Vortrag seines überhasteten, zirpenden und schwirrenden Minnesangs sogar von einer Zweigspitze aus in die Lüfte empor und gaukelt als toll verliebtes Federbällchen wie wonnetrunken umher. Das ist der Girlitz, der nächste Verwandte des gesanglich ungleich höher begabten Kanarienvogels, erst in neuerer Zeit aus den Mittelmeerländern eingewandert und noch nicht in allen Gegenden Deutschlands heimisch. Das Volk nennt ihn nach dem verworrenen Zithergeklimper seines Getöns gar nicht übel „Hirngritterl“.

Haben wir unseren Garten nicht mit dem abscheulichen Stacheldraht oder dem kalten Eisengitter, sondern nach guter alter Sitte mit einer lebenden Hecke eingefriedigt, so haben wir damit zugleich manchem Vogel willkommene Wohngelegenheit verschafft, z. B. dem sangeskundigen Hänfling, dessen Männchen sich zur Paarungszeit mit einem feuerroten Brustlatz schmückt. Er dankt uns durch ein klang- und wechselvolles Lied, das in feurigem Tempo vorgetragen wird und in der Mitte eine munter krähende Strophe hat, und im Herbst durch fleißiges Vertilgen von Unkrautsämereien. In den weit ausladenden Zweigen des alten Birnbaums neben der Gartenlaube entdecken wir ein weißliches, halbkugelförmiges, wunderniedlich zusammengefilztes Nestchen. Es gehört dem lustigen Stieglitz, der mit seinem keck ins Gesicht gerückten roten Zerevis und dem gelben Burschenband so recht anmutet wie ein lustiger Bruder Studio. Auch sein hell trillerndes Zwitscherlied klingt wie fröhliche Studentenweisen. Zur Belohnung wollen wir dem fidelen Kerlchen ein paar Mohnkapseln gönnen. Auch die hübsch gefärbte Goldammer kommt gern in die Gärten, wenn sie auch mehr Wegvogel ist. Ihr einfaches Liedchen wurde vom Volk rührend-sinnig mit „Wie wie wie hab ich dich — lieieb“ übersetzt.

Die im Garten aufgehängten Nistkästen werden hauptsächlich von Staren und Meisen bezogen. Letztere sind nebst ihrer Sippschaft wohl die nützlichsten aller Gartenvögel, da sie nicht nur alljährlich zwei vielköpfige Bruten großziehen und dazu ausschließlich schädliche Kerfe verwenden, sondern auch den Winter über unermüdlich damit beschäftigt sind, unsere Obstbäume von allerlei Ungeziefer zu reinigen. Ohne diese gefiederte Gartenpolizei würden wir wohl nur herzlich wenig Obst ernten. Da ist vor allem die kecke, kräftige Kohlmeise mit dem tiefschwarzen Barett, den weißen Backen, den listig funkelnden Äuglein und der gelben Weste, über die der Länge nach ein schwarzer Samtstreifen verläuft; dann die liebliche Blaumeise mit dem ultramarinblau schimmernden Köpfchen und als dritte im Bunde die schlicht mausgrau gefärbte, mit einer schwarzen Kopfplatte gezierte, unermüdlich tätige Sumpfmeise, die beim Volke ganz bezeichnend „Meister Hämmerlein“ heißt. Sangeskünstler sind die Meisen nicht, so nett ihre Paarungsrufe auch den Frühling einläuten, aber dafür hervorragende Akrobaten. Mit einer ans Komische streifenden Quecksilbrigkeit turnen sie in den unglaublichsten Stellungen an den Baumzweigen herum. Wenn sie im Winter truppweise auf die Futterplätze kommen, dann befindet sich in ihrer Gesellschaft ein gedrungen gebauter, kurzschwänziger Vogel mit aschgrauer Ober- und rostfarbiger Unterseite, der Kleiber oder die Spechtmeise. Er benimmt sich ziemlich unverschämt, holt sich frech die besten Bissen und verzehrt vieles davon nicht gleich, sondern trägt es in ein Versteck, das er aber oft wieder vergißt. Sonst erwirbt er sich seine Nahrung derart, daß er alte Baumstämme wie die Spechte beklettert, ja, er versteht sogar als einziger unter unseren Vögeln das Kunststück, kopfabwärts zu klettern. Ebenfalls Baumkletterer ist der winzige Baumläufer, dessen Gefieder auf der Rückenseite ganz der Färbung alter, rissiger Baumrinde angepaßt ist. Er fliegt in der Regel unten am Stamme an und steigt dann in Spiralen aufwärts bis zu einem starken Ast, auf dessen Unterseite es dann in stiller Geschäftigkeit weitergeht. Mit seinem feinen, dünnen Pinzettenschnäbel-

UNSERE GARTENVÖGEL

(Zu dem auf nebenstehender Seite beginnenden Beitrag.)

Oben links:
Gimpel auf Apfelbaum.

Oben rechts:
Kohlmeise und Blaumeisen.

Mitte links: Rotrückenwürger.

Im Oval:
Kleiber (Spechtmeise).

Unten links: Gartenrotschwanz.

Unten Mitte:
Grünfink auf Saatbeet.

Grauer und Halsbandfliegenschnäpper.

chen vermag er die Insektenbrut auch aus den engsten Spalten und Rissen herauszuholen. Eine ähnliche Baumrinden-Schutzfärbung wie das Baumläuferchen trägt auch der stattlichere Wendehals zur Schau. Im Frühjahr verrät er seine Ankunft weithin durch ein eintöniges, fast stumpfsinniges Freudengeschrei, aber während der Brutzeit verhält er sich merkwürdig still, so daß er von manchem Gartenbesitzer gar nicht bemerkt wird. Sobald ihm in seinem Nistkasten eine Gefahr auf den Leib rückt, legt er den Hals zurück, reckt ihn mächtig auf und beschreibt mit dem Kopf kreisförmige Windungen, während dem Schnabel ein heiseres Zischen entströmt. So mag er in der halbdunklen Höhle wohl eine fauchende Schlange vortäuschen und dadurch manchen Gegner ins Bockshorn jagen.

Wenn wir im Frühjahr die Beete umgraben, dann bekommen wir oft liebenswürdige Gesellschaft durch das anmutige Rotkehlchen, das in großen Sätzen hinter uns dreinhüpft, um bloßgelegtes Gewürm aufzulesen. Beim Abendsonnenschein sitzt das herzige Geschöpfchen wie traumverloren auf einer Bohnenstange, und aus seiner sangeskundigen Kehle schwingen sich weiche und wehmütige Trillerchen an unser Ohr. Ebenso zeitig wie das Rotbrüstchen stellt auch Freund Starmatz sich aus der Winterherberge ein, und wenn er wieder schnalzend, pfeifend, trommelnd und flügelschlagend im Wipfel des höchsten Birnbaums sitzt, dann wissen wir, daß der Lenz es nun wirklich ernst meint mit seinem Einzug. Wenn sich erst die Hecken belaubt haben, schallt aus ihnen ein lieblich schwatzender und murmelnder Vogelgesang, aber so leise, daß man ihn nur ganz in der Nähe vernimmt, um dann plötzlich mit einem lauten und harten, etwas trockenen Triller abzuschließen, den man bei einiger Einbildungskraft mit dem Geklapper einer Mühle vergleichen kann, weshalb die Zaungrasmücke vom Volke gewöhnlich Müllerchen genannt wird. Gleichfalls zur Grasmückenfamilie gehört das mausgraue, schwarzscheitelige Schwarzplättchen, das einer der besten Sänger im Garten ist und sich mit Vorliebe auf niedrigen Obstbäumen herumtreibt. Auch sein Lied ist zweiteilig, aber der Vorgesang ist viel wohllautender und pfeifender, und die Schlußstrophe, der sog. „Überschlag“, besteht aus laut jubelnden, prachtvoll klingenden Flötenfanfaren. Ein ebenso guter Sänger, aber ein solcher ganz anderer Art ist der elegant gebaute Gelbspötter, der erst im Mai bei uns eintrifft. Seine eigenen, durch Zäsuren scharf gegliederten Strophen haben etwas Abgehacktes, fast Sprechendes, und er stellt dabei mit den Scheitelfedern ein hübsches Häubchen. Über das Frikassee der eigenen Melodien ist aber noch eine ganze Soße von fremden Vogelgesängen ausgegossen, die dieser kleine Künstler meisterhaft nachzuahmen versteht. — Ein ebenso vorzüglicher Spötter ist der sich gern in der Weißdornhecke ansiedelnde Dorndreher oder Rotrückenwürger, dessen eigener Gesang von rauhen und krächzenden Tönen durchsetzt und deshalb nicht viel wert ist. Dafür ist aber sein Nachahmungstalent geradezu erstaunlich. Ich besaß einmal einen solchen Würger, der nicht weniger als 34 verschiedene Vogelgesänge zusammenwob, darunter so schwierige wie die von Nachtigall und Sprosser, und sie bis in die feinsten Abtönungen hinein getreulich wiedergab.

Zaungrasmücke (Müllerchen) auf Stachelbeere.

Durch buntes Gefieder fällt der Gartenrotschwanz auf, wenigstens das Männchen, denn das Weibchen ist viel schlichter gefärbt, kennzeichnet sich aber sofort durch das diesen Vögeln eigene Schwanzschütteln. Ihr Gesang ist zwar nicht erstklassig, hört sich aber doch ganz nett an, und der wohllautende, weiche Lockton trägt in Verbindung mit der Rastlosigkeit dieser Vögel viel zur Belebung des Gartens bei. Gern sitzen die Rotschwänzchen auf Pfählen oder Bohnenstangen, um von hier aus mit eleganter Flugschwenkung auf vorübersummende Kerfe Jagd zu machen. — Genau ebenso benehmen sich die Fliegenschnäpper. Außer dem gewöhnlichen Grauen Fliegenschnäpper, der am liebsten ins Efeuspalier der Hauswand baut, treffen wir im Garten den vornehm schwarz-weiß gekleideten Trauerfliegenfänger, dessen Bestände seit einigen Jahren in erfreulicher Zunahme begriffen sind, und ganz neuerdings auch den noch schöneren Halsbandfliegenschnäpper, der früher zu den Seltenheiten unserer Vogelwelt zählte, jetzt aber vielfach in Gegenden sich angesiedelt hat, wo man ihn bisher gar nicht kannte.

Wendehals.

Dafür, daß wir auch im Winter das Vogellied nicht ganz zu entbehren brauchen, sorgt der allzeit lustige Zaunkönig. Wie eine Maus umherschlüpfend, taucht der Vogelzwerg mit schnarrendem „Zerrr“ aus der Dornenhecke auf, und wenn die liebe Sonne auch nur für Minuten das finstere Wintergewölk durchbricht, richtet er sich keck auf und schmettert sein feurig-heiteres Lied.

Trauerfliegenschnäpper.

Im Schlafraum der Kosaken auf dem Schiff. Bild aus dem Peter-Ostermayr-Film der Orplid-Meßtro „Wolga . . Wolga . .“ (Phot. Orplidfilm.)

Lee Parry mit Hans Stüwe (als Kosakenhauptmann Wolkoff) in der Titelrolle des Films „Anastasia, das Schicksal der jüngsten Zarentochter“. (Phot. Nationalfilm.)

Szene aus dem Film „Johanna von Orléans“. In der Titelrolle (auf dem Bild in der Mitte) Maria Falconetti von der Comédie Française. (Phot. Ufa.)

Aus dem Film „Die Räuberbande“ (nach dem gleichnamigen Roman von Leonhard Frank): Die Räuberbande hat einem Bauern den Esel entführt, weil das Tier von seinem Herrn grundlos geschlagen wurde. (Phot. Foxfilm.)

Rechts nebenstehend:

Gefahrvoller Aufstieg. Szene aus dem Film „Der Kampf ums Matterhorn“, der den Kampf um die Erstbesteigung des Gipfels zwischen dem Engländer Ed. Whymper und einem italienischen Bergführer behandelt. (Phot. Homfilm.)

WAS DER FILM NEUES BRINGT

BEVORSTEHENDE KINOPREMIEREN

(HIERZU EIN ARTIKEL „FILM-VORSCHAU“ AUF SEITE 684.)

Der festlich beleuchtete Augustusplatz in Leipzig zur Lichtveranstaltung während der „Leipziger Woche" (27. Oktober bis 1. November). Links die Universität mit der Paulinerkirche, ganz rechts das Neue Theater.
(Phot. Atelier E. Hoenisch, Leipzig.)

Oben rechts:
Stralsunder Stadttor in Festbeleuchtung (Kandem-Flutlicht).

Links:
Die Großstadt im Scheine der Lichtreklame: Am Potsdamer Platz in Berlin.

Unten links:
Beleuchtung des Stadttheaters (vorn) und des Neuen Rathauses in Kiel anläßlich der im Oktober veranstalteten Kieler Lichtwoche.

STÄDTE

HIERZU EIN

Die Bavaria mit Ruhmeshalle zu München, mit einer Lichtstärke von über 200000 Kerzen bestrahlt.

Oben links:
Der Dom zu Frankfurt a. M. im Glanze des Flutlichts.

Rechts:
Das Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig in feierlicher Helligkeit (Kandem-Flutlicht).

Links:
Die Burg und das Dürer-Denkmal (im Vordergrunde) in Nürnberg, zum Dürerfest von 31 Scheinwerfern der Siemens-Schuckertwerke bestrahlt.

Unten rechts:
Festbeleuchtung der Nationalgalerie in Berlin durch Siemens-Flutlicht und Glühlampenscheinwerfer.

M LICHT

AUF SEITE 706

Hölzerne Presse zum Herstellen von Lichtkerzen.

Feuerzeug in Pistolenform.

Schmiedeeiserner Wachsstockhalter. (Spätrenaissance.)

Rechts:

Schreibtischlampe König Friedrich Wilhelms II. von Preußen.

Dieses besonders reich ausgestattete Stück zeigt zwei Argandsche (Zylinder-) Lampen, in denen Rüböl zur Verbrennung kam, das nach den gegen Ende des 18. Jahrhunderts verbesserten Methoden raffiniert wurde.

Talgwanne aus glasiertem Ton vom Jahre 1649.

BELEUCHTUNG IN ALTER ZEIT

AUS DER AUSSTELLUNG IM MÄRKISCHEN MUSEUM ZU BERLIN

Nächtlicher Ritt Friedrichs des Großen von Leuthen nach Lissa.
Gemälde von Bernhard Rode.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(7. Fortsetzung.)

Vor der Auffahrt des Grand Hotel de l'Europe verabschiedete sich Langen von Alix.

„Dann wäre nur noch" — sagte er, gleichsam ins Leere denkend — „die Sache mit dem Mörder, Alix, die Sie geklärt haben wollen. — Ist es noch Ihre Absicht, aus diesem Grunde den Aufenthalt hier zu unterbrechen und nach Wien zu fahren?"

„Ja. Vielleicht gelingt es —"

Er verbeugte sich. Eine merkwürdige Falte um seinen Mund.

*

Nach einer Besprechung mit Nabossy, die nach Empfang einiger Informationen aus Wien stattfand, beschloß Alix, die Reise sofort anzutreten. Der Reporter holte sie vom Hotel ab. Auf eine etwas besorgte Frage Wagemanns nach dem Zweck dieser Fahrt nach Wien deutete sie lose an, daß es sich um schwer definierbare Dinge handle, die aber keinesfalls seiner Erholung abträglich sein könnten; Sorgen seien völlig überflüssig. —

Einen Augenblick lang — aber auch kaum länger — erwog sie den Aufschub der Reise: Langen und Hanna, das konnte bedenklich werden. Dann verflüchtigte sich dieser Gedankengang, und es blieb nur der unhemmbare Trieb der Verfolgerin. Sie mußte ihn fassen — ihn, den Täter. Zwei Gestalten tauchten vor ihr auf, noch weitab, und doch beinahe greifbar. —

In Wien erwartete sie am Westbahnhof schon der Wagen. Nabossy, der ihr unterwegs Richtlinien gab, warnte noch einmal:

„Lammers ist nicht ganz ungefährlich. Seien Sie vorsichtig!"

Sie lächelte, verabredete sich mit ihm und fuhr los. —

Unweit des Grabens, der großen Spazierstätte der Stadt, stieg sie aus und ging dann zu Fuß in eine Seitengasse. Sie warf einen Blick auf die einfache Armbanduhr. Es fehlten einige Minuten von dem ersten Viertel nach 6 Uhr. Die kleine enge Gasse war fast menschenleer. Im Zentrum der Stadt, in der Nähe des Stephansplatzes gelegen, beherbergten die alten Häuser, davon so manches mit einem sehenswerten Barockportal versehen war und an kunstsinnigere, gemächlichere Zeiten erinnerte, meist Bureaus, dann Lager wertvollerer Waren. Hier und da enteilte ein verspäteter Angestellter dem Geschäftsviertel, eine Schlüsselkassette in der Hand, nachdem er den letzten Rollbalken mit Getöse herabgelassen hatte.

Alix hatte Mühe, das schwere hartholzgeschnitzte Türchen des immer geschlossenen Haustores aufzustoßen. Sie stieg zwei teppichbelegte Treppen hoch. Auf der Plattform des zweiten Stockes kam ihr ein junges Mädchen entgegen, mit nach vorn gezogenen Schultern, hangendem Kopf, das das Taschentuch an das Gesicht gedrückt hielt.

Alix witterte sogleich das Richtige. Der dritte und höchste Stock war von einer einzigen Mietpartei bewohnt. Die Kleine konnte nur von dort kommen; in und zu ihrem Unglück bemerkte sie Alix erst, als sie knapp an ihr vorbei wollte. Sie ließ die Hand mit dem Taschentuch ein wenig sinken, machte große Augen und wollte im nächsten Augenblick den Fehler wieder gutmachen. Es war schon zu spät dazu. Alix hatte sie erkannt, blieb überrascht stehen. Sie schaute, unsicher, welche Miene sie machen sollte, in ein verweintes, aus Erregung unbeherrschtes, zuckendes Gesichtchen.

Das Mädchen fühlte, daß nichts mehr zu verbergen war. Ein Schluchzen brach ihr aus der Brust, sie warf sich geradeswegs in die Arme von Alix, preßte das Gesicht in den grünen Staubmantel der Frau.

Else Welsberg, dachte Alix, sie fand den Familiennamen nicht auf den ersten Schlag. Der Vater war Bankier. Alix hatte ihn im Hause Wagemanns kennengelernt. Der Präsident ließ der Firma manchmal Börsenaufträge zukommen, die er durch seine eigene Bank nicht effektuiert wissen wollte. Es waren zwei Töchter aus erster Ehe da. Else war die jüngere.

Das Mädchen wurde von einem Weinkrampf geschüttelt, der Alix Anlaß zu Besorgnis gab.

„Fassen Sie sich doch!" begütigte Alix. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Was ist denn los?"

Ein erneuter hysterischer Anfall war die Antwort.

Indessen rekonstruierte sich Alix das wahrscheinliche Erlebnis des jungen Mädchens. Sie blickte mit einem Ausdruck ehrlichen Bedauerns auf den gewellten blonden Scheitel und streichelte behutsam über das weiche Haar.

„Wie kann man nur solche Dummheiten machen?"

„Ich habe ihn so geliebt!" Sie dehnte das „so" beträchtlich und versah das Wörtchen mit dem ganzen grenzenlosen Reichtum des Gefühls, das sie für „ihn" übrig gehabt hatte oder noch immer vorrätig hielt. „Es war der erste Mann, den ich..."

Das Stimmchen versagte.

„Waren Sie schon öfters hier?"

„Nein. Es war zu fürchterlich. Diese Roheit... Er... er... wie eine Zitrone..."

Alix, seit geraumer Zeit auch bei tragischen Anlässen und besonders dann zu Ironien neigend, fand den bildhaften Vergleich von der ausgepreßten Zitrone mutig, klar, vielleicht ein wenig zu derb.

„Kind, Kind, wie kann man sich nur auf so etwas einlassen!"

Mit einem Ruck befreite sich das Mädchen aus der gütigen Umarmung.

„Und Sie, gnädige Frau?"

Abgründiger Haß blitzte.

Eine richtige Szene — dachte Alix — was für ein Theater, dieses Leben! Banal, kitschig! Wenn man es auf den Brettern sieht oder im Kino, hält man es für schlecht erfunden. Grobschlächtig. Primitiv. Dienstbotenromantik.

Sie sah das Mädchen streng an. „Was fällt Ihnen ein, Else? Sie haben kein Recht —"

„Ihretwegen hat er mich weggeschickt!" Sie biß sich in die Unterlippe. „Er — er war so — so gut — und — da kam ein Eilbotenbrief... da war er wie verwandelt, plötzlich. Es war, als ob ich gar nicht vorhanden gewesen wäre — dieser geschäftliche Ton, nach — nach — es ist zu entsetzlich, zu gräßlich —"

Die Träne rann.

„Else," sagte Alix gutmütig, „lassen Sie sich diese Geschichte als Warnung dienen. Hoffentlich hat Sie außer mir niemand gesehen. Und wenn Sie in einer ähnlichen Angelegenheit einen freundschaftlichen Rat brauchen, so kommen Sie doch zu mir. Mit Mama ist da nichts anzufangen, wie? Na, macht nichts, halten Sie sich an mich. Wie kann man nur dem da oben hineinfallen! Was Sie von mir dachten, ist natürlich blanker Unsinn!"

Das Mädchen hob langsam den Kopf und erkannte zusehends, daß diese selbstsichere und überlegen blickende Frau vor ihr kaum in der Stimmung war, irgendwelchen herzerfreulichen Geschehnissen nachzugehen.

Sie sah verwirrt zur Seite, brachte noch die Bitte an, Alix möge wirklich von diesem Zusammentreffen keine Erwähnung tun; sie wandte sich zur Seite und lief rasch die Treppe hinab.

Alix sah ihr nach.

„Das sieht diesem Kerl ähnlich."

Dann drückte sie im nächsten Stock auf den weißen Knopf neben dem Messing-Namensschild: Lujo Lammers.

Der Burgschauspieler öffnete höchst persönlich. Er hatte einen weinroten Plüschhausrock an, dazu schwarze Hosen mit breiten glänzend schwarzen Lampas und haarscharfer Bügelfalte. Wie eingegossen saß das randlose Monokel.

„S' die Hand, Gnädigste", sagte er mit militärischer Verbeugung. Das „a" in „Hand" klang aristokratisch-nachlässig, genau in der Mitte zwischen a und o. Er drückte, bevor er die Gangtür zuklappte, einen Kuß auf die dargereichte, bekleidete Hand, der kürzer ausfiel, als es in seinem Plane gelegen sein mochte. Sein Gesicht, ein wenig, fast unmerklich schwammig, gedunsen, zeigte Beflissenheit, markierte untertänigste Ergebenheit; dabei ließ er beide Reihen blendend gehaltener Zähne sehen, eine nicht sehr geistreich ansprechende Mundstellung, die zugleich mit dem einen, eine Kleinigkeit verkniffenen Auge besagen konnte, daß er unter allen wie immer gearteten Umständen zu Diensten stände...

Er half Alix aus dem Mantel und wollte den Hut entgegennehmen. Alix verneinte lächelnd. Also geleitete er sie zur nächsten Tür, während er durch eine leise Berührung ihres Armes die ohnehin nicht zweifelhafte Richtung zu unterstreichen wußte. Sie kamen in ein sogenanntes türkisches Zimmer. Es gab da eine Sitzgarnitur, kleine Hocker aus schwarzem Holz mit Perlmuttereinlagen und ein niedriges, rundes Tischchen, geschnitzt nach maurischer Art. Zwei große Teppiche, in die arabische Schriftzeichen eingewebt waren, hingen an den Wänden. Die übrige Einrichtung war weniger exotisch: ein langes und doppelt breites Kanapee, ein kniehoher runder Tisch daneben, der eine reichhaltige Zigarettenschachtel- und Zigarrenkistchensammlung trug; einige übereinandergeschichtete längliche Glaskästchen mit Büchern, meist broschierte Romane; an den freien Wandstellen Lorbeerkränze in allen Größen, mit roten Schleifen; an der Pfeilerwand zwischen den Fenstern ein übermannshoher, bis zum Fußboden reichender Spiegel.

AUS DER RAUHEN ALB (WÜRTTEMBERG): AM URACHER WASSERFALL

NACH EINER AUFNAHME VON DR. LOSSEN & CO., FEUERBACH-STUTTGART

„Mein Lieblingszimmer", stellte Lammers vor. Mit einer weit ausholenden Gebärde, wie sie Vorstadttanzmeister in der Übung haben, wenn sie den Kotillon kommandieren. „Hier, vor diesem Spiegel, studiere ich meine Rollen."

„Welche?" fragte Alix treuherzig. „Theater oder Film?" Sie versuchte sich zu erinnern, wann sie, die alle Burgtheaterpremieren besuchte, Lujo Lammers je bemerkt hätte. Es gelang ihr nicht. Er hatte Rollen inne wie: ein Gerichtsvollzieher, ein Mann aus dem Volke, zweiter Ägypter, ein Herr mit Vollbart, ein Reitknecht, zweiter Vermummter, und er hielt sich nie lange auf der Bühne auf. Er war seinerzeit in Innsbruck erster Liebhaber gewesen, zugleich Liebling der dortigen höherstrebigen Damenwelt.

Eine zum zweitenmal verwitwete Hofrätin, deren Tochter aus erster Ehe im Hause eines Perlmutterfabrikanten verkehrte, der öfters eine Freundin der Gattin des Hoftheaterintendanten bei sich zu Tisch sah, hatte ihm vor fünfzehn Jahren das Engagement an die erste Bühne des Reiches ermöglicht. Seither wurden seine Fähigkeiten von den jeweiligen Direktoren hartnäckig verkannt. Hingegen und weil er viel Zeit hatte, fand er beim Film Unterkunft, seine zeichnerisch bemerkenswerten Gesichtszüge bekamen unter der Leitung eines tüchtigen Regisseurs etwas Dämonisches. Wenn dieser eine Großaufnahme fünf- oder sechsmal drehen ließ, war immer eine der letzten darunter, die als vortrefflich gelungen bezeichnet werden konnte. Er wurde stets geholt, wenn man eines besonders raffinierten Verführers bedurfte. Und da diese Charaktergattung bei den Herstellern von Filmmanuskripten geradezu beliebt war, prangte der Name Lujo Lammers des öfteren auf den Plakaten, nicht in ganz großer Schrift, immerhin ziemlich fett gedruckt. Lujo Lammers war eine bekannte Filmgröße.

„Selbstverständlich Film!" erwiderte er. „Ich arbeite fast nur noch im Film! Theater? Das ist ja doch halb und halb erledigt. Ich habe mich rechtzeitig für die aussichtsreichere Kunst entschieden. Der Film! Da ist Zukunft, Entwicklung, da läßt sich noch was holen. Ende voriger Woche hat der berühmte Levis Good — kennen Sie Good, gnädige Frau? — Nein? — den Mann sollten Sie kennenlernen. Noch vier, fünf Jahre, und er beherrscht den amerikanischen, das heißt den Welt-Filmmarkt! Er war hier, zweieinhalb Tage lang, ich wurde ihm vorgestellt. Er kannte mich natürlich bereits aus einigen Bildern. ‚Mein lieber Lammers,' sagte er, ‚Sie sind mir im Augenblick noch zu teuer, aber warten Sie nur, wenn ich nächstens einen Großfilm drehen lasse, bei dem das Geld keine Rolle spielt —' Was darf ich aufwarten, gnädige Frau, Likör? Alle Schattierungen. Ein Glas Sherry?"

Alix nahm eine Zigarette. — „Was glauben Sie, Herr Lammers, weshalb ich wohl gekommen bin?"

Lujo hielt die gepflegten Hände mit den Innenflächen nach oben vor sich hin, eine Geste des Zweifels, dem zugleich liebenswürdige Gleichgültigkeit beigemischt war. Warum sollte eine Frau nicht zu ihm kommen? Aber er besann sich denn doch, und der Anhauch einer Ahnung vertrieb jede andere Beseelung aus seinem Antlitz, das nunmehr nicht sehr durchgeistigt anzusehen war.

Er nötigte Alix in die türkische Ecke.

„Ich habe Sie, gnädige Frau, wenn ich nicht irre, einmal in Gesellschaft dieser... des auf so tragische Weise... des Fräulein Doktors Weressowski... Katjuscha..."

„Richtig. Ich war mit Katjuscha bekannt."

„Ich habe die Angelegenheit in den Zeitungen nicht weiter verfolgt. Ich muß ehrlich gestehen, ich lese nicht gern von so traurigen und schrecklichen Sachen... Fräulein Weressowski... wer hätte das gedacht! Sie hat nie den Eindruck auf mich gemacht... im Gegenteil... es war doch Selbstmord, nicht wahr?"

Alix, die mit freundlicher Miene ihre Zigarette schmauchte, beobachtete ihn scharf.

Verstand er es, sich so gut zu verstellen? Für einen so guten Schauspieler hätte sie ihn nie gehalten. Es war sehr unwahrscheinlich, daß er, dem Katjuscha nahegestanden hatte, so gar kein Interesse für deren Schicksal aufgebracht und dem Vorfall, der die Stadt ein paar Tage lang in Atem gehalten hatte, nicht einmal in den Blättern nachgegangen war. Er hätte auch wissen müssen, daß Katjuscha in ihrem Hause gewohnt, daß sie dort umgekommen war. Ein Abendblatt hatte die fortlaufenden Meldungen sogar unter dem stehenden Titel „Die Bluttat in der Villa Wögerer" gebracht.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach Selbstmord", sagte Alix bedauernd, aber halbwegs ungerührt.

„Traurig, recht traurig." Er schien angestrengt nachzudenken, aber er fand nichts Passendes. So sagte er nach einer Weile: „Der eine früher, der andere später. Es ist ein rechtes Malheur."

„Sie hatten damals, ich meine, als wir in Gesellschaft Katjuschas im Kursalon beisammen waren, nicht viel für mich übrig..."

Lujo protestierte. Das sei nicht richtig. Er sei damals in einer der unangenehmsten Lagen gewesen — ein wahres Pech — er hätte in Gegenwart des Fräulein Doktors Weressowski, die ohnehin eine gewisse scharfe Art gehabt habe, nicht gewagt, der gnädigen Frau seine Verehrung zum Ausdruck zu bringen. Er habe sich späterhin den Kopf zerbrochen, wie er wieder die Aufmerksamkeit der gnädigen Frau auf sich lenken könne. Zu seinem hellsten Entzücken habe er heute den Eilbotenbrief bekommen — eben kurz vorher. Dabei sei ihm sogar der Klang ihrer Stimme gegenwärtig geworden, die er unter tausenden herausfinden würde, so sehr habe sie sich ihm damals eingeprägt...

Er faßte nach ihrer Hand, die ihm für einige Augenblicke zur geeigneten Behandlung verblieb. Lujo Lammers bekam helle Augen. Kein empfindsames Mägdelein, mit dem man mehr Ärger auszustehen hatte, als... hm, das Vergnügen wert war. Kurz und gut: eine reife Frau, dazu reich, ohne Zweifel, hei! Wiewohl ihm der Name nicht einfiel, erschien ihm die ungewisse Figur eines sehr hochmögenden Herrn, der da in irgendeinem nahen Verhältnis zu dieser im übrigen sehr hübschen und vornehmen jungen Frau stand... Großindustrieller oder so was. Großverdiener jedenfalls... ein Haupttreffer?

Lujo geriet außer sich. Er sprang auf, wie von Gefühlen überwältigt, ganz und gar, warf im Vorbeigehen rasch einen prüfenden Blick in den Spiegel und wandte sich Alix zu, mit tiefernster Miene, gesenkten Hauptes, zum Geständnis bereit:

„Gnädige Frau! Es mag vielleicht überraschend klingen, es mag gewagt sein, ja, unvorsichtig, aber ich bin einmal schon so. Ich muß mir Luft machen, ich muß gerade heraus sagen, was mich seit langer Zeit, seit jener ersten Begegnung im Stadtpark —"

„Mein lieber Herr Lammers," sagte Alix, während sie sich erhob, „ich habe mich schon viel zu lange aufgehalten. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich habe den Abend frei. Der Abend ist wunderschön. Fahren wir irgendwo hinaus ins Freie. Mein Auto wartet an der oberen Ecke. Einverstanden?"

„Mit dem größten Vergnügen..."

„Beeilen Sie sich!"

Sie nickte ihm zu und ging.

Lujo Lammers stand einen Augenblick wie festgebannt. Dann, als er im Vorzimmer die Tür gehen hörte, machte er vom Stand weg einen gewaltigen Hochsprung. Und rannte ins Schlafzimmer, um sich so rasch und vorteilhaft wie möglich umzukleiden.

Während der Fahrt merkte er nicht, daß dem Wagen in einigem Abstand ein anderes Auto folgte.

Alix empfand es wohltuend, zu wissen, daß Nabossy in der Nähe war.

*

Der Abend endete auf dringendes Verlangen Lujos, nach einem solid bürgerlich reichlichen Essen, in einem Waldrestaurant beim Heurigen. Es war eines jener Weingasthäuser, die sich nur durch die Lage im Grünen, am Rand der Vorstadt, von anderen großstädtischen Vergnügungslokalen unterscheiden. Sie saßen im Freien, in einer entfernten versteckten Laube. Die rührselige Musik kam weniger einschläfernd bis dorthin, und die mundartlich ablautenden Stimmen der Natursänger, die Seligkeit auf Ewigkeit und Liab auf Herzensdiab reimten, waren, auf Distanz genossen, halbwegs erträglich. Lammers spielte, wie immer, wenn ihn eine neue Rolle bedrängte, herzlich schlecht. Er wußte mit Frauen aus seiner Berufsschicht spielend umzugehen; er kannte die Wirkung auf die Weiblichkeit mittelständiger Herkunft, wenn er Erlebtes und Erfundenes aus Atelier und Probensaal zum besten gab, wenn er Gehörtes und Erdichtetes von und über bekannte Film- und Bühnenkünstler breithin erzählte. Jungmädchenexemplare gerieten unter solchen Eröffnungen in beseligten Rausch, erlitten geradezu Willenslähmungen. Die reife, intelligente Frau, in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit, war ihm eigentlich recht unbequem. Um so unabweislicher gaukelte diese farbenprächtigste Abart in seinen ehrgeizigen Tagträumen. Schon Katjuscha hatte seinem Mannesstolz bedenkliche Verletzungen zugefügt, die er aber als unumgängliche Geschäftsspesen wertete und, allein gelassen, abschüttelte, wie man nur je Unangenehmes verdrängen will. Katjuscha war die Frau gewesen, ihm ihre Überlegenheit fühlen zu lassen, nicht so geradezu, anfangs unmerklich, aber endlich in nicht mißzuverstehender Weise: Peitsche, mit einem rosa Bändchen geschmückt, in behandschuhten Händchen. Diesmal wollte er von Anbeginn an den Stärkeren behaupten. Die gute Absicht war da, aber der Verwirklichung stellten sich Konversationsschwierigkeiten entgegen. Später, ja später würde er um vieles besser dran sein, doch diese ersten Stunden bereiteten ihm fast physisches Unbehagen. Er trank, um elende Hemmungen zu überwinden, er trank unablässig. Schließlich bekam er die Redesucht. Er fabulierte von seiner Zukunft: Amerika warte auf ihn. Es fehle ihm nur an einem erstklassigen Manuskript. Wenn er dieses einmal in Händen habe, werde Mister Levis Good das übrige besorgen. Geld und Ruhm!

Alix, die für einen Augenblick den Tisch verließ, traf den ihr sogleich nacheilenden Nabossy in der Telephonkammer. Der junge Mann harrte ihrer Verfügungen. Sie bat ihn, bald und unauffällig „aufzutreten".

Lujo Lammers hatte die kleine Pause zu ersprießlicher Sammlung benutzt und einige Gläser Sodawasser hinuntergegossen. Nun wollte er erst den Generalangriff beginnen. Er empfing Alix mit liebenswürdig, mit zutunlich glänzenden Augen und fing an, von seiner großen seelischen Vereinsamung zu sprechen. (Fortsetzung folgt.)

BEI DER HERRIN VON MARBACKA

ZUM 70. GEBURTSTAGE DER DICHTERIN SELMA LAGERLÖF

Aufnahme Selma Lagerlöfs aus der letzten Zeit.

Selma Lagerlöf ist keine Kämpfernatur. Sie ist die Märchenerzählerin, welche die Sagen ihrer schönen schwedischen Heimat umformte in Erzählungen, die in ihrer schlichten Menschlichkeit den Erdball eroberten. Sie verabscheut die negative, sezierende Kritik eines Ibsen oder Strindberg, geht schweren Konflikten aus dem Wege, schildert uns keine krankhaften, unverständlichen Naturen. Einfache Menschen, deren Denken und Fühlen man überall gleich gut verstehen muß, stellt sie uns gegenüber — in allen ihren Gestalten sucht sie nicht das Böse, sondern das Gute zum Vorschein zu bringen.

Äußerlich läuft die Handlung ihrer Erzählungen — trotz aller Phantasie doch immer die Grenze der Wirklichkeit berührend — ruhig dahin, scheint sich oft in langatmigen Betrachtungen und breiten Zwiegesprächen zu verlieren. Doch unter der Oberfläche braust und gärt es. Wer kann die prächtige Figur eines Gösta Berling vergessen, des versumpften Pfarrers, schön, geistvoll, unbändig, unberechnend und unberechenbar — die böse Majorin auf Ekeby, die in ihrer Jugend die schöne, sittsame Margarete Celsing war und nun ebensogut in die Schenke paßt, mit dem Branntweinglas in der Hand, auf die Landstraße oder in den übermütigen Kreis der Kavaliere, die mit dem Teufel einen Kontrakt geschlossen hat, jedes Jahr einen ihrer Getreuen der Hölle zu opfern!

An schönen Sommertagen stimmt das romantische Bild von dem weltentlegenen Dichterschloß Selma Lagerlöfs in Värmland gar wenig mit der Wirklichkeit überein. In langen Reihen können die fremden Automobile auf und vor dem Gutshof stehen, wo eine Benzinpumpe angelegt werden mußte, wo eine Eisenkette allzu aufdringliche Neugierige zurückhält. Wen kann es wundernehmen, daß die Dichterin nicht jedem Tür und Tor öffnet, daß die Freude über die Aufmerksamkeit der Mitmenschen, die die junge Dichterin vor Jahrzehnten einmal empfunden haben mag, anderen Gefühlen Platz gemacht hat?

Doch an stürmischen Herbst- und kalten Wintertagen kann die Gösta-Berling-Dichterin auf Marbacka Ruhe und Arbeitsfrieden finden. Wer dann einsam durch die Wälder Värmlands wandert und unfern vom Fryksensee zwischen dunklen Tannen und lichten Birken den schmucken, weißgetünchten Holzbau entdeckt, der kann gern von einem Sagenschloß sprechen. Dem raunen die Wälder von alten Zeiten, der denkt daran, daß hier in Värmland Schwedens Dichterkönige zu Haus sind, Tegnér und Fröding; er versteht, daß nur hier eine Selma Lagerlöf geboren sein, leben und sich wohlfühlen kann.

Vor 20 Jahren: Die Dichterin als Fünfzigjährige in ihrem Arbeitszimmer.

Selma Lagerlöf bei ihrer feierlichen Ernennung zum Dr. phil. h. c. der Universität Upsala (24. Mai 1907).

Die Dichterin im Garten ihres Gutes Marbacka.

Kann die Frau dort vor uns wirklich schon an der Schwelle des achten Lebensjahrzehnts stehen? Gewiß, das Haar der Dichterin ist gebleicht, und tief haben sich die Furchen in die hohe Stirn eingegraben. Aber geistig ist sie jung geblieben, jung sind die Augen, die die Gedankenfülle widerspiegeln, jugendfrisch die geistige Aufnahmefähigkeit.

Selma Lagerlöf spricht langsam und überlegt, mit angenehmer leiser Stimme. Fest haften sich die großen ernsten Augen an den Frager, den sie bescheiden stets von der eigenen Person abzulenken sucht. Was man sie aber auch schon alles gefragt hat — und was sie alles geantwortet haben soll! Dem fremden Interviewer, der, mit dem Notizbuch in der Hand, auf jedes Kopfnicken achtgibt, sich auf irgendeine hingeworfene Bemerkung stürzt, um sie als Ausspruch der Lagerlöf der Nachwelt zu überliefern — dem Ausfrager gegenüber ist sie kühl und zurückhaltend. Im persönlichen Gespräch jedoch ist das „Fröken pa Marbacka“, das Fräulein auf Marbacka, ein einfacher, kluger Mensch, von den Schattenseiten des Weltenruhms unberührt; eine Frau, die ebensogern über die Aufgaben der Gutsherrin spricht wie über die Frauenfrage.

Ich habe den Eindruck, daß Selma Lagerlöf in der Reihe von Jahren, da mein Weg mich nach Marbacka geführt hat, nicht älter, sondern jünger geworden ist. Der Krückstock, den sie früher nicht entbehren konnte, scheint verbannt zu sein. Und auch geistig — so kommt es mir vor — ist die Gösta-Berling-Dichterin zu neuem Leben erwacht. Etwas Schweres, innere Hemmungen schienen auf der Dichterin zu lasten und ihre Arbeit zu beengen.

Doch darüber ist Selma Lagerlöf hinweg. Ihr letztes Buch — „Anna Svärd“, das in Kürze auch deutsch erscheint — steht wieder ganz auf der Höhe Lagerlöfscher Erzählerkunst. In vierzig Sprachen sind ihre Werke erschienen, in alle Welt hat sie die Kunde ihrer nordischen Heimat getragen. Überall wird man am 20. November dankbar den 70. Geburtstag der Dichterin feiern, deren Schaffen gewiß noch längst nicht abgeschlossen ist.

Dr. Paul Graßmann, Stockholm.

Cowboys Reiterkünste

Heidi! geht's über den Rasen. Beim Stierritt werden oft die Vorderfüße zusammengebunden oder ein einzelner Fuß mit dem Lasso gehalten, um dem „Reiter" eine gewisse Zügelung zu sichern.

Dieser kühne Ritt dauert gewöhnlich nur Sekunden.

Ein Reit-Wettbewerb: Wer am längsten auf dem wilden Pferde sitzen bleibt, wird Preisträger.

„Auf der Blumensuche" ... so nennt man im Westen Amerikas neckisch einen solchen Sturz vom Pferde.

Eröffnung eines Cow Boy Round-up: „Damenreiten" im alten Wildwest-Stil.

Freuden und Leiden des Freilichtmalers

Text und Zeichnungen von Hermann Ebers

Haltet aus im Sturmgebraus: Keine leichte Arbeit, wenn das Stativ trotz Drahtverankerung wackelt und hilfreiche Hände die Leinwand vorm dreisten Zugriff des Windes schützen müssen. (Am Strand von Hiddensee.)

Während des Krieges wurde ich, damals schon ein Dreißiger, auf Münchens, sonst vergnüglicheren Dingen geweihter Theresienwiese bei einem Offiziersaspirantenkursus „abgerichtet". Es war heißer Juli — ach, und ich hatte wieder einmal ein Kommando überhört! Da sprach der Instruktionsunteroffizier, ein baumlanger „Leiber" (sonst Flößerknecht in Tölz), diese Worte: „Ja, da schaug her, der Herr Professor, der is, scheint's, wieder amal ganz in sei'm Malerleb'n, moant, er stand auf da Wies'n, malt und malt, bis des Bildl ferti is, und na kimmt da Kunsthandla und gibt ihm dreitausend Markl!"

Ja, wenn das wirklich so wäre, dann hätte ich wohl nur von Freuden des Freilichtmalers zu berichten. Aber wie selten ist reines Genießen beim Schaffen und gar der klingende Lohn danach! Man möge sich klarmachen, welche Arbeit das Malen, und zumal das im Freien, ist! — Der Beginn ist Spannung. Man geht das Motiv an, wie der Jäger das Wild, man fiebert, man ist sprungbereit und — entsetzlich störbar. Der geliebten Hausfrau gegenüber, die einen noch mit einer Haushaltsfrage, dem guten alten Postboten, der einen noch am Gartentor mit einer Nachnahme aufhalten will, kann man da zum furchtbar brüllenden Löwen werden.

Draußen aber, vor der Natur, hebt ein Ringen an, ein heißer Kampf. Nichts anderes ist es, wenn man die Vielgestaltigkeit der Natur in eigene Form und Farbe zwingen will. Erfassen und Entgleiten — Wonne des Gelingens, Verzweiflung des Verfehlens in aufreibendem Wechsel, bis man müd', ausgepumpt, erschöpft nach Hause geht. Dennoch ist dieser Kampf köstlich, ist etwas, was man nicht lassen kann, aber er ist anstrengende, schwere Arbeit.

Wer weiß darum? Am wenigsten — scheint es — der Städter, der „Gebildete". Unbedenklich stellt er sich hinter dich, übt Kritik, macht Witze, als ob man zum Zeitvertreib dastünde. Ich habe einem solchen „Herrn Piefke" einmal gesagt, ob er wünschte, daß man sich in seinem Bureau hinter ihn stelle und seine Arbeit begutachte. Ich muß ihn dabei so freundlich angesehen haben, daß er nach einem Blick auf meine recht kräftigen Körperformen sich eiligst trollte. Ganz anders ist das Landvolk. Das freie Land, des Städters Spazierweg, ist sein Arbeitsfeld. Der Landmann stört uns nie, und verlangt man sein Urteil, so ist es meist zutreffend. Er kennt sein Land, weiß um Luft und Licht, und sein Auge ist nicht verbildet.

Am meisten habe ich vielleicht unter Stadtvolk damals gelitten, als ich auf dem Forum Romanum malte. O diese Amerikanerhorden, die sich hinter mir, gleich in Hundertschaften, stauten! Die „Americanelle" (italienische Übersetzung von „flapper") waren zwar oft nett anzusehen, und zu lachen gab's manchmal auch etwas. So z. B. als mich ein tüchtiger Yankee fragte: „Do you earn nine dollars the hour?", was dem höchsten amerikanischen Stundenlohn entspricht. Als ich nur „Rather!" sagte, mußte er genau wissen, wieviel ich für das Bild bekäme, und wie lange ich daran arbeite. Als die Rechnung, da ich einen unverschämten Preis genannt hatte, wider Erwarten stimmte, zog er befriedigt ab. Gekauft hat aber weder er noch ein anderer etwas!

In Spalato malte ich an einem sehr sichtbaren Punkt des Hafens und wirkte wie ein Magnet. Um mich etwas vor der Menschenumlagerung zu retten, wandte ich eine schon öfters erprobte Methode an. Ich trat unerwartet rasch zurück, etwas rückwärts schielend, um jemand kräftig mit dem Stiefelabsatz auf den Fuß zu treten. Der Kreis wurde dann immer etwas weniger eng. Den Pinsel harmlos etwas nach hinten auszuspritzen, wirkt auch meist ganz zweckentsprechend. — Waren diese Dalmatiner lästig, so haben mir andere als Zuschauer viel Freude gemacht. Bei Ragusa malte ich abends in den Meeresklippen. Jünglinge, nur mit einem Badehöschen bekleidet, bronzene, antike Ephebengestalten, warfen sich in die Brandung und ließen sich von ihr wieder hochschnellen, bis sie sich gewandt auf eine der Felsnasen geschwungen hatten. Und zwischen ihnen frische Mädchen, die jungen Formen kaum verhüllt. Sie umstanden gar bald patschnaß den Maler, zutraulich aus munteren schwarzen Augen blickend, die netten Näschen fast auf der Palette. Dann machten sie ein Knicksсhen, sagten höflich „Dobro-večer!"— Guten Abend — und sprangen kopfüber wieder in die blaue Brandung.

Der Maler auf dem Wasser: Vor einer alten Brücke in Sermione am Gardasee.

Eine der größten unserer Plagen sind die Kinder. Auf sie hat jeder Maler eine ungeheuere Anziehungskraft. Am fernen Horizont erspähen sie die Leinwand, rennen herzu und wanken und weichen nicht. Es war einmal, gleichfalls in Dalmatien, im weltfernen Sebenico, wo mich eine so ungeheuere Kinderschar umlagerte, daß ich mich kaum rühren konnte. Die schwarzäugige Bande war in ihrer zerlumpten Tracht eigentlich reizend. Meine Drohreden, ihnen unverständlich, wurden als guter Witz aufgefaßt und mit großem Gelächter beantwortet. Damals rettete mich ein hagerer, weißhaariger Alter. Er nahte, mit einem langen Stock bewaffnet, und hielt das junge Volk unaufgefordert in Ordnung — wohl an die zwei Stunden lang.

Im Orient wäre gut malen; dort ist Neugier tief unter der Würde von Mann und Weib. Außerdem haben sie Angst, selbst abkonterfeit zu werden, denn das verbietet der Koran, und sie fliehen oder verhüllen sich vor Maler und Photographen. Die Jugend aber ist entsetzlich unerzogen. In Tunis habe ich mich ihrer Verfolgung — und der sie bewohnenden Kleintierwelt — dadurch entzogen, daß ich mir einen Wagen nahm, mich auf den Bock setzte und dort, scharf

Motive in Tunis: Der Wagenbock dient als erhabener Arbeitsplatz, und der Kutscher schützt mit ernsthaftem Eifer den Maler vor zudringlichen jugendlichen Kiebitzen.

Auf dem Forum Romanum: An historischer Stätte gibt der Freilichtmaler dem Reisepublikum willkommene Abwechslung und Gelegenheit, freundliche Anfragen über Preisbildung am Kunstmarkt usw. vom Stapel zu lassen.

behütet vom Kutscher, in aller Ruhe ein Aquarell malte.

Manchmal kann man aber auch die Jugend gut in seine Dienste stellen, als Maljunge nämlich, der einem das Malgerät trägt und es in Ordnung hält. Solche Maljungen habe ich mancherlei gehabt, zu Haus und auswärts. So z. B. Cesare in Sermione sul Garda. Er war ein fixer Bursche, der, wenn ich auf dem Wasser malte, musterhaft das Boot am gleichen Fleck zu halten verstand. In der Abwehr seiner Zigaretten heischenden Altersgenossen war Cesare ein wirklicher Cäsar. Auch Telémachos, mein Maljunge in Korfu, war ein tüchtiger Knabe. Ob in ihm noch der Sohn des listenreichen Odysseus steckte, weil er es verstand, mir stets für eine halbe Drachme einen Arm voll schönster Frühlingsblumen zu bringen, die er sicher nicht gekauft hatte?

Doch genug von Menschen! Der größte Störenfried des Freilichtmalers ist und bleibt Wind und Wetter. Ein Spannrahmen ist wie ein Segel, und wenn du ihn auch mit Stricken verankerst, die Leinwand vibriert, und kein Strich sitzt, wenn es richtig stürmt. Auf Hiddensee hat mich einmal mein Töchterchen gerettet. Zwei Stunden hielt sie den Spannrahmen von hinten fest, bis sie ganz blau vor Kälte war. Oh und das Wetter, wie oft narrt es uns! Zieht man zu dem Motiv aus, das man im Sonnenschein begonnen hat, so bezieht sich der Himmel, und umgekehrt. Unser Alpenvorland, wo ich lebe, ist da besonders launisch.

Daß das Schneemalen keine Kleinigkeit ist, zumal in den Bergen, wird jeder begreifen. Man vermummt sich schon, so gut man kann, aber in die Finger zum mindesten beißt der Frost. Und doch gehören diese Stunden der Arbeit in der winterlichen Bergeinsamkeit zum Allerschönsten. In dieser überweltlichen Stille ist jene Naturverbundenheit hergestellt, die uns Freilichtmalern, wie dem Jäger, dem Bergsteiger und dem Seemann, höchstes Glück ist. Ob am Ufer des grauen Nordmeeres, an blauen südlichen Buchten, überweht vom Duft der Orangenhaine, ob im Schnee weltvergessener Bergtäler und weiter sonniger Höhen, überall, wo ich schon in herrlicher Einsamkeit mit der Schönheit der Natur gerungen habe, blieb auch ein Stückchen Herz von mir. Diese Freude an einsamer Natur trieb mich einmal zur Zeit, da längst der Touristenstrom verebbt war, hinauf ins Zillertal. Da stiegen wir viele Stunden bis zum Zemmgrund, ein Maultier trug Malgerät und Gepäck. Trotz harten Lagers, trotz des alltäglichen zähen Schöpsenfleisches — es war eine unvergeßliche Zeit! — Oft hörte ich stundenlang nur den Pfiff des Murmeltiers oder den Ruf des Bergfinken das Rauschen der Gletscherbäche übertönen.

Und so ist denn wohl unser Beruf doch ein schöner, sehr schöner trotz mancher Leiden und Plagen!

In den Klippen von Ragusa: Fesche Meernixen leisten dem Maler liebliche Gesellschaft.

Die Sensation der Ortsjugend: Als Landschafter in Sebenico (Dalmatien). Ein alter Kroate hat sich des Bedrängten erbarmt.

Zur Winterszeit im Gebirge: Den vorsorglich Eingemummten muß die frostigste Temperatur „kalt lassen".

Beschwerlicher Anmarsch: Aufstieg mit einem Maultier als Gepäckträger ins hohe Zillertal (Tirol).

Dauerhafte Kosmetik.

Narben und Farben als Hautschmuck.

Hierzu der Beitrag „Tätowierungen" auf Seite 707

Ostafrikanischer Küstenneger mit Narbentätowierungen. Die Hautschnitte sind zu sog. Keloiden gewuchert.

Kongonegerin mit Narbentätowierung um den Nabel.

Der Drache als Rückenschmuck (Farbzeichnung).

„Die Königin der Nacht", eine englische Farbtätowierung.

Maurische Frau mit tätowierten Händen und rot gefärbten Fingernägeln.

Matrosen-Embleme.

Nebenstehend:

Und wenn's auch schmerzt Beim Tätowieren in einer Straße Kairos. Die Tafeln zeigen die Muster für Tätowierungen.

Wissen und Leben

Städte im Licht.

(Zu der Bildertafel auf den Seiten 692 und 693.)

Wie vor rund 100 Jahren das Gaslicht einen neuen Abschnitt der gesamten Außen- und Innenbeleuchtung einleitete, so befinden wir uns gegenwärtig am Anfang einer neuen Entwicklung der Lichttechnik. Wie auf so manchem anderen Gebiet des technisch-industriellen Schaffens, haben sich in unseren Tagen auch auf dem Gebiete der Beleuchtung Wissenschaftler und Künstler, Ingenieur und Architekt zu gegenseitig anregender, überaus fruchtbarer Gemeinschaftsarbeit verbunden, und die jetzt in einer Anzahl Städte veranstalteten Lichtfeste lassen erkennen, daß diese Verbindung schon in wenigen Jahren reiche Früchte getragen hat, obwohl das heute Erreichte erst ein Anfang, ein Versprechen auf noch vollkommenere Dinge ist. Noch vor wenigen Jahren marschierten Wissenschaftler und Künstler völlig getrennt und ohne gegenseitige Fühlungnahme. Physiker und Ingenieur wollten vor allem die Gesetze des Lichtes gründlich erforschen, die Leuchtkörper technisch so weit als möglich vervollkommnen und den besten Wirkungsgrad aller Beleuchtungsanlagen nach allen bekannten Meßmethoden errechnen. Die Künstler wiederum, die einen Beleuchtungskörper lediglich als Gegenstand kunstgewerblichen Schaffens betrachteten, beschränkten sich darauf, das Äußere der Kronleuchter, Lampen und Wandarme rein nach ästhetischen Gründen zu gestalten, ohne Rücksicht darauf, wie sich das von den verwendeten Geleuchten ausgestrahlte Licht für den jeweiligen Verwendungszweck eignete, und welche Wirkung damit erreicht wurde. Dieser Zustand des planlosen Nebeneinanderhergehens ist heute glücklicherweise überwunden. Gestützt auf die Forschungen und Angaben der Lichttechniker, konnte der Künstler die vielgestaltige Verwendungsmöglichkeit der elektrischen Glühbirne zu immer neuen Wirkungen verwenden und gelangte damit zum raumerklärenden Architekturlicht und schließlich zur raumgestaltenden Lichtarchitektur, wie wir sie heute bei neueren Bauten in manchmal geradezu glänzend gelungener Weise angewendet sehen. Die segensreiche Gemeinschaftsarbeit der Lichttechniker und Künstler kommt auch in der neuzeitlichen Straßenbeleuchtung immer mehr zum Ausdruck. Sie erreicht heute schon wundervolle Wirkungen bei festlichen Anlässen, wenn die Fragen nach den Kosten, die im Alltagsleben einer großzügigen Beleuchtung der Städte hinderlich im Wege stehen, einmal ganz oder doch weitgehend außer acht gelassen werden können und der Künstler ganz seinen Intentionen folgen darf. Außer den üblichen Geleuchten für die Straßen und Plätze wie Freistrahler, Breitstrahler, Tiefstrahler und Flachstrahler, die je nach den örtlichen Verhältnissen und nach der gewünschten Beleuchtungsfläche angewendet werden, hat der moderne Lichttechniker noch eine andere Lichtquelle in Reserve, die in der Hand eines Künstlers märchenhaft schöne Wirkungen hervorzuzaubern vermag. Diese Lichtquelle ist ein scheinwerferartiges Gerät, mit dessen Hilfe das sogenannte Flutlicht erzielt wird. Das Flutlicht wird verwendet zur Anstrahlung von Gebäudefassaden, Denkmälern, Kirchen, Brücken, Burgen usw. Die zu beleuchtenden Baulichkeiten werden möglichst unter einem Winkel von etwa 90 Grad angestrahlt; das Licht ist weich und ruhig und überflutet gleichmäßig ziemlich große Flächen. Aus dieser Eigenschaft heraus hat sich auch die Bezeichnung Flutlicht entwickelt. Bei Festbeleuchtungen bildet das Flutlicht stets eines der wirksamsten Geleuchte, da die stark beleuchteten Flächen der Baulichkeiten, die sich strahlend aus der umgebenden Dunkelheit hervorheben, die Aufmerksamkeit der Passanten in besonderer Weise auf sich lenken und sehr nachhaltige Eindrücke hinterlassen. Heute bilden „Städte im Licht“, wie sie sich bei festlicher Beleuchtung darbieten, noch die Ausnahme. In einigen Jahrzehnten wird bei dem Großstädter das Lichtbedürfnis so stark entwickelt sein, daß er Straßen und Plätze nur noch in strahlender Beleuchtung sehen will und die höheren Kosten dafür auch willig tragen wird.

Ernst Trebesius.

Sorins Bildniskunst.

Der Fall liegt wirklich ungewöhnlich. In ganz kurzer Zeit ist auch in Deutschland der Porträtist Savely Sorin, von dem wir einige Frauenbildnisse auf Seite 695 wiedergeben, berühmt geworden, obwohl man noch gar keine Originale von ihm zu sehen bekommen hat. Aber schon sind allerlei irrige Schlagwörter über ihn im Umlauf. (Nebenbei: Schlagwörter, die den Nagel auf den Kopf zu treffen scheinen, erweisen sich sehr bald als schief und leer. Um wieviel mehr Schlagwörter, die aus der Nachfrage nach Klischees entstanden sind!) So heißt es von Sorin, er wäre „der Maler der oberen Zehntausend“. Gewiß, es sind immer die Leute mit den hohen Zahlen, die hoch zahlen. Leute, die nicht meinen, daß sie mit dem Ankauf eines Autos bereits alle ihre „kulturellen Bedürfnisse“ befriedigt haben, sondern sich den Luxus leisten, von berühmten Malern sich abkonterfeien zu lassen. Sieht man aber die Galerie seiner bekannt gewordenen Bilder an, so sind es Maler vom Montparnasse, Schriftsteller, Tänzerinnen, Schauspielerinnen, junge Mädchen von charakteristischer Physiognomie. Auch das Wort „der Maler der schönen Frauen“ ist eine Irreführung. Gewiß, er hat auch etliche schöne Frauen gemalt. Das kann jedem Maler passieren. Aber sein „Ideal“ ist durchaus nicht die „schöne Frau“. Ich brachte ihn vor ein paar Jahren zu einer schönen russischen Filmschauspielerin, die darauf „brannte“, von Sorin gemalt zu werden. Ich war gleichfalls vom irrigen Glauben befangen, dies wäre doch eine Schönheit für Sorin. Aber ich hatte ihn unterschätzt. Er weigerte sich, und es wurde nichts. „Die ist so seelenlos, daß man sie nicht schön nennen kann.“ Und er hatte recht. Eher könnte man sagen, Sorin ist der Maler der letzten romantischen Frauen. Nicht etwa, daß Sorin romantisch veranlagte Frauen malt. Aber er ist „der letzte“, der die Frau romantisch sieht. Indem er ihr ein zeitloses Gewand gibt und es stets (nicht nur, damit das Bild nicht „gleich unmodern“ wird) zu vermeiden sucht, sie zur Tagesleckerei zu machen, verleiht er auch ihrem Wesen und ihrer Art (vulgo Seele genannt) eine Damenhaftigkeit und Weiblichkeit, eine Milde und Kühle, eine äußere und innere Sauberkeit, die den Geschmack und die Richtung des Tages und ihrer „Zeit“ überleben. Seine Frauen sind zeitlos, weil sie in keiner Hinsicht der Mode unterworfen sind. Die Hast und die Gier des Tages, die Eitelkeiten und die Jagd nach all dem, was der Augenblick als schön und begehrenswert diktiert, das scheinen sie abgestreift und vergessen zu haben. Sie erwecken den Eindruck, als ob das Gestern in ihnen noch lebe und sie mit dem kommenden Tag im Bunde sein — also sind sie auch für das Heute im Recht, auf dem rechten Wege. Es ist auch klug: denn eine Frau durch ein modisches Porträt, durch Kleidung und Ausdruck an die Mode des Augenblicks festzunageln, ist eine Verständnislosigkeit der Frau gegenüber. Die Frau ist dem Wandel unterworfen. Nicht wie der Mann, der eine folgerichtige Entwicklung durchmacht, um dennoch sich treu zu bleiben, sich zu steigern und zu steigen, ist die Frau vielmehr darauf eingestellt, sprunghaft, schier ohne Übergang den Einflüssen zu gehorchen, immer eine andere, eine neue zu sein. Daher schafft, verbraucht und überwindet sie so schnell, so eifrig und so sicher eine jegliche Mode. Nicht nur die

Mode in der Kleidung. Ihr Wesen, ihre Art, sich zu geben, ihre Anschauungsweise, bloß nicht ihr Temperament. Indem Sorin die Frau „nicht beim Worte nimmt“, nicht die Physiognomie und die Mentalität des Augenblicks fixiert, sondern die destillierte, kristallisierte Gestalt gibt, ihr, im gewissen Sinne, ideales Antlitz hervorholt, zeigt er die ideale Frau, das heißt — die Dame. Die Dame — das ist die Frau, der man alles zutraut und nichts nachweisen kann.

Pawel Barchan.

Tätowierungen.

(Vgl. die Bildertafel auf Seite 704.)

Unter den zahllosen Schmuckbräuchen, die die Menschheit übt und schon seit den frühsten Daseinstagen geübt hat, ist uns dem Ursprung nach keiner rätselhafter als die weltweitverbreitete und, wie wir heute wissen, schon eiszeitliche Sitte der Tatauierung oder, wie man früher schrieb, Tätowierung. Das Wort „tatau“ stammt aus Tahiti und bedeutet eigentlich „gerade gezogen“; man bezeichnete im besonderen damit die kunstgerechte Linienführung, die gewisse, kammähnlich gezähnte Instrumente in der Hand Geübter auf der Haut zu Schmückender erzeugen. Bei jedem uns unverständlichen Tun der Naturvölker legt sich der Ethnologe heute die Frage vor: Können mystische Vorstellungen den Brauch veranlaßt haben, oder geht er auf irgendwelche natürliche Beobachtungen zurück? So weist denn auch bei unserm Problem ein Teil der Völkerkundler darauf hin, daß Tatauierung sehr häufig eine Amtshandlung der Priester des betreffenden Volkes ist, und daß es sich demgemäß um eine symbolische Blutsverbrüderung mit der Gottheit bei solchem Brauche handeln könne. Andere Ethnologen sind unter Führung Karls von den Steinen der Ansicht, daß die Sitte aus gewissermaßen hygienischen Eingriffen entstanden sein möge. Steinen berichtet von den Indianern des Xinguquellgebiets (Zentralbrasilien), daß man dort schon den Knaben, „damit sie zum Schießen ein sicheres Auge und einen starken Arm erhalten“, mit einem Wundkratzer Gesicht und Oberarm bearbeite. Das Verfahren werde ausdrücklich als ein medizinisches hingestellt, und es sei ja auch klar, daß man sich in vielen Fällen derart durch Verminderung der Spannung und Entzündung der Haut — etwa wie beim Kratzen nach Insektenstichen — Linde-

DER HERR IM WINTER

Originalzeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von de Beck.

Die Herrenmode für den kommenden Winter unterscheidet sich von der zur Neige gehenden Saison vor allem in den Stoffdessins. Neben dem Karo, das bisher die Vorherrschaft innehatte, hält der Streifen wieder siegreichen Einzug; kleine und kleinste Punkte und geometrische Muster vervollständigen die Auswahl. Die Farbe Blau ist Favorit. Am einreihigen Tagesanzug bevorzugt man drei Knöpfe, deren mittelster geschlossen wird, während am Zweireiher das bisher übliche dritte Knopfpaar wegfällt. Pattenlose Taschen, spitze Reverse und Hosen ohne Umschlag beginnen sich durchzusetzen. Außer dem Ulster wird der Herr, besonders für Auto und Reise, einen flotten englischen Flauschmantel mit vier Knopfpaaren und breitem Ringgurt tragen.

rung verschaffen könne. Die medizinische Wissenschaft bezeichnet solche auch von ihr noch geübte Heilmethode als Skarifikation (blutiges Schröpfen), und tatsächlich finden wir sie in Amerika, Afrika und in der Südsee ziemlich weitverbreitet. Es gibt jedoch meiner Ansicht nach noch eine viel natürlichere Erklärung des Ursprungs unsrer Sitte: die Tatauierung dürfte aus dem Narbenschmuck entstanden sein, die Narbe aber erhielt den Rang eines auszeichnenden Schmucks erst, als man im Kampfe erworbene Narben für ehrenvoll zu schätzen begann. Zahlreichen Naturvölkern gilt die Kampfnarbe — ganz so wie unsrer studentischen Jugend der „Schmiß" — als eine Art von Tapferkeitsmedaille, und bei vielen Negerstämmen beispielshalber ist es Sitte, solche Narben für mutige Taten zu verleihen. So darf der Herero (Südwestafrika) sich, wenn er einen Leoparden oder Löwen erlegt hat, mit dem Steinmesser einen langen Schnitt in den linken Oberarm machen. Die Tschuktschen (Sibirien) tatauieren sich durch Punkte auf Armen und Beinen die Zahl der getöteten Feinde, die Mentawei-Insulaner (Holländisch-Indien) durch Figuren auf der Stirn die Zahl der erschlagenen Gegner ein. Man darf also die Tatauierung wohl als künstlerische Weiterentwicklung des Narbenschmucks ansehen: gilt ja doch auch noch bei den europäischen Seeleuten usw. Tatauierung als Mutprobe. Nun hat die dunkle, stark pigmentierte Haut der Afrikaner, Australier und Melanesier eine pathologische, um nicht zu sagen, physiologische Besonderheit. Narben wuchern auf solch extrem dunkler Haut zu sogenannten „Keloiden"; sie treten wulstig hervor und geben einen ornamentalen Schmuck ab. Diese ganz dunkelhäutigen Völker gelangten also nicht zur Tatauierung, bei der ja die Kontrastwirkung zur Haut dadurch hervorgerufen wird, daß man irgendeinen Farbstoff in die Wunden einreibt. Fischgräten, Tierzähne, Dornen, Nadeln, knöcherne, äußerst fein gezähnte Kämme u. dgl. dienen zur Erzeugung der Muster, die bei manchen Südseevölkern, vor allem aber bei den Japanern, als ästhetisch wirkungsvoll bezeichnet werden dürfen. Bei den Polynesiern hebt die Tatauierung den Eindruck der Nacktheit geradezu auf. Manche Muster haben symbolische Bedeutung, andere dienen nur dem Schmuck, und häufig wählt sich der zu Tatauierende das Muster nach Vorlagen aus. Das trifft namentlich für die Halbkultur- und Kulturvölker zu. Vor noch gar nicht langer Zeit galt es in England und Amerika auch bei den Damen der Gesellschaft für „schick", eine kleine, künstlerische Tatauierung (Blume, Schmetterling u. a. m.) zu tragen.

Dr. Adolf Heilborn.

Wie viele Eiszeiten gab es im Diluvium?

Seit 1875 Torell in Rüdersdorf bei Berlin die sog. Schwemmlandablagerungen als Gletscherschutt einer riesigen Inlandvereisung erkannt hatte, fand man in tausendfacher Hinsicht die Vermutung an einem Riesenbeobachtungsmaterial bestätigt. Man weiß jetzt, daß in der unserer Jetztzeit vorangegangenen Zeitspanne wiederholt aus dem hohen Norden, Schweden und Norwegen, gewaltige Inlandeismassen, wie wir sie heute in der Arktis und Grönland noch antreffen, bis weit nach Mitteldeutschland, bis an unsere Mittelgebirge heran, vordrangen. Erst nahm man an, daß, aus noch unbekannten Ursachen, zweimal diese Eismassen sich nach Süden vorschoben. Dann fand man deutliche Anzeichen, die einen dreimaligen Vorstoß bewiesen. Und nun hat Geheimrat Jaekel in Greifswald vor nicht langer Zeit erkannt, daß viermal das Eis auf der Insel Rügen zurückgeschmolzen ist. Rügen muß also eine viermalige Vereisung erlebt haben. Wenn nun Rügen viermal eisfrei wurde, so muß natürlicherweise auch Norddeutschland viermal vom Eis befreit worden sein, also vier Eiszeiten erlebt haben, gleich dem Alpenvorland, das auch aus dem Gebirge heraus viermal mit Eiszungen überzogen wurde. Diese diluviale Vereisung des europäischen Nordens und Norddeutschlands wird nun von manchen Forschern, unter denen Geheimrat Geinitz in Rostock der bekannteste ist, als eine einzige und einheitliche Vereisung aufgefaßt, die nur Schwankungen von gewaltigem Ausmaß kannte. Wenn sich aber auf Rügen vier sog. Zwischeneiszeiten einschalten lassen, dann kann man wohl auch für Norddeutschland keine einmalige große Vereisung annehmen, sondern man muß mindestens mit drei in Norddeutschland und vier auf Rügen nachgewiesenen getrennten Eiszeiten rechnen.

R. Hundt.

Ein zwanzigjähriger Gedenktag der deutschen Luftfahrt: Hans Grades selbstkonstruiertes Motorflugzeug, mit dem der bekannte Flieger am 2. November 1908 zum erstenmal flog. Unten: Die Maschine beim Start. Oben: Beim Flug.

Hans Grade ist der erste Deutsche, der selbst ein Motorflugzeug in die Lüfte gesteuert hat, und der erste deutsche Konstrukteur eines geflogenen Motorflugzeugs. Schon am 19. September 1908 erschienen in der Presse die ersten Nachrichten von seiner Erfindung, die er als Einjährig-Freiwilliger der Pioniere zu Magdeburg, gefördert von seinem Kommandeur, gemacht hat, und dann brachten die Zeitungen vom 3. November 1908 folgende Notiz: „In Magdeburg ist Montag nachmittag der Ingenieur Grade mit seinem Flugapparat zum erstenmal aufgestiegen. Der Apparat hob sich anfangs anderthalb Meter hoch und flog 50 m weit. Beim dritten Versuch stieg er nach 100 m Anlauf bis zur Höhe von 8 m und flog eine Strecke von 50—60 m." Sein Flugzeug, ein Dreidecker, hatte nur 150, dann 125 kg Gewicht, von dem 50 kg allein auf den Motor kamen.

Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Umschlagbild dieses Heftes gibt ein Aquarell „Wetterhäuschen" von Jupp Olbertz, Leipzig, wieder.

Verwandlungsaufgabe.

Poet — Riga

Das erste Wort soll, ohne die Stellung der Buchstaben zu ändern, so in das zweite verwandelt werden, daß man immer nur einen Buchstaben durch einen andern ersetzt. Jeder Buchstabe darf im Worte nur einmal vorkommen.

Silbenwahlrätsel.

Freiübung — Kandelaber — Magdalene — Legende — Ohnmacht — Erbübel — Wittenberge — Sellerie — Norwegen

Den vorstehenden Wörtern ist je eine Silbe zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Spruch ergeben.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4366.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4364

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Etzel, 3 Arndt, 5 Pest, 6 Route, 7 Fort, 9 Neid, 11 Osten, 13 Echo, 14 Geste, 15 Norma, 17 Hobel, 19 Kalif, 22 Glut, 23 Rotor, 24 Lava, 25 Lias, 26 Stute, 27 Samt, 28 Radio, 29 Orden; senkrecht: 1 Essig, 2 Lotse, 3 Athen, 4 Tosca, 5 Pony, 8 Trog, 10 Depot, 11 Otter, 12 Notar, 13 Email, 16 Igel, 17 Husar, 18 Lotto, 19 Konto, 20 Fasan, 21 Bart.

Schüttelrätsel: Urne — Rune.

Silbenrätsel: 1 Dresden, 2 Immergrün, 3 Erato, 4 Wolkenbruch, 5 Auslandpaß, 6 Haarlem, 7 Raubritter, 8 Eiszeit, 9 Erdbeere, 10 Hieronymus, 11 Rurik, 12 Fafnir, 13 Uhu, 14 Rarität, 15 Cicero, 16 Hühnerhof, 17 Tattersall, 18 Geheimrat, 19 Elektrizität, 20 Hörrohr, 21 Taverne, 22 Niobe, 23 Irrlicht. — Die „wahre Ehrfurcht geht niemals aus der Furcht hervor."

Rumpfrätsel: Allah, Nelke, Neger, Anker, Baden, Erich, Radau, Gerät. — Annaberg — Herrnhut.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35 Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

FRANZ SCHUBERT ZUM GEDÄCHTNIS

LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

A. A. NR·4366 ★ 15·NOVEMBER·1928

PREIS DIESER SONDERNUMMER: 1.50 REICHSMARK

Illustrirte Zeitung

Nr. 4366. 171. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 15. November 1928.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7 bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.50 RM. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Ein sicherer Schutz

gegen *Feuchtigkeit* und

lästigen *Geruch* in der Achselhöhle

Die größte Sorge bereitete von jeher der gepflegten Frau die starke Transpiration in der Achselhöhle.

Nun ist es gelungen, nach ärztlicher Vorschrift ein wohltuendes antiseptisches Präparat herzustellen, das, zweimal wöchentlich mit Watte oder den Fingerspitzen aufgetragen, die Achselhöhlen trocken und geruchlos erhält. Dabei wird die gesunde Tätigkeit der übrigen Drüsen in keiner Weise behindert.

Sie bekommen Odo-ro-no in Parfümerien, Apotheken, Drogerien, Friseur- und allen einschlägigen Geschäften für 2.25, 3,75 und 7,50 M., Odo-ro-no Creme 1,75 Mark

ODO-RO-NO

Senden Sie diesen Abschnitt ein!

Importhaus Van Dam, K.-G., Abt. JZ 16
Berlin, Leipziger Str. 72-74

Bitte senden Sie mir eine Probe Odo-ro-no
Ich füge 20 Pfennige in Briefmarken bei.

Name ....

Adresse ....

Hand-Arbeiter

Geistes-Arbeiter

Dein erfrischendes tägliches Bad vermittelt Dir schnell und billig

Vaillants Wand-Gasbadeofen

„Geyser" Nr. 160

„Das Einheitsmodell"

Illustr. Katalog C. 19 kostenlos

★

Bezug nur durch Fachgeschäfte

Joh. Vaillant · Remscheid

108 JAHRE

IRMLER

FLÜGEL · PIANINOS

LEIPZIG C.1 / LEPLAY-STRASSE 10a

(Nachweis der nächsten Vertretung auf Anfrage)

„Wer erst mal herangeholt ist an die Schaufenster

durch den „Aktuellen Bilderdienst" und dessen interessante Bilder aller Art besieht — **muß** unwillkürlich auch die Schaufenster-**Auslagen** sehen!"

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe.

„Aktueller Bilderdienst", Verlag von J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1—7.

Ein prachtvolles Weihnachtsgeschenk

ist die KAYSER-Nähmaschine mit dem vielbewunderten Kabinett-Möbel. Prachtvolle Ausstattung. Konkurrenzloser Preis, bequeme Teilzahlung.

KAYSER

Reichillustrierte Prospekte kostenlos.

Kayserfabrik A. G., Kaiserslautern 38 J.

GIMPEL

IHAGEE

PATENT KLAPP-REFLEX

für Wintersport-aufnahmen.

Die Ihagee-Patent-Klappreflex ist eine sogenannte **Vollbildreflex**, weil sie das Bild in der **vollen Bildgrösse** zeigt, im Gegensatz zu der Mehrzahl anderer Konstruktionen, die nur einen Bildteil geben. Trotzdem ist die Ihagee die kleinste, leichteste und stabilste, mit einem Griff aufnahmebereit. Der Spiegel kommt stets automatisch in seinen Stand, sowohl beim Öffnen der Kamera als bei abwechselnder Benutzung für lange und kurze Zeit sowie Momentaufnahmen.

Es gibt nichts Besseres!

Katalog gratis auf Verlangen!

Beifügung unserer Photoliteratur Band 2 „Wie photographiere ich" von Wirkl. Rat Prof. Emmerich gegen Einsendung von RM. 0.50 auf Postscheckkonto Dresden 12306.

Ihagee Kamerawerk Steenbergen & Co.

DRESDEN-STRIESEN 147.

AUREOL

seit 32 Jahren anerkannt beste

Haarfarbe

färbt echt und natürlich in allen Nuancen vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz

Probekarton zu 1 Portion .... M. 1.75
Probekarton zu 2 Portionen .... M. 3.15
Original-Karton zu 4 Portionen ..... M. 5.25

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN, Markgrafenstr. 26.

Ueberall erhältlich.

Illustrirte Zeitung

DIE SYMPHONIE

Ausschnitt aus dem Gemälde von M. v. Schwind (1852) mit Schubert und seinen Freunden (links) und Moritz v. Schwind (am Spinett).

(Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G., München.)

NACH EINEM GEMÄLDE VON WILHELM AUGUST RIEDER
IM BESITZ DER STÄDTISCHEN SAMMLUNGEN IN WIEN

Die „Unvollendete“ — die Parabel von Schuberts Leben

VON MAX HAYEK

Als ich im letzten Sommer — es war im Wiener Burggarten, unweit der Straßen, in denen Schubert geboren wurde und starb — die H-Moll-Symphonie hörte, die zauberische „Unvollendete“, da war mir, als ob sich in den Klängen dieser schwermütig heiteren oder feierlich bedeutenden Melodien das Leben des unvollendet Dahingegangenen spiegle, als ob diese süße, wundervolle Musik Schuberts Scheidegruß an eine schöne Welt wäre, von der er zu früh fort mußte und doch gerne fortging.

Bange, dunkle Fragen leiten das Allegro moderato des ersten Satzes ein. Allegro moderato: die gemäßigte Schnelle, mit der Schuberts Leben abrollte. Das Antlitz der Schicksalssphinx taucht, verhüllt und offenbar zugleich, aus der Flut der Ewigkeiten. „Dasein ist Pflicht — und wär's ein Augenblick!“ Incipit Vita et Tragoedia! Drängende Tempi blühen auf, empor, empor strebt der Wille — schon ist der Knabe erwachsen, und blumenbestickt dehnt sich ein Frühlingsgelände. Wie schön ist diese Welt! Wie freundlich! Ein Gott hat sie geschaffen, ja, ein Gott, der Freude schenkt ohne Maß! Da — furchtbare Schläge dröhnen: ein Nachtgesicht erscheint. Sonnenlos ist plötzlich das Gefild, schwerer Schatten senkt sich nieder. Schrecklich und nüchtern ist das Leben geworden, in der ein Träumer als Fremdling wohnt, nackt und bloß, in Armut geworfen. Aber nein — dort — ein Lichtblick! Hoffnung leuchtet mit hellem Stern voran — süße Melodie aus holden Tagen tönt hold herüber und gibt Zuversicht! „Behaupte dich, Mann!“ so spricht sie. Und er schreitet weiter, ein entschlossener Kämpfer. „Wohin der Weg? Zu welchem Ziel?“ Die Frage wirft sich ihm entgegen. „Weiter, immer weiter — neuem Kampfe zu!“ antwortet der Mann. „Auch Kampf ist gut, kämpfend nur gewinnt der Mann das Leben!“ Neuer, furchtbarer Abbruch! Sorge, Krankheit, Verzweiflung schlagen dem Kämpfer die Waffen aus der Hand. Aber schon entflammt ihn neuer Mut: der holde Klang umweht ihm die heiße Stirn, belebt seinen Glauben! Er will es aufnehmen mit allen Gewalten, will allen Schlägen des Lebens sich gewachsen zeigen. Vorwärts führt der Weg, immer vorwärts. Wie mächtig die Angriffe des Gegners seien: vorwärts durch alle Wetter und Verhängnisse! Vorwärts! Die süße Stimme singt dem Kämpfer immer wieder trostreich und belebend zu — er siegt, er schlägt alles Feindliche nieder, das hindernd und hemmend ihm entgegensteht. Ja, es ist schön, zu kämpfen und zu siegen! „Wozu? Wozu?“ fragt wohl der Innehaltende. „Was bist du, Geschick? Wer bist du, ewige, unergründliche Macht, die mich kämpfen und siegen heißt?“ — „Ich bin!“ tönt Antwort aus dunklen Wolken zurück. Und schwere, gewaltige Schläge wiederholen: „So muß es sein!“ Doch aufrecht steht der Kämpfer, unbezwungen. Er hat den Kampf mit Ehre bestanden.

Franz Schubert als Sechzehnjähriger. Kreidezeichnung von seinem Jugendfreund Leopold Kupelwieser aus dem Jahre 1813.

Schubert im Alter von 28 Jahren. Aquarell von Wilhelm August Rieder (Mai 1825). (Phot. Kunst-Verlag Wolfrum, Wien.)

Ruhvoll und im Frieden des Innern, waffenlos, schreitet er nun seine Straße. Andante con moto. Andante con moto: der Schritt, mit dem Schuberts Leben zu Ende ging. Blumen nicken ihm zu, er hat sich auch welche ins Haar geflochten, die Sonne küßt ihn als ihren erwählten Sohn, Engel umschweben ihn. Still und feiertäglich ist sein Wandern. Er fühlt, daß die Höhe mit ihm ist, die Kraft von oben. Er will niederknien und danken. Der Vater des Lebens ist ein Vater der Liebe — er hat uns seinen Garten gegeben, auf daß wir darin spielen mögen als glückliche Kinder. Dies denkt der Schreitende. Aber nein, er erinnert sich, ich war ja auch ein Kämpfer — tut sich da nicht ein anderes Gefilde auf? Nein, nein ... überall ist Gott, überall die Schönheit — laßt uns singen — eine Wanderung über Berg und Tal — über Auen und durch Wälder — wie süß ist's, so zu schreiten — der Burg Gottes entgegen! Kommt, wir wollen uns in die ewigen Gewänder der Güte huscheln — wir schreiten ja gerades Weges dem Allerheiligsten zu, wir kommen ihm immer näher, die Erde versinkt — einzelne, verlorene Klänge haben sich noch hergefunden — aber es ist schon Luft von anderer Welt da; noch durch diesen Streit: dann wird letzter Friede, die Gewißheit der Erlösung, dann bin ich zu Hause, lege das irdische Kleid ab — betrete die ewige Heimat — höre die Glocken — ja, dann ist aller Kampf vorüber. Dort schimmern die Zinnen der ewigen Stadt — ich bin zu Hause, bald, bald — ich ruhe aus, ruhe aus, ruhe aus! Der blaue Raum umfängt mich.

Dies waren die Bilder, die sich mir zeigten, als ich Schuberts H-Moll-Symphonie hörte, die „Unvollendete“.

Anders als Goethe oder Wagner, die ihren „Faust“, ihren „Parsifal“ vollenden und damit auch ihr Leben vollenden durften, hinterließ Schubert den tönenden Torso dieses großen edlen Werkes, das einen Höchstpunkt seines Schaffens bedeutet. Sie ist vollendet, diese „Unvollendete“ — und vielleicht war ihr nichts hinzuzufügen. Sie ist, so wie sie ist, ein Gleichnis von Schuberts Leben. Die Verklärung und der Abschied eines Genius, der unsere Welt mit dem Lächeln des Überwinders verlassen konnte.

Franz Schubert
Am 10. Juli 1821

Als Vierundzwanzigjähriger. Bleistiftzeichnung von L. Kupelwieser.

Schubert um 1827. Gemälde von Josef Mähler.

Franz Schuberts Lebensweg

VON DR. MAX UNGER

Hofraum in Franz Schuberts Geburtshaus, ehemals Himmelpfortgrund Nr. 72 („Zum roten Krebsen"), jetzt Nußdorferstraße 54 im IX. Wiener Bezirk.
Oben: Straßenfront von Schuberts Geburtshaus. Über der Tür die Büste des Komponisten, rechts von der Tür die Gedenktafel.

Kein anderer deutscher Tondichter hohen Ranges hat so wenig Zeit gehabt, seine künstlerische Sendung zu erfüllen, wie Franz Schubert. Nur 11 Jahre durfte er seiner Muse allein dienen. Wie arm an äußeren Ereignissen, so armselig war dieses Dasein wirtschaftlich und doch wieder so reich an inneren Erlebnissen und äußeren Schaffenswundern.

In den engen Verhältnissen eines mit vielen Kindern gesegneten Schullehrerhauses der Wiener Vorstadt Liechtenthal wird Franz Schubert am 31. Januar 1797 geboren. Die musikalische Begabung äußert sich schon in den frühen Kinderjahren. Der Vater, der älteste Bruder Ignaz und ein Chordirigent Holzer unterrichten ihn vom achten Jahre ab im Geigen-, Klavier- und Orgelspiel und in den Anfängen der Harmonielehre. Eine frische Gesangsstimme und seine besonderen musikalischen Anlagen verschaffen dem Elfjährigen den Eintritt in die Hofkapelle und das Stadtkonvikt, wodurch er gleichzeitig Schüler des Akademischen Gymnasiums und Musikzögling des Hoforganisten Ruczizka, später auch des Hofkapellmeisters Salieri wird. Spielend lernt er bei diesem den musikalischen Satz, und für seine frühesten eigenen Schaffensversuche, die in die ersten Konviktsjahre fallen, wird ihm seine Mitwirkung im Schülerorchester als Geiger sehr nützlich. Im Sommer 1813 kehrt der Jüngling nach Liechtenthal zurück, tritt in die Fußtapfen seines Vaters und wird Schulmeister. Der Hauptgrund dafür ist, dem damals vierzehnjährigen Militärdienst zu entgehen. Aber Schulgehilfe ist er nur nach außen hin, und in den drei Jahren seiner Schulmeisterei, von 1814—1817, schreibt er unter andern nicht weniger als acht Opern, fünf Symphonien, vier Messen und eine ganze Reihe von Liedern. Höchst verwunderlich ist es da, daß er daneben schon damals noch Zeit zu freundschaftlichem Verkehr mit anderen strebsamen jungen Leuten findet.

Schon vom Konvikt her rührt die Bekanntschaft mit dem späteren Hofrat Josef v. Spaun, der ihn dort mit Notenpapier versorgte, mit den Juristen Albert Stadler und Anton Holzapfel und dem Dichter Johann Senn. Am Ende dieser Zeit tritt auch der Dichter und Bücherzensor Johann Mayrhofer in seine Lebenskreise, und dem Schulgehilfen wird von Spaun der Dichter Franz v. Schober — damaliger Student — als neuer Freund zugeführt. Spaun trachtet, Goethes Aufmerksamkeit durch Übersendung eines Liederheftes auf Schubert zu lenken; aber der Dichter antwortet nicht einmal. Der Freund sucht auch Breitkopf & Härtel als Verleger zu gewinnen und schickt als Probe den „Erlkönig" ein. Die Folge ist einer der nettesten Witze der Musikgeschichte: Der Verlag wittert Mystifizierung oder Betrug; denn ihm ist als einziger Tonsetzer mit Namen Franz Schubert nur ein Dresdener Konzertmeister bekannt. Diesem sendet er das Stück mit der Bitte um Aufklärung zu und bekommt die folgenden klassischen Zeilen als Antwort: „Ich habe die Kantate ‚Erlkönig' niemals komponiert, werde aber zu erfahren suchen, wer dergleichen Machwerk übersendet hat, um auch den Patron zu entdecken, der meinen Namen so mißbraucht . . ." — Im Herbst des Jahres 1817 schüttelt Schubert, nicht gerade zur Zufriedenheit des Vaters, mit dem er schon manchmal wegen seiner Musikleidenschaft zusammengeraten ist, das Schulmeisterjoch ab und geht nach Wien, erteilt da Klavierunterricht und genießt häufig auch die Gastlichkeit seiner Freunde Mayrhofer und Schober, mit denen er zeitweise auch die Wohnung teilt.

Schuberts Vater. Unbezeichnetes Ölbild im Besitz des Schubert-Museums, Wien.

Eine feste musikalische Stellung zu bekommen, gelingt Schubert nicht. Schon von Liechtenthal aus hat er versucht, als Musiklehrer an der deutschen Normalschulanstalt in Laibach unterzukommen, wie es scheint, um ein geliebtes Mädchen heimführen zu können. Aber er erhält die Stelle ebensowenig wie das Vizehofkapellmeisteramt, das 1823 frei wird, und wie den zwei Jahre später erledigten Kapellmeisterposten am Kärntnertortheater. In einem mehr oder weniger festen Dienstverhältnis steht er nur, als er in den Sommermonaten der Jahre 1818 und 1824 der Familie des Grafen Johann Karl Esterházy als Musiklehrer nach deren Landsitz Zelesz in Ungarn folgt.

Mehr Glück als bei den Adressen in Weimar uud Leipzig hat freundschaftliche Verwendung jedoch bei dem gefeierten Wiener Hofoperntenor Johann Michael Vogl, einem feingebildeten und

Nebenstehend: Antonio Salieri (1750—1825), Schuberts Lehrer. Stich von A. Ehrenreich nach dem Gemälde von N. Schiavoni.

Wiener Jesuitenkirche mit Stadtkonvikt (rechts), in dem Schubert nach seiner Aufnahme in die kaiserliche Hofkapelle als Singknabe von 1808 bis 1813 lebte. Zeitgenössischer Stich in der Albertina, Wien.

„Deutsche Tänze" / Schubert lauscht in einem Gastgarten vor den Toren Wiens den volkstümlichen Tanzweisen, der Quelle seiner anmutigen Tanzkompositionen.

Farbige Radierung von Erhard Amadeus Dier. (Mit Genehmigung des Verlags Arthur Wolf, Wien.)

Vogl und Schubert am Klavier. Bleistiftskizze zu „Schubert-Abend bei Josef v. Spaun“ von Moritz v. Schwind.

gestaltungskräftigen Sänger. Ferner ersteht dem Tondichter in dem Beamten Karl Freiherrn v. Schönstein ein hochbegabter Mittler seiner Lieder. Das Verdienst, zum erstenmal ein Schubertsches Lied öffentlich gesungen zu haben, kommt aber Franz Jäger zu, einem Tenor des Theaters an der Wien. Der denkwürdige Tag ist der 28. Februar des Jahres 1819. Im folgenden Jahre wird sogar Schuberts Fleiß auf dem Gebiete der Theatermusik zum erstenmal durch Aufführungen belohnt: „Die Zwillingsbrüder“, eine einaktige Gesangsposse, deren öder Text von einem Theater-

Die Gräfinnen Karoline und Marie Esterházy mit ihrem Bruder Albert. Nach einem Aquarell von Johann Schindler, um 1820.

sekretär Hofmann stammt, wird im Kärntnertortheater im ganzen sechsmal und „Die Zauberharfe“, ein dreiaktiges „Dekorations- und Maschinenstück“ des gleichen Textmachers, mit den Musiknummern des Tondichters trotz ihrer läppischen Vorgänge sogar zwölfmal gegeben. Auch sonst tritt Schubert von nun an immer häufiger mit seinen Werken an die Öffentlichkeit. Vom Wiener Musikverein wird sein 23. Psalm gebracht, und Aufführungen weiterer Lieder und Chorwerke folgen. — Der Vierundzwanzigjährige darf endlich seine ersten Werke im Druck erscheinen sehen. Aber kein Verleger hat sich daran gewagt, sondern ein gleichaltriger Jurist namens Leopold v. Sonnleithner leitet, nachdem er sich bei zwei Verlegern einen Korb geholt hat, eine Subskription auf den „Erlkönig“ ein und gibt ihn Cappi & Diabelli in Kommission. Die Sache schlägt ein, und so kann in rascher Folge ein Dutzend Liederhefte veröffentlicht werden. Leider läßt sich der geschäftsunkundige Künstler bald von Diabelli herumkriegen und verkauft dem das Eigentumsrecht für lumpige 800 Gulden.

Karl Freiherr v. Schönstein. Lithographie von Josef Kriehuber (1841). (Im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde, Wien.)

Der Glieder an der Kette von Schuberts Freunden werden immer mehr. Die Maler Moritz v. Schwind, Leopold Kupelwieser und Ludwig Schnorr v. Carolsfeld, die Dichter Eduard v. Bauernfeld und Franz v. Bruchmann, der Pianist Josef v. Szalay, später auch Franz Lachner und andere treffen sich mit Schubert und seinen alten Freunden zu geselligem Trunk und künstlerischem Austausch im Gasthaus „Ungarische Krone“ oder zu Ausflügen nach St. Pölten, Atzenbrugg (Niederösterreich), Linz. „Schubertiaden“ heißen diese Zusammenkünfte: denn der Tondichter ist die Hauptperson. Auf den Verkehr in so lustiger Gesellschaft ist auch die Entstehung seiner Walzer, Ländler und sonstigen Tänze zurückzuführen. Aber über die Grenzen Österreich-Ungarns kommt Schubert niemals hinaus, denn außer seinen Ausflügen mit den „Schubertianern“ und seinen beiden Aufenthalten in Zelesz besucht der große Naturfreund, der er ist, mit Vogl oder anderen etwa nur noch Kremsmünster, Steyr, Linz, Gmunden, Gastein und Graz. Mit Graz verknüpfen ihn enge Bande. Auf Betreiben zweier dortiger Freunde, Anselm Hüttenbrenners, des Vorsitzenden des Steiermärkischen Musikvereins, und dessen Sekretärs, Dr. Johann Jengers, wird Schubert Ehrenmitglied der Gesellschaft. Dafür schickt er Hüttenbrenner durch dessen Bruder Josef die Partitur der „Unvollendeten“ in H-moll; Anselm verwahrt sie in seinem Pulte, und sie bleibt jahrzehntelang unbekannt. Erst 1865 wird sie von Johann Herbeck entdeckt und in Wien zum erstenmal aufgeführt.

Die unmittelbare Ursache der Reise nach Graz ist für den Tondichter jedoch eine Einladung des Advokaten Dr. Karl Pachler und seiner Frau Marie, der auch von Beethoven hochgeschätzten Pianistin. Beethoven selbst will in diesem Jahre 1827 nach seiner Krankheit dorthin reisen, geht aber den Weg in die Ewigkeit, und

Nebenstehend: Schuberts Zimmer. Diese Federzeichnung von M. v. Schwind zeigt die Klavierecke aus Schuberts Zimmer in der Wiener Inneren Stadt Nr. 330, Wipplingerstraße, wo der Komponist 1821 wohnte. (Schubert-Museum, Wien.)

Schloß Zelesz in Ungarn (jetzt zur Tschechoslowakei gehörend), wo Schubert in den Jahren 1818 und 1824 als Musiklehrer der beiden Töchter des Grafen Esterházy tätig war.

auch Schubert folgt etwa ein Jahr nach seinem Besuch in Graz dem von ihm hochverehrten Meister dorthin nach.

Über die Beziehungen der beiden Tondichter zueinander ist nicht viel bekanntgeworden. Sehr nahe sind sie, wohl wegen Beethovens Taubheit, einander gewiß nicht getreten. Zur vollen Erkenntnis von Schuberts Genie kommt Beethoven erst auf dem Sterbebette, wo er bei der Durchsicht seiner Lieder bewundernd ausruft: „Wahrlich, in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!" Dem Abgeschiedenen geben auch die Schubertianer das letzte Geleit. Danach sollen sie sich in einem Wirtshause getroffen und Schubert soll beim ersten Glase gesagt haben: „Auf den, den wir jetzt begraben haben!" Und beim zweiten: „Auf den, der der nächste sein wird!" Es ist wohl eine Legende, aber eine schöne.

Der nächste ist also Schubert selbst, der in den letzten Jahren oft krank war. Merkwürdig, daß sein Konzert, das einzige, das er überhaupt gegeben hat, durch Verschiebung auf den Jahrestag von Beethovens Tod, den 26. März 1828 fällt. Die Einnahme ist übrigens gut, die sonstigen wirtschaftlichen Aussichten auch denn man begehrt jetzt seine Werke in Verlag. Aber Anfang November erkrankt er selbst an Typhus; noch im Fieberwahn spricht er von Beethoven, und am Nachmittag des 19. November geht auch er heim. Aufs Grab ließ ihm Grillparzer die Worte schreiben: „Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz, aber noch viel reichere Hoffnungen." Sie sind mißdeutet worden, aber man muß wissen, daß viele der herrlichsten Werke des Tondichters bei seinem Hingang noch unbekannt waren.

Nebenstehend: Schubert, Lachner, Schwind und Vogl bringen einem Neubau ein Ständchen dar. Federzeichnung von M. v. Schwind aus der „Lachnerrolle".

Franz Lachner, Schubert und Eduard v. Bauernfeld in Grinzing beim Wein. Kolorierte Federzeichnung von Moritz v. Schwind (1862) aus der „Lachnerrolle".

Jagdgesellschaft in Ebenzweyer. In der Mittelgruppe links Franz Schubert. Federzeichnung von M. v. Schwind.

*

In der Art seines Schaffens ist Schubert nur mit Mozart zu vergleichen: Wie dieser, so „komponierte" er im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht, sondern die Melodien flogen ihm nur so zu, bedrängten ihn geradezu. Der Umfang seines Werkes ist unbegreiflich. Alle denkbaren Musikgattungen hat der Tondichter gepflegt: die Symphonie und andere Orchestermusik, alle Arten Kammer- und Klaviermusik, die Oper, das große geistliche Chorwerk, den weltlichen Männer- und gemischten Chor und das Sololied. Dieses wird nicht nur der Mittelpunkt seines Schaffens, sondern er gibt damit auch sein Eigenstes und Stärkstes. Keiner vor und nach ihm reicht auf dem Gebiete an ihn heran, und er hat überhaupt den modernen Typ dafür geschaffen. Die Einzelstücke seiner drei großen Zyklen eingerechnet, erreicht sein gesamtes Liederwerk rund 600 Nummern. Aber auch sonst ist der Tonsetzer in erster Linie Lyriker: als Symphoniker, Kammermusiker und Klavierkomponist; und man kann begreifen, daß diese Tugend gerade seinen Opern Eintrag tun mußte. Einzelnen Liedern und vielen seiner Tänze verdankt er eine Volkstümlichkeit wie kaum ein anderer musikalischer Frühromantiker, und wie stark und lebensfähig der beste Teil seines Schaffens ist, kann man daraus ersehen, daß ihm auch die antiromantische Welle unserer Zeit nichts hat anhaben können, daß vielmehr die Teilnahme dafür eher noch wächst denn abnimmt.

Gestern Mittwoch Nachmittag um 3 Uhr entschlummerte zu einem besseren Leben mein innigstgeliebter Sohn Franz Schubert, Tonkünstler und Compositeur, nach einer kurzen Krankheit und dem Empfange der heiligen Sterb-Sakramente, im 32. Jahre seines Alters.

Zugleich haben ich und meine Familie unseren verehrlichen Freunden und Bekannten hiermit anzuzeigen, daß der Leichnam des Verblichenen Freytag den 21. d. M. Nachmittags um halb 3 Uhr, von dem Hause Nro. 694 auf der Neu-Wieden in der neugebauten Gasse nächst dem sogenannten Bischof-Stadel in die Pfarrkirche zum heiligen Joseph in Margarethen getragen und daselbst eingesegnet werde.

Wien, am 20. November 1828.

Franz Schubert,
Schullehrer in der Roßau.

Schuberts Todesanzeige durch seinen Vater.

An Schuberts erster Begräbnisstätte: Schuberts Grabmal auf dem Währinger Friedhof in Wien.

Das Grabmal Franz Schuberts auf dem Wiener Zentralfriedhof, seiner jetzigen Ruhestätte.

Der Freundeskreis um Schubert

VON DR. KARL GEIRINGER, WIEN

Johann Baptist Jenger, Anselm Hüttenbrenner und Franz Schubert. Farbstiftzeichnung von Josef Teltscher (1827).

Das Genie ist meist ungesellig. Die Tiefe seines Fühlens, die Eigenart seines Denkens und nicht selten die herbe Sprödigkeit seines Wesens lassen es den vertrauten Verkehr mit Kameraden und Freunden meiden. Der wahrhaft große Mensch steht oft im Leben wie in seiner Kunst allein.

Schubert, der einfachste, anmutigste und natürlichste unter den überragenden Künstlern aller Zeiten aber ist von dieser fast gesetzmäßigen Vereinsamung frei geblieben. Er war von dem unersättlichen Streben nach Bildung, Liebe und Frohsinn erfüllt und suchte die Befriedigung dieser Wünsche vorzugsweise im vertrauten Umgang mit Freunden.

„Geselliger Verkehr", so erzählt der Dichter Mayrhofer in seinen Erinnerungen an Schubert, „war ihm nach vollendetem Tagewerk Bedürfnis; kein Festmahl, keine Unterhaltung gewährte ihm Genuß, wenn sie nicht durch gemütlichen Umgang mit Freunden gewürzt war." Der Meister hatte eine feste Tageseinteilung. Der ganze Vormittag, von zeitig morgens bis etwa 2 Uhr mittags, war dem Schaffen gewidmet. Der Nachmittag und der Abend aber gehörten Bekannten und Freunden. Da wurden gemeinsame Besuche und Ausflüge veranstaltet; ein Lesezirkel bildete sich, in dem von den lateinischen und griechischen Klassikern bis zu den jüngsten Erzeugnissen der romantischen Literatur alle Zeiten und Richtungen zu Worte kamen. Man sprach viel über Kunst und Philosophie und wenig über das unerquickliche Thema der Zeit: die Politik. Naturgemäß spielte die Musik in diesem Kreis eine hervorragende Rolle. Schubert brachte seine neuesten Klavierwerke und Lieder zum Vortrag, wobei der ausgezeichnete Hofopernsänger Vogl oder auch der tüchtige Dilettant Karl v. Schönstein sang. Den Abschluß aber bildete häufig ein fröhliches Tänzchen: Schubert, der selbst nie zum Tanzen zu bewegen war, spielte da unermüdlich, mit kurzen plumpen Fingerchen die Tasten zärtlich streichelnd, seine neuesten Deutschen und Ländler.

Es versteht sich von selbst, daß der Meister, dem die Freundschaft zum bedeutenden Inhalt des Lebens geworden war, einen Kreis um sich sammelte, der seines großen Mittelpunktes nicht völlig unwürdig war. An den Zusammenkünften, die bald in den Stammlokalen der Schubertianer — dem Gasthof „Zur ungarischen Krone", dem Café Bogner, dem „Grünen Anker" — bald in den Wohnungen der mit Glücksgütern reicher gesegneten Mitglieder des Schubertkreises, bald auch in der Nähe Wiens, vor allem auf dem reizenden Schloß Atzenbrugg (wo Freund Schobers Oheim Schloßverwalter war) stattfanden, nahm kaum ein mittelmäßig Begabter teil, doch gar mancher, dessen Namen in der Kunst besten Klang gewonnen hat. — Lassen wir nun die am stärksten hervortretenden Gestalten dieses Bundes an uns vorüberziehen: Schwind, nächst Schubert der Bedeutendste aus dem engeren Freundeskreis, war um sieben Jahre jünger als Schubert. Leidenschaftlich liebevoll, ungestüm begeisterungsfähig, „eine herrliche, reine Natur, nur immer in Gärung, als wollt' er sich aufzehren" (Bauernfeld), so erscheint der Künstler zur Zeit des Umganges mit Schubert. Von der künftigen Bedeutung ist bei dem jungen „Cherubin" — wie ihn die Freunde scherzhaft unter Anspielung auf die mädchenhafte Figur in Mozarts „Figaro" nannten — noch wenig zu verspüren. Doch sein jugendlicher Optimismus und sein unstillbarer Schönheitsdurst brachten ihn Schubert nahe. Schwind hat später die Zuneigung des längst verblichenen Tondichters vergolten, indem er ihn in zahlreichen Bildwerken — dem „Schubert-Abend bei Spaun", dem „Spaziergang vor dem Stadttor" und vielen anderen — verherrlichte.

Franz v. Schober.
Bleistiftzeichnung von L. Kupelwieser (12. Juli 1821) im Besitz der Familie Kupelwieser, Wien.

Josef v. Spaun.
Lithographie von Leopold Kupelwieser im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde, Wien.

Moritz v. Schwind.
Zeichnung von L. Kupelwieser, um 1821. (Familie Kupelwieser, Wien.)

Eduard v. Bauernfeld.
Lithographie von Josef Kriehuber, 1845.

Die wichtigste Rolle unter den Freunden Schuberts spielte Franz v. Schober, mit dem Spitznamen „Gott Mahadö". Schober war älter, reifer, weltgewandter und vor allem mit Glücksgütern bei weitem reicher gesegnet als seine Freunde. Er hat auf den verschiedensten Gebieten mit Erfolg dilettiert. Seiner Zusammenarbeit mit Schwind verdanken wir das reizende Blatt „Ballspiel in Atzenbrugg"; er schrieb für Schubert verschiedene Gedichte und das Textbuch von „Alfonso und Estrella". Schober vermittelte die für Schuberts Entwicklung so bedeutsame Bekanntschaft mit dem Sänger Vogl, und ebenso stand der ältere Freund dem Tondichter in schwierigen äußeren Situationen wiederholt mit Rat und Tat zur Seite.

Auch Josef v. Spaun, der Freund aus der Konviktzeit, suchte Schubert, soweit es in seinen Kräften stand, zu fördern. Er verfiel 1816 auf den kühnen Gedanken, Goethe ein Heft Schubertscher Lieder zu übermitteln. In dem schönen Begleitbrief heißt es: „Diese Sammlung wünscht der Künstler Euer Exzellenz in Untertänigkeit weihen zu dürfen. Selbst zu bescheiden jedoch, seine Werke der großen Ehre wert zu halten, einen, so weit deutsche Zungen reichen, so hoch gefeierten Namen an der Stirne zu tragen, hat er nicht den Mut, Euer Exzellenz selbst um diese große Gunst zu bitten, und ich, einer seiner Freunde, durchdrungen von seinen Melodien, wage es, Euer Exzellenz in seinem Namen darum zu bitten." Leider hat

Michael Vogl und Franz Schubert ziehen aus zu Kampf und Sieg. Bleistiftkarikatur von Franz v. Schober.

Leopold Kupelwieser. Handzeichnung in der Wiener Nationalbibliothek.

der Dichterfürst, dem ähnliche Briefe wohl allzu häufig zugingen, diese Sendung nicht weiter beachtet.

Zu den intimsten Freunden Schuberts zählte auch der Historienmaler Leopold Kupelwieser, dessen Darstellungen großen Stils heute ebenso fremd und akademisch auf uns wirken, wie uns seine duftig aquarellierten Schubertiaden und seine überaus feinen Zeichnungen Schuberts und seiner Freunde durch ihre packende Charakterisierung unmittelbar ergreifen. Kupelwieser hat namentlich in den Gruppenbildern das Wesen seines Freundes vortrefflich erfaßt, der sich von der allgemeinen Unterhaltung keineswegs ausschloß, doch an dem übermütigen Treiben der Freunde keinen unmittelbaren Anteil nahm. Diesen Wesenszug lassen auch die literarischen Berichte der Freunde erkennen. Schubert tanzt selbst nicht, doch er spielt bereitwilligst zum Tanz auf, einer allgemeinen Schneeballschlacht sieht er völlig untätig zu, und ein anderes Mal wieder hören wir, daß er in einer Gesellschaft von leidenschaftlichen Zechern der einzig Nüchterne war.

Der Dichter Eduard v. Bauernfeld wurde 1825 durch Schwinds Vermittlung mit Schubert bekannt. Bald war der Bund geschlossen. „Die drei Freunde blieben", wie Bauernfeld erzählt, „von dem Tage an unzertrennlich. Wie oft strichen wir drei bis gegen Morgen herum, begleiteten uns gegenseitig nach Hause — da man aber nicht imstande war, sich zu trennen, so wurde nicht selten bei diesem oder jenem übernachtet. Mit dem Komfort nahmen wir's dabei nicht sonderlich genau! Freund Moritz warf sich wohl gelegentlich, bloß in eine lederne Decke gehüllt, auf den nackten Fußboden hin . . . Wer eben bei Kasse war, zahlte für den oder die anderen. Nun traf's sich aber zeitweilig, daß zwei kein Geld hatten, der Dritte aber gar keins!"

Johann Mayrhofer war seinen Neigungen nach freiheitsliebender Dichter, doch in schroffstem Gegensatz dazu in seinem bürgerlichen Beruf Beamter der Zensurbehörde. An diesem inneren Zwiespalt sollte er zugrunde gehen. Mayrhofer endete 1836 durch Selbstmord. Der Künstler war für Schubert das Orakel in allen literarischen Fragen. Der Meister hat denn auch nicht weniger als 46 Gedichte Mayrhofers vertont.

Der Komponist Anselm Hüttenbrenner zählte zu den wenigen Klavierspielern, denen es vergönnt war, mit Schubert zusammen zu musizieren. Seinem Requiem, das schon anläßlich Beethovens Tod in Graz erklungen war, wurde denn auch die traurige Ehre zuteil, bei der Totenfeier für Schubert als letzter Gruß an den entschlafenen Meister in der Wiener Augustinerkirche aufgeführt zu werden.

Anselms Bruder, der Komponist Josef Hüttenbrenner, war Schuberts getreuer Famulus. Er trachtete, dem in allem Geschäftlichen unbeholfenen Künstler den Verkehr mit Verlegern und Theaterdirektoren zu erleichtern,

Die Schubertianer bei einer Landpartie nach Atzenbrugg. Aquarell von Leopold Kupelwieser. 1820. (Schubert-Museum, Wien.)

Josef Hüttenbrenner. Aquarell von Josef Danhauser (?). (Schubert-Museum, Wien.)

Josef Kriehuber. Selbstbildnis des Künstlers in der Nationalbibliothek, Wien.

Johann Michael Senn. Zeichnung von L. Kupelwieser, 1820. (Familie Kupelwieser, Wien.)

Franz Lachner. Lithographie von L. Staub. (Nationalbibliothek, Wien.)

sammelte die oft sorglos weggegebenen Manuskripte des Komponisten und wirkte, soweit es in seinen Kräften stand, für Anerkennung und Erfolg des Freundes.

Gleich Mayrhofer, vermochte auch der aus Tirol gebürtige Dichter Johann Michael Senn seinen Freiheitsdrang und sein Unabhängigkeitsbedürfnis nicht mit der herrschenden bürgerlichen Ordnung in Einklang zu bringen. Im Jahre 1820 wurde Senn „wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Trinkgelagen" aus Wien ausgewiesen. Schubert, der mit Senn schon aus seiner Konviktzeit herzlich befreundet war und auch Gedichte Senns vertont hat, protestierte leidenschaftlich gegen diesen Akt roher Polizeigewalt und zog sich damit — ohne dem Verurteilten weiter zu helfen — einen überaus strengen amtlichen Verweis zu.

Auch der Komponist Franz Lachner (seit 1826 Kapellmeister am Kärntnertortheater) zählte zu den näheren Freunden Schuberts und Schwinds. Seine einfache Natürlichkeit und hohe Musikalität gewannen ihm innerhalb des Freundeskreises alle Herzen. Schwind widmete ihm 1862 die „Lachnerrolle", die in reizenden Federzeichnungen Ausschnitte aus dem Leben der Schubertianer schildert.

Nennen wir noch von entfernteren Freunden den Dichter Franz Grillparzer, der auch späterhin Schuberts Grabschrift verfaßte, die Maler und Kupferstecher Wilhelm August Rieder, Josef Teltscher und Josef Kriehuber, denen wir kostbare Bildnisse Schuberts verdanken, den Beamten und vorzüglichen Klavierspieler Johann Baptist Jenger, der Schubert auf seiner Reise nach Graz begleitete, so haben wir die bedeutsamsten Erscheinungen aus Schuberts Freundeskreis kennengelernt.

Dieser Bund war, wie wir gesehen haben, nichts weniger als einseitig beschränkt. Er umfaßte Dichter, Maler und Komponisten, ausübende Künstler und tüchtige Dilettanten. Ihre Zusammenkünfte standen im Zeichen der Leitworte: Geist, Schönheit und Freude. Jeder steuerte das Seine dazu bei, und der Größte und Tiefste in der Runde wurde neidlos als das Oberhaupt anerkannt. Schubert trat in diesem Zirkel nur hervor, wenn er am Flügel saß, und doch hat er, lange bevor die Welt seine Bedeutung erkannte, den Zusammenkünften der Freunde seinen Namen gegeben und den Stempel seines Genies aufgedrückt.

Ein Austausch edelster Güter fand hier statt. Die Freunde gaben brüderliche Anteilnahme, Anregung und Zerstreuung, und der Meister lohnte ihnen durch Gewährung göttlicher Schönheit.

Schubert hat diesem Bund in seiner Kunst ein wunderherrliches Denkmal gesetzt. Denn das Erlebnis herzlichster Kameradschaft und treuester Freundschaft hat des Meisters Seele und damit auch seinem Werk jenen eigenen Zauber einfacher Güte und trauter Erdennähe verliehen, den wir als Schuberts eigenste Note bewundern. Schuberts Leben wie auch sein Schaffen wird von Freundesliebe begleitet und getragen.

Ballspiel in Atzenbrugg. (Vorn sitzend: Schwind, Vogl und Schubert.) Kolorierte Radierung von Mohn, Schwind und Schober. (Im Besitze der Gesellschaft der Musikfreunde, Wien.)

Der Spaziergang vor dem Stadttor.

Lithographie von Moritz v. Schwind in der Graphischen Sammlung Albertina, Wien.

Rechts vorn (sitzend) Moritz v. Schwind; der grüßende Herr hinten Franz v. Schober; in der Gruppe vor diesem Schubert (vorn) und Vogl (in der Mitte der Gruppe).

Schubert-Abend bei Josef v. Spaun.

Sepiazeichnung von Moritz v. Schwind, 1868. (Schubert-Museum, Wien.)

Das große Schlagwerk

Eine Schubert-geschichte von Rudolf Hans Bartsch

Es liegt ein Dorf an geruhigem Bezirkssträßlein im Süden von Graz, heißt Sankt Peter. Heute noch, hundert Jahre nach dem Tode des Unvergeßlichen, der auch dorthin kam, ist es ein recht versonnenes Bauern- und Kuhdorf, ohne Großzinskasten und ohne Industrie. Bloß ein paar schilfverwachsene Ziegelteiche, an deren beinahe romantisch anmutenden Steilufern die Lehmschwalben ihre Löcher haben, und in denen sommernächtens tausendstimmiger Froschgesang rumort, beschäftigen ein Dutzend Arbeiter, welche früher stets Italiener waren. Von ihnen her gibt es dort noch schwarzlockige Burschen und dunkeläugige Mädchen. Sonst ist das Land von einer unbeschreiblich stillen Sanftheit, die vor hundert Jahren bloß durch die alten Kostüme noch krippenspielbunter gemacht wurde.

Auf den Hügelhöhen gibt es Mandelbäume und Kirschlorbeer, in den Wäldern Edelkastanien, so mild ist dort die Lage, und nur in der Ebene, in die der rasche, eisenfarbene Gebirgsfluß Mur Kaltluft vom Oberlande der Tauern herbringt, gibt es rauhe Winter. Die Hügel schmiegen sich, weithin, die Ebene ostwärts entlang, haben Wiesen und Wälder und wundervoll weit schauende Höhenhäuser, von denen man den Schnee der Kärntner und Obersteirer Alpen bis in den Frühsommer hinein leuchten sieht, und hier und dort steht ein Mammutbaum, eine Sequoja, noch vor Franz Schuberts Zeiten von einem französischen Offizier gepflanzt, der unter Washington gefochten und sich später dort oben zur Ruhe gesetzt.

In diese hell- oder dunkelgrüne Welt schneidet aus mäßiger Höhe über der Ebene der schlanke Kirchturm des Dorfes hinein, das seinen Namen von den beiden großen Kirchenheiligen Peter und Paul trägt, denen es geweiht ist. Und dieser Turm mit seinem Zwiebeldach, über dem eine hohe und helle Laterne ein zweites Dächlein trägt, hat als Krönung einen vergoldeten, riesengroßen heiligen Petrus, der seine Schlüssel an sich drückt, weil sie ihm seitlich zu sehr in die blanke Luft hinausstehen. Ein Wunder, daß er sich nicht auch den Heiligenschein festhalten muß, denn der Humor des Turmbauers hat ihn als Wetterfahne statt des Petro sonst gewidmeten Hahnes gedacht, und bei schweren Böen dreht er sich herum; wetterwendisch, wie dieser Volksliebling ja stets auch im Leben gewesen. Man kann sich den Zauber dieses hohen, hübschen Turmes, der im Frühling meist nahe einem bändchenumwehten Maibaum in den Himmel hinauf will, kaum vorstellen. Die ganze Hügelreihe hat eine Art von frauenhaftem und lieb lächelndem Dahinlagern. Sie ist ein höherer, umgekehrter Kontrapunkt zur Silberpracht der wogenden Kornebene: des Bauernmeeres, des Friedsmeeres, an dessen Rande fremdschön die Pappeln stehen, bis zur Feldbrauerei Messendorf, die es damals noch gab; einem ehemaligen Jagdschloß, von dem, trotz seiner heutigen düsteren Bestimmung, die Windklapperräder bei Südost bis ins Dorf hineinplaudern. Das grünsilberne Korn wallt dann wellengroß auf, Sankt Peter ob dem Turmspitz dreht sich ein wenig und schimmert goldig. Ein paar Kühe brüllen, Dorndreher und Elster schwärmen die Hecken ab, und im Felde jagen sich die verliebten Hasen in völliger Sicherheit. Drüber die Himmelslerche. Wie denn diese ganze Welt ein halber Himmel und ein halber Traumspiegel irdischen Paradiesesfriedens ist.

Als damals Franz Schubert im Hallerschlössel des wackeren „Harengos" wohnte, ging er oft und gern den Breitenweg hinüber, oder Sankt Peters Pfarrweg, in das reizende Dorf, in dem, damals wie heute, das beliebteste Bier der Gegend ausgeschenkt wurde, neben dem allerbesten Wein. Dumpf donnerten die Kugeln in den kastanienüberblühten Gastgärten, hell schlugen die getroffenen Kegel auseinander.

Als er ein paarmal so hinter einem Glase geträumt hatte, war er dort, bei den stillzutraulichen Menschen, auch schon bekannt. Ja, als man gar erfuhr, er wär' ein berühmter Herr Musikus aus Wien, da mußte er in Sankt Peters Tempel dann und wann ein wenig zur Sonntagsmesse hinter die Orgel. Man erzählte ihm von den ländlichen Festen dieser Gegend, vom Bandeltanz, den er sich vorspielen ließ, vom Erntedankfest, das die Kirche in einen Girlandenwald von Herbstgaben aufs heiterste, schönste und bunteste verwandelte, und von den beiden anderen großen Festen, die so recht in diese Welt zwischen Hügel und Ebene gehörten: Fronleichnam, mit der Vormittagsprozession durch die leicht angesilberten, grünen Felder. Fahnen und Farben drunten, weite Bläue und ferner Bergschnee darüber. Und dann gar vom Kirchweihfest, dem Tage Petri und Pauli! Da war alles auf den Beinen, auf meist ein wenig unsicheren Beinen, wegen des herrlichen Hasenhüttler Johannimets, der wie ein Xereswein schmeckte. Solche Dinge zogen den Meister, der das Idyll, aber auch die große Landschaft innig liebte, magisch an, und immer öfter kam er. In der Kirche waren sehr schöne Stimmen. Das ist dort immer so gewesen. Besonders die Tochter des Grundbesitzers Graller sang — wie aus einem schönen Traume heraus, der einmal ganz nahe ist, dann fernhin entweicht.

Peter Graller, ihr Vater, ein großer und kräftiger Mann, bediente das Schlagwerk dabei, und zwar ausgezeichnet. Er brauchte gar keine Pausen zu zählen, da er alles auswendig kannte und ein feinstes Ohr für alle Rhythmen besaß, so daß ihm ein Fünfvierteltakt nicht das geringste Versehen bereitete. Nun war es aber so, daß beide Männer, Peter und Schubertfranzl, die gleichen Schwächen hatten: die eine für die Musik. Das war die edle. So was macht Kollegen. Die andere für Seßhaftigkeit bei einem guten Schoppen. Das macht Kameraden. Die dritte, eine wahre Knabenschwärmerei, für stilles Land aus Gottes Hand. So was macht Freunde, Brüder.

Daß Kathanerl Grallerin, die einzige Weibsperson neben dem verwitweten Peter Graller, jung, still wie die Wiesengegend und sanft und schön wie diese war, festigte diese Freundschaft noch mehr. Und wenn von Schuberts Besuchen in Sankt Peter in den Berichten um Haring und Pachler aus dem Hallerschlössel wenig die Rede ging, so geschah das darum, weil Schubert jede Gelegenheit, allein dorthinzukommen, hurtig und gar stillfeinlich ausnützte, sobald die Freunde in der Stadt geschäftlich angebunden waren.

Er wollte keine Zeugen.

Bloß die sonntäglichen Kirchenkonzerte ließen sich nicht verhehlen. Aber da Orgel und Musikanten so gut, da die Stimmen so schön waren, sah man dahinter nur Schuberts edlere Neigungen, während ihn, nach der Freunde Meinung, zur Hälfte ja doch die naturverbundenen, schattigen Gasthäuser hinzogen, mit dem guten Streinigschen Bier, mit dem Wein im Sternenwirtshaus oder bei Paar oder der sangesfrohen Frau Godinger.

So hatte er dort Ruhe. Sogar in seinem Herzen. Denn die schöne Kathanerl war so wie die Gegend. Unsagbar beruhigend, zur Andacht stimmend. Auch in der größten Liebe zur Andacht stimmend. Grallers Frau war eine Friesin, und das Seltsame, das damit zusammenhängt, erklärt sich daraus, daß Graller als österreichischer Artillerist mit Mack bei Ulm gefangen und nach Westfalen gebracht worden war, auf das Napoleon für seinen Bruder Jérôme die Blicke geworfen hatte. Die stille, blauäugige Frau träumte nur kurze Zeit in der Gegend umher und hatte beim Anblick der grünsilbernen Kornwellen solche Sehnsucht nach ihrem Wattenmeer, daß sie sich darüberhin in den Tod hinausträumte, wie sie denn, nach Art ihrer Landsleute, schon am hellen Tage hinaus ins Ewige zu träumen vermochte. Dieses Hellsehen war so, daß man ihr nachsagte, sie sähe zuweilen Künftiges leibhaftig vor sich. Und wenn es geschah, daß sie „wafelte", wie Graller das Wort dort oben gehört hatte, dann traf das Wachtraumbild immer zu. Sankt Peter war beinahe, in seiner österreichischen Kummerlosigkeit, erleichtert, als die seltene Schönheit ihre horizontblauen, überirdisch hellen Augen geschlossen.

Peter Grallern hinterließ sie als großes Kind, der das kleinere, Katharina Anna, mehr brauchte als dieses ihn. Denn Kathanerl war ernst, lebenswillig, klug und bedachtsam in allem.

Manchmal, wenn Schubert mit Grallern im Gasthause bei einem kühlen Glase im fast ebenso kühlen Kastanienschatten sparsam Wort und, halb sparsam, Schluck wechselte, dann kam sie herüber, Vatern zu ermahnen, er sollte sich nicht den Appetit verderben; es gäbe was Feines zu Mittag. Dann trank sie immer, einen Vogelzug klein, aus Franz Schuberts Glase, was dieser für eine hohe Ehre und Vertraulichkeit ansah. Denn sonst war sie fern und scheu.

Einmal berichtete sie ihm, so um das Läuten der Elfemesse herum, daß sie es heute versucht hätte, „Labs Kaus" zu bereiten, ein Gericht, das sie bei Muttern erlernt hatte, und das bei den deutschen Matrosen oben an der friesischen See beliebt wäre.

Graller fuhr aufgeregt empor: „Das kannst du nicht! Dazu warst du zu jung, als Mutter dich's gelehrt! Ich aber, ich bin immer neben ihr in der Räucherküche gestanden; ich hab's gelernt, ich kann's! Haben wir denn geselchten Rindskamm in der Speckkammer? Herr Gott! Labskausch! Herr Schubert, Sie sind unser Gast!"

„Es steht alles richtig bereit. Auch die Kartoffeln sind mit Zwiebeln zugesetzt, geschält, wie sie sein müssen. Bleiben Sie nur, Herr Vater!"

„Nein, da bleib' ich nicht. Kathanerl, setz' dich zum Herrn Schubert und trink mein Bier aus! Ich ruf' euch, wenn's so weit ist. Großer Gott, kommt mir das Dirndl auf die Idee! Labskausch! Wie lang ist das her, wie ..."

Und weg war er.

Schubert sah ihm liebevoll nach. „Ich mag Ihren Herrn Vater sehr gern, Kathanerl", sagte er dann und nahm einen Schluck des grünlich hellen Weines. „Und, wissen Sie? Am meisten gefällt mir an ihm das — er ist ein großes Kind, und doch hat er nie einen Rausch. Mit dem kann man sitzen bleiben. Und immer weiß er was Gescheites."

„Oh, manchmal hat er schon seinen Rausch", lächelte Kathanerl. „Aber einen ganz sonderbaren, so daß ich manchmal beinahe glauben könnte, ich wäre Vaters Mutter; so ein großes Kind ist er. Und gerade deshalb mag man ihn so gern, weil er so ein Kind ist, der starke Mann!"

„In dem Rausch möcht' ich ihn sehen", sagte Schubert neugierig und setzte sich aufmerksam zurecht, um mehr zu erfahren.

„In dem Rausch gerade werden Sie ihn nicht sehen," lachte Kathanerl leise, „weil Sie uns versprochen haben, zu Fronleichnam und zu Kirchweih bei uns am Chor zu sein."

„Ja, wer tät denn dann das Schlagwerk besorgen?" fragte Schubert enttäuscht. „Und warum kommt er denn g'rad dann net in die Kirchen?"

„Weil er dann das ganz große Schlagwerk besorgt. Und darauf g'freut er sich schon immer das ganze Jahr. Er schießt die Pulverböller ab."

„Was hat er denn mit so einer Knallerei für Freud'?"

„Ja, wissen Sie, das geht so zu: Er war Artillerist und hat bei Wagram gesehen, wie der Erzherzog Karl es dem Napoleon abgespitzt hat, die Kanonen in ganz große Massen zusammenzuziehen. Und in der Nacht bei Wagram, beim Sturm der armen Sachsen, die der Napoleon hinschlachten ließ für seine Zwecke, da hat er geholfen, den verzweifelten Versuch abzuschlagen. Fünfzehnmal mehr Kanonen und fünfzehnmal mehr Fahnen und Standarten als die Franzosen uns, haben damals zweimalhunderttausend Österreicher dreimalhunderttausend Franzosen unter einem Napoleon abgenommen. Das können Sie Vater oft beteuern hören. Und erst, als die Verstärkung unter Erzherzog Johann nicht gekommen ist, nach zwei Tagen Unbesiegtheit, da ist unsere Armee wie ein einziger Löwe, Front gegen den Feind, staffelweise zurückgegangen, und unser großes Schlagwerk hat, freilich im Tempo des Trauermarsches, den Franzosen Takt gelehrt. So hat er mir's erzählt. Sie haben sich nicht nachgetraut! Und Friede und Hochzeit mit Österreich hat der Napoleon geschlossen, weil wir's ihm bei Znaim g'radso gezeigt haben!

Anfang des Briefes an Schuberts Freund Leopold v. Sonnleithner.

Aus Schuberts Tagebuch.

Erste Seite des Liedes „Der Wanderer".

Der Titel „Der Wanderer" wurde dem Lied, das neben der Komposition des „Erlkönigs" zu Schuberts Zeiten seinen Namen am meisten bekannt gemacht hat, erst später beigelegt. Der Name „Werner" zu Beginn der Notenschrift ist das Pseudonym des Textdichters, H. P. Schmidts.

HANDSCHRIFTEN VON FRANZ SCHUBERT

Originale im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

So kann der alte Vater die alten Erinnerungen nicht lassen, und das Böllerschießen, als kindischer, schwacher Widerhall großer Erinnerungen, das ist ihm als Letztes verblieben."

„Ja, so", sagte Schubert träumend. „Jetzt versteh' ich's erst, wenn wir etwa einen Beethoven üben. Und ich find', daß der taube Genius zuviel Pauken nimmt. Da sagt er immer: ‚Zuwenig. Geh'n S' zu die Türken, Schubertfranzl. Und hören S' dort zu.' Und einmal oder zweimal hat er hier im Gasthaus gesagt: ‚Das ganz große Schlagwerk, es ist halt doch das Schönste — nach dem Donner des Himmels natürlich.'"

„Damit hat er die Kanonen von Aspern und Wagram gemeint", lächelte das schöne Mädchen. „Finden Sie ihn kindisch, Herr von Schubert?"

„Kindisch, wie einen Engel", lachte er. „So g'fallt er mir."

Da senkte das Mädchen seine horizontblauen Augen und schloß sie so, daß die Lider ein paar kleine Tränen sekundenlang verbargen. Es senkte den Kopf über Schuberts eine Hand, die auf dem Tisch ruhte, und ihre Lippen lagen, geschlossen und nicht etwa in deutlichem Kusse, ebenso kurze Zeit auf dieser gnadenspendenden Hand.

Ehe Schubert noch erschrocken fragen konnte: „Aber Fräul'n Kathanerl, was machen S' denn für Dummheiten?", war sie schon auf und rief über den grünen Zaun zurück: „Ich muß dem Vater helfen, ich ruf' Sie dann zum Essen!"

Und ihre blonden Zöpfe wehten hinter ihr her im letzten Maiwind, geradeso wie die bunten, lustigen Bänder hoch droben am Maibaum mit der blauen Luft scharmuzierten.

„Mädel! Du, Mädel!"

Aber ein kühler Wind rauschte in den Garten herunter, und dem Musikanten fröstelte es leicht ins heiß auflodernde Herz hinein. Sehr gedankenvoll saß er.

*

Ehe die Fronleichnamsprozession in die Kirche zurückkehrte, mußte er doch den alten Graller bei seiner Batterie sehen. Auch anderwärts hatte man ihm von dem alten Artilleristen erzählt, der das Knallen nicht mehr missen konnte. Diese mächtige und doch so rührende Erscheinung hatte für ihn zur Stunde noch mehr Bedeutung als bisher, denn in den Musikstunden mit Kathanerl war ihm das Herz um das Mädchen immer voller und schwerer geworden. Kathanerl hatte eine unbegrenzte Verehrung für ihn; aber er — wie stets von den Frauen als „Amant" im Stiche gelassen und abgelehnt zu werden, das fürchtete er. Er fürchtete es beinahe schon mit einer Art von schwermütigem Wahn. Er traute sich gar nichts, schon gar nichts mehr zu, von jenem leichten und munteren Talent, Mädchenherzen zu erobern. Und doch. Weil er Musikant und Künstler war, so ging's nicht ohne ein heißbewegtes Herze zu.

Er sah Kathanerl viel an. Sie sah ihm ernst, beinahe fragend oder bittend, aber geradeswegs und tief in die Augen — und keines redete von Liebe.

Da mußte er sich den Vater ein wenig zu gewinnen suchen. Und weil jeder wahre Mann ein Kind bleibt und ein Steckenpferdchen reiten muß, so suchte er auf einem solchen hinten mit aufzusitzen. Aber auch Sympathie und fröhliche Neugierde des lustigen Wieners trieben ihn zu seinem alten Kumpan unter den blühenden Kastanien, der jetzt, mitten in welliger Kornfeld- und Wiesenweite, wie ein Feldherr, seine Kanonenmassen geballt hatte. Freilich, es war nur eine einzige Batterie; aber dafür auch eine von sechs Geschützen! Vordem waren es nur drei gewesen. Er hatte da reformiert.

Aufrecht und geruhig stand er noch da. „Die langweilige Klerisei, die seit dem Altertum her mit ihrer katholischen Kirche nebst der Ewigkeit auch die Zeit in Pacht genommen hat!" Die zog dort, drüben erst, weit an den ersten Altar beim Sattlerhäuschen heran! Man hätte in Muße ein Maß Bier trinken können, bis man bloß die Lunte anblies.

Schubert stand neben dem Freunde. Er hatte völlig vergessen, warum er hergekommen, denn zu schön war der uralt heidnische Anblick dieser an die Luft gegangenen Katholizität!

Mein Gott, waren das Farben, war das ein Weihrauchziehen über Felder hin, durch Baumwipfel himmelwärts, bis zur Lerche hinauf, die oben den Gott der Liebe und des Frühlings hochlobte!

Blutrosenrote Fahnen wurden getragen und gemsenfarbene, blaßrötliche und weiße, esmeraldgrüne: Eine Farbe, die nach dem als unkirchlich verpönten Blau am schönsten gegen schwere Goldstickerei kontrastiert! Manches Rosa war vergilbt und verwaschen; sozusagen morbid; aber gerade diese Fahnen waren die schönsten. Und die bunten Kleider der Bauern, grün und rot! Und die weißen Mäderln, tief verschleiert, so daß man auf Hände und Füße sehen mußte, um zu erraten, welche wäre wohl die Schönste und Feinste?

Kathanerl übrigens wird er an der Stimme erkennen. Denn sie war auch da die Schönste und Feinste.

Wie wunderbar damals die völlige Verhüllung, die heute nicht mehr üblich ist! Denn auch die religiösen Korporationen kamen im Pilgergewand mit Sankt-Jakobs-Muschel und Pestkapuze, die bloß die Augen frei ließ. Und wie der Weihrauch dahinzog und alle Felder langsam übersegnete! Und nun schwankte der Himmel dem Altar immer näher. Da geriet der alte Graller in Erregung.

„Franzl, jetzt kommt das Schönste", sagte er. „Was ist die Musik gegen die Nachahmung der Stimme der Wolken in freier, schwerträchtiger Natur! Was sind die Pauken Beethovens gegen den Donner? Gib acht, wie das an den Hügelhalden weiterrollen wird. Franzl! Bei Wagram waren vierzehnhundert Kanonen in einem beisammen. Franzl! Wie die brüllten! Wie es ihnen in der Nacht feurig aus den Mäulern kam! Wie tags darauf der zähe Rauch immer noch über den Feldern lag und furchtbar kriegerisch roch! Franzl! Der Deutsche kann gar nicht leben ohne Pulver! Kanonen. Die sind seine Lieblingsmusik, bei der ihm das Herz, statt vor Angst zu vereisen, erst recht aufgeht. Und der Pulverrauch, der ist sein liebstes Parfüm! Ich, wenn ich Pulver riech', ich bin, als hätt' ich sechs Viertel besten neuen Weins in mir; nein, mehr. Franzl! Jetzt schweig aber endlich still!"

Der Alte hatte gar nicht bemerkt, daß Schubert bloß gelächelt und kein Wort gesagt hatte. Graller stellte sich in Positur, blies die Lunte ab, daß die Dochtglut mit dem Winde davonstob, und kommandierte:

„Numero sechse: — Feuer!
Numero fünfe: Feuer!
Numero viere: Feuer!"

Und so weiter. Bei Numero eins sagte er, beinahe in die Fistel schlagend: „Feu'r"!" Dann wandte er sich zu Schubert. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Schwefelhöllenhaft zog der Pulverrauch dem Weihrauch nach. Denn so braucht's die Kirche, die alle Menschenherzen kennt und umfaßt.

Schubert hatte, gerade noch zu rechter Zeit, die Hände von den Ohren weggenommen, die er daran gepreßt, um sie für die Musik brauchbar zu erhalten. Und auch sonst liebte er das Kartaunieren nicht so sehr. Aus der Ferne eher. Aber so nahe bei der Familie? —

Es war ein Glück, daß es der alte Graller nicht gesehen; er würde ihn als eines Schwiegersohns unwert befunden haben. So aber streckte er ihm, breit und herzlich, die gewaltige Rechte hin, während die Linke ein rotes Taschentuch über die reichperlende Sommerstirn führte.

„So was erinnert mich an Aspern! So was erinnert mich an Wagram, wo wir noch mehr geleistet haben, als bloß den Napoleon zu schlagen! So was erinnert mich an menschlichen Undank! So was erinnert mich an die deutschen Brüder, die nie wissen wollen, was Österreich ist, was Erzherzog Karl war, was der Franzl Schubert bedeutet! ‚Was kann Gutes kommen aus Galiläa', haben schon die Juden gesagt! Tröst' dich: In hundert Jahren jubeln die Urenkel dir zu und verachten ihre heutigen Vorerzeuger!"

„Was hab denn i' davon?" lächelte Schubert, indem er immer noch dem weißschleierigen Rauch, dem weißschleierigen Jungfrauenzuge und der Menschenlinie — und den bunten, blitzenden Instrumenten der Musikanten nachsah. Wäre nur schon die Kirche um ihn und über ihm! Und seine Musikanten bei ihm. Und die Orgel vor ihm. Und Kathanerl neben ihm!

„Was du hast davon? — Bleib net in Wien. Was Wien is', das braucht leichtes Zeug. Außer bei Hosen und Frack; da sein's solid! Bleib da. Schau, du bist an armer Musikant, i' a reicher Grundbesitzer. Wann i'n auch nur g'erbt hab. Aber das hab i' net vergessen, daß i' als armer Stückknecht bei der Artillerie ang'fangen hab. I' such mir kan' reichen Schwiegersohn. Die Kathanerl wär auch zu enterisch (jenseitig) für so an. Zu fein. Derhalten kann i' di schon. Arbeit' nur fein so weiter, und bald kannst es selber. Na — i' hab g'rad in meiner Begeisterung so daherg'red't, weil's d' mi so guat verstehgst. Und jetzt mach'. Schau, daß d' in d' Kirchen kimmst. I' muaß schiaßen. Der Kerscher dort drent hebt schon sein Stecken, das is' das erschte Zeichen."

*

Kathanerl stand neben Franz. Ihm zog es das Herz zusammen, daß dieses Mädchen seine verlobte Braut sein könnte, wenn er wollte, und — wenn sie wollte.

Aufbrauste die Orgel. Aufsang, aufschwang die Vox coelesta. Dann begann der Gesang, und Kathanerl sang, schöner und dem Himmel näher als vordem die Lerche so hoch dort oben. Schubert spielte wie im Traum. Aber er mußte schöner gespielt haben als je, denn als beide, ganz zuletzt und von den Fortströmenden allein gelassen, auf dem Chor standen, unter dem auf der Treppe noch die letzten genagelten Stiefel trampelten, da sagte sie zu ihm:

„Franzl, Sie werden unsterblich sein."

„Kathanerl, heute bin ich bloß sterblich verliebt."

Kathanerl wich ein wenig zurück.

„In deine Stimm', Kathanerl", verbesserte er.

Da blieb sie glücklich lächelnd stehen.

„Schau, du hast mir die Hand 'küßt. Darf ich dich auf die Lippen küssen?"

Kathanerl hielt still und bereute es nicht. Denn der Musikant aus dem sonst kecken Wien nahm ihre Lippen wie ein Sakrament für sich in Besitz. Dann gingen sie miteinander Hand in Hand über die Treppen hinunter, vorbei am Kircheninnern und seinem Altar, wo man sich einander fürs Leben verspricht — redeten nichts. Sie war ruhig, und sie war glücklich, daß er sie gern hatte. Ihm aber zitterten auf der steilen Treppe doch die Knie.

War es ein lieber Zufall, eine herzerregend kleine Schwäche gewesen? War es ein Entscheid fürs Leben gewesen? Er wußte gar nichts.

*

Lange Tage dachte Franz Schubert nach, ob er dieses große Glück ergreifen dürfte. Kathanerl gefiel ihm mehr als gut. Aber von seinem Wien weggehen, auch wenn es ihn darben ließ? Zudem zeigten sich Frühlingswolken statt der bisherigen Graunis an seinem Himmel. Er konnte berühmt und damit wohlhabend werden. Würde Kathanerl warten? Denn von seinem Wien käme er ja doch niemals los. Mozart war auch nicht nach Berlin gegangen, wo er reich werden konnte. Beethoven kam all sein Lebtag nicht von der herzberückenden Stadt los. Er wußte, daß es nur zwei oder drei Städte auf Erden gäbe, welche dieselbe Gewalt haben, wie sie sonst nur noch einer ganz großen Liebesleidenschaft eignet: den Mann zu fesseln bis an seinen Tod. Wien, Paris, und dann — vielleicht noch Rom. Aber das letzte nur Künstler. Wer aber, und wär's ein nüchterner Schwyzer Kaufmann, einmal auch nur ein Jugendjahr in Wien verbracht hat, der kann von dieser größten Kleinstadt der Erde, an einem großen Strome, von Weingärten und tagereisenlang einsamen Buchenwäldern umgeben, nicht mehr los.

Und von seinen „nichtsnutzigen" Menschen . . .

Sankt Peter war entzückend. Etwas in dieser Art gab es in Wien nicht: so weitschauend, so frei, so landstill, so südhaft. Kathanerl war so entzückend wie ihre Heimat und so geheimnisvoll wie die Heimat ihrer nordischen Mutter, von der sie etwas überkommen, was weder Graz noch Wien „nur so gleich mir nichts, dir nichts" herzureichen hatten: Tiefe.

Sie war was völlig Abseitiges, wirklich: beinahe Jenseitiges. Sozusagen auf halbem Wege mitten aus der schönsten Natur zu Gott hin.

Soll er nicht lieber doch das Vermögen des Vaters ausschlagen und abwarten, bis er selber diese Frau ernähren kann? Denn Kathanerl ist von jener Art, die jahrelang warten wird und treu bleiben muß, weil sie anders nicht kann.

So kam der Tag Petri und Pauli. Franzl spielte wieder Orgel in der schönen Kirche von Sankt Peter, und Kathanerl sang wieder neben ihm. So sang sie, daß ihm das Herz aufging und er sie am liebsten abermals geküßt hätte. Diesmal aber blieb die Gelegenheit, diese große, liebe Kupplerin, aus. Von fern hörte Schubert die Böller krachen, die der Vater abschoß. „Geschütz Numero sechse — Feuer! Geschütz Numero fünfe: Feuer!" Warum er nur mit den Nummern von hinten anfing? Es mußte eine Erinnerung von Aspern oder Wagram her sein, so wie Kathanerl eine Erinnerung von der friesischen Waterkant war — fremdwandelnd in fremdem Lande.

Und er zog das Register zur Vox coelesta um einen Ton zu früh. Aber zufällig paßte es, und so merkte niemand den „Plutzer".

Bloß Kathanerl war zusammengefahren bei diesem überfrühen Emporschweben der Orgelstimme. Franzl spielte fort, ein wenig ärgerlich lachend, aber jetzt um so aufmerksamer und versenkter. Sie hatte lange nicht zu singen und sah in den Weihrauch hinein, der zuerst nebelschwer, dann leicht durchsilbert, zuletzt sommersonnendurchgoldet gegen die Kirchendecke emporstieg. Sie sah, sie sah — —

Was sah sie nur? Sie war nicht mehr sie selber. Hätte man sie auf den Kopf gestellt, nichts wäre oben, nichts unten gewesen. Sie hatte weder Kleider noch Leib, ihr Körper war zerronnen in Rauchduft.

Wohl hörte sie die Orgel, aber nichts davon ging sie mehr an. Hätte man sie an Vater oder Mutter erinnert, sie hätte antworten müssen: „Wer ist das?"

Und durch die heiligen Weihrauchwolken zog ein ferner, schwarzer Menschenwurm, gebildet aus vielen kleinen, einzelnen solcher Wesen. Aber ganz weit voran und einsam wankte ein Sarg. Darin sah sie, als wäre der Sarg aus Glas, Beethoven liegen. Wachsgelb, still und herb triumphierend, daß er's endlich zuwege gebracht hätte, näher an Gott zu kommen.

Hinter dem Sarge ging, vor allen anderen ganz allein, Franz Schubert. Obgleich der Weihrauch das Bild immerzu ebenso verschob, wie schwelende Luft über einem Kamin oder heißer Feuerbrodem über einem offenen Herde die Gegenstände dahinter durcheinanderschwanken macht, sie erkannte ihn dennoch. Und er trug eine Fackel. Als sie aufschreien wollte: „Franzl, Franzl", da stürzte er die Fackel und sah sie fremd an. Obwohl ihr bei dem Schrei die Stimme versagte, er hätte es hören müssen. Aber in diesem Augenblick setzte das Gloria ein, Franzl sah ihr jetzt mit sehr lebendigen Augen entgegen, nickte ihr den Einsatz zu. — Sie war völlig bei sich selber. Bei Menschen. In der Kirche. — Franzl gab ihr ja den Einsatz! Sie hatte wieder Luft und Kehle.

Und jetzt sang sie schöner als jemals zuvor.

Draußen knallte höchst irdisch der Vater mit seinen Kirchweihböllern.

*

Dieser Tag wurde für Franz Schubert der weltlichste, vielleicht der sinnenfroheste seines Lebens. Denn der Kirchtag in Sankt Peter ist ganz besonderer Art. Dieser herrliche Frühsommer mit Menschen, die ebenso leben wie vor Jahrtausenden schon, da man an der Scheide von „Polis" und Paganentum, von Stadt und heidnischem Alterwissen, Feste gefeiert hatte.

Schubert war (für ein paar Monate) „reich". So konnte er dem angebeteten Mädchen eine Kirmes bereiten. Und sie, obwohl viel reicher und dem launenhaften Glück beständiger gesichert, ließ es sich gefallen, wie ein Kätzlein Sonnenschein dem Ofen vorzieht. Immer waberte noch das unsichere Bild in ihr, aber sie wollte leben. Einmal noch mit ihm, dem Todgeweihten, leben, der so gar nichts ahnte. Sie hing sich in seinen Arm wie eine Verlobte; und das erregte damals großes Staunen.

Er aber kaufte ihr ein lebkuchenes Herz mit dem Spruch: „Dein für ewig." Dann sah er zu, wie es die Bauernburschen machten, stellte sich mit ihr vor das Kasperletheater und sah „Doktor Faustens ganz erschröcklichen Untergang" an, trank mit ihr von Hasenhüttels hellem, herrlichem Johannimet, der wie alter Xeres de la frontera schmeckt, kaufte ihr auch einen Reiter, dessen Pferd ein Schweifchen hatte, in das man hineinblasen konnte, und fragte sie, wie ihr die Predigt des Pfarrers gefallen hätte. Des cholerischen und schwer strengen Pfarrers, der damals so unbeliebt wegen seines eifervollen Jähzorns war, wie ehedem vielleicht kaum der heilige Petrus, wie manchmal der heilige Paul.

Und da sie nichts gemerkt hatte, erzählte er ihr das Geheimnis, von dem er schon unterrichtet gewesen, und dem er sorglich aufgepaßt hatte.

„Also, und jetzt, beim Met, und so schön im Schatten, da kann ich dir's, Kathanerl, trotz deiner Frömmigkeit, schon erzählen.

Die Lausbuben haben's längst heraus gehabt, daß unser rotgesichtiger Pfarrer dahierorts immer mit der Faust auf die Kanzel haut, wann er einen ganz großen Satz sagen und unterstreichen will. Das braucht er, und so wollen's die Bauern. Hast nix g'merkt, Kathanerl?"

„Nein", sagte Kathanerl träumerisch. „Ich bin bloß froh, daß du da bist und so lebendig bist."

„Lebendig ist, wer lachen kann", rief Schubert. „Hör also zu! Die Buben, die haben Schusterzwecken — verkehrt, weißt, mit dem Spitz nach oben — auf die Kanzelbrüstung g'legt. Der Sohn vom Baron Reinthal drüben jenseits der Hügel hat die ganz G'schicht aufg'bracht. Die hiesigen Buben wären auf so was gar net kommen."

Kathanerl sah milde, aber ein wenig abwesend vor sich hin.

„So hör' doch zu, Kathanerl!" rief Schubert. „Erinnerst dich denn gar net mehr an den Text der Predigt?"

„O ja", sagte Kathanerl. „Der Pfarrer hat g'sagt, ‚Peter und Paul, das waren' — und da hat er die Stimm' groß erhoben — ‚verfluchte Sünder, ehe denn sie der liebe Gott in seine Gnad' aufgenommen hat! So wie der reiche Jüngling ein Heiliger und Auserwählter hätt' werden können, wann er Christo g'folgt hätt'.'"

„Ich bitt' dich, Kathanerl! Der reiche Jüngling, das war der junge Baron Reinthal, dem er hiemit einen Verweis gegeben hat. Und aufschreien hat er g'rad wollen: ‚Verfluchte Rotzbub'n!' Im Augenblick, wo er beim Dreinhaun die Schusterzwecken g'spürt hat. Er hat mir's selber ganz stolz g'sagt: ‚So kann ich mich beherrschen!' Stell' dir vor, er sagt von der Kanzel: ‚Peter und Paul, das waren verfluchte Rotzbub'n!' Es wär' ihm, bei einer Haarbreit, passiert!"

Kathanerl lächelte wirklich ein wenig. Dann trank sie einen Vogelschluck von dem guten Met, den ihr Schubert stolz, als Gastgeber, der er so gern, aber wegen seiner Armut nicht oft war, zuschob, und sagte nach einer Weile, in die nachdenklich Linden, Pappeln und Kastanien rauschten:

„Du, Franzl! Ich muß dir etwas Wichtiges sagen."

„Na, was denn?"

„Es gibt einen Gott. Der alles vorausweiß, alles voraussieht, alles bestimmt hat. G'rad wenn er kein menschliches Hirn hat und beiläufig bloß so gescheit ist wie die Sterne oder die Blumen. Und darum bloß, bloß darum: Spott' mir über keinen Pfarrer mehr; über keinen Geistlichen irgendwelchen Bekenntnisses spott' mehr. Denn über allen diesen fehlbaren und schwachen und oft schlechten Menschen steht unverwindbar was Höheres, von dem ich mehr weiß als heut du, am Kirtag. Von dem ich weniger Kundschaft hab' als du, bei deiner Musik. Haydn hat das ganz genau g'wußt. Und Johann Sebastian Bach auch. Da gibt's kein' Katholiken und kein' Protestanten."

„Ja, was hast denn, Kathanerl?"

Kathanerl sah wie ins Endlose. Ihn überfuhr, so mitten im Drehorgeljammern, im Ringelspielgetute des Kirtags, ein leises Grauen vor ihr. Denn ihre sonst so wunderbar fesselnden Augen gehörten was anderem. Noch einmal wollte er dasselbe fragen, aber er blieb still.

Er wußte nicht, daß sie sah, wie er gern zu Beethoven begraben worden wäre. Aber man hatte irgendeinen der ewig anonymen Kerle dazwischengelegt. Sie aber erlebte voraus eines der letzten Worte, die der unsäglich Einsame zu den unsäglich Fremden, den Menschen, sagen sollte. Bald. — Später, als er in den letzten, tödlichen Fieberschauern, schon halb frei und noch halb an menschliche „Unsterblichkeit" gebunden, lag:

„Ihr irrt. Hier ruht Beethoven nicht."

Wirklich lag später, ach, gar so früh später, zwischen Schubert und Beethoven ein Herr Wenzel Nahodka.

Schuhsohlen en gros. Und doch nicht so viel, um bis an die Ewigkeit heranzukommen. Zu der — ein Schritt oder nie.

*

Jetzt aber, unterm Metzelt, hatte sich Kathanerl noch schneller von ihrer sonderbaren Krankheit erholt als kurz zuvor in der Kirche. Und niemand seither, da sie nicht heiratete, hat jemals aus Sankt Peter berichtet, sie wäre wieder westfälisch jenseitig gewesen und hätte „gewafelt", wie man es dort oben nennt. Der Österreicher, der für jenseits, auch bei einem Bachufer, den gotischen Ausdruck „enten" hat, sagt „ent'risch".

Vater Graller kam herzu. Er sah die beiden fröhlich sitzen wie ein Liebespaar und sagte zu Franzl, daß der Pfarrer für ihn drei Dukaten bereit hätte. Er möchte doch ins Pfarrhaus bei der großen, hundertjährigen Edelkastanie kommen, eh' sich der geistliche Herr zum Essen setze.

Da verließ der arme Musikant Kirmes, Trompeten, Baß und Geigen, Drehorgelton und Metzelt, Jahrmarktsbuden und Liebste. Er ging, sein armes Stückerl Geld zu holen.

„Möchst du den Franzl zum Mann?" fragte Graller die Tochter vertraulich und gab ihr einen so erdenfesten Schupfer mit dem Ellbogen, daß sie gleich sah, er hätte in jeder Hand einen elterlichen Segen.

„O ja. Aber er — er ist — ein Jahr nach Beethoven — tot."

„Na, da wünsch' ich dem Beethoven ein recht langes Leben!"

„Beethoven wird noch ein Jahr leben und wenig mehr."

„Mädel! Hast wieder gewafelt? So hat's ja deine Mutter genannt!"

„Willst mich in drei Jahren als Witwe haben?"

Und sie erzählte dem Vater, was sie heute, gegen Willen, wieder sehen gemußt.

„Das Leben ist doch eine fürchterliche Krankheit", sagte der Vater, indem er sich das dichte Haar kraute. „Aber noch fürchterlicher ist es, wissen zu müssen — wann sie aus ist!"

„Im Gegenteil, Vater. Wer den Gang der Sterne nicht erforscht hat und damit das wunderbare Gesetz Gottes, der hat gar nichts von ihm. Er versucht nicht an ihn zu glauben. Wenn es aber geschehen kann, daß ein arm sterblich Menschenkind Zukünftiges voraussieht, dann ist der Beweis da, daß es einen ordnenden und wissenden, und nicht einen dumpf zeugenden und tötenden Gott gibt. Denn wie sollte ein arm Menschenhirn gescheiter sein in seinen dümmsten Stunden als der Große — der unseren Gelahrten so unbewußt scheint?"

„Ich versteh' das nicht. Und bin froh, daß ich's nicht versteh'", sagte Vater Graller.

In diesem Augenblick trat eine Dorfdeputation auf ihn zu.

„Vater Graller! Indem, daß sich die G'moan nicht auf den einen und ebenso nicht auf den andern Bürgermeister hat einigen können: So sind beide Teil oder Partien: Einhellig. Darin übereins gekummen. Daß Ihr die Bürgermeisterstell', als vermöglich ansehnlicher Mann und alten Soldat. Hm. Übernehmen müßt's."

Da sprang aber Vater Graller ernstlich auf seine starken und langen Beine empor und hielt folgende denkwürdige und wirklich vorgefallene Rede:

„Was! Was? Und wer soll denn die Böller abschiaßen, auf welche Sach' ich mi' schon das ganze Jahr im voraus g'freu? Wann i' als Bürgermeister mit der Prozession mit muß, wer soll denn die Böller abschiaß'n? He! Oder wollt's mi' in Spott und Verruf bringen, weil i' als Bürgermeister eigenhändig die Böller abschiaß? I' bin a deutscher Mann und ka Diplomat. I' hab schon ganz woanders g'schossen als enkere Wenigkeiten! I' will in Frieden weiterschiaß'n zur Freud' Gottes und der Menschen."

Und damit war die ehrenhaftige Aufforderung erledigt.

Graller lud die Gekränkten aber auf ein voll Faß Bier ein. Die Geschichte war gutmütig erledigt.

Franz Schubert kehrte zurück, erfuhr bei der siebenten Maß, nur so nebenher und undeutlich, daß Kathanerl niemand auf Erden heiraten wolle. Wiewohl sie bei Franzl beinah eine Ausnahme gemacht hätte. Und daß es einen Gott wirklich gäbe. Und daß die doch bisher so nette Gans — in ein Kloster gehen möchte. „Ja! Ja!" Aber Schubert lachte und glaubte gar nichts davon.

Wenn er berühmt war, dann holte er sich schon die Kathanerl. Sogar aus dem Kloster. Er war ja noch so jung!

EIN SCHUBERTABEND IN EINEM WIENER BÜRGERHAUS

NACH EINEM GEMÄLDE VON JULIUS SCHMID IM BESITZ DER STÄDTISCHEN SAMMLUNGEN IN WIEN

(Mit Genehmigung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien)

Schubert und die Frauen

VON OSCAR BIE

Irene v. Kiesewetter, eine hervorragende Pianistin, der Schubert das Vokalquartett „Der Tanz“ widmete. Lithographie von J. Kriehuber, 1849. (Nationalbibliothek, Wien.)

So sehr die Frauen Schuberts Musik lieben, so wenig haben sie eigentlich in seinem Leben eine Rolle gespielt. Wie das Leben überhaupt für Schubert eine geringe Rolle gespielt hat. Er träumt Musik und schreibt Musik, und manchmal trinkt er einen guten Tropfen, aber wenn man genau zusieht, waren ihm Freunde wichtiger als Freundinnen, Männer, mit denen er sich aussprechen konnte, denen er neue Kompositionen vorspielte, und die dann auch in rührender Weise für ihn sorgten. Den Freunden gegenüber war er aufgeschlossen und heiter, den Frauen gegenüber schüchtern und verlegen. Er hat ja auch nicht geheiratet, wie übrigens so mancher berühmte Liederkomponist. Jedenfalls so wie bei Goethe oder Wagner oder Schumann war es nicht bei ihm, die Frauen haben keinen bestimmenden Einfluß auf seine Tätigkeit gehabt, wenigstens nicht merkbar, denn schließlich weiß man nie, was so in einer lyrischen Seele vorgeht, ohne daß sie sich viel darüber ausspricht.

So erzählt sein Freund Anselm Hüttenbrenner, daß er gegen das schöne Geschlecht trocken und nichts weniger als galant war. Er vernachlässigte seine Kleidung, er roch nach Tabak, er trug immer eine Brille wegen seiner Kurzsichtigkeit, sogar im Schlafe, und da er sich nicht gern gut anzog, vermied er die bessere Gesellschaft. Temperament kam in sein Gesicht nur, wenn man von Musik sprach. Dann bekam sein Auge einen eigentümlichen Glanz, und vielleicht lockte es dann manche Frau. So muß man sich ihn vorstellen, so seinen Verkehr mit den Frauen auffassen, der vielleicht am besten gediehen wäre, wenn es damals schon so etwas wie eine Boheme unter den Geschlechtern gegeben hätte. Doch in besseren Häusern galt der Musiker als Gesinde, vielleicht trug er eine Schwärmerei für eine Gräfin in sich, und wenn er sehr berühmt war, durfte er sie auch devotest äußern, aber Schubert war noch nicht sehr berühmt, und wenn er ausschlug, war es mehr in die Gegend der niederen Kreise, von denen man nicht spricht, als unter seinesgleichen oder gar nach oben.

Katharina Fröhlich. Maria Anna Fröhlich. Josefine Fröhlich.

Schuberts Freundinnen aus dem „Dreimäderlhaus“.
Kreidezeichnungen von F. Heinrich, im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

Sein bekanntester Frauenverkehr waren die Schwestern Fröhlich. Sie sind durch das Dreimäderlhaus sehr populär geworden, aber es waren eigentlich gar nicht drei, sondern vier: Katharina, Anna, Barbara und Josefine. Freund Leopold Sonnleithner, ein Vetter von Grillparzer, hatte ihn dort eingeführt. Er brachte einmal ein paar Lieder dahin, wie er sagte, von einem jungen Menschen, die gut sein sollten. Kathi spielte sie sofort, sie fielen auf, man sang sie den ganzen Abend, und nach ein paar Tagen war Schubert selbst da. Es war ein sehr musikalisches und geselliges Haus, in dem auch Grillparzer verkehrte, der sich für Kathi besonders interessierte, aber sie blieb seine ewige Braut. Kathi war fanatisch musikalisch, mehr noch als die Schwestern. Sie hatte ein entzückend feines Gesicht, und die helle Halskrause über dem dunklen Kleid umrahmte ein von Güte und Heiterkeit strahlendes Antlitz. Ihre Frisur ist sehr neckisch. Barbara sieht gewöhnlicher aus, man kann sie sich aus den erhaltenen Porträten weniger ins Leben zurückübersetzen. Anna erscheint recht reif und selbstbewußt, aber Josefine hat einen liebenswürdigen Zug, der auf den Porträten wohl unnötig statuarisch geworden ist.

Therese Grob, verehelichte Bergmann. Unbezeichnetes Ölbild im Schubert-Museum, Wien.

Man muß sich nun Schuberts Verhältnis zu den Mädchen nicht sonderlich psychologisch vorstellen. Er verkehrte gern dort und fühlte sich wohl, aber von irgendeiner leidenschaftlichen Erregung ist keine Rede. Anna erzählte von ihm, wie er sich immer freute, wenn auch von einem andern Komponisten einmal etwas gespielt wurde, besonders ein Stück aus der „Entführung“, und daß er zu viele von seinen eigenen Liedern schon langweilig fand. Kathi sagt, bei guter fremder Musik legte er die Hände aneinander und gegen den Mund und saß ganz verzückt da. Heute hat er selbst etwas Neues komponiert, er kommt zu den Mädchen, und von seinem Ehrenplatz auf dem Sofa aus erzählt er ihnen und berichtet: „Heute habe ich etwas gemacht, das glaube ich, ist mir wirklich gelungen.“ Wie entzückt hören sie ihm zu, wie herzlich bitten sie ihn, vorzuspielen, und wie froh ist der arme Mann, daß er ein paar offene Gemüter gefunden hat!

Ich erzähle ja nur von den hauptsächlichen Bekanntschaften, die Schubert mit Frauen gehabt hat. Vielleicht wissen wir von manchen Begegnungen nichts, aber drei Fälle sind besonders markant, und in ihnen ist der Kreis seiner Frauenverehrung geschlossen. Oft haben ihn schöne Damen am Klavier begleitet, manchmal bei musikalischen Veranstaltungen hat er mit acht hübschen Mädchen unter einem Dach geschlafen, die Töchter großer Häuser haben ihn bewundert, hohe Mäzeninnen haben ihn protegiert, aber das war alles vorübergehend. Der ernsteste Fall war der mit Therese Grob. Sie war eine Jugendfreundin von ihm, sie hatte in seiner ersten Messe ein Sopransolo gesungen, und er fühlte eine ausgesprochene Neigung für sie, obwohl ihr Gesicht eigentlich nicht sehr verlockend war, durch Blatternarben entstellt. Er studierte gern mit ihr seine Musik, und er verkehrte schon 1814 im Hause ihrer Eltern. Er schrieb Kompositionen für Therese und ihren Bruder Heinrich, der Cello, Orgel und Klavier spielte. Schubert sprach zu seinen Freunden viel von Therese. Hüttenbrenner erzählt, daß er bei einem Spaziergang Schubert einmal gefragt habe, ob er denn nie verliebt gewesen sei. Schubert antwortete: „Ich habe eine recht innig geliebt und sie mich auch, sie war eine Schullehrerstochter, etwas jünger als ich und sang in einer Messe, die ich setzte, die Sopransoli wunderschön und mit tiefer Empfindung. Sie war eben nicht hübsch, hatte Blatternarben im Gesicht, aber gut war sie, herzensgut. Drei Jahre lang hoffte sie, daß ich sie ehelichen werde, ich konnte jedoch keine Anstellung finden, wodurch wir beide versorgt gewesen wären. Sie heiratete dann nach dem Wunsche ihrer Eltern einen andern, was mich sehr schmerzte. Ich liebe sie noch immer, und mir konnte seither noch keine andere so gut oder besser gefallen wie sie. Sie war mir halt nicht bestimmt.“

Cathinka Buchwieser, Hofschauspielerin und Sängerin, eine Verehrerin und Förderin der Schubertschen Muse. Stich von Joh. Blaschke.

Der dritte Fall ist Karoline Esterházy. Schubert war auf dem Esterházyschen Gute im ungarischen Ort Zelesz als Musiklehrer angestellt. Zugleich tat es ihm wohl, in einem so gutsituierten Hause sein Leben zu verbringen, aber andererseits fühlte er gerade dort den Abstand des armen Musikers zu den höheren Gesellschaftskreisen in einer erschreckenden und nieder-

Karoline Gräfin Esterházy als Gräfin Folliot v. Crenneville. Aquarell von Anton Hähnisch, 1837, im Besitz der Gräfin Marie v. Coudenhove, Zelesz.

drückenden Weise. Er war einfach der bezahlte Klavierlehrer, der nicht an die herrschaftliche Tafel gehörte, sondern bei den Domestiken essen mußte. Man kann durchaus nicht sagen, daß die Esterházysche Familie sich irgendwie nicht honett zu ihm benommen hätte, nein, diese Auffassung lag in der Zeit, und es war kaum etwas daran zu ändern. Jetzt kommt Schubert in die Nähe der jungen Gräfin Karoline, und eine schwärmerische Neigung keimt in ihm, die sich aus Liebe und Verehrung zusammensetzt, schwer zu entscheiden, ob mehr nach der einen oder nach der anderen Seite. Schuberts Liebesempfinden war ja nicht sehr differenziert. Der berühmte Sänger Schönstein erzählt, daß er im Esterházyschen Hause zunächst einmal mit einem sehr hübschen Stubenmädchen angebandelt habe, bis er seine Liebe zu der 17jährigen Komtesse entdeckte. Die Komtesse fragte ihn einmal, warum er ihr denn keine seiner Kompositionen gewidmet habe. Schubert antwortete ihr: „Wozu denn? Ihnen ist ja ohnehin alles gewidmet.“ Man muß sich das als eine stille Schwärmerei vorstellen, nicht so leidenschaftlich wie Beethoven mit seiner fernen Geliebten, sondern unausgesprochener und unbewußter. Bauernfeld sagt einmal, daß bei Schubert eine ideelle Liebe in seinen Lebenskrisen vermittelnd, versöhnend, ausgleichend gewirkt habe, und daß man Komtesse Karoline als seine sichtbare wohltätige Muse betrachten dürfe, als die Leonore dieses musikalischen Tasso. Unsere Phantasie mag sich die Art und die Einzelheiten dieser Neigung vorstellen, in welcher Stärke und in welchen Grenzen sie will. Es wäre das Motiv eines Romans, der Schuberts Leben zum Gegenstand hätte. Es wäre das Motiv einer Träumerei, was aus Schubert geworden wäre, wenn er außerhalb der Schranken seiner Epoche in ein intimes Verhältnis zu Karoline getreten wäre, wenn die Schülerin die Frau geworden wäre, wenn er an ihrer Seite länger und gesünder sein Leben hätte bestehen und erfüllen können. Gedanken sind es, die vielleicht durch seinen Kopf huschten, wenn er eben von einer Esterházyschen Köchin eine ungarische Melodie gehört hatte, die er dienstbeflissen sich aufschrieb, um sie in einem vierhändigen Stück zu verwenden, das er mit Karoline spielte. Gedanken sind es, die unklar die Wünsche des jungen Mädchens bewegen, wenn sie an der Seite des geliebten Lehrers sitzt, von dessen Existenz sie eine Welt trennt. Unaufgeschrieben sind diese Dinge; sie lagern im Unterbewußtsein eines Lebens, das nur wie ein schwacher Abglanz eines möglichen Glücks Schubert umgab, um alle seine Sehnsucht und seine Hoffnung in seine Musik zu drängen, die der Anfang der Romantik auf Erden wurde. Bleibt ihm Karoline wenigstens innerlich treu? Sie hat erst mit 38 Jahren geheiratet, einen Grafen aus ihrem Kreise. Schubert war längst gestorben. Eine vierhändige Phantasie hatte er ihr gewidmet. Karoline blieb ihm innerlich verbunden bis zu ihrem Tode. Sie sammelte und bewahrte Manuskripte von ihm, und manchmal, wenn ihr Auge darüber wanderte, mag sie den Roman in sich gefühlt haben, der nicht gelebt und nicht geschrieben worden ist.

Gesellschaftsspiel der Schubertianer in Atzenbrugg. Am Instrument: Franz Schubert. Aquarell von L. Kupelwieser, 1821, im Schubert-Museum, Wien. (Phot. Kunst-Verlag Wolfrum, Wien.)

Marie Leopoldine Pachler, eine Frau von hoher musikalischer Begabung und Gönnerin Schuberts. (Vgl. nebenstehendes Bild.) Miniatur von Josef Abel, 1817, im Besitz von August Heymann, Wien.

Das Hallerschlössel in Graz, in dem Schubert als Gast der Familie Pachler und im Kreise seiner Freunde im September 1827 schöne und heitere Tage erlebte.

So ist es mit Schubert und den Frauen. Gegen diese drei Erlebnisse kommt das andere kaum in Betracht. Frau Maria Pachler in Graz, eine große Schönheit nach den erhaltenen Porträten, eine Dame von so hervorragendem musikalischen Talent, daß sie sich einst mit der Absicht getragen hatte, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen, sie, deren Klavierspiel sogar Beethoven zu dem Ausspruch veranlaßt hat, daß er noch nie seine Kompositionen so gut habe vortragen hören — Frau Pachler hat nicht das Glück, Beethoven selbst einmal in ihrem Hause zu sehen, aber sie nimmt mit Schubert vorlieb, den ein Freund im September 1827 zu ihr bringt. Der achtjährige Sohn Faust ist in freudiger Aufregung, selbst er hat schon von Schubert gehört. Es ist ein Fest, als der lang Erwartete endlich in der Herrengasse absteigt, man macht Ausflüge, man musiziert, aber das ist in die Archive von Schuberts Biographie versunken, ohne irgendeinen Nachhall. Oder auf einer andern Reise wird das Schloß des Bergwerksbesitzers Clodi bei Gmunden besucht. Mit der Tochter Therese werden wieder Ausflüge unternommen. Schubert kommt sich wie ein angenehm verwunschener Prinz vor. Diese Ausflüge, jene Ausflüge — es sind Episoden, flüchtige Bekanntschaften, ein Nähertreten aus Beruf, das kaum von der Kunst ins Herz hinüberschlägt, wie es bei den Fröhlichs, bei Therese, bei Karoline immerhin gewesen war, typische Schicksale eines Musikers, bei dem sich fast immer aus der Nähe des Berufs die Nähe der Herzensgemeinschaft bildet, doch bei unserm lieben Schubert ohne Dämonie, ohne Kampf, ohne Konflikt, ohne Tragik, kaum in einem beherrschenden Glücksgefühl, still und fein und leise wie seine Musik.

Von Schuberts Genius geweiht:
Das sogenannte Dreimäderlhaus, das Heim der Schwestern Fröhlich, auf der Mölkerbastei in Wien.

TAGESGESCHICHTLICHER TEIL

Den versprochenen Besuch in der Reichshauptstadt führte „Graf Zeppelin“ am 5. November aus. Gegen 10 Uhr landete das Luftschiff in Staaken und wurde am Haltemast verankert. Nach der offiziellen Begrüßung durch Reichsverkehrsminister v. Guérard und Oberbürgermeister Dr. Böß fuhren Dr. Eckener, seine Mitarbeiter und die Besatzung nach Berlin durch das Brandenburger Tor zum Reichspräsidentenpalais, wo sie von Reichspräsident v. Hindenburg empfangen wurden. Danach nahmen die Gäste an einem Essen im Festsaal des Reichsverkehrsministeriums teil, und am Abend besuchten sie die Festvorstellung von „Figaros Hochzeit“ von Mozart in der städtischen Oper zu Charlottenburg. Am nächsten Tage flog dann das Luftschiff nach Friedrichshafen zurück, wo es nachmittags wieder in die Halle eingebracht wurde.

Am 6. November schritten die stimmberechtigten Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika zur Wahlurne, um ihre Stimmen für den nächsten Präsidenten der Union abzugeben, und zwar wurden nach dem amerikanischen Wahlverfahren erst die Wahlmänner gewählt, die wiederum am 14. Januar 1929 den Präsidenten zu wählen haben. Am 13. Februar wird dann das Ergebnis ihrer Abstimmung vor dem vereinigten Kongreß eröffnet. Die Übernahme des Amtes erfolgt schließlich am 4. März. — Diesmal sind nun 444 Wahlmännerstimmen dem Kandidaten der Republikanischen Partei, Herbert Hoover, zugefallen, während auf den Kandidaten der Demokraten, Al Smith, nur 87 Stimmen kamen. Somit ist Hoover als künftiger Präsident der Union anzusehen und ihm eine Macht in die Hand gegeben, die über die der meisten Kaiser und Könige weit hinausgeht. Sie beruht auf dem ausgedehnten Vetorecht gegen mißliebige Parlamentsbeschlüsse; auch darf er nach freier Wahl aus der Zahl seiner Anhänger seine Mitarbeiter in die Regierung berufen. Der aus Kalifornien gebürtige Hoover, jetzt 54 Jahre alt, war früher Ingenieur, dann wurde er 1917 zum Ernährungsdiktator in Amerika ernannt, später war er als Handelsminister unter Harding und dann unter Coolidge tätig.

*

700 Jahre Güstrow in Mecklenburg.

Im November 1228 wurde Güstrow in Mecklenburg zur Stadt erhoben und mit dem Schwerinischen Rechte beliehen. Der Gründung der Stadt ging bereits 1226 die Einrichtung eines Kollegiatstiftes voraus. Gleichzeitig damit begann der Dombau. Güstrow wurde außerdem fürstlich-wendische Residenz und Hauptstadt des „Wendischen Kreises“, später, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, Sitz der Herzoge von Mecklenburg-Güstrow.

Die bedeutsamste Kirche ist der Dom, berühmt durch seine Meisterwerke mittelalterlicher Holzplastik. Beachtenswert sind die Güstrower „Domapostel“, aus der Werkstatt des Lübeckers Claus Berg. Den Chor füllen besonders reiche Denkmäler und Epitaphien aus Stein und Marmor von der Hand niederländischer Meister der Renaissance. Das reichste darunter ist das dreiteilige sog. „Ulrichmonument“ mit den überlebensgroßen Kniefiguren der Stifter.

Das gewaltige, heute zum Teil abgebrochene Renaissanceschloß wurde von Herzog Ulrich (1555—1603) in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts errichtet; als Baumeister wirkten die Schlesier Parr, bekannt vom Brieger Schloßbau her, und der Niederländer Philipp Brandin aus Utrecht. In der Zeit 1628/29 residierte hier Wallenstein. Zu Beginn der Freiheitskriege war es Mittelpunkt der Erhebung. Einer der bekanntesten Lützower Freiwilligen, der romantische Maler Georg Friedrich Kersting, ist in Güstrow geboren. Seit etwa zwei Jahrzehnten lebt und schafft hier der Bildhauer und Dichter Ernst Barlach, dessen Güstrower Gefallenendenkmal im Dom zu seinen besten Arbeiten gehört.

Zur 700-Jahrfeier der Stadt Güstrow in Mecklenburg am 3. November. Oben: Am Südrande der Stadt; Blick auf das Schloß. — Unten: Der Markt mit dem Rathaus, im Hintergrund links die Pfarrkirche. (Phot. Dr. W. Baier, Rostock.)

Dr. Ottokar Kernstock, Priester, Kanonikus des Stiftes Vorau in Steiermark, bekannter österreichischer Dichter, † am 5. November, 80 Jahre alt.

Mattia Battistini, weltberühmter italienischer Bariton, bekannter Opern- und Konzertsänger, † am 7. November im Alter von 71 Jahren.

Von der Eröffnung der Internationalen Automobilausstellung in Berlin am 8. November in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm: Oberbürgermeister Dr. Böß bei der Begrüßungsansprache.

Ein protestantischer Abt: Der Landesbischof von Hannover, Dr. Marahrens, verläßt am 4. November nach seiner Einführung als Abt des Klosters Loccum in feierlicher Prozession die Kirche.

Das ehemalige Zisterzienserkloster Loccum, gegründet um 1163, behielt nach Einführung der Reformation seine klösterliche Verfassung bei und dient seit 1770 als Predigerseminar der evang.-luth. Landeskirche Hannovers.

Gedächtnisfeier auf dem Deutschen Gefallenenfriedhof in Paris am Allerseelentag (2. November): Der Botschafter v. Hoesch (rechts) bei seiner Ansprache auf dem Friedhof in Ivry.

Auktion mit Störungen: Die Versteigerung von Kunstwerken aus Museen und Schlössern von Petersburg (Leningrad) am 6. und 7. November in Berlin. Aufsehen erregte der vor Gericht erhobene Einspruch einer Anzahl von Emigranten, die einen Teil der Gegenstände als ihr Eigentum bezeichnen.

Links: Von der Einweihung der neuen griechisch-orthodoxen Kirche in Berlin-Wilmersdorf am 4. November: Die russische Geistlichkeit und Vertreter der russischen Emigranten als Teilnehmer der Feier.
In der Mitte (mit weißem Vollbart) der greise Metropolit Antoni, Karlovci (Serbien); hinter ihm Großfürst Nikita Alexandrowitsch, ein Neffe des getöteten Zaren; rechts (mit Brille) Bischof Tichon, Berlin; links neben dem Metropoliten Bischof Serafin, Paris; hinter ihm Bischof Nikolaus, London; links (mit Kreuz) Bischof Nikolaus, Hamburg.

Zum Abschluß der Reitsaison: Abmarsch zur Hubertusjagd, veranstaltet am 3. November vom Berliner Parforce-Jagdclub auf dem Döberitzer Übungsplatz.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(8. Fortsetzung.)

Alix erlaubte sich, ihn schüchtern an Katjuscha zu erinnern. Das kam ihm nicht sehr gelegen, aber redetüchtig, wie er war von Alkohols Gnaden, knüpfte er willig an den hingehaltenen Gesprächsfaden an: Fräulein Doktor Weressowski, die sei für ihn eine gemischte Freude gewesen. Sie habe ihn gar nicht so behandelt, wie er es für wünschenswert gehalten hätte. Er habe immer und unter allen Umständen im Beisammensein mit ihr das Gefühl gehabt, als gäbe es eine strenge, scheidende Zwischenwand, und das habe nicht an ihm gelegen. Ja, wenn er ganz aufrichtig sein wollte — Aufrichtigkeit halte er zwischen zwei Menschen, die einander zugetan sind, für das erste und wichtigste Erfordernis zu gedeihlichem Beginnen — es sei ihm gewesen, als ob er von Katjuscha, man könnte sagen: als Sache angesehen, behandelt worden wäre, als Spielball ihrer zynisch-herrschsüchtigen Launen. Jawohl. Es sei zwar nicht sehr rühmlich, dieses auszusagen, aber es handele sich darum, reine Wahrheit einzuschenken. Er sei deshalb — es könnte zwar den Anschein von Gemütsroheit erwecken, aber es hänge ja in keiner Weise mit dem höchst bedauernswerten Unglücksfall zusammen — irgendwie froh gewesen, als er sich plötzlich vor ein schicksalmäßiges Ende des Verhältnisses gestellt sah, das er andernfalls selbst hätte herbeiführen müssen. Das wäre er sich selbst schuldig gewesen. —

Es sei doch ungewöhnlich, daß er, gerade er über die Einzelheiten des Unglücks nicht unterrichtet wäre, die nahe Beziehung zu Katjuscha —

Lammers unterbrach Alix, die den Einwand leichthin vorgebracht hatte. Ob sie denn nicht in allen illustrierten Wochenschriften die Bilder von den Freilichtaufnahmen an der französischen Riviera zu „Der Liebling der Frauen", französisch „Bel-ami", gesehen habe, nach einem Buch von Maupassant, scheint es. Er hätte unten von früh bis abends zu tun gehabt, einen Sonnentag nach dem andern, drei Wochen lang, und er sei erst vorgestern nach Wien zurückgekommen.

„Das ist ein Alibi —" meinte Alix ganz leise, wie eine, die nach einer Strecke Weges endgültig erkennt, daß sie die falsche Richtung eingeschlagen hat.

Lujo schaute ein wenig verwundert darein, gab aber rasch das Bestreben auf, den rätselhaften Ausspruch zu ergründen. „Lassen wir das", rief er aufgeräumt. „De mortuis nil nisi bene! — Unsere Zukunft!"

Und er hob schweigsam, aber bedeutungsvoll das Glas auf die kommenden Tage voll Glück, Wonne und, weiß Gott, was noch.

„Oh, Herr Nabossy!" rief Alix einen jüngeren Herrn an, der, ohne angerufen zu werden, sicherlich achtlos vorbeigegangen wäre.

Herr Nabossy lächelte verbindlichst, als er vorgestellt wurde, ohne sich durch die kühl ablehnende Miene Lujo Lammers in seiner stillen Heiterkeit stören zu lassen.

„Sie gehen schon?" stellte Alix fest.

Ja, er habe diese Absicht. Wenn er eine bescheidene Anfrage vortragen dürfe, dann möchte er darauf hinweisen, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn ihn die gnädige Frau in ihrem Auto auch mitnähme. Sie hätten ja beide denselben Weg.

Frau Alix hatte nichts dagegen. Sie rief den Kellner.

Die Fahrt in die Stadt verlief einigermaßen einseitig. Lujo Lammers beteiligte sich gar nicht an der Unterhaltung. Er wurde genau vor seinem Haustor abgesetzt und erwiderte den konventionellen Wunsch, man möge sich wiedersehen, nur mit einer geringfügigen Verbeugung.

„Fehlgriff?" fragte Nabossy, als der Wagen abrollte.

„Offenbar ja. Aber wir sind noch nicht am Ende unserer Weisheit. Es gilt, den anderen Burschen vorzunehmen."

„Ich stehe immer zur Verfügung. Eine Kleinigkeit: Änderung der Telephonnummer. Sie erreichen mich morgen — überhaupt für die Zukunft — nur mit der Nummer des Sekretariats des Herrn Präsidenten Wagemann."

Alix lächelte. Sie hatte damals schon geahnt: Karriere! Sie sagte vergnüglich: „Gratuliere! Ich läute morgen an, sobald es an der Zeit ist. Halten Sie sich bereit, Nabossy, es kann jeden Augenblick sein, daß ich ihn fasse, den Burschen, der meine Katjuscha —"

Der Wagen tauchte in die Nacht, verschwand um die nächste unbeleuchtete Ecke. — — —

*

An einem der nächsten Tage, einem prachtvollen Sommervormittag, wie selten einer den Nordtälern der Tauern beschieden ist, gelang es Hanna, Langen zu stellen. Er war des öfteren in ihrer Gesellschaft gewesen, denn Wagemann, der, aller Sorgen ledig, sich sehr wohl zu fühlen angab, sammelte gern die Leute seines Wiener Kreises um sich. Nur Albert Renee hielt sich meist fern. Man traf sich in den reizvoll gelegenen Jausenstationen. Man merkte kaum das Fehlen von Alix und Nabossy — nur bisweilen kam die Rede darauf, auch dann nur kurz und schnell wieder verebbend. Der Präsident verabsäumte nicht, jeden Abend eine Einladung zum gemeinsamen Essen ergehen zu lassen. Danach wurde die Bar aufgesucht, und nach Mitternacht ereignete es sich, daß Wagemann mit einer Eintänzerin, die von ihm dem Anschein nach nicht zum erstenmal einer Anrede gewürdigt wurde, ein Tänzlein wagte. Ein wenig atemlos, das flache Champagnerglas aufgeräumt vor sich hinhaltend, gestand der Geldmagnat, daß er es für gut und heilsam gefunden habe, die modernen Tänze zu erlernen. Er hatte es mehr zu Hanna gesagt, die diese erfreuliche Tatsache gern zur Kenntnis nahm und ihn lobte, während sie Langen, der im voraus eine bedauernd-spöttische Miene verausgabte, für einen alternden Mann erklärte, der trotz seiner Jahre, die seinem sehr gesetzten Gehaben nicht entsprächen, mehr und mehr zurückbleibe.

Es war Langen bisher stets gelungen, wenn auch manchmal nur mit dem Aufgebot der größten Vorsicht, einer eingehenden Unterredung mit Hanna auszuweichen.

Er benutzte an jenem wolkenlosen und schon sonnenheißen Vormittag die staubige Fahrstraße nach dem Talschluß, nach Böckstein, um nicht auf der am anderen Ufer der Ache gelegenen Elisabeth-Promenade unversehens von Hanna angetroffen zu werden. Er fühlte sich unsicher, da Alix fern weilte.

Eine gar nicht zaghafte Hand faßte ihn an der Schulter.

„Laufen Sie nicht so, Doktor, es ist unnütz. Ich habe Sie nun einmal erwischt. Leicht ist es mir in diesem schauderhaften Sonnenbrand nicht gefallen. Sie ziehen die Einsamkeit vor, wie?"

„Die vielen Menschen —" sagte Langen, um sich einigermaßen von der Überraschung zu erholen; er zeigte auf die andere Talseite.

„Sie sind ernstlich blaß geworden, im Moment", stellte Hanna bedauernd fest. „Ich habe da zwei oder drei Tage Wirkung der Kur zunichte gemacht. Verzeihen Sie. Aber warum erschrecken Sie so, wenn man unvermutet an Sie herankommt? Wie?"

„Nerven. Deshalb bin ich hier."

„So? Ich dachte, Sie wären auch wegen Frau Wögerer hier. Es fiel bereits auf. Sie widmeten sich ihr mehr, als es die gesellschaftliche Übung erlaubt. Sie geht Ihnen nun sehr ab —"

„Ich könnte entgegnen, daß Herr Wagemann die ausgesprochene und gar nicht verhüllte Neigung hat, in Ihrer Nähe zu sein, Sie wohlgefällig zu betrachten."

„Ja," warf Hanna leicht hin, „er findet Geschmack an mir. Ein Kenner!"

„Es ist nicht schwer, Kenner zu sein, wenn man in der angenehmen Lage ist, jedes Stück, auch das rarste, seiner Sammlung einzuverleiben."

„Das ist frech."

„Sie haben mit der einigermaßen freien Aussprache begonnen. Wenn Sie einen anderen Ton anzuschlagen beliebt hätten..."

„Lieber Doktor," sagte Hanna bestimmt, „lassen Sie das. Es steht Ihnen nicht gut zu Gesicht. Ich habe die Absicht, mit Ihnen heute deutlich zu reden. Und ich habe nicht die Absicht, weiter zuzuschauen, wie diese Abenteuerin..."

„Von wem sprechen Sie?"

„Von Alix, versteht sich. Von wem sonst? Wie diese Abenteuerin, die bereits zwei Männer abgelegt hat, Sie kleinkriegt. Sie sind nämlich — das habe ich Ihnen schon einmal warnungsmäßig gesagt — zum Kleingekriegtwerden wie geschaffen."

„Finden Sie nicht selbst, Hanna, daß diese Art zu reden für ein junges Mädchen... Und da Alix verreist ist..."

„Sagte ich Ihnen auch schon: Vorurteile aus dem Rüstzeug der jüngst erledigten Generation!"

„Der ich aber angehöre."

„Nun ja. Zur Sache also. Sie sind zuviel allein, Doktor, und Sie haben unzweifelhaft das dringende Verlangen nach einer Frau. Es ist eine Krankheit, die ich Ihnen an den ruhelosen Augen ablese. Daß Sie sie noch nicht haben, ist Schwäche, Unentschlossenheit. Aber Sie sind zu kompliziert, auch zu furchtsam, um diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. Sie stellen zu große Anforderungen, und da passiert es Ihnen, daß Sie die vielleicht wichtigste vergessen. Wie soll ich Ihnen das sagen, um Ihr Zartgefühl nicht zu beleidigen? Alix bringt Ihnen gegebenenfalls ihre gesammelten Erinnerungen mit in die Ehe. Das stelle ich mir nicht sehr heiter,

Das am Haltemast in Staaken bei Berlin verankerte Luftschiff am Abend des 5. November im Lichte der Scheinwerfer.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Richard Duschek.

„GRAF ZEPPELIN" IN BERLIN

Vom Empfang der Zeppelinmannschaft bei Hindenburg: Dr. Dürr, Konstrukteur der Zeppeline, Hindenburg und Kommandant Dr. Eckener (von links nach rechts) auf dem Balkon des Reichspräsidentenpalais.

Manöver am Haltemast: Die Verankerung des Luftschiffs.

Beamte der Schutzpolizei als Hilfsmannschaft beim Halten der Führergondel während des Verankerns.

nicht sehr erbaulich, ja, nicht einmal anregend vor. Wagemann ist an sechzig Jahre alt. Verstehen Sie mich?"

Er verstand nur zu gut, so ausgezeichnet, daß er zu antworten vergaß.

„Erinnerungen," setzte Hanna ihr Zerstörungswerk fort, „gegen die Sie vielleicht nur mit Mühe oder gar nicht werden aufkommen können. Das angenehme, vergnügliche Vergangene ist unheimlich stark."

Langen fühlte sich in die Enge getrieben. Er sagte mit einer Festigkeit, die ihm sonst nicht gegeben war: „Es ist gut, daß wir zu einer endgültigen Aussprache gelangt sind."

Aber Hanna lenkte ein: „Haben Sie die gemütlichen Winterabende ganz vergessen, bei uns draußen, zu dritt, wenn Papa so schön über die geistigen Strömungen des Mittelalters sprach. Es fällt mir ein, Sie haben hier und da unter dem Tisch meine Hand gehalten."

Langen wußte nichts zu erwidern.

„Folgen Sie mir, Doktor," sagte Hanna, die stehen blieb und ihn fest ansah, „es ist zu unser beider Bestem. Ich weiß es bestimmt. Es ist ungewöhnlich, daß ich so zu Ihnen spreche, aber wie der Fall nun einmal liegt — falls ich es nicht tue, tut's eine andere. Wollen wir's miteinander versuchen? Ja?"

Näherte sich ihr Gesicht dem seinen? Oder schwindelte ihm? Er trat einen Schritt zurück. Er raffte all seine Energie zusammen. Es war nicht viel.

„Lassen Sie uns Zeit", sagte Dr. Langen in der Art der unentschlossenen Menschen, unwillig verärgert, und versuchte den Weg fortzusetzen.

Hanna ließ ihn nicht aus dem Auge. Sie rührte sich nicht vom Fleck.

„Sie vergessen noch eines, Erich! — Daß uns zwei das Wissen um ein Ereignis verbindet —"

Langen, halb abgewendet, fragte unsicher:

„Wie? Was sagen Sie da? Ich verstehe nicht..."

„Das Wissen um Katjuschas Tod. Soll ich deutlicher werden?"

„Ja, natürlich", brachte Langen heraus. Aber kaum gesprochen, reute es ihn. — Was konnte Hanna... Er starrte sie mit unnatürlich erweiterten Pupillen an, hielt den Mund halb offen.

„Wir kennen den Täter", sagte Hanna langsam. Und sie betonte: „Du und ich. Sonst, einstweilen, niemand. Wenn du mich zu sprechen wünschst, kann es jederzeit geschehen. Ich bin leicht erreichbar."

Sie drehte sich rasch um und ging, ohne sich umzusehen, die Straße nach Gastein zurück.

Erich Langen sah ihr nach. Sie war längst um die nächste Wegbiegung verschwunden, als er noch immer stand und in dieselbe Richtung starrte. Leute, einheimische und Kurgäste, kamen vorbei und beschauten sich den Mann, der sich nicht entschließen konnte.

Langsam, als wiche ein Traum im Wachen von ihm, ging er heimwärts.

Was konnte Hanna wissen?

Oh, wäre jetzt Alix hier gewesen! Aber — er ahnte das mehr, denn es zu wissen — sie jagte dem Täter nach.

Täter...

*

Auf dem Praterstern drängten sich die Menschenmassen. Der wolkenlose Abend lockte nicht nur die Bewohner der nächstliegenden Bezirke in den kühlen Prater, Autokolonnen strebten dem Verkehrskarussell rund um das Tegetthoffdenkmal zu, der hohen, schiffsschnäbelgeschmückten Säule, die den berühmten Admiral trägt, den Seeoffizier, dessen Gewerbe den Bewohnern des von sadistischem Zerstörungswahn verstümmelten gegenwärtigen Binnenstaates eigentlich ziemlich entlegen ist. An den Übergängen für Fußgänger rückten immer wieder neue Kompanien lufthungriger Großstädter heran, Familien und Einzelgänger beiderlei Geschlechts, Mütter, die wie besorgte Hennen mitten auf der Fahrbahn nach den Kindern schrien; Jugend, vor allem noch halbwüchsige Jugend; und alle strömten in die Zufahrtsstraßen zum Vergnügen ein.

Mehr geschoben als selbständig vorwärts schreitend, passierten Alix und Nabossy die Reihen der fliegenden Obst-, Gebäck-, Gefrorenes- und Würstelverkäufer und gelangten bald unter Verzicht auf alle die donauwärts gelegenen Herrlichkeiten einer bescheidenen Phantasie — Ringelspiele, amerikanische Schaukel, Autodrom, Berg- und Talbahn, rollende Treppe, Riesenrad — vor das Portal eines Zirkus, wo ein Berittener in rotem Frack, wahrscheinlich der Direktor, als stumme, aber nicht minder wirksame Reklame, einen Haufen ehrerbietig gaffender Zuschauer um sich herum versammelt hatte.

„Kassa, Kassa, zur Kassa!" munterte ein Ausrufer auf, und zögernd löste sich immer wieder einer von der zähe beharrenden Menge ab und näherte sich der vorgebauten Holzhütte, in deren Dunkel der Kassierer wie die Spinne im Netz saß und der Opfer harrte.

Alix, die mit Nabossy neben dem Häuschen des Kassierers stand, zeigte mit dem Sonnenschirm auf eine bestimmte Stelle des an der Seitenwand angekleisterten Plakats. „Tom Wilson" stand in besonders großen Buchstaben zu lesen, „Der König der Jongleure". Und „Der Clou des Programms!" — „Einzig dastehend auf der Welt."

Alix sah das alles, und es war dennoch ganz anders als jenes erste Mal, da sie, kaum ahnend, eher nur vage tastend, schon hier gewesen war. Damals blieb fast nichts haften. Schade — dachte sie — wenn vielleicht durch schärferes Zugreifen, durch schärferes Denken zumindest, Spuren ergattert worden wären, die jetzt, möglicherweise, verweht waren — oder verwischt...

„Wir hätten früher — viel früher! — diese so deutliche Spur aufnehmen müssen!" sagte Alix, irgendwie leicht vorwurfsvoll zu Nabossy.

„Ja. Aber es war ohne die Rückkehr Attanis, der inzwischen ein Gastspiel im Gefängnis absolvierte, unmöglich, festzustellen, ob Tom Wilson — rein zeitlich, meine ich — überhaupt in Frage kommen konnte. Damals galt es Vermutungen — jetzt — Tatsachen."

Alix sah unentwegt nach dem Plakat. Nabossy fragte:

„Sind aber Ihre Kenntnisse bezüglich der Beziehungen zwischen Katjuscha und Wilson auch völlig klar? Ich meine — ohne Irritierungen gefühlsmäßiger Art —"

„Zunächst wußte ich selbst von Katjuscha nur, daß es sich um einen Neger handelte. Sie war sehr übermütig in der letzten Zeit und sagte im Zusammenhang mit der Hautfarbe dieses Artisten, für den sie sich lebhaft interessierte, allerlei Spaßig-Satirisches — doch nichts Genaueres. Es mag etwa sechs Wochen vor — vor ihrem Ende gewesen sein, daß sie mir zum erstenmal davon sprach und seinen Namen nannte. Von diesem Zeitpunkt an ließ sie sich durch nichts abhalten, abends noch, unvermittelt, in die Stadt zu fahren. Wenn wir ein Theater oder ein Konzert besuchten, ging Katjuscha weg, sobald anscheinend ihre bestimmte Stunde gekommen war."

„Und an jenem Unglücksabend?"

„Hätte sie mit mir in die Oper gehen sollen. Sie schien aber keine besondere Lust dazu zu haben. Überdies hätte sie ja nur anderthalb oder zwei Akte bleiben können."

„Es ist außer Zweifel, daß sie täglich zu dieser Zeit Herrn Tom Wilson aufsuchte?"

„Sie sagte es. Ob sie ihn da allabendlich nach Schluß seines Auftretens abgeholt hat, weiß ich allerdings nicht."

„Kam sie spät nach Hause?"

„Nein. Eigentlich nicht. Sagen wir: um halb elf. Ungefähr. Soviel ich wahrzunehmen, Gelegenheit hatte. Ich habe sie natürlich nicht überwacht. Im Gegenteil. Ich vermied alles, was wie Einmischung in ihre Angelegenheiten ausgesehen hätte. Sie unterrichtete mich ja ziemlich ausführlich, verbarg mir nichts. Freilich waren diese Mitteilungen mehr — wie soll ich nur sagen? — theoretischer Natur. Sie hatte sich ein System zurechtgelegt; sie sprach manchmal scherzhaft davon, daß sie ihre Erfahrungen in einem Buch festlegen würde: Wie man Männer behandelt. Ein Leitfaden für die selbständige, moderne Frau. — Sie muß an diesem Tom Wilson ein besonders günstiges Objekt für ihre praktischen Versuche gefunden haben. Sie erklärte das so: er wäre, oberflächlich betrachtet, ein gebildeter Mensch, Amerikaner von Geburt, der gute Schulen besucht hätte. Trotzdem sei es rassenmäßig, den Vererbungsanlagen zufolge bedingt, daß er, einem fremden Willen untertan geworden, sich davon nicht mehr freimachen könne. — Ich warnte sie und gab ihr zu bedenken, daß diese Art von Hörigkeit, von erotischer Sklaverei, je gründlicher, vollkommener sie sei oder scheine, zu einer um so radikaleren, gefährlicheren Reaktion führen könne. Sie meinte aber, daß derlei gar nicht in Betracht käme. Es spielten noch andere, abergläubische Motive zum Beispiel, und nicht genau definierbare Komponenten mit, die zum völligen Zusammenbruch eines Menschen führen würden, der sich in der geschilderten Situation sogar sehr wohl befände und also sich hüten dürfte, an dem bestehenden Zustand nur zu rühren."

Nabossy, nach einem Blick auf die Uhr, löste zwei Logensitze. Sie betraten den Vorraum, wo in einigen Käfigen ein paar mißgelaunte, offenkundig ältere Löwen den hinzudrängenden Besuchern verächtliche Blicke spendeten.

Der Zirkus „Orient", zu bescheidenen Preisen einem um so größeren Publikum zugänglich, war eigentlich eine bunte Bühne. An der einen Längswand des Innenraums, in der Mitte um den Kreis, die Manege berührend, gab es ein regelrechtes Bühnenpodium. Das Innenrund war nicht mit Sägespänen bedeckt, das Pferd, auf dem der Herr Direktor vor dem Tor und neben der Kasse paradierte, war eine trügerische Vorspiegelung. Hier wurde keine Hohe Schule geritten. Nur zwei als Clowns verkleidete Zwerge erinnerten, da sie zwischen den Nummern mäßige Späße verzapften, an einen richtigen Zirkusbetrieb. Sechs Musiker, den geigenspielenden Kapellmeister mitgezählt, bemühten sich redlich. Wenig Geld, wenig Musik.

Die ersten paar Vorführungen wurden von den beiden stumm hingenommen; nachträglich stellten sich vielfach noch Besucher ein, so daß gegen die große Pause zu der Zuschauerraum beinahe ausverkauft war.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Künstlererfolg in England: Dr. Wilhelm Furtwängler mit dem Berliner Philharmonischen Orchester bei dem Konzert in der Alberthalle in London am 5. November, dem ein auserlesenes Publikum beiwohnte.
Rechts: Einsturz eines Theaterneubaues in Paris am 2. November: Die Baustätte nach dem Zusammenbruch der vier oberen Stockwerke. Der während der Nacht erfolgte Einsturz erforderte keine Todesopfer.

Der Wahlkampf in Amerika entschieden: Herbert Hoover, Kandidat der Republikanischen Partei, der die meisten Stimmen erhielt, im Garten seines Heims in Washington mit seiner Gattin, seinen beiden Söhnen und seiner Schwiegertochter.
Rechts: Schubert-Ehrung in Österreich: Das am 4. November enthüllte Schubert-Denkmal in Wiener-Neustadt, ein Werk des Bildhauers Heinrich K. Scholz, das vom Wiener-Neustädter Männergesangverein errichtet wurde.

Der Ätna in unheilbringender Tätigkeit: Links: Formen alter, erstarrter Lava in der Umgebung von Catania. (Im Hintergrund der lavaspeiende Ätna.) **Rechts:** Der Kopf des Lavastroms oberhalb Pietracannone gegen Furnazzo. Der seit dem 2. November tätige Vulkan hat schon mehrere Ortschaften zerstört, die Lavamassen sind im weiteren Vordringen begriffen. (Phot. Sieg, Catania.)

Jugendliche Abend-Kleider

Links oben: Schwarzes, rosa unterlegtes Spitzenkleid in neuer Halbstilform, getragen von Frau Maria Grete Ehrenstein.

Nebenstehend: Rotes Crêpe-Georgette-Kleid mit interessantem Rückenausschnitt. Der Rock besteht aus schmalen Volants.

Kleines Abendkleid aus Samt, dessen weißen Grund grüne, rote und blaue Tupfen bedecken.

Toilette aus rosenfarbenen irisierenden Perlen mit wirkungsvollen langen Perlenfransen.

Rechts unten: Schwarzer, reich mit Stahlperlen überstickter Gazechiffon ergab das Material für dies Abendkleid, das die rückwärts verlängerte Linie zeigt.

Trägerin aller Kleider (mit Ausnahme von oben links): Hildegard Maybaum. Modelle: Carl Decker. Photos: Kitty Hoffmann. Sämtlich in Wien.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

EIN NEUER FERNTÖNER

DAS IRENAPHON

Jede Zeit hat ihre Kunst und mit der Kunst ihre eigenen Instrumente. Wie das Zeitalter des Rokokos seine duftigste Blüte in Mozart trieb und der Mozart-Flügel ein gar zierliches Instrument war — wie der Flügel mit Beethoven und den Romantikern immer mehr an Ausdrucksfähigkeit zunahm, so entstanden in unserer Zeit des Lärmens und Hastens Instrumente, die diesem Zeitgeist vollkommen entsprechen. Niemand aber war bisher so tollkühn wie der Holländer A. D. Loman, der ein Instrument konstruierte, das Musik in einer Entfernung von 4 km vollkommen rein und deutlich verbreiten soll. Die Übertragung ist unmittelbar — also nicht mittels Telephons oder Radiowellen. Vom Ort der Aufstellung aus kann demnach eine ganze Stadt zu gleicher Zeit die erzeugte Musik genießen, ohne sich eines besonderen Instruments bedienen zu müssen. Die Stimmreinheit ist mathematisch berechnet, so daß das neue Instrument nicht gestimmt zu werden braucht; es spielt immer ganz rein, ob die Witterung kalt oder warm, feucht oder trocken ist. Gespielt wird das Instrument wie eine Orgel oder wie ein Klavier — also an Hand einer Klaviatur. Der erste Versuch geschah im Sommer 1924 in einer ruhigen Gegend der Provinz Utrecht. Anfangs machte man Versuche nur mit den Tönen des eingestrichenen A und zweigestrichenen C. Beide Töne waren in einem Abstande von 4 km gleich zu hören. Darauf beschloß man, ein Instrument mit 6 Tönen zu bauen, worauf einfache Melodien und einige Akkorde gespielt werden konnten. Dieses zweite Experiment fand im Beisein des bekannten Dirigenten Dr. Willem Mengelberg statt. Wie der Erfinder sich selber äußerte, ist ein größeres Instrument, 14 verschiedene Töne umfassend, beinahe fertiggebaut. Sein höchstes Ziel aber ist, ein Instrument mit 48 Tönen zu bauen, das also einen Umfang von 4 Oktaven besitzt. Der Klang wird durch Luft erzeugt, die ihn durch besonders konstruierte Sirenenzellen mit speziell eingebauten Resonatoren veredelt. Diese Sirenenzellen sind verschieden groß, je nach der Höhe des Tones mit einem Durchmesser von ungefähr 1 m bis 20 cm. Inzwischen ist die Erfindung insofern weiter gediehen, als es Herrn Loman gelungen ist, auf der mathematischen Basis des Irenaphons ein Instrument zu konstruieren, bei dem die Klangerzeugung nicht mittels Wind oder Luft, sondern durch Elektrizität geschieht. Dieses Instrument soll sich besonders gut für die Kirche oder den Konzertsaal eignen. Auch dieses elektrische Instrument ist in seiner Stimmung stets rein und braucht nie gestimmt zu werden. Das erste Experiment fand am 15. September in Amsterdam statt. — Seit vielen Jahren wäre dies der erste Versuch, die Königin aller Instrumente — unsere Orgel — zu verdrängen; die Orgel, die auf eine Geschichte zurückblickt, wie sie kaum ein anderes Instrument aufzuweisen hat. Sie ist das objektivste Instrument und soll die Gefühle rein, edel, in Verklärtheit zum Ausdruck bringen. Aus diesem Grunde hat man die modernen Ausdrucksmöglichkeiten der letzten Jahrzehnte, wie sie die vielen, teilweise recht kitschigen Register aufweisen, nicht gerade willkommen geheißen. Sollte die neue Erfindung sich auf einem ähnlichen Wege befinden, so dürfte es ihr kaum gelingen, einen ebenbürtigen Ersatz für unsere Orgel zu bieten. Wir aber hoffen mit dem Erfinder gern, daß das neue Instrument einen Fortschritt auf dem Gebiete der Tasteninstrumente bedeutet.

Irenaphonturm. (Modell.)

Die Lautklänge der verschrebenen Sirenenzellen werden vertikal gegen das gewölbte Dach geworfen, wodurch sie nach allen Seiten verfließen. Im oberen Raume die Sirenen mit vertikalen Resonatoren. Darunter (zwei große Fenster) der Raum des Organisten. Ganz unten der Raum der verschiedenen Motoren zur Erzeugung der großen Massen Wind für die Bewegung der Sirenen usw.

Demonstration im März 1928 im Haarlemer Meer zwischen Amsterdam und Haarlem mit drei verschiedenen Typen Resonatoren.

Jede Sirenenzelle hat zwei Töne im Abstand einer temperierten kleinen Terz. Produziert wurden die Töne: eingestrichene G, B, H und zweigestrichene C, D und Es. Von links nach rechts: Dr. Willem Mengelberg, erster Dirigent des Amsterdamer Concertgebouw-Orchesters; A. D. Loman jun., Erfinder des Irenaphons; Dr. Johan Wagenaar, Direktor des königlichen Konservatoriums der Musik im Haag.

Wissen und Leben

Nährwertsteigerung beim Weizen.

Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß der Proteingehalt des Weizens von größter Bedeutung ist. Weizen mit hohem Proteingehalt gewährt nicht nur dem Verbraucher eine größere Menge dieses wichtigen Nährstoffes, sondern liefert auch ein Mehl, das sich besser zum Backen eignet. Die Müller pflegen daher für Korn, dessen Proteingehalt ein bestimmtes Maß übersteigt, höhere Preise zu zahlen. Bisher hing es hauptsächlich vom Wetter ab, einen wie hohen Proteingehalt der Weizen in einem bestimmten Gebiete aufwies. Das Laboratorium für Agrikulturchemie bei dem Amt für Chemie und Bodenbeschaffenheit der Vereinigten Staaten von Amerika hat jetzt aber durch kürzlich angestellte Untersuchungen festgestellt, daß es möglich ist, den Proteingehalt des Winterweizens um ein Viertel oder mehr zu erhöhen, wenn man ihn zu der Zeit, in der er ansetzt, mit salpetersaurem Salz düngt. Wendet man die Düngung in einem früheren Stadium des Wachstums an, so steigert sich der Ertrag zwar auch, aber der Proteingehalt sehr viel weniger. Das vorteilhafteste Verfahren dürfte es danach sein, das salpetersaure Salz sowohl in der ersten Hälfte des Frühlings als auch dann, wenn das Korn deutlich anzusetzen begonnen hat, zur Anwendung zu bringen. Da Weizen gewöhnlich ziemlich eng gepflanzt wird, wird man mindestens die zweite Düngung mit der Hand vornehmen müssen. Weil das aber in größeren Verhältnissen sehr umständlich sein dürfte, hat das Laboratorium Versuche gemacht, den Weizen in so weit voneinander entfernten Reihen zu pflanzen, daß ein Dungverteiler hindurchgeführt werden kann. Dabei hat sich ergeben, daß, wenn der Weizen in Reihen von 60 Zentimeter Entfernung gepflanzt und das Unkraut, das in den Zwischenräumen aufsprießt, in der ersten Hälfte des Frühlings ausgejätet wird, die Pflanzen in solchem Ausmaß treiben, daß ihr Ertrag auf den Morgen nicht verringert wird und sich eine erhebliche Ersparnis an Aussaat ergibt. An der Überlegenheit des so gedüngten Weizens kann kein Zweifel bestehen. Schon äußerlich sieht er dunkler aus als der nicht so behandelte. Ferner kommt es bei Weizen mit hohem Proteingehalt sonst häufig vor, daß die Körner zusammengeschrumpft sind. Ist aber der hohe Proteingehalt durch Düngung mit salpetersaurem Salz zur Zeit des Ansetzens der Ähren erzielt, so finden sich niemals solche Körner. Die chemische Analyse zeigt, daß der so behandelte Weizen 3 bis 4 Proz. mehr Protein aufweist als gewöhnlicher.

Prof. Dr. W. Anderssen.

Migräne – ein Quälgeist der Menschheit.

Zu den mancherlei Quälgeistern der Kulturmenschheit gehört als einer der unwillkommensten wohl die Migräne. Vor allem dürfte es wenige Frauen geben, die sie nicht gelegentlich ihre unerwünschte Macht hätte fühlen lassen. Aber auch über das männliche Geschlecht schwingt sie ihre qualvolle, wenn auch nur selten dauernde Gefahren zeitigende Geißel. Migräne, ein Fremdwort griechischen Ursprungs, ist ein halbseitiger Kopfschmerz von periodischem Charakter, der zu den sog. Neurosen zählt, Erkrankungen des Nervensystems ohne zur Zeit noch nachweisbare anatomische Veränderungen. Ihr an sich vielgestaltiges Krankheitsbild läßt zwei Hauptgruppen erkennen, die einmal mehr krampf-, das andere Mal mehr lähmungsartigen Charakter zeigen. Die Opfer sucht sie sich besonders unter Nervösen und an Blutentmischung (sog. Blutarmut) Leidenden. Aber auch geistig Überanstrengte und durch Sorgen Zermürbte neigen dazu. Auslösende Momente sind seelische Emotionen, Exzesse verschiedenster Art, vor allem aber durch fehlerhafte Ernährung entstehende Stoffwechselstörungen und chronische Verstopfung mit der durch sie bedingten Anhäufung von Selbstgiften. Das Leiden beginnt meist in den Entwicklungsjahren. Der Anfall selbst kündet sich durch untrügliche Vorboten, deren erste oft kalte Füße sind. Allgemeine Abgeschlagenheit, Unlustgefühle aller Art, die sich mit Verstimmung und erhöhter Reizbarkeit vergesellschaften, eröffnen die Szene. Bald schwindet auch der Appetit, um zunehmender Übelkeit Platz zu machen. Der Magen ist aufgetrieben, die Leber druckempfindlich, die ganze Verdauungstätigkeit scheint gelähmt, die schmerzende Gesichtshälfte, meist die linke, entweder hochrot oder leichenblaß. Das immer heftiger tobende einseitige Kopfweh schwillt zu fast unerträglicher Höhe an. Man hat das Gefühl, als sollte das kranke Auge aus seiner Höhle herausgepreßt, der ganze Schädel gesprengt werden. Jeder Lichtreiz, jedes leiseste Geräusch, selbst das eigene Wort wird zur Qual, und dröhnend klopfen die Pulse an die Schläfen. Entsetzliches Übelsein verbindet sich schließlich mit maßlosem Erbrechen, bis auf der Höhe der Tortur nur noch wahnsinnig leeres Würgen erfolgt; ein Zustand totalster Erschöpfung, bei dem man sich todelend fühlt. Um diese Qualen zu lindern, flieht der Gefolterte ins abgelegenste Zimmer, dessen Fenster er verhängt, um allen Lichtreizen und Geräuschen zu entgehen. So muß er unter den furchtbarsten Schmerzen viele Stunden verbringen, bis schließlich der erlösende Schlaf naht, „wie ein Geschenk von oben“. Beim Erwachen ist man schmerzfrei und voll neuen Lebensmutes. Das Drama ist zu Ende, aber nur, um nach Wochen oder Monaten wiedereinzusetzen, bis das Leiden mit den Jahren von selbst zu verschwinden pflegt, wenn seine Ursache nicht traumatischen Ursprungs ist. Nun, was können wir dagegen tun? Die Bekämpfung der einzelnen Symptome ist noch keine Heilung. Doch ist es selbstverständlich unerläßlich, so quälende und das Berufsleben aufs nachhaltigste störende Beschwerden durch unschädliche Mittel niederzuhalten. Deren Zahl ist bekanntlich Legion. Sie pflegen den einzelnen Anfall, wenn rechtzeitig eingenommen, zu kupieren; nur ist das Leiden an sich damit nicht beseitigt. Dazu müssen wir schon tiefer schürfen und den Grundursachen der Blutentmischung nachgehen. Wie der Krebs mehr oder weniger eine Kulturkrankheit ist, die die Primitiven kaum kennen, so auch die Migräne. Neben anderen schädigenden Momenten — natürlich tragen dazu Kulturschäden verschiedenster Art bei — sehe ich in unserer falschen Ernährung die Hauptursache, die bereits durch viele Generationen hindurch wirkt. Unsere moderne Küche treibt in der Tat, wie der große Hygieniker Hindhede sehr richtig sagt, einen förmlichen „Ernährungsschlendrian“. Lichtbringend ist in dieser Beziehung die epochale Entdeckung der Vitamine geworden, der Vitamine, deren Unentbehrlichkeit fürs Leben wohl nachgewiesen ist, die aber zu einem guten Teil durch den üblichen Kochprozeß zerstört werden. Neben dieser Vitaminzerstörung steht mindestens gleichwertig die Vergeudung der pflanzlichen Nährsalze bei der üblichen Zubereitung unserer Gemüse und Kompotte. Unsere Hausfrauen hüten sich sehr, die Fleischbrühe wegzugießen, die ebenso wertvolle Gemüsebrühe aber übergeben sie gedankenlos der Gosse. Neue Kochverfahren steuern glücklicherweise diesem „Luxusbetrieb“, so das Einwecken und die verschiedenen modernen Dampftöpfe. Der einfachste Weg aber, alle diese kulinarischen Gefahren zu meiden, wäre natürlich der sich immer mehr einführende Genuß der Frischkost, mit möglichster Einschränkung des Fleisch- und Alkoholkonsums. Es bedarf wohl keines Wortes, daß dabei eine den Regeln allgemeiner Hygiene sich anpassende Lebensweise unerläßlich ist: Abhärtung des Körpers durch regelmäßige kühle Waschungen und Luftbäder, durch erfrischende und kräftigende Gymnastik, durch

zweckmäßigen, dem jeweiligen Alter angepaßten Sport, tägliche Spaziergänge und möglichste Vermeidung aller physischen und seelischen Erregungen. Gezet.

Wie schnell fliegen die Vögel?

Dem Fluge der Vögel ergeht es in der Einschätzung seiner Schnelligkeit ähnlich wie den Wellen eines reißenden Bergbaches, er wird ganz erheblich überschätzt und wurde bis vor wenigen Jahren noch sogar von der ornithologischen Fachwissenschaft bei einigen Vogelarten, die nach heute vorliegenden Forschungsergebnissen nicht einmal die schnellsten sind, doppelt und dreifach übertrieben. So behauptet der im übrigen recht verdienstvolle Forscher Dr. Staby in seinem 1921 erschienenen Werke „Von Wild und Weidwerk", daß die Schwalbe in der Stunde 200—250 km zurückzulegen vermag und der Mauersegler gar eine Stundengeschwindigkeit von 300 km erreichen kann. Wildenten sollen es bis zu 150 km gebracht haben. Das sind alles Überschätzungen, die erst in den letzten Jahren berichtigt worden sind. Wir wissen, daß ein reißender Bergbach oder die Strömung in einer „Schnelle" im allgemeinen ebenso übertrieben schnell angesehen werden wie der Flug und Zug unserer Vögel. Auseinanderhalten müssen wir bei der Betrachtung und Beurteilung des Vogelflugs die Geschwindigkeit, die ein Vogel zeitweise erreichen kann, und diejenige, welche er beim Durchfliegen längerer Strecken innezuhalten vermag. Der Sturz des Wanderfalken aus der Luft auf die von ihm überflogene Taube, der tatsächlich etwas blitzhaft Schnelles hat, kann uns ebensowenig als Gradmesser für seine Fluggeschwindigkeit dienen wie das jähe Auffahren und Davonstieben aufgeschreckter Vögel. Hier handelt es sich ja immer nur um einen für einen besonderen Zweck bewirkten Kräfteaufwand, der nie von Dauer sein kann. Professor Thienemann, der bekannte Vogelwartenleiter und Falkner, schildert in seinem fesselnden Werke „Rossitten", wie der stoßende Raubvogel auf der Beizjagd nach dem Stoße durch starkes Keuchen und eine gewisse Ermattung den geleisteten Kräfteaufwand verrät. Wenn Raubvögel nach einem Fehlstoß auf dasselbe Stück nicht gleich wieder stoßen, so liegt das nach Thienemanns wohl nicht unbegründeter Ansicht daran, daß sie zu einem rasch folgenden zweiten Stoß nicht fähig sind. Wir dürfen deshalb nicht unsere Raubvögel mit Stoßgeschwindigkeit Hunderte von Kilometern dahinziehen lassen! Nach den Forschungsergebnissen der letzten Jahre, die sich auf besondere Fluggeschwindigkeitsmeßmethoden mit Hilfe der Beringung und durch die Beobachtung von Flugzeugen aus stützen, wissen wir heute, daß der schnellste Vogel nicht viel über Schnellzugsgeschwindigkeit hinauskommt. Das Jagen auf Beute und das jähe Flüchten, wobei eine höhere Geschwindigkeit zeitweilig erreicht werden kann, müssen bei der Bewertung der Durchschnittsschnelligkeit ausscheiden. Auch der Wind als Triebkraft ist hier außer acht zu lassen. Im allgemeinen lieben übrigens die Vögel stärkeren Wind oder gar Sturm bei längeren Flügen nicht. Wir halten uns also bei der Wertung der Schnelligkeit an den durch Stetigkeit ausgezeichneten Zug, den das Streben nach dem Erreichen eines meist sehr weiten Ziels beherrscht. Thienemanns Messungen haben ergeben, daß der Sperber eine Eigengeschwindigkeit von 11,5 Sekundenmeter (= 41,4 Stundenkilometer) hat. Weitere Fluggeschwindigkeiten in der Sekunde sind: Heringsmöwe 13,8 Meter (49,7 Stundenkilometer; Nebelkrähe und Mantelmöwe 13,9 Meter(50 Stundenkilometer), also beide etwa Personenzuggeschwindigkeit; Saatkrähe 14,5 Meter (52,2 Stundenkilometer); Finken ungefähr gleich; Wanderfalken 16,4 Meter (59 Stundenkilometer). Wir sehen, wie das Tempo des weite Strecken überfliegenden Falken stark abweicht von der Schnelligkeit, die er beim Jagen und zumal beim Stoßen beweist. Stößt der Wanderfalke während des Zuges einmal nach einer Beute, dann bleibt es nicht bei den 16 oder 17 Metern in der Sekunde. Was Thienemann in bezug auf Fluggeschwindigkeit beim Star festgestellt hat, muß uns zunächst überraschen. Der Star legt über 74 km in der Stunde auf dem Zuge zurück, eine der schnellsten Leistungen unter den Vögeln. Aber wenn wir uns entsinnen, wie Starenschwärme förmlich dahinsausen, klingt uns diese Beobachtung nicht übertrieben. Wir müssen freilich annehmen, daß die Stare auf dem Zuge häufiger rasten als die Falken. Durch die Beringung ist festgestellt, daß beispielsweise Stare zur Bewältigung einer Strecke von 680 km 20 Tage gebraucht haben, also am Tage 34 km zurücklegten. Einer der ausdauerndsten Vögel ist der Albatros, ein Sturmvogel, dem man Rekordleistungen im ununterbrochenen Fliegen nachsagt. Da er im Fliegen seine Nahrung aus dem Meere auffischt, kann er sehr lange in Bewegung bleiben. Der schnellste Flieger soll der Fregattvogel sein, dessen Reich ebenfalls der Ozean ist. Im ganzen dürfen wir heute sagen, daß Geschwindigkeiten bis 100 km in der Stunde und darüber bei weiteren Flügen unmöglich sind. Auch für die Brieftauben hat sich durch ziemlich sichere Experimente nur eine Stundengeschwindigkeit bis 70 km berechnen lassen. Zugvögel, deren Winterherberge im südlichen Afrika liegt, nehmen sich für diese etwa 10 000 km lange Strecke eine gewisse Zeit, so beispielsweise die Störche annähernd drei Monate. — Wie über die Schnelligkeit der Vögel auf ihren Zügen, so herrschten bisher auch über deren Höhe stark übertriebene Anschauungen. Durch die Luftfahrzeuge sind wir auch hierüber aufgeklärt. Danach wurden Vögel in einer Höhe von mehr als 400 m nur ganz selten beobachtet. So kommt es auch nur ganz vereinzelt vor, daß Vögel über den Wolken gesehen werden. Wenn Adler, Geier und Kondore in 3000—4000 m Höhe beobachtet werden, so müssen wir demgegenüber berücksichtigen, daß diese Vögel einen bereits sehr hohen Standort haben, von dem aus sie sich erheben. Geier und Kondore brauchen auch größere Höhen für ihre Flüge, die ja in erster Linie dem Erspähen verendeten oder kranken Wildes, ihrer Hauptnahrung, dienen. W. Hochgreve.

Farbenvorstellungen bei Zahlen.

Obwohl die Menschen sich nach ihrer seelischen Veranlagung in bezug auf die Aufnahme neuer Vorstellungen im allgemeinen in bestimmte Klassen einteilen lassen, von denen die eine in erster Linie auf die Gesichtsempfindungen, die andere auf die Gehörsempfindungen und eine dritte auf beide in gleichem Maße zurückgreift, gibt es doch eine Anzahl von Menschen, bei denen sich gelegentlich dieser geistigen Tätigkeit absonderliche Eigenschaften zeigen. Unter diesen immerhin vereinzelt auftretenden Erscheinungen, die von den Psychologen als Singularitäten bezeichnet werden, spielen eine besondere Rolle die Chromatismen, worunter das gleichzeitige, zwangsläufige Auftreten von Farbenvorstellungen mit andersartigen Vorstellungen im menschlichen Bewußtsein zu verstehen ist. Bekannt sind die Chromatismen bei Tönen, während das Auftauchen von Farbeneindrücken bei Zahlenvorstellungen noch weniger aufgeklärt ist. In seinem Buche "Des phénomènes de synopsie" berichtet Flournoy, daß die bei 159 Versuchspersonen vorhandenen Chromatismen sich bei 23 auf Zahlen erstreckten. Unter den Verbindungen zwischen Zahlen und Farben erschien die von 2 oder einem Vielfachen dieser Zahl mit Blau am häufigsten, wobei sich weiter zeigte, daß die Zahlen 2, 4, 6 und 8 durch eine Person mit verschiedenen Abstufungen von Blau verknüpft wurden. Auch die Gleichzeitigkeit der Vorstellungen von 1 und Weiß, 3 und Rot, 7 und Grün wurde oft von Flournoy beobachtet. Die Ursachen zur Entstehung von Chromatismen können verschiedener Art sein. Sehr nahe liegt eine Beziehung zwischen Zahlen und Farben auf Grund ihrer ähnlich klingenden Namen, z. B. bei 1 und Weiß, 7 und Grün. Eine weitere Rolle spielt in dieser Hinsicht die gleiche Zahl der Laute, wie sie bei 1 und Weiß, 2 und Blau, 3 und Rot zu erkennen ist. Außerdem ist oft die zufällige gleichzeitige Aufnahme bestimmter Zahlen- und Farbenvorstellungen für die Bildung von Chromatismen von Bedeutung. In welchem Umfang und nach welcher Richtung hin diese seelische Anlage die geistige Tätigkeit im Vorstellungsgebiet der Zahlen und Farben beeinflußt, bedarf noch der näheren Untersuchung.

Dr. D. Katz erzählt in seiner Schrift „Psychologie und mathematischer Unterricht" von einem Lehrer, der die Schüler darauf hingewiesen habe, daß eine bestimmte Jahreszahl, mit der ein blutiges geschichtliches Ereignis verknüpft war, einen roten Eindruck erwecke. Auch berichtet er von einer Studentin, die nach ihrer Aussage als Kind das Grün als Mischfarbe von Rot und Blau angesehen habe, weil sie mit 3 die Vorstellung von Rot, mit 4 von Blau und mit der Summe 7 von Grün verband. Wenn nach diesen Beispielen sich die Chromatismen als Hemmung und als Förderung auswirken, so darf doch mit Sicherheit angenommen werden, daß sie vornehmlich im letzten Sinne in Tätigkeit treten, da nach allgemeinen psychologischen Gesetzen durch gegenseitige Verknüpfung die Aufnahme neuer Vorstellungen erleichtert und ihre Aufbewahrung stärker gesichert wird. H. Martens.

Das Wandern und die Frauen.

Wie vielen ist es heute selbstverständliches Bedürfnis geworden, sich wandernd und reisend zu erholen, und doch herrschte noch vor gar nicht allzu langer Zeit eine recht andere Meinung von solchen Ferienfreuden. Dabei liegt dem Deutschen die Wanderlust von jeher im Blute. Kreuzfahrer und Minnesänger, Scholaren und Handwerksburschen, Landsknechte und Pilger — sie alle waren vom Drang in die Ferne beseelt, wennschon die meisten von ihnen einen religiösen oder wirtschaftlichen Antrieb zum Wandern gehabt haben mögen. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein aber waren die Leute noch recht selten, die das Reisen um der Sache selbst willen unternahmen. Das lag vielleicht weniger an dem schlechten Zustande der Wege und am Mangel guter Unterkunftsmöglichkeiten als an der Einstellung zur Natur; immer wieder findet man in alten Reiseberichten (zahlreiche interessante Proben gibt Prof. Dihle in einer größeren Arbeit über „Wandern und Wanderkleidung in der „Mediz. Welt") Belege dafür, daß nur die fruchtbare Ebene den Blick der Reisenden erfreute. Die Wälder hatten keinen Reiz für sie — das Gebirge gar erregte Furcht und Grauen. Dem weitgereisten Kiechel im 16. Jahrhundert bedeutet ein Wald zwischen Leipzig und Wittenberg schon eine Störung. Er schreibt: „Ein unlieblich Weg, denn er hat auf drei Meilen Wald und Holz." Neben der Naturfreude vermissen wir zu dieser Zeit auch vollkommen die gesundheitliche Wertung körperlicher Tätigkeit in frischer Luft. Unter der Herrschaft von Perücke und Puder, Reifrock und Stöckelschuhen im 17. Jahrhundert ist es freilich begreiflich zu finden, daß man dem Wandern keinen Geschmack abgewinnen konnte. Im Gegenteil — man sah jeden „nutzlosen" Aufenthalt außerhalb des Hauses als Zeitvergeudung an. Besonders den Frauen war das „Spazierenlaufen" durch strenge Sitte untersagt — ein pommerscher Edelmann schrieb in dem rühmenden Nachruf für seine 1606 gestorbene Gattin, „sie habe ohne erhebliche Ursachen und ehrliche Gewerb' nicht sich außer dem Hause begeben oder spazierengefahren". Aber auch die Männer der guten Gesellschaft hatten sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Gehen fast ganz abgewöhnt. Geringschätzig schreibt die robuste Liselotte von der Pfalz 1672 aus Paris: „Die Leute sein hier alle so lahm wie die Gänse, und außer dem König, Madame de Chevreux und mir ist keine Seel', die zwanzig Schritt tun kann ohne Schwitzen und Schnaufen." — Vorsichtig ließen im 18. Jahrhundert Pädagogen und Ärzte ihre warnende Stimme ertönen und machten auf die schädlichen Folgen von Stubenhocken und körperlicher Untätigkeit aufmerksam. Gegen welche Mauern von Unverstand diese Aufklärer zu kämpfen hatten, zeigt der Rat, der ihnen allen Ernstes erteilt wurde — nämlich: sie sollten sich doch viele Pfund schweres Blei in die Kleider nähen lassen, um so die mangelnde Leibesbewegung durch das Tragen dieser Kleider zu ersetzen! Erst nachdem am Ende des 18. Jahrhunderts die Ideen von Locke und Rousseau populär geworden waren, als durch die Aufklärung der Lebensstil innerlich und äußerlich vereinfacht worden war, begann man in den siebziger Jahren das Wandern als Selbstzweck zu üben. Zuerst setzte diese Bewegung unter den Studenten ein, bei denen es fast zur Ehrensache wurde, Ausdauer und Kraft zu Entbehrungen aller Art auf beschwerlichen Fußreisen zu beweisen. Später unternahmen dann die deutschen Turner, mit Jahn an der Spitze, ihre zahlreichen frohen Turnfahrten. Damals gab es bei solchen Unternehmungen noch ganz sonderbare Schwierigkeiten zu überwinden. Als z. B. der Berliner Schriftsteller Ludwig Rellstab 1808 in die Sächsische Schweiz wandern wollte, stellte es sich heraus, daß diese Gegend in Berlin ziemlich „unbekanntes Land" darstellte; in einer Leihbibliothek wurde endlich der einzige erreichbare Reisebericht über diese Landschaft aufgetrieben, der als Marschroute dienen mußte. Ein leinener Kittel, gegen Staub und Regen über den Rock gezogen, war eigentlich das einzige Kleidungsstück, das man dem gewöhnlichen Anzug als spezielle Wanderausrüstung hinzufügte. Im übrigen mutet es komisch an, wenn man auf alten Bildern z. B. einen Wanderer in den Bergen der Schweiz mit langen hellen Beinkleidern, im Frack und Zylinder dargestellt sieht. Natürlich reizte die neue Mode des Wanderns Nörgler und Stubenhocker zu abfälliger Kritik — „der gebildete Mensch gehört in die Stube". Den Frauen kam die neue Bewegung wenig oder gar nicht zugute. Selbst die Ärzte gaben nur sehr zurückhaltende Besserungsvorschläge. So schrieb der Görlitzer Arzt Struve, dessen populär-medizinische Schriften damals zu den besten ihrer Art gehörten, 1754: „Die Frauen müssen sich mehr Bewegung machen. Sie dürfen aber nur bei schönem Wetter spazierengehen, an feuchten, windigen und zu trockenen Tagen müssen sie die Stube hüten. Dann mögen sie im Zimmer Federball spielen — und zwar nachmittags zwischen 5 und 6 im Negligé." Es galt ja noch am Ende des 18. Jahrhunderts für durchaus unfein, wenn eine Frau längere Wege zu Fuß machte; vor allem durfte sich eine Frau der höheren Stände nicht allein blicken lassen. Erhebliche Schuld an der häuslichen Abgeschlossenheit der Frauen trug neben allen Vorurteilen wieder die ungesunde Kleidung. Die kunstvolle Frisur verlangte langsame Bewegungen, die Schnürung des Leibes erzeugte leicht Atemnot, die knappen Stöckelschuhe aus dünnstem Leder oder Seide schützten weder gegen steinigen Boden noch gegen die Feuchtigkeit. Als 1781 der holländische Anatom Camper als erster Arzt gegen solch naturwidriges Schuhzeug zu Felde zog und von einer gesundheitsgemäßen Fußbekleidung verlangte, sie solle vorn rund, mit niedrigen Absätzen und einballig gearbeitet sein, da waren die Damen ob solch „bäurischer Zumutung" tief entrüstet. Und die Männer witterten in solchen Reformen den Beginn einer ihre Würde schmälernden weiblichen Emanzipation. „Ich sehe", schrieb ein weitschauernder Philosoph, „in der Abschaffung der Absätze unsrer Weiber deutlich den Geist der Zeit. Flache Sohlen geben Sicherheit und Bestimmtheit. Die hohen Hacken legten den Frauen ungesehene Fesseln an, wodurch ihnen die Hilfe des Mannes bei jedem Schritt nötig wurde — dabei fühlt der Mann seinen eignen Wert in der erhöhten Kraft. Die flachen Sohlen machen ihn häufig unnütz und beleidigen ihn daher." Im allgemeinen verargte man zwar den Frauen, wenn sie nicht die Sorge um den Teint im Hause hielt, vor 100 Jahren das Spazieren und Wandern nicht mehr, aber in die Praxis wurde diese Ansicht doch nicht so rasch umgesetzt — das Bedürfnis war wohl doch noch nicht stark genug, um die Vorbedingungen zu schaffen. Auch unter der männlichen Jugend flaute nach den Freiheitskriegen die Begeisterung für Turnen und Wandern allmählich ab. So kam es, daß noch vor 50 Jahren eine Wanderung im Leben des Durchschnittsmenschen etwas recht Seltenes war. Im Gedenken an die Beschränkungen, denen ihre Schwestern noch vor nicht allzu ferner Zeit unterworfen waren, mag sich die Frau von heute, die froh und gebräunt heimkehrt, doppelt ihrer schönen „Wanderfreiheit" freuen! S. Hupfer.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bildnis Franz Schuberts auf dem Umschlag dieses Heftes ist die Wiedergabe einer Steinzeichnung von J. Kriehuber.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 3 Komponist, 5 Sonntag, 7 Ballspiel, 9 Ferienstimmung, 11 Lebensgemeinschaft, 12 Staatsrechnung, 14 Schriftsteller und Ägyptolog, 16 deutscher Fluß, 18 Elektro-Ingenieur, 20 asiatischer König, 21 Lebenssubstanz, 22 römisch-deutscher Kaiser, 24 Luftbewegung, 27 Nutzpflanze, 29 Umstandswort, 30 Göttin der Zwietracht, 31 deutscher Philosoph, 32 Metall, 33 Auszeichnung; senkrecht: 1 Schiffsöffnung, 2 Weidenzweig, 3 männlicher Vorname, 4 Sportausdruck, 5 Fluß im Harzgebiet, 6 amerikanischer Staat, 8 germanischer Volksstamm, 10 spanischer Adelstitel, 13 Familienmitglied, 14 Muse, 15 Gesellschaftsraum, 17 Laufvogel, 19 Beamtentitel, 21 päpstlicher Erlaß, 23 Sternbild, 25 Nebenfluß der Havel, 26 italienischer Fluß, 28 Rauchabzug, 30 Planet.

Magisches Dreieck.

Die Buchstaben b b d d d d e e e f i i i i i i n o o r r r r s s s u u sind in nebenstehende Figur derart einzusetzen, daß sich 6 Wörter ergeben, die wagerecht und senkrecht gleichlauten und folgende Bedeutung haben: 1 Papierstreifen zum Anzünden, 2 männlicher Vorname, 3 Mahl, 4 Gedanke, 5 chemischer Grundstoff, 6 Auerochs.

Abstrichrätsel.

Seil — Tatzen — Wind — Rand — Euter — Schall — Anna — der — Sago — Zulu — Sagan — Ente — Inge — Degen — Senat — Tegel — Reise — Tenor — Wirt — Rind — Essen — Chor — Onkel — Orden — Noten.

Werden in den vorstehenden Wörtern je zwei aufeinanderfolgende Buchstaben gestrichen, so ergeben die verbleibenden, sinngemäß zusammengestellt, einen Ausspruch Bismarcks.

Zoologisches Versteckrätsel.

Bodenerzeugnis — Liebschaft — Bibelausgabe — Federfuchser — Hochseetorpedoboot — Flachsfeld — Waschwanne — Astarte — Saalbau — Polterabend — Spiegelteleskop.

In jedem der obigen Wörter ist in zusammenhängenden Buchstaben ein zoologischer Name versteckt. Die dritten Buchstaben dieser Tiernamen ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, einen Zugvogel. (ch = 1 Buchstabe.)

Schachaufgabe.

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.

(Urdruck.)

Weiß zieht und setzt Matt in drei Zügen.

Karreerätsel.

Es sind 16 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. (In jedes Karree nur 1 Buchstabe.) Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben einen Spruch.

Bedeutung der Wörter: 1 Teil des Weinstocks 9 11 16 33; 2 deutscher Komponist 16 29 37 10; 3 mohammedanische Religion 4 26 43 29 2; 4 Fluß in Italien 13 32 16 42 9; 5 asiatisches Königreich 26 12 39 24; 6 Oper von Verdi 7 4 3 20; 7 Faserstoff 8 7 30 41; 8 türkische Kopfbedeckung 41 35 14; 9 griechischer Göttervater 14 22 40 36; 10 Edelstein 9 1 21 12 49; 11 belgische Festung 49 46 28 15 9; 12 Planet 31 48 49 1 27; 13 Wild 9 17 38; 14 Verletzung 6 25 23 3 5; 15 Stadt in Westfalen 45 7 18 5 44; 16 russische Geldeinheit 19 1 47 22 34.

Kreuzrätsel.

a a c c d e e e e e e e e f f f f h h i i i i i n n n n p p r r r r r r s s s s s s s s u z z z

Diese Buchstaben sollen derart in die Figur gesetzt werden, daß die vier wagerechten Reihen, gleichlautend den senkrechten, Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1 Baumfrucht, 2 Gartenblume, 3 Wohnort eines regierenden Fürsten, 4 weiblicher Beruf.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4367.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4365.

Tauschrätsel: Pferd, Alibi, Birke, Mittel, Armee, Esau, Haupt, Gewebe, Strand, Juli, Schale, Spion, Rigi, Gemse, Sturm, Modena, Orgel, Paris, Franz, Schere, Kadi, Schwert, Ulrich, Berta, Schwab, Hecke, Oberon, Geist, Peru, Rubin, Kreta, Stamm, Flotow, Wolke, Sporn, Altai, Käfig, Davos, Achat, Laute, Milan. — Die Leute, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten.

Kreuzworträtselbrücke: Wagerecht: 1 Laertes, 6 Mars, 7 Enna, 9 Kant, 10 Zote, 14 Rind, 15 Bode, 16 Ode, 18 Kinn, 19 Inn, 21 Made, 22 Ade, 24 Togo, 25 Mama, 27 Zara, 28 Mimi, 30 Zinn, 31 Inn, 32 Lora, 34 Hang, 36 Saba, 38 Werk, 39 Nord; senkrecht: 1 Land, 2 Art, 3 es, 4 Enz, 5 Snob, 6 Mann, 8 Atom, 9 Kino, 11 Ob, 12 Tom, 13 Edam, 14 Riga, 17 Edam, 18 Korn, 20 no, 23 Emil, 24 Tang, 26 Amos, 27 Zink, 29 Iran, 30 Zar, 33 Abo, 34 he, 35 Ar, 37 Ar.

Kreisrebus: Nichts halb zu tun, ist edler Geister Art.

Silbenrätsel: 1 **D**ogm**a**, 2 **A**arga**u**, 3 **S**auerstof**f**, 4 **G**ouno**d**, 5 **E**rd**e**, 6 **L**ite**r**, 7 **D**avo**s**, 8 **L**andsknech**t**, 9 **I**mke**r**, 10 **E**ll**a**, 11 **G**ebi**ß**, 12 **T**ann**e**. — Das Geld liegt auf der Straße.

Gitterrätsel: 1 Bulgarien, 2 Agamemnon, 3 Dramaturg, 4 Melodrama.

Magische Quadrate:

```
RING  HOLM
ISER  OHIO
NERA  LIED
GRAU  MODE
```

Schlüsselwörter: Gold, Maus, Rhein. Die fettgedruckten Buchstaben ergeben: Ruhe.

Verwandlungsaufgabe: 1 Poet, 2 Post, 3 Posa, 4 Pisa, 5 Lisa, 6 Liga, 7 Riga.

Verblüffend: K(lappe)r.

Silbenwahlrätsel: Frei**ü**bung, Kandela**ber**, Magda**le**ne, Le**gen**de, Oh**nmacht**, Erb**ü**bel, Witten**berg**e, Sel**le**rie, Norwe**gen**. — Überlegen macht überlegen.

ANEKDOTEN AUS ALTER ZEIT

Des gefeierten Komponisten Friedrich Schneiders Oratorium „Die Sündflut“ sollte zum erstenmal in Dessau aufgeführt werden. Bei den Vorbereitungen zu dem Abend entstand in der Schloßkirche, wo die Aufführung stattfinden sollte, Feuer, und alle eilten, um einer Ausbreitung des Brandes entgegenzuwirken. Nur ein gewisser Herr J. saß geruhsam vor seiner Tür. „Ei, Herr J., wissen Sie denn nicht, daß in der Schloßkirche Feuer ausgebrochen ist?“ fragte ihn ein Vorübereilender. „Was soll ich mich da aufregen!“ meinte J. seelenruhig. „Wenn der Kapellmeister Schneider seine Sündflut losläßt, wird 's Feuer schon ausgehen.“

„Ich will dir ein Gehalt geben,“ sagte Ludwig XIV. zu dem in seinen Diensten stehenden Gascogner Giraut, „wodurch du zeitlebens vor allen Nahrungssorgen gesichert sein sollst.“ — „Sire!“ erwiderte Giraut, „ich danke untertänigst, nur muß ich bitten, daß es ja recht bedeutend ausfallen möge, denn die Glückwünsche aus meiner Heimat werden mich gewiß eine ungeheure Summe an Briefporto kosten.“

Ein Doktor der Arzneikunde und ein Doktor der Rechte stritten sich um ihren wissenschaftlichen Rang. „Der meine ist der ältere,“ sagte der Jurist, „denn Kain erschlug den Abel, und dies war der erste Kriminalfall.“ — „Wohl wahr,“ erwiderte der Arzt, „aber älter ist die Wegnahme einer Rippe von dem Urvater Adam; und dies war die erste Operation.“

Der Professor W. in Lingen erhielt im Jahre 1768 einen Ruf nach Herborn. Er meldete dies dem Minister der geistlichen Angelegenheiten und bat um seine Entlassung. Dieser erstattete darüber Bericht an Friedrich den Großen. Der König

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

schrieb an den Rand: „Wenn er dort mehr kriegt und es kein extraordinairer Kopf ist, geht. Friedrich.“

Als Napoleon sich von Josephine trennte, um eine neue Ehe zu schließen, sagte Canova zu ihm: „Soll ich Ihnen Glück dazu wünschen, daß Sie sich vom Glücke haben scheiden lassen?“

Der Prinz de Ligne erhielt den Besuch des Senators Graf von .... Beim Eintritt in das Zimmer begann der Senator zu gähnen. „Mein lieber Graf,“ redete ihn der Prinz an, „Sie kommen mir zuvor!“

Colbert war zum Nachfolger des hochbejahrten Kanzlers Le Tellier bestimmt. Er starb aber vor dem letzteren. Da sagte de la Feuillade zu Le Tellier: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie Ihrem Nachfolger nachfolgen werden.“

Einst näherte sich der schielende Graf von Girardin dem Fürsten Talleyrand, der in einer Fensternische stand, und fragte ihn zutraulich: „Nun, mein Fürst! wie gehen die Geschäfte?“ — „Wie Sie sehen, Herr Graf!“ erwiderte Talleyrand verdrießlich.

Katharina II. rief bei einer plötzlich hereinbrechenden Wasserflut der Wache ihres Palastes zu, sich zurückzuziehen. „Kennst du mich nicht?“ fragte die Kaiserin, als die Wache dennoch blieb. „O ja,“ lautete die Antwort, „Sie sind Ihre Majestät, die Kaiserin, aber ablösen kann mich nur der Korporal.“

Ein Franzose fand in London zwei schöne junge Damen emsig am Stickrahmen beschäftigt. „Was fertigen Sie da eigentlich?“ fragte er. Beide erröteten und senkten die Augen. Er wiederholte seine Frage. Darauf sagte die Ältere leise: „Es sind — honny soit, qui mal y pense!“

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung

Hans Friedrich Sanz

Verlag · J. J. Weber · Leipzig

NR. 4367. 171. BAND A.A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. NOVEMBER 1928

Eiskunstlauf in Villars. Skifelder bei Kandersteg. Hockey in Zermatt.

WINTER IN DER SCHWEIZ

Heilwirkungen der Höhensonne – Großartiger Sportsbetrieb – Reichliche Verpflegung – Keine Einreiseschwierigkeiten – Direkte Bahnverbindungen.

Jede Auskunft erteilen unentgeltlich die **Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich** oder **Lausanne,** die **Amtliche Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen, Berlin NW 7,** Unter den Linden 57/58, und alle **Verkehrsbüros** der untenstehenden Winterkurorte, sowie alle **Reiseagenturen.**

BERNER OBERLAND Ein Skiparadies ohne Aufstiegsqual: **GRINDELWALD – KLEINE SCHEIDEGG – MUERREN – WENGEN:** diesen beliebten Wintersportplätzen dienen Sportzüge nach **STRAETTLI** 1848 m, **ALLMENDHUBEL** 1900 m, **KLEINE SCHEIDEGG** 2064 m, **EIGERGLETSCHER** 2323 m und **JUNGFRAUJOCH** 3457 m. **KANDERSTEG** 1200 m. Lötschberglinie. Jeder Wintersport. Reichhaltiges Unterhaltungsprogramm. **GSTAAD – SAANENMOESER** 1300 m. Alle Sporte. Großartige Skifelder. Pferderennen.

ROMANISCHE SCHWEIZ **LES AVANTS** ob Montreux 1000 m. Alle Wintersporte. Komfort. Hotels. 200 Betten. **CAUX** ob Montreux 1060 m. Erstklass. Wintersportzentrum in prachtvoller Lage. Caux-Palace und Hotel Regina, 370 Betten. Orchester. Mondäne Unterhaltungen. **VEVEY** 380 m. Genfersee. In der Nähe von Wintersportzentren. Hotels jeden Ranges. **VILLARS - CHESIERES - ARVEYES - BRETAYE** 1300–1800 m. Weltbekannte Wintersportzentren. Alle Sporte. 1600 Betten. **DIABLERETS** 1170 m. Grand Hotel. Wunderschöne Lage. Alle Sporte. Schneesicher.

WALLIS **ZERMATT** 1620 m. Mit Bahn erreichbar (Simplonlinie). Gornergratbahn fährt bis Riffelalp, 2227 m. Alle Wintersporte möglich. Hotels Seiler (600 Betten). Pension ab 18 Fr. Illustrierter Prospekt durch die Direktion.

ZENTRALSCHWEIZ **ENGELBERG** 1020 m. Kur- und Sportplatz in Sonne und Schnee. Direkte Verbindungen mit Seilbahn Gerschnialp und Luftbahn Trübsee bis 1800 m. **RIGI-SCHEIDEGG** 1650 m. Hotel und Kurhaus. Sonnen- und schneereichster Winterkurort.

Innere-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | Frauenleiden, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Prospekte auf Wunsch.

Spezialabteilung für Rheumakranke

Bad Blankenburg Thüringer Wald
Sanatorium für Nervöse und Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C.2

Ein Luxushotel mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

Zimmermann
Sanatorium Chemnitz

für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem $3^1/_2$ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes. der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 34042.

Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

In Paris findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 8. e., 44/bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

LANCASTER HOTEL
Haus ersten Ranges
7 Rue de Berri **PARIS** Champs Elysées

PARIS
HOTEL MODERNE
Place de la République.

500 Zimmer. — 300 Badezimmer.
Zimmer ab 30 Frs. Größter Komfort.
Restaurant. — Bar. — Bierstube.
Private Schreibmaschinenräume.
Telegr.-Adresse: Oteldерne Paris.

Verjüngung **Dr. Gossmann's Sanatorium Kassel-Wilhelmshöhe** Entfettung

---

DAVOS 3 Sanatorium Seehof. Fliess. Wasser. Prospekt. Kurhotel Esplanade. Prospckt. Preise ab M. 12.-.

ÖSTERREICHS FÜHRENDES ALPENSEEBAD KURORT
Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit
WÄRMSTER ALPENSEE EUROPAS (BADEZEIT MAI–OKT.)

Krankenfahrstühle für Zimmer und Straße **Selbstfahrer,** ***auch mit Motorantrieb.*** **Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.** Katalog grat. **Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.**

Lugano
WINTERAUFENTHALT
HOTEL DIANA
Sonnige Zimmer m. Centralheizung u. fl. Wasser, incl. Pension von Frs. 8.- bis 9.-

---

Riquet
Außer Wettbewerb

Außer Wettbewerb

Unentwegt im Tournier hielten 2 Ritter sich stand, bis der triumphierte, dem keiner im Wettbewerb um den Lorbeerkranz gleichkam. Nach glänzendem Sieg auch über Frauenherzen strebt die gegen allen Tadel gefeite Pralinenpackg., aus der Frucht-, Marzipan-, Trüffelfüllung und andere Herrlichkeiten hervorragen, delikat

Außer Wettbewerb

von **Riquet & Co. A.-G., Leipzig-Gautzsch**

ANKER TEPPICHE
GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN-RHLD.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4367. 171. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 22. November 1928.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Neue deutsche Tonfilme. Nach den ersten Versuchen auf dem Gebiete des deutschen Tonfilms haben sich die führenden deutschen Tonfilmproduzenten Tri-Ergon, Petersen-Poulsen und Küchenmeister sowie Meßter zum Tonbild-Syndikat vereinigt. Das Tonbild-Syndikat, das sich kurz Tobis nennt, hat sofort mit praktischer Arbeit eingesetzt und ein umfangreiches Programm aufgestellt. Zunächst werden Kurzfilme, teils Kulturfilme, teils Sketche gedreht. Einen Märchen- und Balladenstoff, tanzmusikalisch die Grundbedingungen des Tonfilms berücksichtigend, bringt ein zweiaktiger Tonfilm „Die Hochzeit des Faun". Ferner begannen die Aufnahmen zu einem Schubert-Tonfilm, der das Leben des Komponisten schildert. Neben diesen Filmen ist ein Kulturfilm mit einer durchgehenden Spielhandlung „Die Melodie der Welt", der anläßlich der Hapag-Expedition in Europa und Amerika, in Asien, Afrika und Australien aufgenommen wurde, im Entstehen begriffen.

Oberammergauer Passionsspiele. Die Termine für die nächsten Oberammergauer Passionsspiele sind nunmehr festgesetzt worden. Die Aufführungen werden in der Zeit vom 15. Mai bis 30. September 1930 in dem neuen, zur Zeit im Bau befindlichen Freilichttheater stattfinden. Dasselbe weist 5000 Plätze auf, während das alte Theater nur 4200 Plätze hatte. Voraussichtlich wird 1930 im Mai und Juni wöchentlich einmal, im Juli und August wöchentlich zweimal und im September einmal in der Woche gespielt, so daß im ganzen einunddreißig Aufführungen zustandekommen werden. Mit der größeren Platzzahl des Theaters geht die Schaffung einer entsprechend größeren Zahl von Unterkunftsmöglichkeiten Hand in Hand.

Badenweiler im südlichen badischen Schwarzwald. Die Saison 1928 kann als eine recht gute bezeichnet werden. Der Besuch war der stärkste, den Badenweiler überhaupt jemals aufzuweisen hatte. Der 10000. Kurgast wurde in diesem Jahre schon sechs Wochen früher als im Vorjahre begrüßt und geehrt. Die umstehende Vergleichsstatistik der letzten drei Jahre zeigt, daß sich sowohl die Zahl der Kurgäste, namentlich die der ausländischen, als auch die der Passanten, in einer fortgesetzt ansteigenden Kurve befindet und, daß damit, was für die Beurteilung der Frequenz maßgebend ist, die

Zahl der Übernachtungen entsprechenden Schritt hält.

1926	1927	1928
8280 Kurgäste	10133 Kurgäste	11325 Kurgäste
131713 Übernachtgn.	163413 Übernachtgn.	186756 Übernachtgn.
1082 Ausländer	1222 Ausländer	2320 Ausländer
	1648 Passanten	1953 Passanten

Die Zahlen gelten jeweils für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Oktober eines jeden Jahres. Passanten und Ausländer sind in den betreffenden Hauptzahlen inbegriffen.

Mr. Bouwers Afrika-Durchquerung im Chrysler-Zweisitzer, von der wir in Nr. 4361 berichteten, ist in 40 Tagen programmäßig durchgeführt worden. Kaum um eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit hinaus wurde die gewaltige Strecke Kairo-Kapstadt zurückgelegt. Es ist schwer, die Gefahren und Strapazen dieser Fahrt zu beschreiben. Die Überquerung der Lybischen Wüste, der Weg über endlose Sümpfe, die Fahrt durch völlig unbekannte Gegenden und dabei alle Rekorde in bezug auf Schnelligkeit zu brechen, das sind Leistungen, die nicht nur unerschrockenen Mannesmut erfordern, sondern die vor allem von der Güte und Zuverlässigkeit des Chryslerwagens beredtes Zeugnis ablegen. Diese Tat bedeutet viel mehr als ein sportliches Ereignis. Herr Bouwer sagte sich, daß es wohl möglich sein müßte, ganz Afrika in ein und demselben Auto zu durchqueren. Auf seiner Hinreise, die 94 Tage in Anspruch nahm, stellte er fest, daß die meisten Schwierigkeiten während der Trockenperiode ohne weiteres zu überwinden seien. Deswegen hatte er absichtlich die ungünstigsten Witterungsverhältnisse des Jahres gewählt. Selbst unter diesen allerschwierigsten Umständen konnte er überall durchkommen. Für die Rückfahrt genügte weniger als die Hälfte der Zeit der ersten Reise. Afrika mit seinen Schrecken muß sich vor dem modernen Automobil beugen. Das hat diese sorgfältig vorbereitete und glänzend durchgeführte zweimalige Durchquerung bewiesen.

Photographische Apparate, die infolge der großen Serienfabrikation gegenüber den Vorkriegspreisen nur etwa die Hälfte kosten, liefert die Firma Photo-Porst, Nürnberg 149, eins der größten Fachgeschäfte Deutschlands. Alle Apparate werden zu Originallistenpreisen, auch bei Teilzahlung ohne Mehrberechnung und ohne Zinsen, bei nur ein Drittel Anzahlung und Verteilung des Restes auf sechs Monatsraten abgegeben. Ein reichillustrierter Hauptkatalog, den wir einzufordern bitten, wird auf Verlangen jederzeit gern kostenlos versandt.

Die schöne Müllerin. Unter den vielen Schönen der eleganten Gesellschaft schien eine reizende junge Frau mit entzückender Haarfülle den größten Reiz auf die Herrenwelt auszuüben. Alle anwesenden Damen drängten sich um ihre Freundschaft, nur um zu erfahren, welchem wirksamen Mittel sie ihre Haarpracht verdanke. „Müllern Sie täglich Ihr Haar mit Dr. Müller's Haarwuchs-Elixier". Diese Kur riet sie den aufhorchenden Damen. Seitdem hieß sie die schöne Müllerin. Dr. Müller's Haarwuchs-Elixier sowie Dr. Müller's Edel-Shampoon zur Unterstützung der Haarkur „Müllern Sie Ihr Haar" ist in allen Fachgeschäften erhältlich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

DER RADIERER DRUCKT SEINE BLÄTTER

RADIERUNG VON BRUNO ZWIENER

Dr. Adolf Windaus, Professor an der Universität Göttingen, erhielt den Chemiepreis für 1928 zugesprochen.

Dr. Heinrich Wieland, Professor an der Universität München, Träger des Chemiepreises für 1927.

Sigrid Undset, norwegische Dichterin von Weltruf, die den Literaturpreis für 1928 bekam.

Henri Louis Bergson, namhafter französischer Philosoph, Mitglied der Académie Française, dem der Literaturpreis für 1927 zuerteilt wurde.

Die neuen Nobel-Preisträger.

DIE NEUEN NOBEL-PREISTRÄGER

Die Schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm hat den Nobelpreis für Literatur von 1928 der norwegischen Dichterin Sigrid Undset, den von 1927 dem französischen Philosophen Henri Bergson zuerkannt; die beiden Chemiepreise von 1927 und 1928 erhielten zwei deutsche Gelehrte: Prof. Heinrich Wieland, München, und Prof. Adolf Windaus, Göttingen.

Mit Sigrid Undset ist die dritte Frau durch den Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet worden; ihre Vorgängerinnen sind die jetzt 70jährige schwedische Dichterin Selma Lagerlöf und die italienische Dichterin Grazia Deledda. Sigrid Undset zählt 46 Jahre; bis 1909 mußte sie sich als Kontoristin ihr Brot verdienen. Nun hat sie, hauptsächlich durch ihre Romantrilogie „Kristin Lavranstochter“ (Schilderung eines norwegischen Frauenschicksals), längst Weltgeltung erlangt.

Der jetzt fast siebzigjährige Henri Bergson, der seit 1900 am Collège de France in Paris seine Vorlesungen hält, ist der repräsentative Vertreter der gegenwärtigen Philosophie Frankreichs. Seine mehr schöngeistig gerichtete Weltanschauung wendet sich gegen jeden Intellektualismus und gegen die mechanistische Auffassung der Lebensvorgänge.

Der Nachfolger Richard Willstätters auf dem Lehrstuhl der Chemie an der Universität München, Prof. Heinrich Wieland, hat sich besonders durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der organischen Chemie, die auch biochemische Fragen berühren, verdient gemacht. Wieland habilitierte sich 1904, im Jahre 1907 erhielt er die Professur für organische Chemie an der Technischen Hochschule in München. Später wurde er nach Freiburg in Baden berufen und kam im Jahre 1925 an die Universität München.

Der andere deutsche Chemie-Preisträger, Prof. Adolf Windaus, war längere Zeit am Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem tätig; ging dann als Professor nach Innsbruck und nach Wien und wirkt seit 1915 als Direktor des Allgemeinen Chemischen Instituts in Göttingen. Ihm gelang die bedeutsame Entdeckung, Vitamin D künstlich zu erzeugen. Das durch Ultraviolett-Bestrahlung von Ergosterin gewonnene Präparat, Vigantol genannt, ist als Heilmittel gegen Rachitis verwendbar.

Deutscher Damenerfolg beim Internationalen Reitturnier in Genf: Baronin Oppenheim auf „Valencio“. Sie siegte bei diesem Turnier im Amazonenreiten und gewann am 8. November den Preis der Diana.

VON DEN BÜHNEN

(Hierzu die Abbildungen auf Seite 768.)

Von der „Aktuellen Bühne“, einem dem Dresdner Staatlichen Schauspielhaus angeschlossenen Experimentaltheater, wurde die Komödie „Geschäft“ von Gerhard Meisel herausgebracht. Er geißelt darin die niedere Seelenhaltung des skrupellosen Geschäftemachers. Sehr modern gehabt sich dabei der Autor, aber zum Schluß bleibt von den übervielen Eindrücken beim Zuschauer wenig haften.

Herbert Becker, ein junger Autor von nicht geringem Talent, proklamiert in seiner „phantastischen Komödie der Zivilisation“, betitelt „Regeneration“, die Erneuerung der degenerierten Menschheit durch Paarung von Schimpanse und Mensch. Einem russischen Gelehrten gelingt dieses Experiment; der Affenmensch Tapp ist das Ergebnis. Leider macht sich Tapp, seiner Erziehung vorzeitig entrissen, eines Mordes unschuldig schuldig und tötet sich selbst. Das Stück enthält allerlei treffend Witzig-Satirisches. Im Publikum erhob sich jedoch gegen die groteske Zumutung einer solchen „Regeneration“ heftiger Protest, es gab einen kleinen Theaterskandal.

Entwurf des im Bau befindlichen deutschen Panzerkreuzers A („Ersatz Preußen“), um dessen Baukostenbewilligung sich scharfe parteiliche Gegensätze gebildet hatten. Am 16. November beschloß der Reichstag mit einer Mehrheit von 52 Stimmen den Weiterbau.

Dr. Julius Petersen, Professor für Literaturgeschichte an der Universität Berlin, Präsident der Goethe-Gesellschaft, Senator der Sektion für Dichtung an der Preußischen Akademie der Künste, feierte vor kurzem seinen 50. Geburtstag.

Vom Ausbruch des Ätna: Einer der riesigen Lavaströme des Ätna auf dem Marsche. In einer Breite von 40—200 m und einer Höhe von 5—15 m vernichten sie alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnet.

Dr. Karl Sudhoff, Geh. Medizinalrat und Professor für Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig, Begründer der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaft, kann am 26. November seinen 75. Geburtstag feiern.

Der neue Lord-Mayor von London tritt sein Amt an: Die feierliche Amtsübergabe an Sir Kynaston Studd (links) am 10. November durch den bisherigen Lord-Mayor Sir Charles Batho (rechts mit dem Zepter). **Rechts oben:** Der Ozeanflieger Freiherr v. Hünefeld als gefeierter Held des Tages in Tokio nach Beendigung seines Ostasienfluges mit der „Europa", dem Schwesterschiff der „Bremen": Pilot M. Lindner, der deutsche Botschafter Dr. Solf, Frau Nagaoka, v. Hünefeld (im japanischen Kimono) und General Nagaoka (von links nach rechts) bei einer Veranstaltung zu Ehren der Flieger.

Zum 80. Geburtstag der einst hochgefeierten Kammersängerin Lilli Lehmann am 21. November: Die heute noch als Gesangspädagogin tätige Sängerin mit einem ihrer Schüler, dem Kammersänger Walter Kirchhof.

Mitte links: Vom Leonhardiritt zur St.-Leonhardi-Kapelle auf dem Kalvarienberg in Bad Tölz, einem alljährlich am 6. November mit vielem Gepränge geübten Brauch: Der große, aus 60 Wagen bestehende Festzug.

Aus der Frischmilchversorgung der Großstadt: Ein Milchwagen, dessen Ladung soeben von der Berliner Städtischen Prüfstelle kontrolliert und für den Handel freigegeben wurde, beim Verlassen eines Güterbahnhofs, auf dem in den frühesten Morgenstunden die Milchtransporte eintreffen. — **Links:** Hauseinsturzgefahr durch Wasserrohrbruch: Die durch den Bruch am 11. November aufgerissene Köpenicker Straße in Berlin. Die entströmenden Wassermassen überfluteten die ganze Straße und rissen teilweise die Grundmauer eines anliegenden Hauses nieder.

VON DEN BÜHNEN

Der Körper als Ausdrucksmittel: Bühnenbild von der Uraufführung des Tanzdramas „Luzifer“ von Harald J. Fürstenau (Musik von A. Francesco Malipiero) im Badischen Landestheater, Karlsruhe, am 30. Oktober.

Ein neues Theaterstück des diesjährigen Kleist-Preisträgers: Szenenbild aus der Komödie „Geschäft“ von Gerhard Meisel, uraufgeführt vom Staatlichen Schauspielhaus in Dresden am 8. November, mit Marie Teichen als Sekretärin Bosse und Alfred Meyer als Chef der Speditionsfirma Abels. (Phot. Ursula Richter.)

Links: Der Affenmensch soll das verkommene Menschengeschlecht ablösen! — Szene aus „Regeneration“, einer „phantastischen Komödie der Zivilisation“ von Herbert Becker, mit A. Johannes als Prof. Iwanoff (links) und A. Wiesner als Affenmensch Tapp. Uraufführung am Erfurter Stadttheater am 24. Oktober. (Phot. Karl Sonntag.)

Anita Berber, Grotesktänzerin, eigenartige dämonische Gestalt der modernen Tanzkunst, zeitweise ein Stern der deutschen Kleinkunstbühne. † an Tuberkulose in Berlin am 11. November im Alter von 29 Jahren.

Szene aus der Oper „Armer Columbus“ von A. Zweininger. Musik von Erwin Dressel. Erstaufführung am Augsburger Stadttheater am 3. November mit L. U. Böck (rechts) in der Titelrolle. (Phot. Hans Siemßen.)

Modische Neuheiten für den Abend.

Photos: Kitty Hoffmann, Wien. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Das rosenfarbene, straßgestickte Crêpe-Georgette-Kleid wird durch das gleichfarbige Velourschiffoncape mit Fuchsbesatz in Beigerosé wirkungsvoll ergänzt.

Rechts oben: Sehr dekorativer Abendmantel aus rotgoldenem Brokat mit reichem beigerosé-farbenen Fuchsbesatz, getragen von der Schauspielerin Marion Mill, die lange, vornehmlich für den Fasching bestimmte Ohrgehänge zeigt. Modell: Emil Horovitz & Co., Wien.

Die Schauspielerin Fedi Ferard zeigt die moderne Abendkappe, einen silbernen Turban, mit schöner Schmucknadel.

Links unten: Marion Mill in einem prachtvollen Zobelmantel. Modell: Emil Horovitz & Co.

Links nebenstehend: Die neuen Abendschuhe bestehen aus Goldbrokat und haben Straßverzierung. Dazu trägt man Seidenstrümpfe in der Farbe der Schuhe.

AM BÄRENZWINGER IN BERN

FARBIGE ZEICHNUNG VON ADOLF DAHLE

Das Rosenaquarell

AUS DEM CHINESISCHEN VON DR. FRANZ KUHN

Duftende Tusche . . .
Ein Bild, das sprach,
Fügte zusammen,
Was Bosheit zerbrach.

In den Tagen der Mongolenherrschaft lebte in Tschen tschou der junge Mandarin Tsui Ying. Er stammte aus reichem Hause, dessen Wohlstand ihm eine sorgfältige Bildung ermöglicht hatte. Vortrefflich war er seit früher Jugend in den Wissenschaften zu Hause, und vor allem in der Malkunst stand er allen seinen Kameraden voran. Seine junge Frau glänzte nicht minder an Schönheit wie an Geist. Dank väterlichem Einfluß hatte der junge Tsui Ying die Beamtenlaufbahn einschlagen können, und so war er eben zum Kreismandarin von Yung kia in der Provinz Tsche kiang ernannt worden. Um an den neuen Amtssitz zu gelangen, beschloß er, den Wasserweg zu benutzen; an einem glücklichen Tag reiste er auf einer komfortablen Mietdschunke mit Frau und Dienerschaft von Tschen tschou ab.

Der Schiffskapitän hieß Ku, von Herkunft aus der Stadt Su tschou, und das halbe Dutzend junger Leute, die außer ihm die Besatzung bildeten, waren angeblich seine Neffen. Ein günstiger Wind erlaubte, alle Segel zu ziehen, und so glitt das Fahrzeug langsam den Yang tse hinab in den „großen Kanal" gen Süden.

Eines Tages, bei Windstille, legten sie in Su tschou an.

„Wir sind in Su tschou", sagte der Kapitän. „Der Herr Mandarin weiß, hier ist es Brauch, bei der Ankunft den Windgeistern zu opfern, damit sie weiter gute Fahrt gewähren. Außerdem haben meine Leute bislang hart geschafft, für den Mandarin ein doppelter Anlaß, ein kleines Trinkgeld zu spendieren."

Nun, Herr Tsui Ying stammte aus vornehmem Hause und pflegte sich nicht lumpen zu lassen. So griff er denn bereitwillig in den Beutel. Der Kapitän ging ans Land, kaufte die drei üblichen Opfertiere, ein Rind, ein Schaf, ein Schwein, und brachte den Windgeistern ihren Tribut. Dann sagte er sich, daß es klug sei, einen so hohen Herrn, wie es ein Mandarin ist, durch eine Aufmerksamkeit günstig zu stimmen. Er kaufte noch schnell einige Eßvorräte und eine Flasche „Pfirsichmandarin", ließ eine Tafel mit herrlichen Speisen herrichten und schickte sie samt dem Wein Herrn Tsui Ying in die Kajüte. Dieser „Pfirsichmandarin" ist etwas ganz Besonderes. Man braucht nur eine Flasche zu öffnen, da steigt einem schon ein berauschender Duft in die Nase; gießt man den Inhalt in den Becher, so gibt es einen Schimmer wie von mondscheinbeglänzten Pfirsichblüten. Dem jungen Paar war seine Güte noch unbekannt, und als sie den ersten Becher leerten, war es ihnen, als ob flüssiger Duft durch ihre Kehle geronnen sei. Herr Tsui Ying war von Haus aus ein tüchtiger Zecher, und seine Frau hielt wacker mit ihm mit. Die Flasche war rasch geleert, und Herr Tsui Ying, dem der Wein glänzend mundete, schickte schleunigst nach neuem Wein und ließ mehrere goldene und silberne Prunkbecher aus seinen Koffern holen. Prachtvoll funkelten die Pokale auf dem Tisch! Wenn die beiden bloß geahnt hätten, daß der Kapitän das Haupt einer schlimmen Piratenbande war, der sich schon längst seine Gedanken über die gewichtigen Koffer und Kisten seiner vornehmen Passagiere gemacht hatte! Der Anblick des Gold- und Silbergeschirrs reizte nun vollends seine Gier. Eine kurze geheime Besprechung mit seinen Komplicen, und der Kapitän erschien in der Kajütentür:

„Hoher Mandarin, edle Dame! Für längeres Verweilen ist, fürchte ich, dieser Platz zu heiß und lärmvoll. Sollten wir nicht lieber einen anderen Ort aufsuchen, wo die Luft kühl und rein weht?"

Nun befand man sich zur Zeit gerade im siebenten Monat. In der sommerlichen Luft lag glühende Hitze, die Herr Tsui Ying infolge des reichlichen Weingenusses doppelt lästig empfand. Der Vorschlag des Kapitäns erschien ihm also recht willkommen, und er erklärte sich arglos einverstanden.

Sie stießen also vom Ufer ab und steuerten auf die weite Fläche des Taihusees hinaus. An einer wüsten Stelle des Seeufers, im dichten Schilf, machte die Dschunke halt. Der Abend dämmerte schon herauf, da stürmten die Leute plötzlich, mit langen Messern und Äxten bewaffnet, in die Kajüte. Entsetzt warfen sich die beiden Gatten zu Boden, machten Kotau und boten den Räubern all ihre Habe, wenn man ihnen nur das Leben ließe. In diesem Augenblick trat der Anführer dazwischen, zeigte mit der Spitze seines Messers auf die junge Frau und schrie:

„Du brauchst nichts zu fürchten, dich lasse ich nicht sterben. Für alle übrigen aber gibt es keine Schonung."

Herr Tsui Ying sah, hier gab es für ihn kein Erbarmen. Da erbat er sich noch die eine Gunst, man möge ihn wenigstens unverstümmelt sterben lassen. Ewig werde er es danken.

„Für dich wäre das Messer viel zu schade!" Mit diesen Worten packte der Bandit den Mandarin, schleppte ihn aus der Kajüte und schleuderte ihn ins Wasser. Im nächsten Augenblick war die ganze Dienerschaft niedergemacht, bloß die Wehrufe der verzweifelten Frau Duftwolke waren noch zu hören, die nur mit Mühe von den Banditen gehindert wurde, ihrem Gatten in die Fluten nachzuspringen.

„Weint nicht, edle Dame, und hört meine aufrichtigen Worte", sprach der Anführer beschwichtigend auf sie ein. „Der zweite Sohn meines jüngsten Bruders ist noch ledig; er weilt heute in Su tschou. In kurzem kehrt er zurück, dann will ich ihn mit Euch vermählen. Ihr sollt es als meine Schwiegertochter in meinem Hause gut haben."

Nun war es im Grunde die Angst vor Mißhandlung gewesen, die Frau Duftwolke getrieben hatte, freiwillig den Tod zu suchen. Wenn sie sich zum Schein in den eben gehörten Vorschlag fügte, dann würde sich vielleicht Gelegenheit zu einem Racheplan bieten. Ihr Entschluß war gefaßt:

„Wenn Ihr es aufrichtig mit mir meint und mein Leben schonen wollt, dann will ich freudigen Herzens Eure Schwiegertochter werden."

Der Räuber erbot sich, die Aufrichtigkeit seiner Worte durch einen Schwur zu bekräftigen, aber Frau Duftwolke wehrte ab:

„Schwiegervater, ich glaube an deine ehrlichen Absichten. Es ist unnötig, zu schwören."

Das bloße Wort „Schwiegervater" aus ihrem reizenden Munde versetzte den alten Banditen in helles Entzücken und ließ jeden Argwohn gegen die Gefangene in nichts zerflattern.

Inzwischen waren die Räuber an die Teilung der Beute gegangen und steuerten die Dschunke ihrem heimatlichen Schlupfwinkel zu. Auf der Weiterfahrt benahm sich Frau Duftwolke, ihrem Plan entsprechend, als brave Haustochter. Zärtlich nannte sie den alten Räuber Schwiegerpapa und ließ sich selbst Schwiegertochter titulieren. In allem fügte sie sich den Wünschen des Alten und erwies ihm hundert Gefälligkeiten und bekümmerte sich aufs gewissenhafteste um den Haushalt an Bord. Und der Alte pries sich glücklich ob des Gewinns einer solchen Schwiegertochter.

So war ein Monat verstrichen, als der Tag des Mittelherbstfestes herankam. Aus diesem Anlaß ließ der Alte von Frau Duftwolke ein üppiges Festmahl für die ganze Schiffsmannschaft herrichten. Da ging es hoch her. Man aß und trank, und schließlich war die ganze Gesellschaft so bezecht, daß einer nach dem andern in alle Richtungen der Windrose umsank. Anstatt rohen Trinklärms drangen nun an das Ohr der lauschenden Frau dumpfe Schnarchtöne. Und im Schein des Mondes sah sie die Besatzung stocktrunken und unbeweglich am Boden liegen. Da fuhr es ihr durch das Gehirn: Wenn je, ist jetzt der Augenblick zur Flucht gekommen. Eine kleine Muskelanspannung, und leichtfüßig war Frau Duftwolke ans Ufer gesprungen. Sie lief, was nur ihr Atem hergab. Sie hatte an zwei Li zurückgelegt, da stockte ihr Fuß, denn wie abgeschnitten hörte der bisherige Weg plötzlich auf. Wohin ihr Blick schweifte, sah sie nur Sumpf und Dickicht, weit und grenzenlos. Doch beim genauen Hinsehen entdeckte sie, wie sich mitten durch Schlamm und Röhricht ein winziger Pfad schlängelte. Die Angst, verfolgt zu werden, trieb sie weiter, und unter unzähligen Mühseligkeiten eilte sie auf dem schlüpfrigen Pfad vorwärts.

Schon kündete im Osten ein bleicher Schimmer den Tag, da näherte sie sich einem Wald, und mit einem Male tauchten die Umrisse eines Gebäudes auf. Sie stand vor einem Kloster Buddhas. Noch zauderte sie, anzuklopfen, da hörte sie drinnen am Türbalken rütteln, das Tor öffnete sich, und eine junge Nonne trat heraus, um Wasser schöpfen zu gehen. Kurz entschlossen durchschritt jetzt Frau Duftwolke die Pforte und ließ sich zur Oberin führen.

„Was führt die edle Dame zu so früher Stunde in mein geringes Kloster?"

Frau Duftwolke wagte vorsichtshalber nicht, die volle Wahrheit zu sagen. Was sie aus Dichtung und Wirklichkeit mischte, lautete also:

„Eure Sklavin stammt aus Tschen tschou und ist die zweite Frau des Kreismandarins Tsui Ying. Vor kurzem hatte er sich auf Urlaub nach der Heimat begeben und sein Schiff nicht weit von hier am Ufer anlegen lassen. Seine Hauptfrau ist immer boshaft und gemein gegen mich gewesen. Gestern abend feierten wir gerade den Mittelherbstmond und saßen beim Wein, da befahl sie mir, einige goldene Trinkbecher zu bringen. Unglücklicherweise ließ ich sie versehentlich ins Wasser fallen. Da drohte sie mir, daß sie mich zur Strafe dafür sterben lassen würde. Aus Furcht bin ich gestern, während sie schlief, weggelaufen und hierhergekommen."

Die Oberin entgegnete:

„Zum Schiff könnt Ihr ja nun nicht mehr zurückkehren. Verwaist und verlassen, wie Ihr seid, was soll nun mit Euch werden?"

Ein Tränenstrom bildete die einzige Antwort. Das traurige Geschick der Frau Duftwolke erfüllte die Oberin mit tiefem Mitleid. So kam ihr der Gedanke, sie als Novize ins Kloster aufzunehmen. Sie sprach:

„Die alte Frau hätte ja einen Vorschlag für Euch, aber ich kenne nicht Eure eigene Absicht."

„Eure Sklavin steckt mitten im Unglück. Wie sollte sie es wagen, sich Eurer erhabenen Meinung zu widersetzen."

„Mein geringes Kloster liegt verborgen an wildem Gestade. Selten dringt eines Menschen Fuß zu uns. Möwen und Reiher sind unsere einzigen Freunde.

Ihr seid noch zarter Jahre und hold von Antlitz, aber was könnt Ihr gegen das böse Schicksal machen? Warum wollt Ihr nicht irdischem Verlangen entsagen, Euer Haar preisgeben und die schwarze Nonnentracht anlegen? Ihr könnt Euch hier dem Dienste Buddhas weihen, habt am Morgen und Abend Euer warmes Reisgericht und verbringt im übrigen die Tage und Monate in bequemer Beschaulichkeit. Ist das nicht besser, als einem Mann als Sklavin zu dienen?"

Frau Duftwolke verneigte sich tief: „Wenn die würdige Frau Oberin mich als Novize aufnehmen wollte, würde das die Erfüllung meiner Wünsche bedeuten. Ich bin bereit, mein Haupthaar preiszugeben."

Befriedigt von dieser Antwort, rief die Oberin ihre beiden Gehilfinnen herbei und machte sie mit Frau Duftwolke bekannt. Man schritt zur feierlichen Einweisung. Räucherstäbchen wurden verbrannt, Gebete vor dem Buddhabild gesprochen, und schließlich fiel das Haupthaar der schönen jungen Frau. Jetzt erhielt sie auch einen neuen Klosternamen: Hui Yüan, d. h. „Beginnende Einsicht". Dann folgte noch eine Anrufung der „drei Kleinodien" Buddha, Dharma und Sangha, und die Aufnahmezeremonie war damit beendet.

Von nun an bestand ihr Tageslauf darin, daß sie am zeitigen Morgen den Dienst im Glockenturm, am Abend den Dienst im Paukenturm versah, dazwischen vor dem Buddhabild Andachten verrichtete und die gewohnten Gebetsformeln hersagte. Im übrigen ließ man sie ungestört in ihrer Zelle verweilen.

So war ein Jahr völliger Abgeschiedenheit verstrichen, als eines Tages zwei Fremde im Kloster eintrafen. Die Oberin kannte sie von früher als Almosenspender, die sie mitunter besuchten. Als Dank für die genossene Gastfreundschaft stifteten sie eine Papierrolle, deren Innenseite ein entzückendes Rosenaquarell barg. Die Oberin nahm das Geschenk an und rollte das Bild als Zierde auf einer leeren Wandschirmfläche auf. Als Frau Duftwolke eines Tages das Bild zu Gesicht bekam, fragte sie betroffen die Oberin, woher es stamme.

„Kürzlich brachten es zwei Gönner des Klosters."

„Wie hießen sie, und wo wohnten sie?"

„Es sind die Brüder Ku Go Hsiu aus unserem Amtsbezirk. Sie sind eigentlich Schiffer, aber seit vorigem Jahre sind sie plötzlich wohlhabend. Man munkelt, ihr Vermögen stamme von einem reichen Kaufmann, den sie ausgeplündert hätten."

Frau Duftwolke schwieg. Hatte sich der Piratenkapitän nicht Ku genannt? Dann ergriff sie Tusche und Pinsel und improvisierte eine Ode, die sie mit raschen Strichen auf das Bild warf.

> „Wie jung er war! Wie geistvoll! Wie meisterhaft führte er den Pinsel! Wessen Kunst kam seiner gleich! Wie frisch leuchten diese Rosen! Wer hätte gedacht, daß der Zauber ihrer Farben die Lebende erneut zum Gedenken an den Toten mahnen würde? Der Anblick dieses Bildes entfacht mein Weh, und doch ist es mir teuer als einziges Vermächtnis des Toten. Ein stummer Wandschirm ist nun der trostlosen Nonne einziger Freund! Möchte doch, die in diesem Leben getrennt wurden, eine spätere Existenz wieder vereinigen!"

Der Sinn dieser Schriftzeichen blieb den Klosterschwestern, die nur ihre Gebetsformeln kannten, vollkommen dunkel. Wie konnten sie auch ahnen, daß das Bild sich bei dem Schiffsüberfall mit unter dem geraubten Gepäck befunden hatte und von niemand anderem als Herrn Tsui Yings eigener Hand herrührte! So glaubten sie, Frau Duftwolke habe mit dem Gedicht bloß eine gelegentliche Probe ihres Talents geben wollen. Aber diese empfand jetzt doppelt schmerzlich die Ohnmacht ihrer gegenwärtigen Lage.

Nun traf es sich, daß eines Tages Herr Ko King Tschun, ein reicher Privatmann und Kunstsammler, dem Kloster einen Besuch abstattete und bei dieser Gelegenheit das Rosenaquarell entdeckte. Mit Kennerblick erkannte er sofort den hohen Kunstwert, aber auch das dazugehörige Prosagedicht erregte durch die Eleganz der Schriftzüge seine höchste Bewunderung, und augenblicklich war er entschlossen, das Bild zu kaufen. Darüber wollte sich aber zunächst die Oberin mit Frau Duftwolke beraten. Was nützte der jungen Nonne das Bild hier hinter Klostermauern? Vielleicht, da es in den beigefügten Sätzen eine geheime Botschaft enthielt, würde es draußen einem Menschen zu Gesicht kommen, der den Sinn der Worte erfassen und der dunklen Angelegenheit auf den Grund gehen würde. Und so kam Herr Ko King Tschun in den Besitz des Bildes und war darüber sehr beglückt.

In Ku su wohnte damals im Ruhestand ein ehemaliger kaiserlicher Zensor, der würdige Herr Kau Na Ling, gleichfalls ein eifriger Mäzen und Kunstsammler. Herr Ko King Tschun durfte sich der Ehre rühmen, zum Bekanntenkreise des einflußreichen alten Herrn zu gehören, und um diese wichtige Beziehung zu fördern, beschloß er, ihm das eben entdeckte Gemälde zu schenken. Dieser nahm das Geschenk, das beim ersten Blick sein Wohlgefallen erregte, gern an.

Am nächsten Morgen erschien ein Besuch an der Tür des alten Kunstfreundes. Es war ein junger Mann, der vier Rollen Wandsprüche, in schöner Kursivschrift geschrieben, zum Kauf anbot. Exzellenz Kau sammelte auch gern Meisterstücke der Kalligraphie. Er ließ den Besucher hereinbitten, und als er die Rollen auseinanderbreitete, entfuhr ihm ein Ausdruck des Staunens. Dieser Schwung, dieses Temperament! Bewundernd fragte er: „Wer ist der Künstler?"

„Es sind ein paar armselige Studien von mir selbst."

Aufmerksam betrachtete jetzt Exzellenz Kau sein Gegenüber. Er fragte ihn nach Namen und Herkunft. Da stellte sich der Gefragte vor als der junge Mandarin Tsui Ying, und nun erzählte er seine ganze traurige Geschichte von der Fahrt nach dem neuen Amtssitz, vom Überfall, wie man ihn ins Wasser geworfen hatte, wie er aber, ein guter Schwimmer, sich vermöge langen Untertauchens ans Seeufer retten konnte. Wie er erschöpft bei einem Bauern freundlich Aufnahme gefunden und, mit trockener Kleidung und etwas Bargeld versehen, sich an die zuständige Ortsbehörde gewandt hatte, aber nichts hatte erreichen können, weil er ohne Ausweis war. Wie er seither sein Leben durch Verkauf von Wandrollen kümmerlich gefristet hatte, und wie ihn zu alledem die Ungewißheit hinsichtlich des Schicksals seiner Frau peinigte.

Der junge Mann hatte seinen Bericht beendet. An seinem Wesen erkannte Exzellenz Kau unschwer, daß er hier die Wahrheit vernommen hatte, und ohne langes Bedenken stand sein Entschluß fest: hier mußte er helfend eingreifen. Teilnahmvoll zu seinem Besuch gewandt, sprach er:

„Bei Eurer augenblicklichen Lage wird Euch nichts anderes übrigbleiben, als fremden Beistand anzunehmen. Da schlage ich Euch vor, Ihr bleibt vorläufig in meinem Hause als Erzieher meiner Enkelsöhne. Wollt Ihr?"

Mit Freuden nahm der junge Mann den Vorschlag an, und der Hausherr führte ihn ins Bibliothekszimmer, wo ein reichliches Mahl hergerichtet wurde. Plötzlich blieb Herrn Tsui Yings Blick gebannt an einer Stelle der gegenüberliegenden Wand haften. Da hing seit gestern das Rosenaquarell, das Geschenk des Herrn Ko King Tschun.

„Was starrt Ihr so entgeistert auf jenes Bild?" fragte erstaunt der Hausherr.

„Glaubt nicht, daß ich Euch etwas vormache, aber dieses Bild ist mein eigenes Werk. Es befand sich unter den Sachen, die mir auf dem Schiff geraubt wurden."

Herr Tsui Ying war aufgestanden, und als er das Bild aus der Nähe aufmerksam betrachtete, rief er erstaunt:

„Und was noch wunderbarer ist, dieses Gedicht ist nachträglich von meiner Frau hinzugeschrieben worden. Überdies läßt der in den Worten versteckte Sinn keinen Zweifel übrig, daß sie die Verfasserin war. Der Sinn besagt, daß sie noch am Leben ist. Wahrscheinlich in der Gewalt der Banditen. Wenn Eure Exzellenz der Herkunft des Bildes nachforschen wollten, würden wir bald auf eine Spur kommen."

Der alte Mandarin schmunzelte:

„Seid unbesorgt, ich werde die Sache in die Hand nehmen."

Und während der junge Mann sich in einem Seitenflügel des Palastes dem Unterricht der beiden Enkelsöhne des Hausherrn

DER BESUCH / AQUARELL VON KURT SCHEIBE

widmete, begann dieser seine Nachforschungen. Das erste war eine Erkundigung bei Herrn Ko King Tschun, dessen Auskunft die Spur auf das einsame Nonnenkloster lenkte. Die Erkundigung im Kloster ergab weiter, daß die Geschenkgeber des Bildes die Brüder Ku waren, und daß die Nonne Hui Yüan die Verfasserin des Gedichtes war. —

Eines Tages erschienen mehrere Sänftenträger mit einer leeren Sänfte im Kloster und ließen sich bei der Oberin melden. Ein Begleitmann trat vor und sagte:

„Wir kommen im Auftrag unseres Gebieters, des großen Mandarins Kau Na Ling. Die Gattin unseres Gebieters verehrt Buddha und sucht zum Einstudieren der vorgeschriebenen Gebete eine im Dienste Buddhas wohlgeübte Gesellschafterin. Sie hat von der Fähigkeit der jungen Nonne Hui Yüan gehört und bittet sie für einige Zeit als Gast in ihr Haus. Wir sind gekommen, sie abzuholen."

Da entgegnete die Oberin: „In allen Klosterangelegenheiten ist mir zwar Hui Yüan unentbehrlich geworden, aber wenn ein so hohes Haus uns die Ehre einer Einladung zuteil werden läßt, wäre es unpassend und könnte unliebsame Folgen haben, wenn ich es ablehnen würde."

So kam die junge Nonne in den Palast des alten Mandarins, wo man sie in den Gemächern der Dame des Hauses einquartierte. Die würdige Dame war natürlich in die Sachlage eingeweiht und begann zunächst ganz harmlos mit einer Befragung über verschiedene dunkle Stellen buddhistischer Sutras. Dann hielt sie mit einem Male plötzlich inne und bemerkte:

„An der Aussprache meiner jungen Meisterin höre ich, daß sie nicht aus der hiesigen Gegend stammt. Seid Ihr übrigens von klein auf im Kloster gewesen, oder wart Ihr bereits vermählt, als Ihr Nonne wurdet?"

Bei dieser Frage vermochte die junge Frau ihre Fassung nicht länger zu bewahren. Wie Regentropfen perlten ihre Tränen, als sie gestand:

„Ja, die geringe Nonne stammt tatsächlich nicht von hier, sondern aus Tschen tschou, und sie war bereits verheiratet. Ihr Gatte war Tsui Ying, ein Kreismandarin. Bisher wagte ich es nicht, mich den Leuten zu entdecken; Euch aber kann ich mich anvertrauen."

Und nun floß unaufhaltsam der Strom ihrer Erzählung. Die würdige Dame des Hauses erzählte natürlich ihrem Gatten sofort alles wieder, und da stellte es sich heraus, daß die Angaben der jungen Nonne mit denen des Herrn Tsui Ying völlig übereinstimmten. Kein Zweifel, die Nonne war die junge Frau des Mandarins, und beide Ehegatten, die einander schon tot glaubten, wohnten, ohne voneinander zu ahnen, unter einem Dache. Aber noch sollten sie sich gedulden müssen, bis die Stunde der Wiedervereinigung gekommen sein würde.

Exzellenz Kau liebte gründliche Arbeit. Zunächst mußten die Räuber gefunden und überführt werden. Er schärfte also seiner Frau ein, nicht ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen, ebenso wie Herr Tsui Ying nichts von alledem erfuhr. Und da war noch ein Punkt zu bedenken: die Nonnentracht der jungen schönen Frau. Sollte Herr Tsui Ying seine Gattin mit einer Tonsur wiederfinden? Darum sprach die Dame des Hauses zu ihrem Schützling so:

„Mein Mann hat sich Eurer Angelegenheit angenommen und wird nicht eher ruhen, als bis Euch Vergeltung zuteil geworden ist. Inzwischen wünscht er, daß Ihr Euer Haar wieder wachsen laßt und die Nonnentracht ablegt; denn Ihr seid aus einem vornehmen Hause, und der Aufenthalt in einem armseligen Kloster ist Eurer nicht würdig. Wisset, bei den Nachforschungen meines Mannes erfuhr er auf dem Bezirksamt, daß dort ein junger Mann aufgetreten ist, der sich als Kreismandarin von Yung kia ausgab und die gleiche Geschichte erzählte wie Ihr. Vielleicht ist Euer Gatte also noch am Leben. Soll er Euch als Nonne, durch eine häßliche Tonsur entstellt, wiedersehen?"

Mit einem Male erinnerte sich Frau Duftwolke, daß ihr Mann von Jugend auf ein vorzüglicher Schwimmer gewesen war. Konnte er sich damals nicht schwimmend ans Seeufer gerettet haben? Neue Hoffnung lebte in ihr auf; sie wollte bleiben und ihr Haar wieder wachsen lassen.

Inzwischen war es Exzellenz Kau gelungen, den Aufenthalt der Piraten zu ermitteln. Er hatte festgestellt, daß der zuständige Ortsmandarin nur aus Besorgnis vor persönlichem Nachteil gegen sie noch nicht einzuschreiten gewagt hatte. Es traf sich günstig, daß gerade um diese Zeit ein kaiserlicher Zensor mit Spezialvollmacht eine Inspektionsreise vornahm, um nach Recht und Ordnung zu sehen. Exzellenz Kau, der ein persönlicher Freund des Zensors war, teilte ihm die Affäre des Herrn Tsui Ying sofort mit und erhielt die Zusicherung eines raschen Eingreifens.

Die Piraten hatten seit dem Überfall auf den jungen Mandarin und seine Frau wohl noch ein Dutzend ähnlicher Beutezüge veranstaltet und lebten seither vergnügt und ungestört auf einem einsamen Gehöft am Taihusee.

Eines Tages saß die ganze Gesellschaft dort gerade bei Schmaus und Trank, als plötzlich das Gehöft von einer Schar Bewaffneter umstellt wurde, deren Führer einen Befehl des Zensors vorwies, worin Haussuchung und Verhaftung sämtlicher Bewohner angeordnet war. Eine Unmasse gestohlenen Gutes wurde dabei zutage gefördert und samt den Verhafteten nach dem Yamen in Ku su gebracht. Dort wurden zahlreiche Stücke des beschlagnahmten Gutes als Eigentum des Mandarins Tsui Ying erkannt. Ja, in einem Koffer fand man sogar die kaiserliche Bestallungsurkunde, die ihn zum Kreismandarin von Yung kia ernannte. Als man nun den Räubern, die anfangs hartnäckig leugneten, die Urkunde vorhielt, mußten sie sich als überführt bekennen. Sämtliche Angehörigen der Bande wurden enthauptet und ihre Köpfe zur Warnung an öffentlichen Plätzen, auf Stangen gespießt, ausgestellt. Alles gestohlene Gut des Herrn Tsui Ying wurde, soweit es noch vorhanden war, dem rechtmäßigen Eigentümer wieder zugestellt. So sehr nun auch Herr Tsui Ying dem Himmel für diese günstige Wendung Dank wußte, so blieb doch seine Freude getrübt durch die Erinnerung an die verlorene Gattin. Jetzt hielt ihn nichts mehr im Hause seines ehrwürdigen Gastfreundes.

„Nachdem sich meine Bestallungsurkunde wiedergefunden hat," sagte der junge Mandarin, „steht nichts mehr im Wege, daß ich mein Amt sofort antrete. Was soll ich hier noch länger verweilen, da alle meine Bemühungen, meine Gattin wiederzufinden, gescheitert sind."

„Ein Mandarinsposten ist gewiß nicht zu verachten, aber wird er Euch so allein, ohne Frau, Befriedigung verschaffen? Soll ich Euch nicht lieber zuvor zu einer Heirat behilflich sein?"

„Ich brächte es nicht über mich, eine zweite Frau zu heiraten. Die Inschrift auf dem Bilde läßt vermuten, daß die erste noch am Leben ist und sich irgendwo verborgen hält. Ich danke Eurer Exzellenz für die edelmütige Absicht, aber sprecht mir nicht von einer zweiten Heirat."

„Der Himmel wird Eure treue Anhänglichkeit belohnen. Ich wage nicht länger auf meinem Vorschlag zu bestehen, aber verschiebt Eure Abreise wenigstens um einen Tag, damit ich Euch noch ein Abschiedsmahl bereiten kann."

Herr Tsui Ying zeigte sich damit einverstanden, und zu dem großen Essen wurden alle Honoratioren der ganzen Umgebung eingeladen. Nachdem einige Runden Wein getrunken waren, erhob der Gastgeber seinen Pokal zu einem kurzen Toast: „Auf das Wohl des Mandarins Tsui Ying, der heute seine zweite Vermählung feiert."

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür zum Bankettsaal, und herein schritt, von der Dame des Hauses und einer Schar Dienerinnen begleitet, in festlicher Tracht und strahlender Schönheit, das Haar schon wieder fast nachgewachsen, die Frau des Mandarins Tsui Ying. Während sie selbst von der Dame des Hauses zuvor entsprechend unterrichtet war, traf den Gatten ihr Anblick gänzlich unerwartet. Er glaubte zu träumen, taumelte wie trunken und fand keine Worte.

„Ihr hattet mich gestern als Heiratsvermittler verschmäht," rief ihm der Hausherr zu, „wollt Ihr meine guten Dienste auch jetzt noch ablehnen?"

Herr Tsui Ying war unfähig, etwas zu erwidern; von Freude überwältigt, schloß er schluchzend und wortlos seine totgeglaubte Gattin in die Arme. Alles umdrängte den Hausherrn und verlangte stürmisch zu wissen, was diese Szene zu bedeuten habe. Da ließ Exzellenz Kau das Rosenaquarell holen, stellte es inmitten der Gäste auf den Tisch und begann zu erklären:

„Fast ein halbes Jahr haben die beiden, ohne voneinander zu wissen, jedes den andern tot glaubend, unter meinem Dach gewohnt, aber es durfte nichts übereilt werden. Vor der Wiedervereinigung mußten zunächst die Schuldigen ergriffen und bestraft, mußte die Bestallungsurkunde des Gatten gefunden, mußten die Haare der Gattin wieder nachgewachsen sein. Im Verlauf einer harten Prüfung haben beide Teile ihre Liebe und Treue offenbart. Die Worte meines Toasts, den ich soeben hielt, spielten auf eine Stelle der Bildnisinschrift an. Seht dieses Bild! Es wurde zum stummen Zeugen einer dunklen Begebenheit und gleichzeitig zum Vermittler der heutigen Wiedervereinigung zweier Liebenden."

Voll Staunen hatten die Gäste den wunderbaren Bericht des alten Mandarins angehört. Jetzt beeilte man sich, ihn, der die Sache so trefflich gelenkt hatte, und das junge Paar zu beglückwünschen. Und während ihre frohe Ausgelassenheit den Höhepunkt erreichte, stahlen sich heimlich zwei Glückliche aus dem Trubel des Gelages, um in der Stille eines prächtig hergerichteten Gemachs das Fest der zweiten Vermählung zu begehen.

Eine angenehme Unterhaltungsmöglichkeit für Eisenbahnreisende: Rundfunkdarbietungen in dem mit Kopfhörern ausgerüsteten D-Zug Budapest-Wien. Bei diesem neueingerichteten Zugradio kann im Falle von Empfangsstörungen von der Funkkabine des Zuges aus auch Grammophonmusik durchgegeben werden. — Rechts oben: Auch ein Jubiläum: 25 Jahre Berliner Kraftdroschkenwesen. Die erste Autodroschke im Jahre 1903 bei einer Probefahrt.

Die gewaltigen Ausmaße der Schornsteine eines modernen Überseedampfers: Zwei Kraftwagen können nebeneinander durch das Innere des Schornsteins fahren; sein Durchmesser kommt der Höhe von drei Männern, übereinandergestellt, gleich. — Mitte rechts: Ein neuer Schornstein-Gigant: Der auf dem Gebäude der Städtischen Elektrizitätswerke in Charlottenburg errichtete Schornstein, der eine Höhe von 125 m und einen oberen lichten Durchmesser von 8 m aufweist.

Das Riesenschneckenhaus: Eine im Bau befindliche Voithsche Spiralturbine von 9000 PS, ein Meisterstück des deutschen Maschinenbaues, für das Kraftwerk Nore (Norwegen).

Der Maschinenmensch feiert seinen ersten Geburtstag: Mister Televox, der sprechende künstliche Mensch, als Ehrengast bei dem von seinem Erfinder R. J. Wensley (vorn rechts) kürzlich veranstalteten Geburtstagsessen.

Frische Fische! — Während einer Fischauktion in den Versteigerungshallen des K

An der Ostseite des Fischereihafens in Kuxhaven ziehen sich in fast 900 m Länge und 37 m Breite die mächtigen Fischauktions- und Packhallen hin, in denen sich alltäglich gewaltige Schauspiele voll haste
zugeführten Fische schnellstens verkauft, verpackt und zur Abfuhr verladen werden. Um die Kühle der Nacht zu benutzen, fängt man um 10 Uhr abends mit dem Entlöschen der Fischdampfer an. Die
Versteigerung, deren Beginn eine weithin hörbare Sirene verkündet. In langen Reihen stehen, Tausende von Kisten füllend, die mannigfaltigsten Fischarten. Ein leichtes Spiel haben die Auktionatoren
Vom Auktionator (auf fahrbarer Kanzel) wird da eine erstaunliche Fertigkeit im Ausrufen und im raschen Überblicken des Käuferkreises verlangt, und der Einkäufer bedarf einer enormen Entschlußfähigke
zelle zur Verfügung. Der Versteigerung folgen dann mit ebenbürtiger Geschwindigkeit die Verpackung der Fische und ihr Abtransport ins Binnenland. — Im Februar 1908 wurde die erste Fischauktion
von 11 M

avener Fischmarktes / Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus.

d intensivster Konzentration ereignen: die großen Fischversteigerungen. Damit dem Verbraucher die Ware so frisch wie möglich in die Hand gelangt, müssen die von den Fischdampfern und Segelfischern en dann, nach Sorten und Größe getrennt, in Kisten zu 100 Pfund in den Versteigerungshallen aufgestellt. In den frühesten Morgenstunden beginnt nun der Verkauf der Fische in Form der öffentlichen Einkäufer nicht. Alles muß so schnell wie möglich gehen, das ist das oberste Gebot. (Werden doch oft bei großen Zufuhren eine Million Pfund Fische und darüber in zwei bis drei Stunden verkauft!) lge der nie genau vorherzubestimmenden Fischeingänge nicht schon am Abend vor der Versteigerung disponieren kann. Zur Erleichterung einer geschäftlichen Disposition steht ihm eine fahrbare Telephon-chavener Fischmarkt abgehalten; der Umsatz betrug in dem ersten Jahre 8 Millionen Pfund im Werte von 800000 Mark. Jetzt hat der Umsatz die gewaltige Höhe von über 112 Millionen Pfund im Werte erreicht.

DER KAMPF GEGEN DIE REBLAUS

GROSSVERSUCHE ZUR ENDGÜLTIGEN ABWEHR DER REBLAUSGEFAHR, UNTERNOMMEN VON DER REBENAUFBAUGENOSSENSCHAFT NIEDER- UND OBERHEIMBACH AM RHEIN

Blick auf das Winzerdorf Oberheimbach am Rhein. Im Vordergrund ein Weinberg mit Reblausherd.

Der gefährlichste Feind des deutschen Weinbaues, die Reblaus, ist mit amerikanischen Reben eingeschleppt worden, als man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei einer verheerenden Meltauepidemie angeblich gegen diese Pilzerkrankung gefeite Reben aus Amerika nach Frankreich brachte. Wo man diese Reben auch verwandte, setzte bald danach ein großes Sterben der Reben ein, ohne daß man sich zuerst über die Ursachen dieses Unheils im klaren war. Erst im Jahre 1878 erkannte Professor Planchon vom Weinbauinstitut zu Montpellier die an den Rebenwurzeln schmarotzende Reblaus (Phylloxera vastatrix) und ihre Jugendformen als die Unholde, von denen die entsetzlichen Verheerungen in den französischen Weinbergen ausgingen. Bis zum Jahre 1884 waren in Frankreich mehr als eine Million Hektar Rebland durch die Reblaus vernichtet worden.

Ähnlich erging es den übrigen weinbautreibenden Staaten Europas und der anderen Erdteile, in denen amerikanische Reben angebaut worden waren. In Deutschland wurden die ersten Reblausverseuchungen in der Mitte der siebziger Jahre festgestellt, und zwar zuerst in der Nähe von Stuttgart. Dann folgten im Laufe des nächsten Vierteljahrhunderts in schnellem Tempo die Verseuchungen bei Erfurt, im Ahrtale, am Mittelrhein unterhalb und oberhalb der Stadt Koblenz, im Elsaß, in der Provinz und im Königreich Sachsen, in Hessen-Nassau, im Großherzogtum Hessen, in der bayrischen Pfalz, an der unteren Nahe, in Franken am Steigerwald und auch im Rheingau, der Heimat der edelsten deutschen Weine.

Preußen und die anderen deutschen Weinbauländer und später das Reich hatten zur Verhütung eines ähnlichen Unheils wie in den Nachbarstaaten im wesentlichen gleiche Gesetze zur Bekämpfung der Reblaus erlassen. Sie schrieben die regelmäßige Untersuchung der Weinberge in bestimmten Zwischenräumen und bei erfolgter Feststellung die schonungslose Ausrottung der krank befundenen Reben und eines breiten Gürtels anscheinend noch gesunder Reben in der Nähe der erkrankten vor. Die ausgehauenen Reben wurden sogleich verbrannt. Der Winzer erhielt für die gesunden Reben des Schutzgürtels eine kleine Vergütung je nach dem Werte des Weinberges. Der gerodete Weinberg wurde gründlich mit Schwefelkohlenstoff getränkt und durfte erst nach Ablauf von mindestens fünf Jahren wieder mit Reben bepflanzt werden. Da die jungen Weinberge erst nach fünf Jahren einen normalen Ertrag geben, so waren die von dem Unglück betroffenen Winzer auf zehn bis elf Jahre ohne jeglichen Ertrag aus ihren verseuchten Weingärten. Die strenge Durchführung dieser gesetzlichen Bestimmungen in Verbindung mit dem Einfuhrverbot für Reben haben den deutschen Weinbau bis zum Kriegsbeginn vor dem Schicksal der Nachbarländer bewahrt.

Eine traurige Wendung brachte der Weltkrieg und die auf ihn folgende Zeit der Wirrnisse. Im Kriege fehlte es an den nötigen Arbeitern für die Untersuchungs- und Ausrottungskolonnen. Nach dem Kriege war die zur Durchführung der strengen Bestimmungen des Reblausgesetzes unbedingt nötige staatliche Autorität in so starkem Maße geschwunden, daß an vielen Stellen die Winzer sich die Ausrottung ihrer verseuchten Weinberge, ja nicht einmal deren amtliche Untersuchung gefallen ließen. Die Folge war die erschreckende Zunahme der Verseuchungen, die in den Jahren von 1914 bis 1923 um mehr als die Hälfte, in der Folgezeit sogar nahezu um das Fünffache der Verseuchungen in der Vorkriegszeit stiegen. — Die anderen Länder, deren Weinbau bei früherer, in ihren Ursachen erst spät erkannter Verseuchung völlig vernichtet war, hatten sich schon frühzeitig zum Wiederaufbau einem andern Verfahren zugewendet. Es hatte sich gezeigt, daß gewisse Sorten amerikanischer Reben gegen die Angriffe der Reblaus widerstandsfähig oder gänzlich unempfindlich sind. Man nahm von diesen Wildreben gut ausgereiftes Blindholz als Unterlage und pfropfte auf diese Edelaugen europäischer Reben, genau wie man auf Wildlinge von Rosen und Obstbäumen Edelaugen und -reiser aufpfropft. Der in der Erde befindliche amerikanische Teil der veredelten Reben ist dann gegen die Angriffe der Reblaus geschützt, und die aus dem Edelauge hervorgehenden Ruten tragen Trauben, aus denen Weine feinster Art hervorgehen. Auch unsere deutschen wissenschaftlichen Lehr- und Forschungsanstalten und die staatlichen Domänen haben seit Jahrzehnten solche Versuche vorgenommen. Sogenannte „verdeckte Proben“, bei denen namen- und jahrgangslos geschenkte Weine von veredelten und naturechten Reben in planmäßigem Durcheinander an die gewiegtesten Fachleute gegeben wurden, haben keinerlei Unterschiede zwischen den Weinen feststellen lassen.

Aus den oben angegebenen Ursachen hat nun die Reblausverseuchung im deutschen Weinlande derart erschreckend um sich gegriffen, daß allein mit dem Reblausgesetz auch bei uns die Gefahr des völligen Zusammenbruchs des deutschen Weinbaues nicht mehr gebannt werden kann. Unter Aufrechterhaltung der gesetzlichen Bestimmungen für die Ausrottung ist man jetzt dazu übergegangen, den deutschen Weinbau nach und nach auf veredelter amerikanischer Unterlage neu aufzubauen und so endlich zu einem endgültigen Schutz gegen das unheimliche Insekt zu gelangen. Die Wiederaufbaubestimmungen sind in der Weise geändert worden, daß der gerodete und entseuchte Weinberg schon nach zwei Jahren, in besonders günstigen Fällen sogar schon nach einem Jahr, wieder mit Reben besetzt werden kann, wenn dazu ausschließlich veredelte amerikanische Reben zur Verwendung kommen.

Aus dieser Änderung ergaben sich für alle weinbautreibenden Staaten des Reiches schwerwiegende neue Pflichten. Es mußten überall Muttergärten zur Gewinnung des

Pflanzen der vorgetriebenen veredelten Jungreben.

Neugeschaffene Wasserstelle zum Schöpfen und zur Bereitung von Spritzbrühen auf dem Gelände der Rebenaufbaugenossenschaft Nieder- und Oberheimbach.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(9. Fortsetzung.)

Was haben Sie seit damals noch Genaues in Erfahrung gebracht?" erkundigte sich Alix bei Nabossy während der ziemlich langweiligen Darbietungen eines Pärchens, das in verschiedenen Stellungen auf einem rundum rasenden Motorrad hockte, stand und lag.

„Über seinen Umgang, Wohnung und ähnliches nichts Wesentliches mehr, das wußten wir ja so ziemlich beim ersten Besuch, und alles Allgemeine hatte ich Ihnen ja im ‚Café Zentral' erzählt gehabt. Tom Wilson wohnt in der Nähe des Praterstern, hat seinerzeit ein sehr einfaches Zimmer auf zwei Monate gemietet und kam, wahrscheinlich auf einer Tour durch Europa, aus München. Besuche empfing er nie. Aber Attanis, der Trapezkünstler, der vorgestern wiederkam, wußte zu berichten, daß der Neger an einem bestimmten Abend — es war jener der Bluttat — vollkommen versagt hat, so daß der Direktor ihn erbost zur Rede stellte. Der Neger verlangte selbst, daß der entsprechende Betrag für das einmalige Auftreten von seinem Monatshonorar in Abzug gebracht würde, gab aber keinen Grund für das vollständige Versagen an. Attanis erinnerte sich des Datums genau, da an demselben Tag eine neue Attraktion eintraf."

„Wilson trat damals um dieselbe Zeit wie heute auf?"

„Ja, ungefähr gegen halb zehn."

„Und — wurde wohl sehr rasch mit seiner Produktion fertig, weil sie mißlang?"

„Die Nummer wurde einfach abgebrochen."

„Er begab sich sogleich weg?"

„Das wußte Attanis nicht genau zu sagen. Tatsache ist aber, daß Tom Wilson sein neuerliches Auftreten von Tag zu Tag verschob. Endlich, nach einer Woche, erklärte er sich bereit. In der Zwischenzeit war er äußerst niedergeschlagen, wie geistesabwesend. Der Zwischenfall — so meint Attanis — müsse auf irgendein Ereignis zurückzuführen sein, das ungeheuren Eindruck auf den Mann gemacht, das ihn geradezu gelähmt habe. Auch auf wiederholtes Befragen habe er es abgelehnt, Genaueres mitzuteilen."

„Er könnte also", sagte Alix nachdenklich, „zu dem in Frage kommenden Zeitpunkt in Dornbach gewesen sein. Ich kam um elf Uhr aus der Oper nach Hause. Katjuscha Weressowski war zum letztenmal, wie die Frau des Chauffeurs ja zu Protokoll gegeben hat, um ungefähr acht Uhr am offenen Gartenfenster gesehen worden. Vielleicht hatte sie dem Neger mitgeteilt, daß sie nicht zu der Vorstellung käme — vielleicht sollte er zu ihr kommen — wie dem auch sei, es ist Zeit genug gewesen zwischen dem verunglückten Auftreten des Mannes — das an und für sich höchst verdächtig ist — und meiner Heimkunft, um hinauszufahren, die Tat auszuführen und zu entwischen!"

„Ja. Das völlige Versagen des Negers, während Katjuscha noch lebte, ganz kurz vor ihrem Tod, ist mehr als seltsam. Wenn es nachher gewesen wäre, ich meine, nachdem er von der Bluttat erfahren hatte, dann ließe sich eher eine Begründung finden."

„Und noch eins. Um acht Uhr wurde Katjuscha zum letztenmal lebend gesehen. Um halb zehn mußte Tom Wilson erst im Zirkus sein. Sollte er vorher...? Das wäre die einwandfreie Erklärung für sein weiteres Verhalten."

Nabossy zweifelte.

„Vorher? — Kaum. Der Polizeiarzt stellte um halb zwölf fest, daß der Tod vor einer — allerhöchstens, aber unwahrscheinlicherweise — vor zwei Stunden eingetreten sein mußte. Dann: es ist jetzt reichlich bis neun Uhr Licht. Der Täter muß seinen Weg über das Gartengitter genommen haben. Und zwar von der Allee aus, die doch nicht immer, aber vielfach begangen ist. Das Gitter, zweieinhalb Meter hoch, ist so leicht und rasch nicht überklettert. — Allerdings — Wilson ist Artist! Ein zweifellos körpergewandter Mann! Und was den Polizeiarzt betrifft: es ist immerhin zu bedenken, daß auch Polizei- und Gerichtsärzte manchmal irren... Alles zusammengefaßt: Verdachtsmomente in ausreichender Zahl — und dennoch —"

Alix antwortete nicht; aber es war ihr anzusehen, daß sie nicht an die, freilich mehr als bestechende Möglichkeit glaubte, der Neger wäre, wenn er wirklich der Täter gewesen war, nach verübter Tat in den Zirkus geeilt. Dann hätte er begreiflicherweise nicht die nötige Konzentration aufgebracht, seine schwierigen, angeblich sogar einzig in der Artistenwelt dastehenden Kunststücke auszuführen.

„Die Polizei weiß nichts von diesem Verdacht?"

„Kaum. Von mir haben sie keine Mitteilung erhalten."

„Vielleicht hätten Sie doch —"

„Das sagen Sie, der Sie nach Kenntnisnahme derselben Anhaltspunkte wie die Polizei zu dem meiner Ansicht nach allein richtigen Schluß gekommen sind, daß nur Mord vorliegen kann? Während das Sicherheitsbureau zu dem bequemen und den Akt reinlich erledigenden Ende kam, es müsse ein Selbstmord gewesen sein? — Was wäre dann geschehen? Sie hätten um kein Wort mehr in Erfahrung gebracht als das Privatdetektivbureau. Sie hätten den Mister Tom Wilson verhört, vielleicht sogar verhaftet. Sie hätten mit grober Hand jede weitere Möglichkeit, ihn zu überführen, zerstört. Sie hätten ihn geradezu gewarnt, anstatt ihn in Sicherheit zu wiegen, damit er um so bestimmter in die Falle geht. Das heißt, wenn er tatsächlich —"

Ein Tusch der Musik kündigte das Ende der Pause und den Beginn der Glanznummer des Abends an. Angestellte schleppten Tische in die Manege, auf denen Gläser, Schalen, dann Holzleuchter, Bündel von Kerzen, Zylinderhüte standen — sie brachten Stöcke, Regenschirme, Billardkugeln herbei. Schließlich erschien, von Beifall begrüßt, Tom Wilson, ein athletisch gebauter Neger, im Frack.

Nabossy konnte, während der Artist hereinkam, dessen Gesicht nicht sehen, weil er mit Alix knapp neben dem Eintritt in das Rund saß. Als sich Tom Wilson, nach allen Seiten hin dankend, umwandte, stellte Nabossy fürs erste ein normales reinrassiges Negergesicht fest, das mit einem unveränderlichen Lächeln zwei Reihen blendend weißer Zähne zeigte.

Tom Wilson ließ sich von seinem Gehilfen Billardkugeln reichen: Vier, fünf, sechs, sieben, acht... zwölf, dreizehn? Das war nicht mehr genau zu unterscheiden. Er nahm die Bälle rasch an sich, warf sie in die Luft und wieder empor — keiner fiel zu Boden. Das ging so eine gute Weile. Es schien, er spielte für sich. So leichthin vollführte er die kurzen Handbewegungen.

Händeklatschen beendigte scheinbar vorzeitig die Vorführung.

Mister Wilson, mit ebendemselben Lächeln, das er auch während der Arbeit nicht ablegte, warf Zylinderhüte steil aufwärts in den Raum, eine Unmenge von steifen Hüten, den Zuschauern wurde schwarz vor den Augen.

Verstärkter Beifall veranlaßte ihn, nunmehr mit Regenschirmen, sechs Regenschirmen auf einmal, zu jonglieren. Die Angelegenheit machte ihm bereits zu schaffen.

Noch immer stand das festgefrorene Lächeln auf seinen wulstigen Lippen. Aber die Augen, vielmehr die Pupillen, die unheimlich starr standen, umgeben von dem deutlich abgehobenen Bläulichweiß des übrigen Augapfels — während seine Hände wie losgelöst von dem übrigen Körper ihren Dienst taten — diese Pupillen waren auf einen bestimmten Punkt im Zuschauerraum gerichtet.

Nabossy, dem diese Tatsache nicht entging, suchte und fand das andere Ende der gedachten Verbindungslinie. Es saß dort in der ersten Reihe des hinter den Logen gelegenen ansteigenden Parketts, knapp an der Wand, die den Zutritt in die Manege abgrenzte, eine junge Frau oder ein Mädchen, sehr schlank, sehr schmächtig, ein nicht näher zu bezeichnendes Gesicht, das von ungemein stechenden Augen belebt wurde; Augen, die minutenlang ohne Wimperzucken mit dem ausübenden Artisten befehlerisch in innigstem Kontakt zu sein schienen.

Nabossy sah nach Alix, die gespannt nach dem Neger blickte; er sah sich nach allen Seiten um, aber alle diese blassen Ovale, die Gesichter von tausend und mehr Zuschauern waren dem Podium zugewendet. Nabossy suchte dringend nach einem einzigen Menschen, dem wie ihm die geheime Verbindung bekannt, offenbar wäre, die, unbemerkt von einer so großen Menge, wirksam war.

Doch, einer war da, der gleich Nabossy den Kern des Geschehens erfaßte. Er stand an die Bretterwand des Eingangs gelehnt, kaum fünf Schritte von jener Frau entfernt. Er sah unausgesetzt zu ihr hinüber.

Tom Wilson hielt jetzt auf einem langen schmalen Brett zwanzig Kaffeetassen, die Schalen darauf, vor sich hin.

Die Musik brach ab und exekutierte dann einen hohen, vibrierenden, langhingezogenen Ton.

Der Gehilfe des Artisten trat vor und gab mit langsamen, nach allen Seiten hin verständlichen Handbewegungen je drei Stück Zucker und einen Löffel in jede der zwanzig Schalen.

Die Musik verstummte vollkommen.

Tom Wilson hielt die Planke mit den zwanzig Kaffeeschalen auf den Untertassen samt Zucker und Löffel halbmeterweit vor sich hin.

Er sah das Zeug nicht — er schaute dorthin, wo zwei Augen, denen alle übrige Welt abhanden gekommen war, ihm einen kurzen bestimmten Befehl übermittelten.

Da gab er, ohne hinzuschauen, dem Brett einen erheblichen Ruck. Die Schalen samt Tassen und Zuckerstückchen und Löffel machten einen Salto mortale, drehten sich freischwebend um hundertachtzig Grad, um keinen halben mehr und um keinen halben weniger, und kehrten folgsam alle zwanzig auf das schmale Brett zurück.

Der Mann, der am Manegeneingang stand, der Mann mit der Glatze, der die Frau mit den bemerkenswerten Augen unaufhörlich betrachtet hatte, wandte sich mit einer Körperbewegung, die wie Ergebenheit in ein unbegreifliches Schicksal anmutete, nach dem Ausgang.

In diesem Augenblick sagte Nabossy, sehr beeilt, zu Alix: „Wo treffe ich Sie in einer oder zwei Stunden?"

„Irgendwo. Innenstadt. ‚Café Zentral.' Aber — was ist geschehen?"

Er war aufgesprungen.

„Später!"

Er verschwand in der Menge.

*

Während das Beifallklatschen aufbrauste, anwuchs, dann ein wenig Atem holte, um von neuem mächtig anzuschwellen, begab sich Nabossy hinten herum, den Gang entlang, der die an der Manege gelegenen Logen von den Sitzreihen trennte, und sah noch, wie der rundliche Mann mit der Glatze in der Öffnung verschwand, die zu den Künstlergarderoben führte. Von dort quoll jetzt ein Trupp rotbefrackter Bediensteter hervor, die Utensilien für die nächste Programmnummer, allerlei Turngerät, herbeischleppten.

Nabossy drückte sich an der Wand hin in den Requisitenraum, ein Billetteur oder Bühnenarbeiter wollte ihn anhalten, aber er schob den vorgehaltenen Arm des Mannes sanft beiseite und drang weiter vor in dem Gewirr von hastenden Menschen, Hilfskräften und für den Auftritt bereits kostümierten Artisten, einer Anzahl jugendlicher Turner in rosafarbenen Trikots und einer Japanerfamilie in Nationaltracht. Nabossy fragte nach Attanis, den Artisten. Attanis war bereits fortgegangen. Nabossy ging weiter. Er nahm wahr, wie ein Seitentürchen zufiel, ruderte darauf los und stand im Freien, in einem Hof, dessen nächtliche Dunkelheit durch den Schein der nächstgelegenen hellbeleuchteten Vergnügungsstätte eine gewisse Abschwächung erfuhr.

Eine knarrende Holztür wurde geöffnet, und Nabossy erkannte den Mann mit der Glatze, der vollbelichtet auf die menschenerfüllte, lärmende Straße trat.

Nach wenigen Schritten war Nabossy an seiner Seite, blickte ihm scharf ins Gesicht und erkannte trotz der fehlenden groben Schminke einen Groteskakrobaten, der zu Beginn des Abends mit zwei jüngeren Kollegen ziemlich vergeblich versucht hatte, dieses nicht sehr anspruchsvolle Publikum zum Lachen zu bringen.

Ein verwittertes, verrunzeltes Antlitz, dessen wasserhelle Augen vorwurfsvoll in die Welt blickten, und die ziemlich dürftige Zivilkleidung kennzeichneten den um das tägliche Brot bangenden, wegen der nächsten Zukunft sorgenden, alternden Artisten.

„Verzeihen Sie," sprach ihn Nabossy an, gefühlsmäßig ahnend, daß dieser Mann vielleicht erzählen könnte, „wenn ich nicht irre: das Oberhaupt von ‚The three Brothers Wellington'? Ich habe Sie soeben während der Vorstellung bewundert."

Der Mann lächelte trübe. „Mein Name ist Schwingenschlögl. Es hat Ihnen gefallen? Na ja, man plagt sich, man gibt sein Bestes, seit nun schon dreißig Jahren."

Er fuhr mit der Hand langsam über den mächtigen kahlen Schädel, der allabendlich viele klatschende Schläge auszuhalten hatte. Das Publikum wieherte dann vor Vergnügen. Es tat zwar nicht weh, aber es war zweifellos ein absonderlicher Beruf, einer, der nicht einmal vor den Nöten des hilflosen Alters schützte. Solange er's aushielt, der Schädel, gab es zu essen.

Er sprach davon in einem müden, abgelebten Ton. Nabossy nötigte ihn auf eine Kaffeehausterrasse und bestellte Essen. Die Miene des Alten hellte sich um ein beträchtliches auf.

„Es gibt aber doch Kollegen unter Ihnen," ging Nabossy auf sein Ziel los, „die ganz schön verdienen! Was bekommt zum Beispiel dieser als erste Attraktion angekündigte Neger, den ich gerade sah, als Abendhonorar?"

„Wilson? Sie meinen Tom Wilson? Ja, das könnte ich so genau nicht sagen — schönes Stück Geld, jedenfalls. Möchte aber nicht mit ihm tauschen, nein, das möchte ich nicht."

Nabossy zeigte sich fachlich interessiert.

„Diese Balancier- und Jonglierkunststücke sind wohl sehr schwer?"

„Schwer? Das ist kein Ausdruck. Haben Sie gesehen, wie er die sechs Regenschirme in der Luft durcheinanderwarf? Und die Geschichte mit den massenhaften Zylinderhüten? Das ist schon nicht mehr Konzentration, das ist... und gar die zwanzig Kaffeegarnituren: zwanzig! Auf einmal! Das ist —"

„Was?"

„Das —"

„Nun, was? Reden Sie doch!"

„Das ist... also, ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, aber ich wette, um was Sie wollen: das ist Hypnose. Oder so was Ähnliches. Auf natürliche, ich meine, gewöhnliche Art, also durch Training oder Routine, ist das einfach nicht zu machen!"

„Sie glauben, daß der Neger unter dem Willen, unter dem Befehl einer zweiten Person..."

„Ich glaube nicht, ich weiß es. Jeden Abend sitzt auf einem bestimmten Platz — es ist immer derselbe — eine Frauensperson, so eine Kleine, Schlanke, mit ungemein stechendem Blick, schwarzen Augen, genau ihm gegenüber. Die hat ihn fest, verstehen Sie? Die lenkt ihn, seine Hand, auf den Bruchteil eines Augenblicks. Genau befiehlt sie ihm: Jetzt! Und es gelingt!"

„Hören Sie, verehrter Herr Schwingenschlögl," sagte Nabossy und schenkte die Gläser mit Bier voll, „das interessiert mich ungemein. Ich werde Ihnen auch sagen, warum. Ich bin Schriftsteller. Gegenwärtig arbeite ich an einem großangelegten Zirkusroman. Deshalb suche ich die Bekanntschaft von Leuten dieses Metiers. Tom Wilson, das ist für mich eine neu gefundene und höchst interessante Type, vielmehr eine Episode, die sich sehen lassen kann."

Der Artist schaute verständnisvoll drein.

„Ah! Großartig!"

Er erhob das Glas.

„Sozusagen."

Nabossy gab ihm Bescheid. Der Artist erzählte:

„Ich kenne ihn nicht genauer, habe mit ihm höchstens ein paar Worte gewechselt; er spricht sehr schlecht deutsch. Aber gleich bei seinem ersten Auftreten — ich blieb bis zum Ende der Vorstellung, wiewohl ich, wie Sie ja wissen, leider gleich zu Beginn drankomme, dieser Sklavenhalter von Direktor hat ja keine Ahnung vom Geschäft — ich merkte also sogleich, daß mit dem Burschen etwas nicht stimmt. Haben Sie dieses entseelte Grinsen bemerkt, das er unentwegt beibehält? Ja? Nun sehen Sie. Das kommt sehr oft vor. Die meisten von uns haben sich so ein Allerweltslächeln eingelernt, sie halten es vor sich hin wie einen Schild, damit es aussieht, als arbeiteten sie spielend, so mir nichts, dir nichts, aus dem Handgelenk heraus. Wenn sie sich, wie ihnen wirklich zumute ist, zeigen würden, gäbe es die verzerrtesten Gesichter, so sehr benötigen sie ihre gesamte Aufmerksamkeit, Beherrschtheit für die jeweilig zu exekutierende Piece; wenn es aber glücklich vollbracht ist, zwischen zwei Vorführungen, wenn sie sich bedanken, dann sehen sie wie immer drein, je nach Temperament, zufrieden, ernst, fröhlich, glückselig über den wiedererkämpften Erfolg. Dieser Neger aber behält das starre Lächeln bei! Verstehen Sie das? Nein? Ich werde es Ihnen erklären. Er darf sich noch nicht freuen! Auch wenn alles wie am Schnürchen ging. Der Beifall des Publikums besagt ihm gar nichts. Für ihn ist allein maßgebend, ob diese Person, dieses Weib in der ersten Parkettreihe, ihm gerade gegenüber, zufrieden, befriedigt ist — verstehen Sie? — Und das kann sich erst nach Beendigung seiner Produktion erweisen, denn es fällt ihr nicht ein, vorzeitig durch ein Lächeln die Hochspannung zu zerstören, die zwischen diesen zwei Menschen wirksam ist. Vor allem aber: seine Augen! Haben Sie die hilflosen, haltlosen Augen gesehen, diese Blicke, die wie gefangene Vögel im Raum umherflattern und immer wieder nach einer bestimmten Richtung hinstreben, bis sie, festgehalten, erstarren? Dann, wenn ihn das Weib zu Anfang des nächsten Kunststückes wieder eingefangen hat, arbeitet er die schwierigsten Sachen mit der Präzision einer Maschine. Er ist tatsächlich nichts anderes als eine Maschine, ein willenloser Körper, von einem stärkeren, unnachsichtigen, herrschsicheren Gehirn gelenkt."

„Es ist vielleicht", sagte Nabossy nachdenklich, „wichtiger, zu wissen, ob sich der Mann in diesem mehr als untergeordneten Verhältnis glücklich fühlt?"

„Glücklich? Bestimmt. Selig! Es ist Himmel und Hölle zugleich. So sehe ich es wenigstens."

„Was geschieht aber dann," warf Nabossy pfiffig hin, „wenn die Frau eines Tages, besser: eines Abends nicht mittut, aus irgendeinem Grund. Weil sie krank ist, weil es ihr einfach nicht paßt, aus Laune, aus —"

„Dann ist er verloren. Er kann einfach ohne sie nicht auftreten, nicht arbeiten. Er allein bringt nichts zuwege. Ich habe diese Riesenblamage selbst miterlebt. Da kam — es ist nicht lange her — der Neger heiter und guter Dinge in die Garderobe. Er hatte vorher mit einem englisch sprechenden Kollegen zu Abend gegessen, in einem in der Nähe gelegenen vegetarischen Restaurant —"

„Vorher? Um welche Zeit?"

„Zeit?" fragte der Artist verwundert. „Vorher! Er tritt nach neun Uhr auf, also wird es zwischen acht und neun gewesen sein. Was weiß ich? Der Kollege erzählte, wie Wilson beim Essen ungemein lustig gewesen sei, ganz nach Art seiner Rasse, die zuzeiten von einer kindlichen Ausgelassenheit sein kann. Er betrat wie immer ohne das geringste Lampenfieber die Manege, er glaubte sich wahrscheinlich gewohntermaßen beschützt, dirigiert von der anwesenden Frau —"

„Der Kleinen, Schlanken, mit dem ungemein stechenden Blick, den schwarzen —?"

„Nein. Es war damals eine andere."

„Andere...?"

(Fortsetzung folgt.)

Beerdigung im Bayerischen Wald / Kohlezeichnung von Willi Niedermayer.
(Mit Genehmigung des Bavaria-Verlags, München-Gauting.)

Die Romantik griechischer Klöster.

Der Hauptgrund für eine Studienfahrt durch die Gefilde von Hellas ist ohne Zweifel der, den Schauplatz und die Zeugen der großen griechischen Vergangenheit mit eigenen Augen ehrfurchtsvoll zu betrachten. Doch verdient auch die lebende Gegenwart nicht minder unsere Beachtung. Zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten in dieser Hinsicht gehören die griechischen Klöster, die allenthalben im Lande verstreut liegen, zumeist oft auf unzugänglichen Bergen, auf Vorgebirgen, auf Inseln oder überhaupt in romantischer Lage, nicht selten festungsartig auf und aus den Trümmern antiker Heiligtümer aufgebaut.

Zu den bekanntesten dieser Art gehören die Klöster auf dem Vorgebirge Athos und das altehrwürdige Kloster Daphni in der nächsten Nähe Athens. Doch seien aus der langen Reihe dieser Mönchsniederlassungen ihrer besonderen Originalität wegen im folgenden nur die Meteoraklöster, Pontikonisi und Palëokastrizza herausgegriffen.

Wie eine Perle der mit natürlichen Herrlichkeiten überreichlich gesegneten Insel Korfu erscheint Pontikonisi, das die kleine versandete Bucht von Kalichiopulo traumverloren sperrt. Pontikonisi (Ratteninsel), der Sage nach das versteinerte Schiff des Odysseus, ist ebenso interessant wie ergreifend schön. Der prächtige Bestand an herrlichen Zypressen und Orangenbäumen verleiht dem Inselchen einen unsagbar lieblichen und doch vornehm-stimmungsvollen Hauch, der Arnold Böcklin die Anregung zu seiner „Toteninsel" gegeben. Zu den wärmsten Bewunderern dieses liebreizenden Eilandes zählten auch Kaiserin Elisabeth und Kronprinz Rudolf von Österreich. Heute beherbergt die Insel bloß einen freundlichen Mönch, der in dem kleinen Kloster als einziger Bewohner des Eilandes haust.

Die Klosterinsel Pontikonisi vor dem Eingang der Lagune von Kalichiopulo (Ostküste Korfus). Vorn das Frauenkloster Blacherana.

Nicht minder schön, doch weitaus romantischer liegt an der Westküste Korfus, hoch über dem brandenden Meere, das große Kloster Palëokastrizza, dessen Pforten jedem Besucher gastfreundlich offen stehen.

Auf dem Peloponnes liegt in der Provinz Achaia, etwa halbwegs zwischen Kalavryta und dem Korinthischen Meerbusen, das Kloster Megaspiläon. An und unter einer Felswand gelegen, die noch 190 m über dem Kloster aufsteigt, bietet es einen malerischen Anblick. Nur die oberen, an die Felswand geklebten Stockwerke dienen Wohnzwecken, während die unteren, in eine 30 m lange und 60 m breite Höhle eingebauten meist Kellerräume bilden, aus denen die etwa 150 Mönche sich täglich ihre Maß Wein holen.

Kloster Pontikonisi. An der Kapellenwand Tafeln zur Erinnerung an Kaiserin Elisabeth von Österreich und Kronprinz Rudolf.

Einzig in ihrer Art ist die Gruppe der Meteoraklöster in Thessalien, bei Kalabaka zwischen dem Charissa- und dem Pindusmassiv gelegen. Auf schroffen, abenteuerlich anmutenden Felsklötzen, die bis zu einer Höhe von 800 m geradezu phantastisch emporragen, kleben vierzehn alte Klöster wie Schwalbennester, deren Entstehung bis ins 14., ja sogar bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Der Name der Klöster Meteora bedeutet treffend „die in der Luft Schwebenden". In dieser vollkommen unzugänglichen Weltabgeschiedenheit wurden sie von den Mönchen ursprünglich nur in der Absicht angelegt, von aller Welt völlig losgelöst und Gott möglichst nahe zu sein. Diese Anlage in der Art von gänzlich unzugänglichen Horsten kam den Klöstern in der Folge überaus zu statten, als die Türken ins Land einbrachen, das sie vier Jahrhunderte beherrschten: niemals gelang es auch nur einem einzigen der Söhne Mohammeds, den Boden eines der Klöster zu betreten. Denn mit der Außenwelt standen alle vierzehn Klöster nur mit Hilfe von Netzen in Verbindung, die bis zu 70 m in die Tiefe herabgelassen werden mußten. Erst vor drei Jahren, 1925, erbauten einige dieser Klöster Stiegen, die den Aufstieg in die schwindelerregende Höhe ermöglichen. — Die Mönche selbst unterscheiden sich wesentlich von ihren Brüdern unserer Länder. Im Gegensatz zu diesen, die neben ihren religiösen Verpflichtungen entweder in einem humanitären oder pädagogischen Wirkungskreise stehen, erschöpft sich die Tätigkeit dieser orthodoxen Mönche Griechenlands in der Anbetung des Herrn und in religiösen Übungen. Da das Land namentlich in den weltverlorenen Gebirgslandschaften arm ist, und da die Mönche mit der Außenwelt nur mit äußerst losen Banden verknüpft sind, leben diese Klosterbrüder in großer materieller wie geistiger Dürftigkeit. Im Grunde sind sie nur auf milde Gaben des ebenso ärmlichen Gebirgsvolkes angewiesen. — Ihrer Loslösung von allem Geschehen und Leben der Mitwelt entspricht auch ihr ziemlich tiefer Bildungsgrad, über dem bestenfalls bloß der Klosterobere steht. Er ist gewöhnlich auch der einzige, der eine der Weltsprachen beherrscht, und der den Besucher empfängt.

So ärmlich die Klöster und ihre Bewohner auch sind, so wertvoll sind oft ihre kirchlichen Schätze. Beinahe jede dieser Ansiedlungen besitzt prächtige altertümliche Holzschnitzereien auf Kanzeln, Türen und Bänken, uralte Bilder und andere Kostbarkeiten, und fast in jedem der Klöster gibt es einen eigenen Raum, den man am besten mit dem Worte „Museum" bezeichnen würde. Hier liegen in Glasschränken Opfergaben und Weihgeschenke frommer Stifter von prächtiger mittelalterlicher Arbeit, in kunstvollen Kassetten aus getriebenem Silber sind Schädel, Hände und andere Reliquien zahlreicher lokaler Heiliger und Märtyrer zur Schau gestellt, ferner alte Meßgewänder aus Brokat und Seide u. a.

Ein Einblick in dieses Klosterleben des südöstlichen Winkels Europas, die Tage, die man auf den horstähnlichen Trutzburgen der Mönche oder in lieblichen Klosteridyllen verlebt, das Milieu der wildromantischen griechischen Landschaft — dies alles bietet unvergeßliche Eindrücke dem, der mit offenen Augen und mit offenem Herzen die Welt zu betrachten versteht. Karl Ernst Gorsky.

Glockenturm im Kloster Palëokastrizza an der Westküste der Insel Korfu.

Der einzige Bewohner der Klosterinsel Pontikonisi.

An der Felswand: Kloster Megaspiläon in der nordpeloponnesischen Provinz Achaia. — Rechts: Kloster Meteora, das größte und älteste der nach ihm benannten Klostergruppe bei Kalabaka in Thessalien.

Kloster Barlam, das zur Gruppe der Meteoraklöster gehört.

Links: Auf hohem Felsenkegel: Kloster Trias, eines der Meteoraklöster. Im Tal der Ort Kalabaka, dahinter das Pindusgebirge.

Hinaufziehen einer Person im Netz in das nicht anders zugängliche Kloster Barlam. — Links: Felsengruppe im Gebiete der Meteoraklöster. Im Vordergrund das Frauenkloster Rusan.

DER MÄDCHENTYP VON 1928

UND SEIN GEGENSTÜCK VON EINST

Typus des der Natur zugewandten Mädchens. Gemälde von Helene Starck. Daneben: Das Schönheitsideal der florentinischen Frührenaissance: Simonetta. (Florentinische Schule des 15. Jahrhunderts.)

Hier sind sechs Mädchenbildnisse des Jahres 1928 dem von Georg Schicht unter deutschen Künstlern ausgeschriebenen Wettbewerb um das schönste Damenbildnis des Jahres entnommen; ihnen stellen wir mit besonderer Absicht sechs Mädchenbildnisse aus längst vergangenen Zeiten gegenüber.

Wenn Kulturen einander ähneln, weil sie aus verwandten Motiven ihren Vorläufern neue, zielgleiche Ideale entgegensetzen, so müssen auch die Menschen, die bestimmt sind, diese Ideale zu verfechten und im vollen Sinne des Wortes in sich zu verkörpern, einander ähneln, mögen sie auch durch Jahrhunderte und durch Rassenunterschiede getrennt sein.

Solche Ähnlichkeit entsteht, weil der gleiche Kulturwille im Menschen sich die gleiche Form prägt. Solange die „Modelle" der Zeit als Einzelpersönlichkeiten noch nicht durchgebildet sind, tragen sie besonders deutlich den Stempel dieses über ihnen stehenden einheitlichen Kulturwillens, also in den Jahren, da sie noch jung sind und dem uniformen Streben, das ihnen als Parole gilt, willig sich unterwerfen. Nicht so, daß nur ein einziger Typ zustande käme, nein, es bilden sich, je nach Veranlagung und Aufnahmefähigkeit, besondere Arten heraus, die aber, zusammengehalten, dennoch ihre Zugehörigkeit zum Geist der Periode deutlich bekunden. Unsere Gegenwart ähnelt in mehr als einer Hinsicht der Renaissance, teilweise auch jenem Zeitabschnitt sportlichen Erwachens des in sich gefestigten englischen Bürgertums am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Renaissance oder, wie wir sie besser nennen: die Neuantike des 15. und 16. Jahrhunderts war bekanntlich eine grundstürzende Befreiung des menschlichen Geistes von Anschauungen und Lebensgewohnheiten des Mittelalters, die fast plötzlich aus der Tiefe hervorbrach.

Mehr noch als beim männlichen Geschlecht kam der tief einschneidende neue Bildungswille in der Erziehung der jungen Mädchen zum Ausdruck. Bisher in klösterlicher Hut der Kirche oder Familie aufgewachsen, nahmen diese jetzt in voller Unabhängigkeit nicht nur am öffentlichen Leben, sondern auch an den Studien, am literarischen und philologischen Unterricht der jungen Männer teil und wurden ihnen ebenbürtig. „Da man ja in dieser neuantiken Kultur den höchsten Besitz des Lebens erblickte, so gönnte man sie gerne auch den jungen Mädchen" (Jacob Burkhardt). Am entschiedensten traf dies im 15. Jahrhundert auf die Jugend des florentinischen Staates zu.

Der geistigen Gleichberechtigung aller für sie Befähigten beiderlei Geschlechts ging, ganz wie in unseren Tagen, eine fast maskenhafte Uniformierung des physiognomischen Ausdrucks, insbesondere in der Hauterscheinung des Gesichts, parallel. Man verwendete auch damals ein „Arsenal von Schönheitswassern, Teigpflastern und Schminken für jeden einzelnen Teil des Gesichts, selbst für Augenlider und Zähne". Jacob Burkhardt führt diese seltsame Leidenschaft auf die häufigen und prachtvollen Aufführungen von Mysterien zurück, für die Hunderte von Menschen bemalt und geputzt wurden. Wir Heutigen wollen damit wohl bei Tanz und Sport den Ausdruck des körperlichen Angestrengtseins verbergen; jedenfalls finden wir, wie ehedem die Griechen, unser Schönheitsideal mehr im sportlich gut durchgebildeten Körper als in individuell ausgeprägten Gesichtszügen, wie denn auch die griechischen Bildhauer an schönen Menschen das Gesicht meist nur als fast ausdruckslose Type wiedergegeben haben. Alles dies fällt bei wirklich jungen Menschen noch kaum ins Gewicht, weil echte Jugend sich auch durch reichlichen Farbenauftrag nicht verdecken läßt und siegreich durchbricht; für sie ist diese Gesichtsmode nur harmlose Spielerei.

So stellt, wenn Neues sich Bahn brechen will, immer noch die Jugend die unverfälschten Vertreter werdender Ideale. Im täglichen

Eine Vertreterin der sicheren, ent- und verschlossenen Mädchenart. Bei Georg Schichts Wettbewerb um das schönste Damenbildnis preisgekröntes Gemälde von Willy Jäckel. Rechts: Ihre Schwester von vor 400 Jahren: „Noli me tangere". Bildnis eines jungen Mädchens von A. del Verrocchio.

Der komplizierte, nachdenkliche Typ. Gemälde von Hans Oberländer. Oben: Ihr Gegenpart: Elisabeth von Österreich, Tochter Kaiser Maximilians II. und Gemahlin des französischen Königs Karl IX., gemalt von François Clouet (um 1570).

Leben sind wir Älteren ihr meist zu nahe, um ihre typische Eigenart im Ganzen zu überschauen und sie richtig und gerecht zu werten. Aber das Künstlerauge erkennt, und die Künstlerhand verewigt sie. Hier besonders bewährt sich mit zwingender Kraft, in Freiheit und Bindung, die Forderung echter Porträtkunst: zu zeigen, was außen und was innen ist. („Was innen ist, das muß außen sein", sagt Goethe.) Mag der Künstler, wenn er aus der Erinnerung schafft, einer stilisierten Darstellungsweise gerade junger Mädchen huldigen — und wir finden diese oft in den freien Phantasie-Illustrationen unserer Zeitschriften — vor dem lebendigen Modell entschwindet sie, und der Künstler muß geben, was wirklich ist, und was er, vermöge seiner psychologischen Begabung, als Charakter erkennbar an die Oberfläche bringen kann. Zufälligkeiten sind ihm nichts, nach außen gelebte Wesensart alles. So war es stets, und deshalb bietet sich uns in der guten Porträtkunst das beste und einzige Vergleichsmittel.

Ganz selbstverständlich haben die Schöpfer unserer hier abgebildeten modernen Mädchenbildnisse nicht im entferntesten an alte Zeiten und Typen gedacht, die sie vielleicht nicht einmal kannten, sondern nur an die Gegenwart und an ihr Modell, aus dem sie so viel Wahrheit herausholen wollten, wie sie entdecken konnten. Beziehungen zu den Mädchenbildnissen der Vergangenheit bestehen aber gleichwohl, weil eben nachweisbar die Kulturen jener alten und der gegenwärtigen Zeitläufe an vielen Punkten sich überschneiden. Die Typen, die wir hier einander gegenüberstellen, haben gewiß noch tiefere Gemeinschaft, als sich bereits in der äußeren Physiognomie ausspricht.

Das von Helene Starck gemalte junge Mädchen scheint einem überpersönlichen Naturgefühl verpflichtet, und die Künstlerin betont dies noch im Gesichtsausdruck und in der symbolisierten Umgebung. Der Gegenpart, die „schöne" Simonetta — sie verkörpert im Gesichtsschnitt und dem etwas langen Hals tatsächlich das von einem Medici in huldigenden Versen gepriesene Schönheitsideal der florentinischen Frührenaissance — lebte, zeitgenössischen Chronisten zufolge, in ähnlichem, pantheistischem Überschwang ihres jungfräulichen Gefühls.

Die Selbständige und Eigenwillige. Gemälde von Eugen Spiro. Oben links: Ein Beispiel entsprechender Geisteshaltung von 1550: Afra v. Tettikofen. Bildnis von Christoph Amberger.

Naive Eitelkeit. Gemälde von Lotte Laserstein. Daneben: Ihr französisches Ebenbild aus dem 18. Jahrhundert: Mademoiselle de Charolais, gemalt von F. H. Drouais.

Das liebliche Modell Verrocchios bedeutet in seiner Persönlichkeit schon einen Schritt weiter in der befreienden Zeitkultur; der Titel, den der Künstler seinem Bilde gab: „Noli me tangere", symbolisiert die sich selbst schützende Unberührtheit dieses jungen Menschen; Ähnliches auszusprechen, war wohl auch die Absicht Willy Jäckels. Dieses Bildnis hat in Schichts Wettbewerb den Preis davongetragen.

Bedeutend komplizierter erscheint der Mädchencharakter, den Hans Oberländer darzustellen, unternommen hat. Krauser Sinn wiederholt sich im Beiwerk der gotischen Schnitzerei, in der eigenartigen Form der stilisierten Blume, ja selbst in den Falten des linken Ärmels, die der Schnitzerei so seltsam parallel laufen. Die daneben abgebildete zarte Elisabeth von Österreich hat — wir wissen es aus der Geschichte — ihr Gemüt durch manche Kurven führen müssen, um sich selbst zu behaupten.

In Spiros und Ambergers Bildnissen ist die Veranlagung zum selbständigen Intellekt in deutlicher Absicht herausgearbeitet worden und hat zu einem überraschend gleichwertigen Ausdruck geführt. Von Afra hat die zur Renaissancezeit alle deutschen Lande bewegende Reformation eine klare Stellungnahme gefordert, der gewiß die junge Dame Spiros in ihrer Lebenslage auch nicht ausweicht.

Sieht es nicht so aus, als ob Mademoiselle de Charolais in der kleinen Schwarzen vor dem Spiegel wiederaufgelebt sei? Der Maler Drouais hat ja so oft die jungen Aristokraten „spielerisch als Bürgerliche verkleidet" gemalt; nur verstand er künstlerisch nicht so viel von der Psychologie wie Lotte Laserstein, die hinter ihrer kleinen Putzsucht noch so viel unberührte Harmlosigkeit zu entdecken wußte.

Werner Fechner malte mit großem Können das junge, in aller Unschuld selbstsichere Sport- und Tanzmädel unserer Tage, ernst in sich gekehrt und doch, wie die vierbeinigen Spielkameraden, jederzeit des Augenblicks gewärtig, der es zu freudiger Lebensäußerung elastisch aufschnellen lassen wird. Die kleine Countess Hoppners hat zu ihrer Zeit, 125 Jahre früher, schon das freie glückliche Leben führen dürfen, das sich unsere jungen Mädel jetzt zu erobern beginnen, diese jungen deutschen Mädel, bei deren Anblick man immer wieder in Abwehr gegen überängstliche Pessimisten mit Nachdruck sagen soll: „Schwarzseher dulde ich nicht!"

Fritz Hellwag.

Das Sport- und Tanzgirl. Gemälde von Werner Fechner. Oben: Ihre englische Geistesverwandte von 1800: Die junge Countess of Oxford. Bildnis von John Hoppner.

Die Zunge als Beutefänger

VON DR. ULRICH K. T. SCHULZ

1. Knapp vor der Beute: Das Chamäleon hat sich an eine Heuschrecke herangepirscht.

Brehm nennt einmal das Chamäleon einen „Witz der Natur“. Wie nun aber jeder gute Witz einen ernst zu nehmenden Sinn umschließt, so erscheint auch hinter diesem drolligen Sonderling der Tierwelt eine der interessantesten Schöpfungen der Natur. — Das dichte und dunkle Blättermeer ostafrikanischer Bäume und Sträucher ist seine Heimat. Hier entdecken wir reglos, fast wie angeklebt, ein Wesen, so geschrumpft, seitlich so platt wie eine eingetrocknete Mumie. Nur seine vorquellenden Augen wandern ohne begleitende Kopfwendung, kaum merkbar, nach oben und unten, nach hinten und vorn. Und zwar — was einzig dasteht in der ganzen Natur — kann jedes der beiden Augen unabhängig voneinander in die Gegend schauen. Während z. B. das eine nach oben blickt, stellt sich das andere nach unten, und plötzlich wiederum äugt das linke nach hinten, das rechte dagegen nach vorn. Wie im Zeitlupentempo löst sich der eine der mit Kneifzangen par excellence ausgerüsteten Füße. Unglaublich langsam wird er vorgeschoben und nach Minuten wieder sorgfältig am Ast verankert, und kaum sichtbar schiebt sich der sonst bewegungslos bleibende Körper auf dem Zweige entlang.

2. Der Fang beginnt: Herausschleudern
Zunge.

3. Glücklich erhascht: Das Beutetier, eine Heuschrecke, sitzt fest an der klebrigen Zunge.

willkommene Beute, an dem bed
förmigen Endknopf klebend, dem Ma
zugeführt wird (Abbild. 4 und 5).

Lange Zeit war man sich über
Mechanismus dieser „Klebharpu
nicht klar. Die einen glaubten,
das Zungenbein dieser seltsam
geformten Zunge gleichsam als F
bogen diene, andere wiederum nahm
an, daß ein in der Zunge liegender
äußerst schnell arbeitender Schwell
per sie vorwärts treibe. In Wirklich
feuert sie lediglich ihr eigener Mus
schlauch ab. Auf der Unterseite
Zunge ausgebreitete Muskeln end
holen sie zum Maule zurück.

Für heute reicht's! Etwas schne
als auf dem Beutezuge setzt sich
Besitzer dieses wunderbaren „Fern
lers und Ferntreffers“ in Beweg
und macht inmitten des grünen L
bes halt. Da vollzieht sich
Schluß noch ein letztes Wunder:
noch eben mehr oder weniger schmutzig-braune Tier, das sich schwer von
dunkelbraunen Ästen und Zweigen abhob, ist plötzlich grün geworden und
schwindet nun völlig in dem Gewirr des frischen Laubes. Auch dieser Farb
wechsel ist keine Hexerei, sondern findet vielmehr in den zweierlei Farbsto
seine natürliche Erklärung, die das Chamäleon unter der Haut führt, und
nen es, je nach Bedarf, die verschiedensten Farbenspiele kombinieren ka

5. Am Schluß des Naturdramas: Beginn des Freßaktes. (Sämtliche Photos: Dr. Schulz-

Der gesunde weiße

Chlorodont-Zahn

auf der Pressa in Köln

Dieses künstlerisch ausgeführte Monstrum-Modell wiegt 10 Zentner und hat einen Umfang von 4 Metern sowie eine Höhe von 2 Metern.

Chlorodont-Zahnpaste
Tube 60 Pf. und 1 Mk.

Chlorodont-Zahnbürsten
1.25 Mk., für Kinder 70 Pf.

Chlorodont-Mundwasser
Flasche 1.25 Mk.

Man verlange **nur echt** Chlorodont und weise jeden Ersatz dafür zurück.

WISSEN UND LEBEN

Die Vermehrungsgrenze bei niederen Organismen.

Beimpft man eine Nährlösung, sagen wir, eine Fleischbrühe, mit einer Bakterienart, so beginnen die Bakterien sich bald zu vermehren. Dies geht zuerst recht lebhaft vor sich und wird später geringer. Dann tritt aber ein Zeitpunkt ein, in dem keine Zunahme von lebenden Bakterien mehr festzustellen ist. Diese Tatsache ist jedem Naturforscher bekannt, doch hat man sich mit ihr nicht speziell beschäftigt. Man begnügte sich mit den allgemeinen Erklärungen, der Nährstoff sei aufgebraucht, oder die Zersetzungs- und Umsetzungsstoffe seien den Bakterien unzuträglich. Diesem Stadium des Stillstandes in der Vermehrung der Bakterien hat Professor O. Bail (Deutsche Universität Prag) seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wir wollen die Ergebnisse seiner Überlegungen und Studien vorwegnehmen. Es handelt sich hauptsächlich darum, daß ganz unabhängig von den Ernährungsfragen jede Bakterienart eine ihr eigene Bevölkerungsdichte erreicht, die sie nicht mehr überschreiten kann, und nur deshalb nimmt die Zahl der Bakterien in einer abgemessenen Nährlösung nach einer Zeit nicht mehr zu. Die maximale Bevölkerungsdichte einer Bakterienkolonie wird nun als M-Population bezeichnet. Einige wohlüberlegte Experimente bestätigen sehr schön diese Tatsache. Beimpft man 5 ccm einer Fleischbrühe mit einer Bakterienart, etwa mit Dysenteriebakterien, so hört nach einiger Zeit die Vermehrung auf. Jetzt kann man durch Zentrifugieren die Bakterien von der Fleischbrühe abtrennen. Beimpft man nun mit dieser ganzen Bakterienmenge neue frische, noch völlig unangegriffene 5 ccm Fleischbrühe, so stockt die Vermehrung weiter, gerade so wie früher! Denn der maßgebende Faktor, die höchste Bevölkerungsdichte, die M-Population, ist die gleiche geblieben. Auch folgender Versuch ist einleuchtend. Man zentrifugiert die Bakterien z. B. aus 6 ccm Fleischbrühe, in der die Höchstgrenze der Bevölkerungsdichte schon eingetreten war, ab und bringt die ganze Bakterienmenge in einen kleineren Raum, etwa in 3 ccm Brühe. Die nun durch den kleineren Raum geschaffene Dichte übersteigt aber die höchste Bevölkerungsdichte für die betreffende Bakterienart um das Doppelte. So ist es verständlich, daß ein großer Abgang von lebenden Bakterien gleich einsetzt; es sterben nämlich Bakterien in großer Menge ab, bis die Zahl auf die höchstmögliche Bevölkerungsdichte reduziert ist. Man muß übrigens noch beachten, daß verschiedene Bakterienarten eine ungleiche Höchstgrenze der Bevölkerungsdichte erreichen können. Wenn z. B. von Dysenteriebakterien 10 000 in einem gewissen Raume noch leben können, so können vielleicht in einem ebenso großen Raume 20 000 einer anderen Bakterienart existieren. Es lassen sich auch einige scheinbare Abweichungen beobachten. Aber beim näheren Studium erweisen sich gerade diese als sehr lehrreich. Sorgt man z. B. für eine besonders gute Durchlüftung, oder noch besser, setzt man der Fleischbrühe noch etwas Zucker zu, so fällt es bald auf, daß in der Brühe die Zahl der Bakterien rasch zunimmt, was sich auch in der stärkeren Trübung der Lösung äußert. Aber in Wirklichkeit finden sich auch jetzt nicht mehr lebende Organismen in dem gegebenen Raum als früher, denn die Lösung hat sich gewissermaßen in ein großes Leichenfeld verwandelt. Durch die geschaffenen Verhältnisse ist wohl die Vermehrung angeregt worden, aber die Höchstbevölkerung kann sich nicht ändern, und das Gleichgewicht wird durch Absterben sehr vieler Individuen aufrechterhalten. Die Lösung wird reich an Bakterienstoff, nicht aber an lebenden Organismen! Prinzipiell ähnliche Verhältnisse wurden in jüngster Zeit auch für Hefepilzorganismen gefunden. Diese bedeutsamen Erfahrungen über die Dichtigkeitsgrenze der Populationen bei niederen Organismen veranlassen Bail („Medizinische Klinik“, 1928) zu allgemeinen Betrachtungen über die Dichtigkeitsgrenze bei Lebewesen. Er beschäftigt sich besonders mit der alten, vieldiskutierten Lehre von Malthus. Wir greifen hier von den bei Bail berührten Behauptungen Malthus' nur zwei heraus: 1. Jedes Lebewesen hat eine Vermehrungsfähigkeit, die im allgemeinen den natürlichen Abgang weit übertrifft und infolgedessen zu einer ständigen Steigerung der Dichte einer Population führen müßte. 2. Jedes Lebewesen hat die Tendenz (Neigung), diese Vermehrungsfähigkeit auszunutzen, und zwar bis zu einer theoretisch unbegrenzten Steigerung der Populationsdichte: „Die Lebenskeime würden im Laufe einiger tausend Jahre Millionen Welten füllen.“ Der erste Satz hat volle Gültigkeit und Berechtigung. Aber die zweite Behauptung kann nach den Erfahrungen mit der Bevölkerungsgrenze, M-Populationen, nicht anerkannt werden. Denn die Lebenskeime würden nie, auch nicht unter den günstigsten äußeren Lebensbedingungen, sich ins Unendliche vermehren. Vielmehr ist jeder Art eine gewisse Höchstgrenze der Dichtigkeit, also der Individuenzahl in einem bestimmten Raume gezogen, gleichviel, ob es der Erdball oder ein abgemessener Raum in einem kleinen Probierglas ist. An dem schwersten aller Versuchsobjekte, dem Menschen, läßt sich das natürlich nicht direkt feststellen. Es erscheint aber berechtigt, die gemachten Erfahrungen an den niederen Organismen auf alle Lebewesen überhaupt zu übertragen.

S. Rywosch.

Funkdienst auf „Graf Zeppelin“.

(Hierzu die Abbildungen auf der nebenstehenden Seite.)

In der Funkkabine des „Graf Zeppelin“ fällt vor allem der Telefunken-Telephonie- und -Telegraphie-Röhrensender mit einer Leistung von 120/140 Watt und einem kontinuierlich abstimmbaren Wellenbereich von 500—3000 m ins Auge. Als sog. Notsender dient neben dem Hauptapparat ein ähnlich durchgebildeter 70-Watt-Röhrensender für einen Wellenbereich von 300—1300 m, der sich in der Praxis nur durch die unterschiedliche Leistung und die Zahl der verwendeten Senderöhren unterscheidet. Beide Sendeapparate arbeiten im Prinzip der sog. Fremdsteuerung, indem ein geschlossener Röhren-Schwingungskreis eine seiner Abstimmung entsprechende Frequenz erzeugt, deren Übertragung über Kopplungsmittel auf den Energieverstärker oder Hauptsender erfolgt. Dadurch muß immer die gleiche gewünschte Wellenlänge — ohne Berücksichtigung der Aufnahmefähigkeit der Antennen — vom Hauptsender erzeugt und über die Antenne ausgestrahlt werden, was für den Flugfunk wie für den Schiffsfunk auf hoher See außerordentlich wichtig ist; denn nur so läßt sich, trotz der verhältnismäßig geringen Sendeenergie, innerhalb der überraschend hohen Reichweiten des Funktelegraphen korrespondieren, die beim großen Sender von 1500—2000 km, beim kleinen Sender bis 600 km gehen. Zum Antrieb beider Sender dient ein Generator für die Anoden-Gleichspannung von 1500 Volt und die Lieferung des Heizstroms für die Röhren. Die vollständig neuartige Generatorkonstruktion ist insofern besonders bemerkenswert, als hier der Antrieb durch den Fahrwind mittels eines selbstregulierenden Propellers erfolgt, weshalb auch die Montage außerhalb der Luftschiffgondel auf einem Metallgestell vorgesehen wurde. Zur Verhütung von Beschädigungen während der Betriebspausen und bei Bodenmanövern ist der Generator ein- und ausschwenkbar angeordnet. Für Sendungen beim Stillstand des Luftschiffes ist ein zweiter Generator bestimmt, der aus den für Beleuchtungszwecke vorhandenen Akkumulatorenbatterien gespeist wird, die ihrerseits wieder entweder durch den Propellergenerator

Telefunken-Dreikreis-Empfänger an Bord des „Graf Zeppelin". Die Apparate sind übereinander gestaffelt.

oder im Notfall durch ein Benzinaggregat zu laden sind. Die Empfangsanlage der Zeppelinfunkkabine setzt sich aus drei modernen Telefunkenempfängern mit Dreikreis-Abstimmungen zusammen und ermöglicht die Erfassung eines Wellenbereichs von 120—25000 m. Damit nicht genug, ist selbst dem Kurzwellenbetrieb durch eine eingebaute Kurzwellenempfangsanlage Genüge geleistet, indem ein Audiongerät mit einem Wellenbereich von 10—280 m und ein Zweifach-Niederfrequenz-Verstärker aufgestellt sind. Die Antenne der Sende-Empfangsanlage bilden zwei Antennenlitzen von je 120 m Länge, die in Isolierschächten durch den Boden der Gondel führen und an ihrem Ende mit Gewichten beschwert sind. Zur Beschleunigung und Erleichterung des Auf- und Abwickelns der langen Antennendrähte arbeitet die Antennenhaspel mit einem Elektromotor. Nicht weniger wichtig ist für den Luftschiffunk die Bordpeilanlage mit dem Telefunken-Peilempfänger von 300—4000 m Wellenbereich und dem zur Drehung des Peilrahmens notwendigen Handrad, das sich nebst Ableseskala vor dem Peilempfänger auf einem Tisch befindet. Für die Übertragung vom Handrad zu dem unterhalb der Gondel im sog. Landungspuffer befestigten Peilrahmen sorgt ein Seilzug. Es mußte also auch in der Aufstellungsweise des Peilrahmens bei „Graf Zeppelin" — unterhalb des Flugzeugs — von der üblichen Anordnung abgewichen werden, **um dadurch die ungehinderte Aufnahme der drahtlosen Wellen im Rahmen möglich zu machen. Die gesamte Telefunken-Anlage untersteht, ähnlich**

Telefunken-Generator an der Rumpfseite des „Graf Zeppelin", die Kraftstation zur Erzeugung des Betriebsstromes für die gesamte Funkanlage des Riesenluftschiffs.

In der Funkkabine des „Graf Zeppelin".
1 Telefunken-Telephonie- und -Telegraphie-Hauptröhrensender von 120/140 Watt (mit 2 Röhren). 2 Der kleinere Not-Röhrensender von 70 Watt mit gleichen Funktionen (jedoch Einröhren-System). 3 Kurzwellen-Empfänger mit einem Wellenbereich von 10—230 m. 4 Telefunken-Peilempfänger mit Peilhandrad. 5 Antennen-Anlage mit Motorhaspel, durch welche die aus zwei etwa 120 m langen Drähten bestehende Draht-Antenne ein- und ausgetrommelt wird. 6 Schalttafel. 7 und 8 Antennen-Amperemeter. 9 und 10 Anlasser für Motorhaspel und Hilfstransformator.

wie bei unserer Ozeanschiffahrt, der Betriebsführung der Deutschen Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie. Inwieweit sich die mustergültigen Telefunken-Einrichtungen des „Graf Zeppelin" auf seinen Transozeanflügen bewährt haben, wird durch das höchste Lob aller Fahrtbeteiligten bestätigt und vor allem durch die Luftschiffleitung und das Funkpersonal. Die eingebaute Funkanlage hat nach den unumwunden gegebenen Anerkennungen in jeder Beziehung, **sowohl was die Reichweite als auch die Betriebssicherheit anlangt, ausgezeichnet gearbeitet und funktioniert, so daß selbst bei den Stürmen während der Amerikafahrt — sofern es der besonders notwendige funktelegraphische Wetter-**

dienst nur irgendwie zuließ — ein ununterbrochenes Absetzen der Passagier-Telegramme ermöglicht wurde. Nicht weniger wertvoll hat sich für die Sicherheit der Durchführung des Fluges auch der Funkpeiler erwiesen, mit dessen Hilfe das Luftschiff jederzeit seine jeweilige Lage und seinen Standort ermitteln konnte. Ing. H. A. Kirsch.

Pflanzen als Anzeiger des Grundwasserspiegels.

Kein lebendes Wesen, sei es Tier oder Pflanze, kann ohne Wasser gedeihen. Das gilt vom Wüstenkaktus nicht minder als von der Wasserpflanze. Der einzige Unterschied ist, daß die Wüstenflora sich vom Grundwasserspiegel, d. h. von der oberen Grenze, bis zu der das Grundwasser reicht, unabhängig gemacht hat. Für diese Pflanzen genügt es, daß einmal in langen Zwischenräumen etwas Regen fällt, und mit dem so erlangten Naß halten sie aufs sorgfältigste Haus. Das sind die sogenannten Xerophyten, d. h. Trockenpflanzen. Ihnen stehen die sogenannten Preatophyten, d. h. Brunnenpflanzen, gegenüber. Sie sind wirklich lebende Pumpen, indem sie das Grundwasser zu sich in die Höhe heben. In der Wüste stehen diese beiden Pflanzenarten einander schroff gegenüber. Je regenreicher das Gebiet allerdings wird, um so mehr werden auch die Brunnenpflanzen vom Grundwasser unabhängig und der mühseligen Arbeit des Emporpumpens des Wassers enthoben. Schon die römischen Schriftsteller haben die Frage, inwieweit Pflanzen das Vorhandensein von Grundwasser anzeigen, untersucht. Vitruvius, der zur Zeit Christi lebte und als der erste Vertreter der heutigen Grundwassertheorie gilt, erwähnt bereits mehrere Pflanzen, die auf das Vorhandensein von Grundwasser hindeuten. Ähnliche Bemerkungen finden sich bei Plinius im ersten Jahrhundert nach Christus, der sich auch auf Vitruvius beruft, und bei Cassiodorus im sechsten Jahrhundert, der seine Kenntnis in der Hauptsache berufsmäßigen Wassersuchern verdankte, die aus den Wüsten Afrikas nach Rom gekommen waren. Die Wüstengegenden der Vereinigten Staaten von Amerika werden auf $1^1/_4$ Million Geviertkilometer, d. h. auf ein fast dreimal so großes Gebiet wie das Deutsche Reich, geschätzt. Die Frage des Verhältnisses von Pflanzenwuchs und Grundwasser hat also für die Vereinigten Staaten von Amerika ein erhebliches theoretisches und praktisches Interesse. Das zum Ministerium des Inneren der Vereinigten Staaten gehörige Geologische Amt hat daher eingehende Forschungen über diese Frage angestellt und ist dabei zu bemerkenswerten Ergebnissen gelangt, die am 17. März von O. E. Meinzer als „Wasserversorgungsbericht 577" unter dem Titel „Plants as indicators of ground water" (Pflanzen als Anzeiger von Grundwasser) veröffentlicht worden sind. Zu den wichtigsten Grundwasseranzeigern gehören nach Meinzer Salzkraut, Baumwollbäume und wilde Palmen. Im westlichen Teil der Vereinigten Staaten kommt die wilde Palme in allen heißen Wüstengegenden von Südostkalifornien vor. Besonders in der Gegend des Großen Salzsees ist sie nach dem Berichterstatter der wichtigste aller Grundwasseranzeiger. Wo dort wilde Palmen wachsen, braucht man nur ein paar Fuß tief zu graben, um unfehlbar auf Wasser zu stoßen. Dazu kommt, daß diese Bäume oft 15 und mehr Meter hoch werden und so schon auf weite Entfernung die Anwesenheit von Grundwasser signalisieren. Eine große Menge von Oasen in diesem Gebiet sind auch geradezu nach den dort wachsenden Palmen benannt, so Dos Palmas (Zwei Palmen), Seventeen Palms (Siebzehn Palmen), Thousand Palms (Tausend Palmen), Burnt Palms (Verbrannte Palmen), Palms Springs (Palmenbrunnen) und Palm Canyon (Palmenschlucht). Die Pflanzen zeigen aber nicht nur das Vorhandensein von Grundwasser, sondern auch dessen ungefähre Tiefe an, da je nach der Tiefe des Grundwassers sich andere Pflanzen finden. So kommen verschiedene Weidenarten nur dort vor, wo sich das Grundwasser ganz dicht unter dem Boden befindet. Andere Pflanzen werden spärlich, wenn sich das Wasser über oder unter einer gewissen Tiefe befindet. Die größte Tiefe, aus der Grundwasser von Pflanzen gehoben wird, scheint 16—17 m zu betragen. Meinzer macht ferner darauf aufmerksam, daß die Grundwasser ziehenden Pflanzen das Wasser, das sonst mit großen Kosten gehoben werden muß, unentgeltlich emporpumpen. Es sei daher von großem wirtschaftlichem Vorteil, das Wachstum von solchen Pflanzen in trockenen Gegenden zu begünstigen. In der Escalante-Wüste in Utah hat man ohne Bewässerung Alfalfa zu kultivieren vermocht. Es ist festgestellt worden, daß dieses seine Wurzeln bis zum Grundwasserspiegel hinabsendet und von da gewaltige Mengen von Wasser in die Höhe pumpt. Ähnliche Erfolge ließen sich sicher auch mit anderen Pflanzen erzielen. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Das Ferngespräch um die halbe Erde.

Ein Ferngespräch zwischen Antipoden, zwischen Punkten auf der Erde, die auf den Enden eines Erddurchmessers liegen, also über die weitesten Entfernungen, die es auf der Erde überhaupt gibt, liegt heute durchaus im Bereich der technischen Möglichkeit. Einstweilen liegt ja zwar kaum ein Bedürfnis vor, meinetwegen nach Neuseeland, das unter den größeren Landkomplexen am meisten antipodische Lage zu Deutschland aufweist, Telephonverbindungen zu schaffen. Im Verhältnis zu der geringen Nachfrage würden die Kosten einer solchen Anlage unverhältnismäßig hoch und die Telephongebühren einfach unerschwinglich werden, so daß die Schaffung derartiger Verbindungen finanziell nicht zu verantworten wäre. Wird doch selbst die seit kurzem vorhandene Fernsprechmöglichkeit zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika nur sehr wenig ausgenützt, da im Tagesdurchschnitt nur 2,2 Gespräche geführt werden — die Kosten sind eben noch zu hoch. Aber technisch könnte ein Ferngespräch über 20000 km hinweg, d. h. um den halben Erdumfang herum, sobald sich ein regeres Bedürfnis danach einmal einstellen sollte, heute möglich gemacht werden. Dies ist eine sehr stolze technische Leistung; noch kurz vor dem Kriege bildeten 1800 km die größte Entfernung, über die unter besonders günstigen Umständen in Europa ein Ferngespräch überhaupt ermöglicht werden konnte. Vor kurzem hat man probeweise allerhand schon vorhandene Übersee-Fernsprechlinien so zusammengekoppelt, daß eine Gesamtlänge entstand, die ungefähr der Entfernung der Antipoden von Europa entsprach, ja, sie sogar noch übertraf. Auf Veranlassung von Londoner und Neuyorker Funkingenieuren wurden die vorhandenen längsten Telephonkabel in Europa und Amerika mit der seit Anfang 1927 vorhandenen drahtlosen Transozean-Verbindung zu einer einzigen Sprechlinie vereinigt. Es gelang, eine Sprechstrecke von vollen 22126 km Länge auf folgende Weise durch Kombination vorhandener Anlagen herzustellen: Land-Fernsprechkabel Stockholm—Norrköping 174 km + oberirdische Leitung Norrköping—Malmö 432 + See-Fernsprechkabel Malmö—Stralsund 160 + Land-Fernsprechkabel Stralsund—Berlin—Domburg (Holland) 1334 + See-Fernsprechkabel Domburg—Aldeburgh (England) 152 + Land-Fernsprechkabel Aldeburgh—London—Rugby 294 + Fernsprech-Funkstrecke Rugby—Hulton (U. S. A.) 4672 + Land-Fernsprechkabel und oberirdische Leitung Hulton—Neuyork 976 + Land-Fernsprechkabel Neuyork—Los Angeles—Neuyork—Chikago—Neuyork 13932 km. Zwischen Neuyork und London wurde außerdem eine Parallellinie geschaffen, die sich aus folgenden, noch um 324 km längeren Verbindungen zusammensetzte: Land-Fernsprechkabel Neuyork—Rocky Point 112 + Funkstrecke Rocky Point—Cupar 5120 + Land-Fernsprechkabel Cupar—Edinburgh—London 774 km. Hier hatte man also eine insgesamt 22450 km lange Sprechverbindung zur Verfügung. Die Verständigung über die riesenhafte Strecke war deutlich genug daß ein Sprecher an seiner Stimme erkannt werden konnte. Es steht also in der Tat etwaigen Ferngesprächen bis zu den Antipoden nichts mehr im Wege. Prof. R. Hennig.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild, „Deutscher Hochseefischer auf Fang in isländischen Gewässern", stammt von Hans Friedrich, Leipzig.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: ä — bub — de — del — der — dil — din — do — e — en — fa — fal — ga — gen — he — heim — ir — jub — land — laus — le — le — li — li — lo — mus — nau — ni — o — re — re — ro — ru — schau — sching — te — ti — ti — u — ve — vo — war — ze — zet sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen türkischen Spruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Deutscher Kurort, 2 russisches Gouvernement, 3 mehrere Stück Wild, 4 Komponist, 5 Hochtal in der Schweiz, 6 Bremens Wahrzeichen, 7 italienische Stadt, 8 Ölfrucht, 9 Gründer Roms, 10 Fanggerät, 11 Amtsperson im alten Rom, 12 ungeratener Junge, 13 Heiligengeschichte, 14 Handfeuerwaffe, 15 Nadelbaum, 16 polnische Stadt, 17 Vorort von Konstantinopel, 18 Oper von Schreker.

Magisches Fenster.

Die Zahlen 1—16 sollen so in die Felder eingeordnet werden, daß sich wagerecht und senkrecht und diagonal die Summe 34 ergibt. Auch die Summe der Zahlen in den Viertelquadraten beträgt 34.

Mäßig begabt.

Im Eins wußt' trefflich sie Bescheid
Als wirtschaftlich geschulte Maid,
Und Zweidrei konnte sie perfekt.
Doch mäßig war ihr Intellekt
Und jeder höh'ren Regung bar,
Weil allzu einszweidrei sie war.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Bekämpfer der Reformation, 3 zartes Gewebe, 5 Schuhmacherwerkzeug, 8 Handwerkervereinigung, 9 Papiermaß, 11 heiliger Vogel der Ägypter, 13 Bühnengröße, 14 adelig, 16 Sumpflandschaft, 19 Palmenmark, 21 Gewürz, 23 Spiel für Berittene, 24 Hunnenkönig, 25 Planet, 26 Niederschlag, 27 Landschaft; senkrecht: 1 Göttin der Zwietracht, 2 türkischer Richter, 3 Festungswerk, 4 menschenfressender Riese, 6 Göttin der Jugend, 7 Feuerstelle, 10 Gestalt aus der Argonautensage, 12 Vorbild, 13 Sohn Noahs, 15 männlicher Vorname, 17 fruchtbares Wüstengebiet, 18 Halmgrasart, 19 Salzlösung, 20 Bucht, 22 schmale Brücke, 23 südamerikanische Republik.

Buchstaben-Entnahme.

Achat — Hauff — Prisma — Kellner — Stieglitz — Wechsel — Meter — Erbse — Schwein — Gebiet — Ehre — Redaktion — Landung — Krain — Schatz — Batum — Busch

Den obigen Wörtern ist je ein bestimmter Buchstabe zu entnehmen, so daß wieder bekannte Hauptwörter entstehen. Die entnommenen Buchstaben ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, ein Sprichwort. (ch = 1 Buchstabe.)

Kreuzrätsel.

Die Buchstaben a a a c e e e e f g h h i k l l l n o r r r s t u u v z sind so einzustellen, daß die wagerechten Reihen Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1 Negerstamm, 2 amerikanischer General, 3 norwegischer Dichter, 4 Rat, 5 ?, 6 Ausblick, 7 Figur aus der Nibelungensage, 8 Herrschertitel, 9 Titel türkischer Beamten. Die senkrechte und wagerechte Mittellinie (5) bedeutet eine Volksvertretung.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4366.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Bruch, 5 Okuli, 7 Kricket, 9 Ruhe, 11 Ehe, 12 Etat, 14 Ebers, 16 Oder, 18 Arco, 20 Amanullah, 21 Blut, 22 Otto, 24 Orkan, 27 Aloe, 29 her, 30 Eris, 31 Stirner, 32 Eisen, 33 Orden; senkrecht: 1 Luke, 2 Rute, 3 Bruno, 4 Hieb, 5 Oker, 6 Idaho, 8 Cherusker, 10 Hidalgo, 13 Tochter, 14 Erato, 15 Salon, 17 Emu, 19 Rat, 21 Bulle, 23 Orion, 25 Rhin, 26 Arno, 28 Esse, 30 Erde.

Magisches Dreieck: 1 Fidibus, 2 Isidor, 3 Diner, 4 Idee, 5 Vor, 6 Ur.

Abstrichrätsel: Seil, Tatzen, Wind, Rand, Euter, Schall, Anna, der, Sago, Zulu, Sagan, Ente, Inge, Degen, Senat, Tegel, Reise, Tenor, Wirt, Rind, Essen, Chor, Onkel, Orden, Noten. — „Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel, reiten wird es schon können."

Zoologisches Versteckrätsel: Nerz, Schaf, Laus, Fuchs, Ochse, Lachs, Schwan, Star, Aal, Rabe, Egel. — Rauchschwalbe.

Schachaufgabe: (Kc7, Dh4, Ld2, Sb4, Bb2, b6, d3, d6 — Kc5, Sc1 und d7, La4, Bb3, b5, b7, d4, d5, e2, g2.) Matt in drei Zügen. — 1. Ld2 — e3!, d4×e3. 2. Sb4 — c2!, b3×c2. 3. b2 — b4 ‡. 1......, Kc5×b4. 2. Dh4 — e1†, Kb4 — c5. 3. De1 — c3 ‡.

Karreerätsel: 1 Rebe, 2 Bach, 3 Islam, 4 Tiber, 5 Siam, 6 Aida, 7 Hanf, 8 Fez, 9 Zeus, 10 Rubin, 11 Namur, 12 Venus, 13 Reh, 14 Wunde, 15 Hagen, 16 Rubel. — Um die Wahrheit zu begraben, / Muß man viele Schaufeln haben.

Kreuzrätsel: 1 Pfirsich, 2 Narzisse, 3 Residenz, 4 Friseuse.

Für unsere Bezieher

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreise folgend, einen **Sammelkasten** für die Nummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung" anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestoßen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten ist 28½ cm breit, 39½ cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für 26 Hefte eines Halbjahrs. Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, sodaß der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um einmalige Anschaffung von bleibendem Wert. Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt 3 RM. zuzüglich Versandspesen.

EINBANDDECKEN für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschließlich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je 4 RM. zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, Reudnitzer Straße 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG ★ I.I.WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4368. 171. BAND A.A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 29. NOVEMBER 1928

Die Internationale Automobil-Ausstellung Berlin 1928.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4368. 171. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 29. November 1928.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Afrikaforscher Georg Schweinfurth und die Kola-Nuß.

Während der Jahre 1918 bis 1925, in denen ich in fast täglichem Verkehr mit dem großen Afrikaforscher Georg Schweinfurth stehen durfte, hat er mir oft von der wunderbaren Wirkung der Kola-Nuß erzählt, jener Frucht, mit der er auf seiner großen afrikanischen Entdeckungsfahrt (1868 bis 1871) auf so merkwürdige Art und Weise in Berührung kam. Einen Glanzpunkt seiner Reise bildete der Aufenthalt am Hofe des Mangbattuhäuptlings Munsa. Während einer „Audienz" beobachtete Schweinfurth, daß der Kannibalenhäuptling von Zeit zu Zeit von Fruchtkernen einige Stückchen abschnitt und daran kaute. In seinem Reisewerk berichtet Schweinfurth über diese merkwürdige Audienz: „Nach einiger Zeit griff Munsa zu den bereitliegenden Erfrischungen. Diese bestanden in auf Laubblättern gehäuften Breiklumpen von Bananenmehl und Tapioka, in unreifem Zustande getrockneten Bananen und einer Frucht, die ich zu meiner Überraschung als die vielgepriesene Kola-Nuß des Westens erkannte. Munsa schnitt sich von den rosaschimmernden Kernen einige Stückchen ab und kaute daran in den Zwischenpausen nach jeder Pfeife Tabak ... Ich bat um eine Kola-Nuß und der Herrscher reichte sie mir höchst eigenhändig. Ich äußerte nun gegen Mohammed meine Verwunderung, hier diese Frucht als einen Gruß vom fernen Westen bei den Mangbattu wiederzufinden, erzählte ihm von deren hohen Wert, den sie als unschätzbares Anregungsmittel ... in Bornu besäße, daß man sie dort mit Silber aufwäge und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der Uelle jener Fluß von Bahirmi ist, den sie Schari nennen. Diese Nuß als ein Anklang an die dortigen Sitten, ist mir ein erwünschter Schlüssel zu dem Rätsel, dessen Lösung ich suche." Dann zu Munsa gewandt wies ich mit der Hand in die Richtung zum Tschadsee und ließ ihm sagen: „Ich kenne wohl diese Frucht, dort essen sie die vornehmen Leute." Ich hoffte, es würde sich hieraus ein Gespräch entwickeln, aus dem mir geographische Aufklärungen erwachsen könnten, aber der nichts bewundernde König ging nicht weiter darauf ein und ließ sich auch ebenso wenig bei späterer Gelegenheit über geographische Dinge ausfragen. Ich erfuhr nur, daß die Kola-Nuß im Lande wild vorkäme, daß die Mangbattu sie „Nangueh" (bei den Niamniam heißt sie „Sono") nannten und die Gewohnheit hätten, davon während des Rauchens zu kauen." Während seines langen Aufenthaltes in Afrika hat Schweinfurth von diesem Tage an so gut wie niemals auf Kola verzichtet. In seinem Nachruf auf den großen Afrikaner erzählt Paul Staudinger, daß Schweinfurth früher in Afrika „Kola dieses Genußmittel des westlichen und mittleren Sudan gekaut und sich dafür begeistert habe".

Im Jahre 1887 tagte in Wiesbaden die Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte. Ein junger Wiesbadener Apotheker, Georg Dallmann, wurde dort auf ein aus Kola-Nüssen hergestelltes und gegen Müdigkeit und Erschlaffung wirkendes englisches Präparat aufmerksam und entschloß sich, mit dem der Jugend eigenen Wagemut, auch ein Kola-Präparat herzustellen. Dieses Präparat, heute über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt, war nicht nur das erste, das bei uns hergestellt wurde, sondern spielt auch heute noch die erste Rolle. Ich bin daher dem siebzigjährigen Begründer der Firma Dallmann & Co., für mancherlei Hinweise und wertvolles, wissenschaftliches Material über seine Kola-Tabletten zu großem Danke verpflichtet.

Ebenso wie der große Schweinfurth hatte auch sein berühmter Freund Emin Pascha, seinerzeit Gouverneur der ägyptischen Aquatorialprovinz, die wunderbare Wirkung der Kola-Nuß am eigenen Leibe erfahren. Er führte unter der Glutsonne Afrikas immer Kola-Nüsse bei sich. Aber während Emin Pascha im Kampfe gegen den Mahdismus in der Vollkraft seiner Jahre dahingerafft wurde, sollte Georg Schweinfurth fast 90 Jahre alt werden. Viele seiner in Afrika liebgewonnenen Sitten und Gebräuche behielt dieser ungewöhnliche Mann, dessen Gesundheit bis in die letzten Wochen seines Lebens hinein unerschüttert geblieben war, in alter Anhänglichkeit bei. Dazu gehörte auch der Kola-Genuß. Er bediente sich immer der Dallmann'schen Tabletten, von deren Existenz er alsbald erfahren hatte. Hierbei erinnere ich mich noch gerne eines mit Schweinfurth zusammen verlebten Abends im März 1919. Ich arbeitete während dieser Zeit fast täglich bis in die Nacht hinein mit dem alten Afrikaner. Er nahm von Zeit zu Zeit eine der von ihm so sehr geschätzten, eingemachten Oliven, oder eine Kola-Tablette, während ich eine Zigarette an der anderen anzündete. — „Ihr Rauchen stört mich absolut nicht", sagte der 84jährige plötzlich, „aber ich verstehe nicht, weswegen die heutigen „Kulturmenschen" alles so hastig tun. Sie hätten von dem Kannibalen Munsa und von seinem stolzen Benehmen viel lernen können. Aus der ihm von seinen Sklaven gereichten Pfeife rauchte er nie mehr als einige Züge und nach jeder Pfeife griff er zu den bereitstehenden Kola-Nüssen. Hier, nehmen Sie auch eine Kola-Tablette, das wird auch Ihnen den Kopf klar erhalten."

Sechzig Jahre sind seit dem Tage dahingegangen, an dem Schweinfurth beim Menschenfresser König Munsa zum ersten Male Kola kaute. Wer denkt heute noch daran? Einige Fachgelehrte, die in Schweinfurths großem Reisewerk die oben wiedergegebene Schilderung lesen — den Tausenden von Kola-Verbrauchern wird das Verdienst des großen deutschen Afrikaforschers aber völlig unbekannt geblieben sein! Zum Schluß noch eins! Schweinfurth war immer nur Gelehrter und Forscher, seine wissenschaftlichen Ergebnisse hat er für die Praxis selbst kaum ausgenutzt. Aber so sehr er auch davon überzeugt war, daß jeder Fortschritt, jede Erfindung und Entdeckung mit der Theorie beginnt und aus ihr greifbare, praktische Resultate geboren werden, so ist er doch vielen Männern der Praxis ein hervorragender Berater und Anreger geworden.

Haselünne, den 10. Sept. 1928
Reg.-Bez. Osnabrück.

Ludwig Keimer,
Dr. phil., Dr. jur utr., Dr. rer. pol.

Allgemeine Notizen.

Schule und Erziehung in der Schweiz. Die Schweiz gehört zu den Ländern, in welchen die Schule den höchsten Ehrenplatz einnimmt. Die prächtigen Schulhäuser selbst in den kleinsten Dörfern geben hierfür den besten Beweis. Die schweizerischen Schulen jeden Grades und für beide Geschlechter stehen auf hoher Stufe. Deshalb läßt es sich die Schweizerische Verkehrszentrale angelegen sein, die Aufmerksamkeit aller Eltern auf die Erziehungs- und Bildungsanstalten der Schweiz durch eine interessante, reichillustrierte Broschüre zu lenken. Es wird nicht nur Gelegenheit zur Aneignung einer allgemeinen Kultur, sondern auch zu jeder Fachausbildung gegeben. Die erwähnte Broschüre enthält in gekürzter Form alle gewünschten Auskünfte über die öffentlichen Schulen und Privatinstitute. Sie wird sicherlich allen jenen, die ihre Kinder entweder zum Studium der Sprachen oder aus Gesundheitsrücksichten in der Schweiz unterzubringen gedenken, wertvolle Dienste leisten. Die Schrift ist von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich und Lausanne, von den Schweizer Konsulaten und von Reiseagenturen kostenlos zu beziehen.

Ein stärkeres NSU-Modell. Die NSU-Werke bringen neuerdings an Stelle des bisherigen Typs 6/30 PS einen stärkeren Sechszylinder von 7/34 PS zur Lieferung. Die besonderen Vorteile des neuen Modells liegen vor allem in seiner universellen Verwendungsmöglichkeit, dabei ist der Wagen sehr wirtschaftlich und dank seiner stärkeren Motoranlage außerordentlich leistungsfähig. Die Konstruktionsprinzipien sind die gleichen wie beim 6/30 PS geblieben. Durch die größeren Abmessungen in den Verbrennungs- und Wasserräumen sind auch in Bezug auf die Übersetzung und Kühlung sehr günstige Verhältnisse entstanden, die besonders im Anzugsmoment und beim Bergfahren angenehm empfunden werden und die sich auch in dem Gesamtbetrieb des Wagens vorteilhaft auswirken. Durch viele Konstruktionsmerkmale, durch die edle, moderne Linienführung der Karosserien, durch grundsolide Innenausstattung der Wagen mit reichem Zubehör ist ein in seiner Klasse hochvollendeter Wagentyp geschaffen, dessen gesteigerte Leistung und Wirtschaftlichkeit nicht nur über Erwarten befriedigt, sondern der auch verwöhntester Fahrtechnik,

Fortsetzung auf Seite 802.

Bequemlichkeit und Eleganz, bei einem durchaus günstigen Kostenaufwand, voll und ganz Rechnung trägt.

Chow Chow. Aberglauben kennt der gebildete Mensch im allgemeinen nicht. Trotzdem treten viele Freitags keine Reise an, andere erwarten Unglück, wenn eine Katze über den Weg rennt und wieder andere glauben, daß Spinnen einen Fingerzeig für die Zukunft geben. Die Mitnahme eines Talisman auf Schiffen ist eine alte Gepflogenheit. Oft sind diese Glückbringer Katzen oder Hunde, aber auch Affen, Bären und Papageien werden mitgenommen. So hatte der „Graf Zeppelin" auf seiner großen Fahrt nach Amerika einen Kanarienvogel an Bord, der mit dem Luftschiff glücklich durch alle Stürme kam. Auf der Heimfahrt war ein kleines chinesisches Palasthündchen „Chow Chow" der gute Geist des „Graf Zeppelin". Eine naturgetreue Nachbildung dieses Zeppelinhundes in seidenweichem Mohairplüsch ist von der Fabrik weichgestopfter Spielwaren Margarete Steiff, G. m. b. H., Giengen an der Brenz 7 (Württ.) unter der beliebten Marke „Steiff Knopf im Ohr" auf den Markt gebracht worden. Viele werden diesem berühmten Hund in ihrem Heim einen guten Platz einräumen.

Universal-Hellkammer Beroille. Das altangesehene Haus für Präzisions-Zeicheninstrumente P. Beroille, Paris, 25 Rue de la Chaussée d'Antin, hat sich eine Universal-Hellkammer schützen lassen, die für alle Arten von Zeichenarbeit hervorragend geeignet ist. Die Überlegenheit dieses Apparates gegenüber den seither gebräuchlichen liegt in der Möglichkeit stärkerer Vergrößerungen und Verkleinerungen. Das dreieckige, versilberte Spezialprisma ist doppelt so lichtstark wie in den früheren Apparaten, der Gesichtswinkel doppelt so groß. Dadurch wird das Zeichnen nach der Natur bis zu den höchsten Erhebungen über dem Horizont ermöglicht. Auf dem Papier wird das Bild durch Zwischenfügen von zwölf Linsen verschiedener Brennweiten festgelegt. Der Apparat gestattet auch die Umkehrung des Bildes oder Gegenstandes, was für Kupferstecher, Lithographen usw. sehr wertvoll ist. Zahlreiche Laien, die sich mit Malen oder Zeichnen befassen, werden durch Benutzung der Universal-Hellkammer Beroille vor entmutigenden Mißerfolgen bewahrt. Auch für Kunstmaler, Berufszeichner aller Art, Porträtmaler Architekten, Feldmesser sowie für viele andere, ist dieser Präzisions-Apparat von außerordentlich großer Wichtigkeit.

Qualität und Schönheit

sind die Eigenschaften, die Sie in erster Linie von Ihrem Wagen verlangen müssen. Aber wie oft wird das Wort Qualität als Schlagwort mißbraucht, wie oft ist der Begriff Schönheit nur ein Ausdruck persönlicher Auffassung. / Ein unparteiischer Wertmesser war die Internat. Automobil-Ausstellung-Berlin vom 8.–18. November 1928. Hier, im ehrlichen Wettbewerb mit den führenden Automarken der Welt, erzielten wir diesen vielbesprochenen Rekord-Verkaufserfolg nur deshalb, weil die überragende Güte und Eleganz unserer neuen $1\frac{1}{2}$- und $2\frac{1}{2}$-Liter-Modelle sowohl vom Publikum wie von der Presse als feststehende Tatsache anerkannt wurde.

WANDERER

Illustrirte Zeitung

DIE SACHVERSTÄNDIGEN

ZEICHNUNG VON LOTTE OLDENBURG-WITTIG

Reisen im Auto
Die Romantik von heute.
Von Ola Alsen. Zeichnungen von Hans Friedrich

Ein Auto ist schon lange nicht mehr als ein Luxusgegenstand zu bezeichnen. Es ist nichts anderes als ein praktisches Fortbewegungsmittel, das unter gewissen Bedingungen mit dem Begriff „Sport" verquickt werden kann. Die niedrigen Preise, welche mit vorzüglichen Maschinen versehene Automobile auszeichnen, heben alle Vorurteile gegen das Auto auf. Oft war es nur der große Preis, der von der Anschaffung abschreckte. Die Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung 1928 in Berlin zeigte Typen verschiedener Bestimmungen, die einen außerordentlich großen Fortschritt auf allen Gebieten darstellten. Gewiß hat die herrliche Schau viel dazu beigetragen, den Automobilismus in weiteste Kreise zu bringen. Daß man von einer Karosseriemode spricht, ist ein Beweis dafür, welches Interesse man der äußeren Gewandung der Wagen zubilligt. Man unterscheidet auf dieser Linie zwischen deutschen, amerikanischen und französischen Moden, obwohl ein wirklich schöner Wagen die Vorzüge der verschiedenen Nationen vereint. Die gesteigerte Teilnahme der Frau an der Automobilfreudigkeit ist bei der Ausgestaltung der Wagen unverkennbar. Vor allem tritt ihr Einfluß in der Farbigkeit der Wagen zutage. Noch vor einem Jahr fiel das weiße Auto der Schauspielerin Maria Orska auf. Jeder kannte es. Heute macht sich ein in lebhaften Tönen gespritztes Auto in keiner Weise bemerkbar. Man vergleicht den sachlichen Wagen des Herrn mit der liebenswürdiger ausgestatteten Karosserie der Dame. Für den Herrn bleiben dunkle Wagen, marineblaue, graue und schwarze, vorherrschend. Schwarz wird neuerdings vielfach mit breiten weißen Leisten abgesetzt und die Kotflügel weiß lackiert. Durch die Hinzunahme von Weiß wird die ernste Korrektheit gemildert. Man kann sich in einem solchen Wagen auch eine kapriziöse Dame vorstellen. Unsere deutschen Firmen sind den Anregungen des Auslandes in bezug auf helle Töne bei Damenwagen gefolgt. Man sah auf der Ausstellung postgelbe, maigrüne, sehr viel rote, beigefarbene und sogar fliederfarbene Wagen. Blau und Schwarz waren bei den Damenwagen weniger vertreten. Vor allem brachte Mercedes-Benz hervorragend karossierte Damenwagen zum Selbststeuern, bei denen alle Handhabungen zum Kinderspiel werden. Die Innenausstattung, für die jetzt vorwiegend dezentfarbener Rips verwendet wird, entspricht den Anforderungen, die eine Dame an ihren Wagen stellt. Nicht nur die Polsterung selbst ist ungemein bequem, es sind meist noch besondere Daunenkissen eingearbeitet, die einem längeren Aufenthalt im Auto jegliche Anstrengung nehmen. Die neuen Wagen entbehren keinerlei Annehmlichkeiten. Die Toilettenkästchen, die alles enthalten, was die Dame benötigt, um sich vor ihrem Ziel aufzufrischen, sind in handlicher Weise vorhanden. Blumenvasen, Aschenbecher, elektrische Zigarettenanzünder und manches andere, das jeder Dame unentbehrlich ist, hat seinen Platz und ist unaufdringlich untergebracht. Einer der ersten Wagen, die den Auftakt zum Verkauf auf der Ausstellung gaben, war der neue 8/38 Mercedes-Benz, den Herr Major Czermack, Präsident des Bayerischen Automobilclubs und Vizepräsident des Automobilclubs von Deutschland, seiner Schwiegertochter zum Geschenk machte.

Wieviel ist gegen die Frau am Steuer gewettert worden! Man bestritt ihre Geistesgegenwart, Ausdauer und technische Leistungsfähigkeit. Durch eine Statistik des letzten Jahres erfuhr man, daß Frauen vorsichtiger und ruhiger als Männer fahren. Vielleicht mag das daran liegen, daß sie weniger von Geschäften gehetzt werden und ihre Tätigkeit am Steuer lediglich als Sport und Erholung, weniger als hastvolles Fortbewegungsmittel in dringenden Angelegenheiten betrachten. Der Spott, mit dem die Selbstfahrerinnen überschüttet wurden, schweigt allmählich. Man wird ihn in den nächsten Jahren nicht mehr kennen, denn es steht außer Frage, daß von allen Liebhabereien auf sportlichem Gebiet Chauffieren an erste Stelle rückt. Es erhöht das Gefühl der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, stärkt ihre Stellung nach außen. Welch enormer Fortschritt! Noch vor zwanzig Jahren erregte die alleinreisende Frau peinliches Aufsehen. Je weitere Kreise der Automobilismus unter den Frauen zieht, desto mehr werden diese törichten Anschauungen schwinden. Die alleinreisende Frau, die ihren Wagen selbst lenkt und sich mit ihrem Motor auseinanderzusetzen versteht, ist besonders in mondänen Gegenden eine solch alltägliche Erscheinung, daß niemand mehr von ihr Notiz nimmt.

Reisen im Auto, welch eine Freude für jeden! Die meisten Menschen sagen, der Alltag versinke in dem Augenblick, in dem sich der Zug in Bewegung setzt, der sie ihrem Ferienziel entgegenführt. Dieses Gefühl erhöht sich in unvergleichlichem Maße, wenn der Starter anspringt, der Motor angekurbelt wird. Wer denkt daran, daß ein ungeheuer fein organisiertes Werk in diesem Augenblick seine Tätigkeit beginnt! Man spürt das weiche Rollen der Räder, eine ander Welt tut sich auf. Man vergißt alles, was zurückbleibt, weiter, immer weiter. Nur heraus aus der Stadt, fort von allem, was Alltag bedeutet! Der Mensch, in dessen Händen mit Sicherheit das Steuerrad ruht, fühlt sich den Pflichten des Lebens gegenüber in einer anderen Position. Sie entgleiten seinem Empfinden, sind ausgelöscht. Die Pflichten, die das Lenkrad mit sich bringt, sind von solch starker Faszination, daß gegen sie alles, was mit dem Wagen nicht zusammenhängt, bedeutungslos wird. Wenn auch im Laufe der Zeit die Gewandtheit der Selbstfahrerin durch die Gewohnheit gefördert wird, so darf die Achtsamkeit dennoch niemals eine Sekunde erlahmen.

Reisen im Auto gehört zu den größten Freuden, denn vieles fällt fort, was Reisen im allgemeinen beschwert. Selbstverständlich werden auch in diesem Punkt Meinungsverschiedenheiten auftauchen, denn es gibt keine Vorzüge, bei denen sich nicht auch Nachteile herausstellen. Wer sich jedoch an die Unabhängigkeit gewöhnte, die das Auto mit sich bringt, ist von den Freuden ganz und gar erfüllt. Zweifellos wird auch die Liebe zu den Schönheiten unseres Vaterlandes durch Autofahrten gesteigert. Man hat nicht immer Sehnsucht nach weiten Reisen, die lange Zeit beanspruchen. Tagesfahrten bringen Entspannung und Erholung. Da man nicht mit dem Zug durch die Welt saust, kann man seinen Wagen anhalten, wenn eine schöne Landschaft, ein interessantes Bauwerk, berühmte Bilder und Kunstwerke locken. Die Welt zeigt ein neues Gesicht. Man wird vertrauter mit dem Land, das man durchfährt, kennt seine Straßen, seine Menschen, seine Vegetation. Man hat Zeit, denn nur wenige sind so sportbesessen, um ständig Rekordleistungen aus der Maschine herauszuholen. Zahllose technische Neuerungen machen den Herrenfahrern und -fahrerinnen das Leben leicht. Vieles, was bisher schreckte, büßte seine Bedeutung ein. Natürlich wird es immer Pannen geben. Je besser und exakter jedoch die Maschine funktioniert, je leichter die Handhabungen sind, desto größer wird die Freude an Autoreisen sein. Die Sorgen der Damen, die sich um die Gepäckfrage gruppieren, sind auf ein Minimum beschränkt, nachdem die praktischen Automobilkoffer geschaffen wurden. Der Trittbrettkoffer ist ebenso beliebt wie die Koffer, die in dem vorgesehenen Schutzkoffer eingeordnet werden. Seitdem man Autoreisen macht, kam man zu der Erkenntnis, daß vieles Gepäck überflüssig ist. Die Frau am Volant will nicht anders als sportlich und praktisch gekleidet sein, und da der sportliche Stil die Mode beherrscht, ist nichts leichter als die Erfüllung dieses Ideals. Das duftige Abendkleid, die kleinen Hüte, die an Raum anspruchslose Wäsche können in verhältnismäßig kleinen Autokoffern befördert werden. Manche unzeitgemäße Anschauung ist von der sportlich eingestellten Frau revidiert. Die zu der Materie notwendige Sachlichkeit überträgt sich in vielen Dingen nutzbringend auf ihre Lebensweise.

Frage und . . .

Antwort.

ANFAHRT ZUR OPER / GEMÄLDE VON RUDOLF LIPUS

Das Auto von 1929,

Ergebnisse der Berliner Internationalen Automobil-Ausstellung.

Von Heinrich Schmitt, Sachverständigem für das Gesamtgebiet des Kraftfahrwesens.

Frau Magrit Jay-v. Opel am Steuer ihres 8/40 PS Opel-Sechszylinders.

Die seit 17 Jahren zum erstenmal wieder in Berlin veranstaltete Internationale Automobil-Ausstellung von Automobilen und Motorrädern hat ihre häufig genug von den anströmenden Zuschauermassen beinahe gesprengten Tore geschlossen. Eine Mannigfaltigkeit von bisher ungeahnten Ausmaßen bot sich dem kritischen Betrachter dar.

Es ist ungemein schwierig, aus der kaum übersehbaren Menge des Neugezeigten, des verbesserten Bekannten und des vollkommen Überraschenden das Wesentlichste herauszufinden.

Wenn wir zunächst mit den Kleinsten der Kleinen beginnen, so muß hier in erster Linie der steuer- und führerscheinfreien Leichtmotorräder und Leichtlieferwagen gedacht werden, die in reicher Auswahl mit 200-ccm-Motoren sich präsentierten. In diesem Typ von nur 1/5 Liter Zylinderinhalt ist Deutschland auf dem gesamten Weltmarkt einzigartig reichhaltig dotiert. **Die Motorräder von 350, 500 und 1000 ccm und darüber sind von jeher eine Stärke Europas gewesen — früher**

Gefällige 6/25 PS Brennabor-Innenlenker-Limousine.

Die Autoparade vor der Automobil-Ausstellung.

Im Oval: Die Filmschauspielerin Hanni Reinwald und der Schauspieler Walter Slezak mit der eleganten Wanderer-Limousine.

„Hier sitzt du wie in Abrahams Schoß!"

20/100 PS Achtzylinder-Modelle von Packard.

„Nicht wahr, Max, wenn nun die Hupe noch schön klingt, dann kaufen wir das Auto!"

hat England die unumstrittene Führung besessen, aber die heutigen deutschen Spitzenprodukte haben auch auf diesem Gebiet zugunsten des deutschen Fabrikats Wandel geschaffen —

Der neue Mercedes-Benz-Achtzylinder, Typ „Nürburg": 4—5 sitziges Kabriolett.

Die schmucke NSU-Limousine (1,8-Liter-Sechszylinder, 34 Leistungs-PS).

und der Salon hat in den verschiedensten Abstufungen der Größenverhältnisse wirklich Prächtiges gezeigt. Die amerikanischen Motorradfabriken sind nicht von ernsthafter Bedeutung; die Billigkeit des Automobils und die schwere Verwendbarkeit des Motorrades bei den amerikanischen Stadtverkehrs-Verhältnissen haben den amerikanischen Wettbewerb eigentlich auf ein Minimum herabgemindert.

Wenn wir zu den Fahrzeugen übergehen, so bemerken wir zunächst die ungemein scharfe Konkurrenz des europäischen und exkontinentalen Auslandes. Aber so sehr die Kriegs- und Nachkriegszeiten die deutsche Automobilindustrie in ihrer Entwicklung gehemmt hatten, so sehr schuf gerade die außerordentlich harte Konkurrenz eine Kräftigung des Selbsterhaltungstriebs, dessen edelstes Ergebnis eine geradezu wunderbar schnelle Angleichung der deutschen Fabrikate an die Qualitäten und die Preislagen der ausländischen Automobile war. Damit hat der Personenwagenbau ein ungemein hohes internationales Durchschnittsniveau nicht nur erreicht, sondern teilweise auch übertroffen; bei den Lastwagen galt die deutsche Produktion schon von jeher als tonangebend und selbst von den besten ausländischen Werken nicht erreicht. — Das Gebiet der Überraschungen kann sich bei dem heutigen Stand der Vollkommenheit der allgemeinen Fabrikation der Kraftfahrzeuge vorwiegend wohl nur auf dem Gebiete der Konstruktionsdetails und der Preisbildung bemerkbar machen. Während der billigste kleine Wagen des Berliner Automobil-Salons knapp um 2000 Mark lag, erreichte das teuerste Fahrzeug die für unsere Begriffe phantastische Höhe von über 70 000 Mark. Das allein spricht Bände. Was zwischen diesen Antipoden liegt, beherbergt natürlich kaum übersehbare Unterschiedlichkeiten; die Schwingachsen, die Schnellganggetriebe, auch der Vorderradantrieb zeigen spezielle Einrichtungen.

Bei der Preisgestaltung darf allerdings weder für den Import noch für den Export außer acht gelassen werden, daß phantastische Zölle — Frankreich erhebt z. B. 45 Proz. Prohibitionszoll — ein stark verzerrtes Bild verursachen. Eng-

Nash zeigt seinen 14/70 PS Sechszylinder.

Cadillac (Modell 1929) mit geräuschlosem Synchron-Schubgetriebe. (General Motors.)

„Tadelloser Wagen, bloß ein bißchen enge."

Mit dem Auto in den Ortler Alpen: Ein Sommertag a

Einen ganz besonderen Reiz bietet eine Autofahrt über das Stilfser Joch, wie sie unser Sonderzeichner auf seiner Studienreise unternommen hat. Hier gilt es, mit dem Motor ei
Alpenstraße zu bezwingen, die durch ihre Großartigkeit inmitten einer gigantischen Bergwelt fesselt. Ist doch die Straße über das Stilfser Joch die höchste fahrbare Bergstraße in Europ

Stilfser Joch (2760 m). Zeichnung von Rudolf Lipus.

den Jahren 1820—1824 von der österreichischen Regierung erbaut und später bedeutend erweitert, steigt sie in 46 Windungen von Neu-Spondinig im Vintschgau (885 m) bis zur Paß-
he hinan und führt in 38 Windungen nach Bormio hinab. Früher eine Verbindungsstraße zwischen Tirol und Italien, liegt sie jetzt in ihrer vollen Länge auf italienischem Gebiet.

Eine Neuheit der Horch-Werke: Achtzylinder-Sechsrad-Geländewagen für 7—10 Personen oder 2 Tonnen Nutzlast, durch die 2 beweglichen Hinterachsen besonders für unebenes Gelände geeignet.

Der Utopist: „Ich brauche einen komfortablen Wagen mit allen Schikanen, der für meine ganze Familie paßt. Mehr als 3000 Mark darf er aber nicht kosten."

land erhebt $33\frac{1}{3}$ Proz. Automobilzoll. Nur Deutschland, das gerade am schwersten vom Krieg mitgenommene Land, hat nur einen geringen Teil dieser Zölle zum Schutz der einheimischen Industrie. Trotzdem hat die große Berliner Internationale Automobil-Ausstellung gezeigt, daß bei Angleichung von Preis zu Preis und Qualität zu Qualität die deutschen Fahrzeuge erfolgreich abschneiden konnten. Das stärkste Charakteristikum der Automobil-Ausstellung war, daß sich mit spannender Deutlichkeit gezeigt hat, daß die amerikanische Automobilindustrie trotz der mitunter vorzüglichen Leistung nicht imstande war, den von ihr hart bedrohten europäischen Automobilbau zu beseitigen. Das typisch europäische Automobil ist trotz aller Einflußnahmen in gewissen Grenzen eben europäisch in der Gestaltung geblieben; es hat die Vorzüge der amerikanischen Serienfabrikation, der ganz bedeutenden amerikanischen Vorstudien und Erfahrungen sich nutzbar gemacht und ist doch trotz aller Assimilierung eben doch ein „Europäer" geblieben. (Die Vereinigten Staaten von Amerika bauen über 86 Proz. aller auf unserer Erde laufenden Automobile.)

Hinsichtlich der großen Entwicklung der Personenfahrzeuge hat der Berliner Salon doch wohl gezeigt, daß bis zu 2 Liter Zylinderinhalt und knapp darüber der Vierzylinder-Motor die geeignetste, in der Fabrikation günstigste und im Betrieb wirtschaftlichste Lösung darstellt. Auch die seither als $1\frac{1}{2}$-Liter-Wagen gebauten Modelle gehen entweder typisch auf den Vierzylinder zurück unter gleichzeitiger geringer Veränderung des Hubvolumens, oder sie sind als Sechszylinder gestaltet, jedoch mit etwas erhöhtem Inhalt ($1\frac{1}{2}$ Liter bedeutet nach der früheren Steuerberechnung 6 Steuer PS, 2 Liter = 8 Steuer PS, $2\frac{1}{2}$ Liter = 10 Steuer PS, 3 Liter = 12 Steuer PS usw.).

Der Sechszylinder-Motor dominiert in der Klasse von etwa $2\frac{1}{2}$ bis zu etwa $3\frac{1}{2}$ Liter; von dieser Grenze an rückt in nicht unerheblichem Maße der Achtzylinder herauf, dessen dominierende Beherrschung der großen Reisewagen mit relativ sehr geringen Ausnahmen unbestreitbar zur Tatsache geworden ist. Die heutige, bis zu einem gewissen Grad schon sehr weit fortgeschrittene und hart an die Grenze des für ein Gebrauchsfahrzeug Erträglichen gerückte Vollkommenheit läßt die Konstrukteure langsam schon dazu übergehen, das Augenmerk auf die kleinen Details, auf die kleinen technisch erreichbaren Annehmlichkeiten und sogar auf die Schönheiten der maschinellen Ausrüstung zu lenken. Der Innenausstattung der Fahrzeuge wird ein immer reges Interesse zugewendet; nicht nur die äußere Farbtönung, sondern auch jene der Stoffbezüge, des Fußbodenbelags, der eingearbeiteten Leder-, Edelholz- und Farbmetall-Teile bilden Gegenstand künstlerischer Erwägungen.

Das Zubehör des Reisewagens: Auto-Schrankkoffer mit Staubkappe (Fabrikat Moritz Mädler, Leipzig), der auch für Eisenbahn- und Flugzeugreisen sich eignet.

Fahrgestell des 12/50 PS „Adler Standard 6 S" Sechszylinders.

„Die Farbe wird Ihnen ausgezeichnet stehen, Gnädigste!"

Der geräumige Röhr-Achtzylinder.

„Ob das mit der automatischen Schmierung nicht bloß Schwindel ist?"

Während hinter den Kulissen, den Laien nahezu unwahrnehmbar, die internen Organisationen der großen Automobilwerke, die Durchbildungen der Verkaufsapparate und der Hilfsdienste bedeutende Rollen spielen, werden auch im Innersten der Maschine, oft auf Grund jahrelanger Erprobungen und Erforschungen, immer wieder in Detailarbeit Vervollkommnungen angestrebt, als deren sinnfälligster Ausdruck der hohe Grad der Vollendung zumindest der führenden Werke im Berliner Automobil-Salon sichtbar geworden ist. Aber auch die mittleren und die kleineren Fabriken haben von den selbst noch bei der vor zwei Jahren erfolgten Automobil-Ausstellung gewagten eigenbrötlerischen Absonderlichkeiten in hohem Maße abgesehen und sich mehr und mehr den Erwägungen der Vernunft, dem Problem der Erzeugung wirklich brauchbarer, oft trotz des niedrigen Preises erstaunlich leistungsfähiger und dem Auge wohlgefälliger Typen zugewendet. Daß nur ein einziges Rennfahrzeug, ein kleiner schneller ausländischer Wagen, in dem ganzen Salon gezeigt wurde, ist ungemein bezeichnend; das sportliche Interesse kann heute eben selbst durch Gebrauchsfahrzeuge, die auch dem soliden Verkehr dienen, mittels geringer Veränderung der Hinterachsübersetzung befriedigt werden. Der Sportwagen, nur ganz vereinzelt durch besondere Kompressoranlagen betont — die aber auch im Tourenwagenbau teilweise noch beibehalten worden sind — gestattet ebenfalls sehr hohe Tempi, so daß selbst für den draufgängerischsten Sportsmann alles an Geschwindigkeit Wünschenswerte erzielt wird. Das Hauptgewicht haben sämtliche nennenswerten Fabriken in all ihren auf der Ausstellung gezeigten Typen auf vier grundsätzlich bedeutungsvollste Eigenschaften konzentriert: rapides Anzugsmoment, stärkste Beschleunigung, größtmögliches Steigvermögen im direkten Gang und weitestgehender Komfort bei formvollendeter Linie. Daß solche Selbstverständlichkeiten wie möglichst sichere Lage auf der Geraden und in der Kurve, sicher und leicht wirkende Bremsen, flatter- und stoßfreie Steuerung und ähnliches mehr längst Voraussetzungen geworden sind, haben alle Spitzenfabrikate des Automobil-Salons eingehend bewiesen.

Die Internationale Automobil-Ausstellung Berlin 1928 hat ein imposantes und sicher die Interessen aller Beteiligten ungemein förderndes Ergebnis gezeitigt. Aus den bei diesem Wettstreit friedlicher Art gewonnenen Anregungen werden gewiß befruchtende Ideen noch lange nachwirkend den Weg ebnen zu noch vollkommenerer Durchbildung des beherrschenden Verkehrsmittels des 20. Jahrhunderts — der ungekrönten, aber unsichtbaren Majestät des Automobils.

Das halbierte Auto: Ein von der Firma Citroën gebauter Sechszylinder, durchgeschnitten, um Einblick in das Innere des Wagens zu gestatten.

Rassiger Chrysler „75" Royal Sedan (Sechszylinder).

Steyer-Achtzylinder-Pullmanlimousine „Gigant 80" (4 Liter), der bequeme Reisewagen.

Der neue 2-Liter-Sechszylinder Steyr: 8/40 PS Weymann-Innenlenker Typ „Comfort".

Ein Nickerchen nach des Rundgangs Mühen und Beschwerden.

Zipfel, Schleifen, Schleppen.

Oben links:

Die Opernsängerin Pia von Hartungen in einem grüngold - rosafarbenen Kleid mit Volant und seitlicher Schleife, dem ein neuer Stoff, Goldbrokat-Georgette, als Material diente. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Oben rechts:

Großes Abendkleid aus schwarzem Velourschiffon. Von dem tiefen Rückendekolleté zur Raffung der zipfeligen Schleppe herab fällt eine weiße Rosenranke. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Oben Mitte:

Renée Peter zeigt ein schwarzes Taftstilkleid, dessen hinten etwas längerer Rock rosenfarben gefüttert ist. Sehr wirkungsvoll ist das stilisierte Muster der Straßstickerei. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Unten links:

Tüllkleid mit ungleich langen Volants, höher gerücktem Samtgürtel und Samtblumenranken in der Farbe des Kleides. Trägerin: Die Filmschauspielerin Vibrun. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Unten rechts:

Blaues Spitzenkleid mit großer Tüllschleife, getragen von Fräulein Vibrun. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Photos: Kitty Hoffmann, Wien. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

DER MOTOR

NOVELLE VON HANS NATONEK

Auf lautlosen Sohlen aus Gummikrepp, wie aus der Versenkung gestiegen, war der Chef hinter Daniel Bloch getreten. Der zuckte zusammen und machte eine unbeherrschte Wendung, wodurch ein Wachs-Elegant, mit einem 85 Mark-Anzug bekleidet, in heftige Schwankung geriet. Wie der junge Mann starren Glasauges lächelnd wackelte, sah er viel mehr komisch als elegant aus. Der Chef verhinderte durch geistesgegenwärtigen Zugriff den Sturz.

„Sie werden mir noch meine beste Figur zerschmeißen! Wie oft habe ich Ihnen schon untersagt, während der Geschäftszeit zu lesen! Das gehört sich ganz einfach nicht für einen tüchtigen Verkäufer, der Sie hoffentlich eines Tages sein werden.“ Er nahm Daniel Bloch, der, ohne etwas zu sagen, widersprach, wenn nicht gar revoltierte, das Buch aus der Hand. „›Die Bekenntnisse des Augustinus‹ — wird eine schöne Schweinerei sein, stecken Sie den Schmöker gefälligst weg, das führt zu nichts, damit kommen Sie nicht weiter im Leben!“

Daniel Bloch starrte auf das Lager der Frühjahrsmäntel. Sie hingen auf ihren Bügeln wie Gehenkte ohne Kopf. Der große Verkaufsraum gähnte in erwartungsvoller Leere. Sinnlos hielt eine Wachspuppe im Tennisdreß den Schläger einem Ball entgegen, der nie kam.

Man hatte Daniel glimpflich angefaßt, wie immer. Und das nicht ohne guten Grund: das große Konfektionshaus, in dem er als Kommis eine mehr als bescheidene Figur machte, hätte beinah sein Eigentum sein können. Leider hatte seine Tante, deren Adoptivkind er war, nach dem Tode ihres Mannes in hilfloser Überstürzung das damals noch kleine, aber im Aufstieg begriffene Geschäft an Weiß & Co. für eine Bagatelle verkauft. Drei Jahre später war es eine Goldgrube und Frau Bloch eine verarmte Rentnerin. Ihren Neffen hatten Weiß & Co., um auf billige Art moralische Anständigkeit zu markieren, auf Bitten der Witwe in die Firma genommen, denn Frau Bloch war weder willens noch, wie sie vorgab, imstande, das brotlose Studium Daniels länger mitanzusehen.

„Haben Sie denn mein Signal nicht gehört? Ich habe dreimal auffällig aufs Pult geklopft, als der Alte kam.“ Der erste Verkäufer, ein eleganter, geschmeidiger Bursche mit einem hellen, gutmütigen Gesicht, das blonde Haar wie vom Wind nach rückwärts gesträhnt, blickte mit erstauntem Mitleid auf den dunklen Daniel hinab, dessen Körper wie ein schlaffes Fragezeichen im Raume hing.

Nein, Daniel hatte nichts gehört. Er war von einem geheimen Zentrum so sehr in Anspruch genommen, daß für die äußeren Funktionen und Wahrnehmungen fast keine Aufmerksamkeit übrigblieb.

„Es geht mich ja im Grunde nichts an, Herr Bloch, aber erlauben Sie die Bemerkung, Sie sind ein ganz unmoderner Mensch, und es ist völlig verkehrt, wie Sie leben.“ Daniel richtete den trüben Glanz seiner Augen zögernd und fragend zu Herrn Pörschmann empor. „Sie leben wie ein Fremdling in unserer Stadt, außerhalb der Welt.“

„So — hm, so so“, sagte Bloch unsicher und verschleiert und blickte durch die große Spiegelscheibe, die den weiträumigen Marktplatz wie ein bewegtes Gemälde umrahmte.

„Ja, schauen Sie nur hinaus, Herr Bloch, wir sind im zwanzigsten Jahrhundert, aber Sie nicht!“ Pörschmann ereiferte sich, es reizte ihn, diesen andersartigen, wortkargen Menschen in der aparten Sphäre seiner stolzen Vorbehalte aufzustöbern; es war ihm natürlich nicht bewußt, was ihn reizte, gegen Bloch, vor dem er einen heimlichen Respekt hatte, anzudringen. Möglich, daß er sich schmeichelte, es sei seine Pflicht, den Kollegen ein wenig zu schütteln wie eine Flasche, in der sich Trübes und Wolkiges angesammelt hat. Pörschmann war ein gutartiger Mensch, und so setzte sich das Gefühl der Unterlegenheit, das er vor dem gebildeten Bloch empfand — der hatte zwei Semester an der Universität studiert, und Pörschmann besaß nicht einmal das Einjährige — in einen pädagogischen Eifer um. Er wollte den Büchermenschen von der eigenen praktischen, weltmännischen Überlegenheit einiges profitieren lassen.

Vom zwanzigsten Jahrhundert kam Pörschmann auf den Verkehrsturm zu sprechen, der vor kurzem auf dem Marktplatz errichtet worden war. Mit dem ganzen Stolz des Provinzialen liebkosten seine Augen den mäßig belebten Platz — „Mensch, haben Sie eine Ahnung, wie rapid die Zahl unserer Autos im letzten Jahr in die Höhe geschnellt ist?“ Bloch hatte keine Ahnung, aber Pörschmann war bei seinem Lieblingsthema angelangt. Er wurde beredt.

„Bücher,“ sagte er, „Bücher — wer sich Büchern und solchem Kram verschreibt, der ist schief gewickelt.“ Er maß Daniel Bloch, wobei wider Willen ein mitleidig-verächtlicher Ausdruck in sein helles Gesicht kam, als ob er feststellte, daß Bloch schief gewickelt sei. Er kam in Schwung: „Motoren sind die Stimme der Welt. Mensch, stellen Sie sich doch nicht taub! Ich habe seit zwei Jahren kein Buch in der Hand gehabt und fühle mich sehr wohl dabei. Und so geht's Millionen! Wenn ich mit meinem kleinen ›Ego‹, 4/24 PS, wie neuwertig gekauft, in die Welt hinausfahre — Herrgott, dann ist doch euer ganzes Geistgetue so schnurz. Gewiß, ich bin in Sekunda geflogen, wegen Livius, und weil ich über Goethes ›Torquato Tasso‹ keine zehn Zeilen Aufsatz fertigbrachte — es war furchtbar, ich habe Blut geschwitzt, ich fühlte mich so klein und erniedrigt — na und jetzt, sehen Sie mal, möchte ich mit keinem von der anderen Fakultät tauschen. Sie sind ein kluger Kopf, ein Büchermensch, Sie schreiben selbst so'ne Dinger für die Zeitschriften, aber dabei schleichen Sie herum, vermiekert und doof, als hätten Sie eine Zentnerlast auf dem Rücken, und mit Augen wie ein geprügelter Hund. Nichts für ungut — wir sind in einem Alter, in einer Branche, wir kennen uns schon lange genug, und ich bin nun mal fürs Gerade. Mensch, keiner gibt Ihnen auch nur so viel Achtung, weil Sie einen Kopf haben wie eine Bibliothek, da guckt keiner hinein. Die Welt ist nun mal nicht mehr nach Ihrem Typ. Deshalb fühlen Sie sich auch nicht wohl in Ihrer Haut. Stellen Sie sich um, treiben Sie Sport, gehen Sie Sonntag zum Fußball und aufs Rennen, anstatt Bücher zu schmökern, und vor allem: kaufen Sie sich ein Auto, und Sie werden die Welt ganz anders ansehen, Sie werden ganz anders vorwärtskommen, im Tempo unserer Zeit, durch Sport zum Erfolg, vom Denker zum Lenker. Sie werden eine andere Figur bekommen und ein anderer Mensch werden!“

Pörschmann warb ehrlich als Handlungsreisender, als Generalrepräsentant des gangbarsten Zeitartikels. Sein Eifer wurde von einem unterirdischen Haß gegen alles Geistige genährt.

Bloch bediente an diesem Tage besonders schlecht. Jedes Wort aus Pörschmanns Suada bekam eine Lebendigkeit und eine Schlagkraft, von der dieser nichts ahnte. Er hatte ein besonderes Ohr für den Nachhall der Worte; sie wurden um so deutlicher, je weiter er sich von ihrem Ursprung entfernte. Er war ein inwendiger Lauscher, oft halb taub für das wütende Läuten einer Straßenbahn, wenn er den Fahrdamm kreuzte, aber eingestellt auf Tonwellen, die andere nicht hörten.

Alle sprachen so, geringschätzig, halb und halb mitleidig, von Büchern und von der brotlosen Kunst und vom Philosophieren, das nichts einbringt: die Tante sprach so und der Chef und Pörschmann, und jeder Sonntag sprach so, wenn die Massen auf die Sportplätze strömten und die Menschen ins Grüne knatterten — Weekend nannten sie's, und Daniel schien es das Geist-Ende zu sein. Er fühlte sich auf der Hemisphäre, die von der Panik und Desertion bereits entvölkert war; alles drängte hinüber.

„... ein anderer Mensch werden“ — Pörschmanns letzte Worte hallten wie hundertfaches Echo in ihm wider. Wie ihm die Augen aufgingen! Was ein Pörschmann so hinwarf in beiläufigem Sinn, es traf ihn im Kern — ein anderer Mensch werden, sich selbst zurücklassen, wie die Schlange ihre alte Haut; die bloße Möglichkeit erstickte ihn vor Wunschbegier und Sehnsucht. Er fühlte sich nicht wohl im engen Haus seiner Seele. Ach, sich verändern zu können ... zu wissen, wohin man gehört! Ein anderes Ich zu haben! Und wenn's ein alter „Ego“ war ...

*

Daniel Bloch abonnierte den „Autosport“, den „Grünen Rasen“ und die „Sportwoche“. „Der europäische Geist“ blieb unaufgeschnitten. Die roten Hefte der „Leuchte“, die inbrünstigste Lektüre seiner Nächte, streifte er mit scheuem Blick, dann stellte er sie in irgendeinen Winkel, damit sie ihn nicht mehr ansehen konnten. Er versenkte sich in die Momentaufnahmen springender, reitender, fahrender Menschen, er sah diese schönen gestrafften Körper an seinem Auge vorbeiflitzen, wenn er, auf Kundschaft wartend, verlorenen Blickes an seinem Pult lehnte. Immer sah er das, was nicht da war, und was da war, sah er nicht. Wie wundervoll leer waren ihre Gesichter! Es waren lauter Pörschmanns, hell und harmlos, das Haar wie vom Wind zurückgesträhnt. Sie lebten in einer Atmosphäre gesicherten Selbstbewußtseins, einträchtig mit ihrer Zeit. Es war der Wind aller Jahreszeiten in ihren Gesichtern, und ihre Augen waren blank wie ein Präzisionsinstrument, das ein Ziel visiert. Er kannte jetzt, wie früher alle wichtigen literarischen Neuerscheinungen, die großen Leistungen der Langstreckenläufe, des Fußballs und der Rennfahrten. Das Dasein zwischen Start und Ziel durchsurrte ihn wie endloses Filmband, mit einem leisen fernen Geräusch, das von einem Motor zu kommen schien.

Die nächste Phase war, daß er sich heimlich einen Trenchcoat und eine Baskenmütze anschaffte. Er konnte sich wenigstens zu Hause vor dem Spiegel ungestört zeigen, da seine Tante seit einigen Tagen schwerkrank in der Klinik lag. Das Spiegelbild war keineswegs zufriedenstellend. Es war, als würde unter dem sportlich-militärischen Mantel erst recht sichtbar, daß er keine Schultern besaß. Die Baskenmütze wirkte wie schlechte Maskerade. Das muß anders werden, fühlte er ingrimmig. O nein, täuschen ließ er sich nicht! Sein Blick war scharf und drohend auf den Spiegel gerichtet. Das sind die Folgen eines in jahrelanger Einsamkeit dem Geist geopferten Daseins! Er fing an, das Wort Geist zu hassen und all das, was als unkörperliche Welt dahinterstand.

Sein Wesen war gedrückter denn je. Pörschmann wich er aus. Seine bloße Erscheinung wirkte auf ihn wie eine Herausforderung. Er war es, der in sein Weltbild den Spaltpilz gestreut hatte, daß es nun auseinanderfiel. Dabei hatte es Pörschmann in seiner Harmlosigkeit so gut gemeint. Was wußte der vom Weltbild und Spaltpilz! Er hatte einen Kollegen ganz einfach bei der Schulter genommen und ihn in seiner sportgewohnten, geraden Art ein wenig geschüttelt. Aber Bloch wand und krümmte sich unter dem Griff, der ihn gar nicht mehr festhielt.

Und eines Tages stand er im Vorraum der Auto- und Sportschule „Wiking“. Es war schon so weit mit ihm, daß sein ganzes Ich wie unter einem manischen Zwang um dieses eine Zentrum kreiste: es dem Pörschmann gleichzutun, nein, mehr noch, ihn zu überflügeln. Ach was, Pörschmann, was war ihm Pörschmann! Um den ging es nicht, Pörschmann war ein Zufall und ein Idiot. Es galt, sich gegen den niederdrückenden Selbsthaß zur Wehr zu setzen.

Es herrschte hier ein kräftiger Ton, bieder und derb. Jeder schien von dem anderen als selbstverständlich vorauszusetzen, daß er gegen körperlichen und seelischen Stoß völlig unempfindlich sei. Unempfindlichkeit — das bedeutete Intaktheit und Selbstsicherheit. Aber Daniel war weder intakt noch selbstsicher. In dieser Gesellschaft kräftig lachender Sweaters und Lederjacken erst recht nicht. Man musterte ihn mit unverhohlener Fremdheit. Als ihn der Sportarzt untersuchte, standen einige Fachleute der Wiking-Schule breitspurig herum, wie bei einem Pferdekauf.

„Blaß sind Sie, Herr Bloch, sehr blaß. Fehlt Ihnen was?“ fragte der Arzt. Daniel verneinte. „Das liegt wohl so drin“, bemerkte der Doktor tiefsinnig und drehte Daniel herum, um mit skeptisch gerümpftem Mund, in dessen Winkeln sich spöttische Bedenklichkeit ansammelte, das Rückenmaß festzu-

stellen, das weit unter dem Erwünschten blieb. „Plattfüße haben wir auch," sagte er in der euphemistischen Form des Plurals, „nun, das ist nicht schlimm, da Sie sich doch hauptsächlich für den Autosport ausbilden wollen, den Gashebel werden Sie schon treten können — aber nun wollen wir mal sehen, wie es mit der Eignung steht, die man haben muß, wenn man auf einen Gashebel drückt."

Daniel wurde in einen Raum geführt, der mit Apparaten und Bildtafeln angefüllt war. Farben, Zahlen, bunte Kleckse drangen verwirrend auf ihn ein und verschmolzen zu einem kolorierten Nebel. Er mußte sich auf einen Strich stellen, der Arzt ging zu einer der Tafeln und zeigte mit einem Stock auf eine bestimmte Stelle. „Und nun sagen Sie rasch, was Sie sehen!" Rasch auch noch, dachte Daniel und kugelte die Augen vor, die nichts sahen. Er spannte seinen leeren, verlorenen Blick an, der ein Leben lang nur dicht über Buchstaben gebeugt und sonst nach innen gerichtet war oder in eine nebulose Ferne, gleichsam immer nur Abstraktes, nie Dingliches erfassend . . .

„So geht das natürlich nicht, Herr Bloch, zum Autofahren muß man Augen haben, probieren Sie einmal diese Brille."

Jetzt ging es etwas besser. „Und Sie haben bisher nicht einmal wahrgenommen, daß Sie miserabel sehen? Das ist ja . . . Herr, benutzen Sie denn Ihre Augen nicht?"

In der Tat, Daniel Bloch hatte bisher mit seinen Augen mehr gedacht als gesehen. Sie waren nicht nur kurzsichtig — was zu beheben war — sie waren geradezu verkümmert, wie Organe, die man nicht gebraucht.

Die Instrumente, die der Arzt sodann in Tätigkeit setzte, dienten alle dazu, um Daniels Ungenügen grausam zu demonstrieren. Farbige Signale zuckten, die zu spät die gewünschte Bewegung auslösten. Ein Schatten bewegte sich seitlich auf ihn zu, er nahm ihn nicht wahr. Ein Geräusch surrte auf, er hatte nichts gehört. Eine Hupe ertönte hinter ihm, er zuckte zusammen. Seine Pupille sollte auf einen plötzlichen Lichtreiz reagieren, sie tat es nicht. Sein Knie sollte auf einen Stoß nicht zu heftig reagieren, es schwang wie ein Pendel. Sein Herz sollte gleichmäßig schlagen, es flatterte wie ein angebundener Tuchfetzen im Sturm. Alles war verkehrt und minderwertig.

„Es geht durch Sie hindurch eine Asymmetrie, angefangen vom rechten Auge, das noch schlechter ist als das linke, bis in die ausführenden Organe des Bewegungszentrums. Sie haben ein gestörtes Gleichgewicht. Ferner haben Sie einen Linksdrall. Hören Sie, Herr Bloch," sagte der Arzt ganz leise, „im Vertrauen: lassen Sie das Autofahren sein. Das ist nichts für Sie."

„Ich bin aber entschlossen — ich werde mich bemühen . . ." stammelte Daniel.

*

Der Benzingeruch bereitete ihm ein übles Gefühl, ähnlich dem der Seekrankheit. Daß seine Hände zitterten, wurde nur deshalb nicht sichtbar, weil sie sich am Steuerrad festklammerten. Sein Widerwillen gegen die Maschine steigerte sich zum Haß. Er warb um die Maschine, sie versagte sich ihm. Er warb zaghaft, innig, leidenschaftlich, fordernd, wütend. Sie versagte sich ihm. Da haßte er sie. Weil er sie haßte, sah er, wie wertvoll sie war, wie minderwertig und hilflos er selbst. Und da war er gerecht genug, sie zu lieben und sich selbst zu hassen. Liebe und Haß, das war ein unlösbarer, verkrampfter Knäuel, an dem er fast erstickte.

Wie sinnvoll, geordnet, harmonisch war doch die Maschine! Sie lag zu seinen Füßen wie ein vernunftbegabtes Wesen, das ebenso genommen sein wollte. Es gab in ihr keine Verworrenheit außer der, die er in sie hineintrug. Der Mensch hatte in der Maschine sein Ebenbild geschaffen, aber Daniel Bloch wurde an ihr zum lächerlichen Zerrbild. Wie konnte der Motor singen, sanft schnurren wie ein gestreicheltes Tier oder in ein hochgespanntes Schweigen versinken, das wie selbstvergessene Seligkeit war! — Aber unter seinen Händen krächzte er, brüllte auf, widerspenstig und von Abscheu geschüttelt. Daniel fühlte sehr wohl die aufsässige Animosität heraus, er behandelte den Motor wie einen persönlichen Gegner, anstatt als Sache, und das wechselseitige Verhältnis wurde immer übler.

Am sechsten Tag des Unterrichts sagte sein Lehrer Goepel, gutmütig, wie die meisten geistfernen Menschen: „Sie haben sicherlich einen gescheiten Kopf, Herr Bloch, aber nicht für die Maschine. Sie ist ja so einfach; aber in Ihrem Kopf — wahrscheinlich haben Sie zu viel drin — geht alles durcheinander, deshalb können Sie mit ihr nicht einig werden. Daran wird's wohl liegen."

Wie der Instinkt doch das Richtige trifft, dachte Daniel, gab dem Mann keine Antwort, nur stumm eine Hundertmarknote. Er konnte es jetzt, die Tante war tot. Es zeigte sich, daß ihre Strickstrumpf-Ökonomie eine goldene Sohle hatte. Es fanden sich Goldmünzen und gute ausländische Wertpapiere in ihrem Nachlaß, genug, um Daniel seinerzeit zu Ende studieren zu lassen. Das hatten ihr Geiz und die ewige Angst um den Notgroschen verhindert. Vielleicht wäre alles anders gekommen ohne den Zwang zu einem praktischen Beruf.

Das schlimmste war, daß die Gedanken undisziplinierbar durch seinen Kopf schwärmten, während er am Steuer saß. Er wollte sie verscheuchen, um sich auf die Fahrbahn zu konzentrieren — sie kamen erst recht. Anstatt des Schutzmanns sah er Visionen. Anstatt an das Nächste zu denken, dachte er an das Fernste. Es war wie eine Rache des Geistigen, das er verraten hatte. Zu Hause aber verschlang die Maschine all sein Denken. Da saß er am Steuer, da fuhr er, im Traum würgte ihn der Motor, den er so oft abgewürgt, da war ihm jedes Hindernis gegenwärtig. — „Ruhe. Aufpassen, aufpassen, sehen Sie denn nicht, daß ein Pferdegeschirr quer über die Straße kommt", flüsterte Goepel mit leichtem Vorwurf, zog die Handbremse und sah ihn bedauernd an. Dann machte er: „Ei, ei, ei." Nein, Daniel hatte nichts gesehen. Es war ihm soeben ein Vers aus „Faust" II. Teil eingefallen: „Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden."

„Nehmen Sie Fichtennadelbäder, das ist gut für die Nerven", riet der brave Goepel. Es sitzt tiefer, dachte Daniel, ganz tief; es ist sozusagen konstitutionell. Man muß es mit allen Wurzeln herausreißen und wegwerfen. Es wird nicht billig zu machen sein. Bei mir ist es ein Entweder-Oder. Ich möchte ja ganz gern zurück, aber ich kann nicht mehr. Ich bin schon zu stark engagiert. Die Niederlage wäre nicht zu verwinden. Ich wollte etwas für mein ramponiertes Selbstbewußtsein tun und erlebe nur Erniedrigung.

Von seiner bisherigen Lebensform bereits losgelöst, war er zu einer neuen noch nicht vorgedrungen. Furchtbar stand er, in einem Sumpfland zwischen zwei Ufern, völlig entwurzelt in einer bodenlosen Mitte, die nicht trug.

Sie kehrten zur Auto- und Sportschule „Wiking" zurück, verhaßtes Gebäude draußen in einer Vorstadtstraße. So etwa muß es Pörschmann zumute gewesen sein, als er mit Livius und Goethe seine Schulklasse betrat, dachte Daniel. „Aufpassen!" rief Goepel, aber da fuhr Daniel schon auf den Bürgersteig. „Wo waren Sie nun schon wieder mit Ihren Gedanken?" Die Autoschüler, die vor dem Tore standen, feixten.

Daniel war völlig erschöpft. Goepel äußerte zaghaft etwas von „einige Zeit aussetzen". Daniel wehrte ab. „Kennen Sie Demosthenes? Nicht? Also hören Sie: Der Mann war der berühmteste Redner im alten Griechenland. Als er anfing, hatte er mehrere Sprachfehler, einen zu kurzen Atem und konnte das »R« nicht aussprechen. Das »R« ist für Redner ein höchst wichtiger Buchstabe. Wissen Sie, was der Mann tat? Er ging täglich ans Meer und übertönte mit seiner Stimme die Brandung, er nahm Kieselsteine in den Mund — er überwand mit ungeheurer Zähigkeit und Willenskraft alle Schwächen."

„Ja, wenn Sie meinen, Herr Bloch. Das mit Mosthenne oder wie der olle Grieche heißt, das haben Sie fein gebracht. Das hat nun unsereiner nicht weg. Jeder hat Seines; man muß nur nicht gerade das wollen, was man nicht kann."

Nach dem Fahrlehrer Goepel kam der Fahrlehrer Schwandtke. Goepel, ein abgehärteter, erfahrener Mann, hatte im Umgang mit dem Schüler Daniel Bloch Nervenkraft eingebüßt. Schwandtke musterte Daniel mit einem schrägen, giftigen Kalmückenblick. Daniel fühlte sofort, daß er es jetzt mit zwei Gegnern zu tun haben werde, mit Schwandtke und mit der Maschine; Schwandtke war der schlimmere von beiden.

Lauernd und ohne etwas zu sagen, begrinste er ein Dutzend Fehler, die Daniel machte. Als dieser aber in einem Gefahrenmoment auf den Gasanstalt auf den Bremshebel trat und gerade dadurch, wenngleich durch puren Zufall, eine Karambolage verhütete, begann er:

„Nun will ich Ihnen mal was sagen. Ich habe mir die Sache eine Weile mitangesehen. Sie verwechseln die Plattbeene; Sie verwechseln links und rechts. Bei Ihnen ist alles verkorkst. Einigen wir uns: Sie fahren Roller; das geht nicht so rasch, und Sie kommen ooch vorwärts; erst recht."

Auf diesen Hohn des kalmückenäugigen Herrn Schwandtke erwiderte Daniel Bloch:

„Nun werde **ich** Ihnen was sagen. Wir sind uns nicht sympathisch; mehr noch: wir können uns nicht riechen; schön. Das reizt mich nur. Herrn Goepel habe ich hundert Mark gegeben. **Sie** bekommen von mir nicht einmal eine Zigarre. Und nun fahren wir erst recht. Los!"

Er ging in den ersten Gang und gab etwas Gas. Schwandtke, überrumpelt von dem schüchternen Daniel Bloch, knurrte nur: „Und Sie erlernen's nie!" Zweiter Gang. Es ratzte ein wenig, wie wenn Zähne zornig knirschen, Daniel hatte nicht richtig ausgekuppelt — „Tut nichts", sagte er und schaltete den dritten Gang. Aus seiner Demütigung stieg eine Verwegenheit, der Galgenhumor eines Fahrers, der zu allem fähig ist. Rache! schrie sein gepeinigtes Wesen. Wenn ich schon meine Heimat, die der Geist ist, verraten habe an die Maschine, so will ich doch wissen, wofür!

„Mensch, sind Sie verrückt? Weg vom Gas!"

Daniel sagte nur „Kusch!" Ein rotes Fieber stieg in sein gelblich-weißes Gesicht, warm wie Blut, das Gehirn wohlig durchflutend wie ein Bad. Es war ihm, wie wenn sich in seinem Kopf schlaffe Stränge strafften.

Er jagte an dem Schutzmann mit fünfundvierzig km vorbei. Der schrieb die Nummer auf. Daniel fuhr, wohin er wollte, nicht achtend mehr der Weisungen des Fahrlehrers. Diese Emanzipation vom Lehrer, diese Rebellion des Schülers, diese Freiheit löste in ihm verborgene Kraftquellen. Ihm wurde so leicht und heiter zumute wie noch nie. Er schoß haarscharf zwischen einer Straßenbahn und einem Lastauto hindurch, was verboten ist. Schwandtke wollte nach der Handbremse greifen, Daniel gab ihm einen Klaps, hielt die Bremse fest und steuerte mit **einer** Hand. Er fuhr kreuz und quer, nach Laune und Willkür, vorschriftswidrig, doch gut, wie ein Fahrzeug, dessen Bremse versagt, das aber geschickt durch den Verkehr hindurchlaviert. In seinen Augen war Glanz und Rausch. Er begleitete die Fahrt mit allerlei beziehungsreich-wirren Gedanken: „Na du Wendo-Kassube mit den Kalmückenaugen — — Demosthenes nahm Kieselsteine in den Mund — — von Demosthenes weißt du natürlich nichts, darin bist du blöder als ich an der Maschine, und dennoch verachtet ihr uns, während wir respektvoll zu euch gelaufen kommen — hoppla!" Er machte einen sanften Bogen um eine Greisin, die über den Fahrdamm ging. Der Geist ist eine Wunde, hat ein Dichter gesagt, er ist krank und zerfressen vor Mißtrauen. Entwürdigung, Hypochondrie und Verräterei — und, siehst du, Kerl, mit dieser Krankheit schaff' ich's dennoch. Dennoch! Dennoch!! Tamen! Amen!

Das wurde dem Schwandtke zu arg. Der Mensch ist toll geworden! Seine Lehrerautorität reckte sich mächtig, überdies bekam er's bei diesem vorschriftswidrigen Tempo mit der Angst. Seine Füße zwängten sich zwischen Daniels Füße, wie im Ringkampf, er wollte den Gashebel vom Druck befreien und gleichzeitig ins Lenkrad greifen. „Halten! Halten!"

„Hallo, Darling, Hände und Füße weg! Wenn du mich anrührst, fahre ich mit Vollgas ins nächste Schaufenster, und du landest in einer Heringstonne oder in einem Butterfaß!"

Daran war nicht zu zweifeln. Schwandtke schrumpfte sichtlich auf seinem Sitz zusammen. „Ich hab' die Verantwortung", sagte er kläglich.

Vorbei am Verkehrsturm, der, als Daniel herangefegt kam, sein grünes Licht ansteckte. Dann rechts herum und hinaus die große Ausfallstraße. Die Schutzleute winkten brav und einladend mit ihren Signalarmen. Der Wagen schoß dahin, nicht zu halten, als freute er sich seines Lenkers. — Landstraße. Daniel pfiff sich eins. Jetzt hatte er die Maschine; jetzt hatte die Maschine ihn. Er war in Übereinstimmung mit ihr.

Der Wagen stand; der gierige Motor hatte das Benzin bis auf die Neige ausgesoffen.

„Sie können mir eine Kanne Benzin holen, lieber Herr Schwandtke."

Schwandtke fügte sich wie die Maschine. Daniel, lässig an die Motorhaube gelehnt, wie in Photographierstellung, blickte scharf und gesammelt auf das abgerollte Band der Landstraße zurück. Ich werde zur Autobranche gehen, überlegte er. Rennfahrer oder so . . .

Er wußte nicht mehr, woher er gekommen; vergessen waren seine Bücher, sein Denken, sein Kampf mit der Maschine, sein Ich. Er wußte nicht, daß alles wie Ballast auf der Strecke geblieben war.

Am 3. November nachmittags $4^1/_2$ Uhr: Der Sturm jagt die Ausbruchswolken in östlicher Richtung davon.

Aufnahme des Aschenkegels von dem 3000 m hoch gelegenen Ätna-Observatorium aus am 3. November nachmittags 4 Uhr: Der heftige Sturm hat die Rauchfahne umgelegt. Im Vordergrund rechts die Dämpfe einer großen Fumarole.

Die ersten Ausbrüche des Ätna am 2. November nachmittags $4^1/_2$ Uhr, von Nicolosi aus gesehen. Im Vordergrund eine Prozession.

Am 4. November vormittags 11 Uhr: Blick auf den tätigen Krater von der Westsüdwestseite aus.

DER BERG BRICHT AUF: BILDER VOM BEGINN DES GEWALTIGEN ÄTNA-AUSBRUCHS AUF SIZILIEN

Der „Illustrirten Zeitung" zum Erstdruck überlassen von Dr. med. Georg Vaeth, dem Verfasser des Beitrags „Vom Ausbruch des Ätna überrascht" auf der folgenden Seite.

VOM AUSBRUCH DES ÄTNA ÜBERRASCHT

Von Dr. med. G. Vaeth. (Vgl. hierzu die Abbildungen auf der vorhergehenden Seite.)

Wir hatten Sizilien kreuz und quer durchstreift und näherten uns, mit dem Zuge von Girgenti kommend, Catania. Der Schirokko blies schon seit einigen Tagen. Es war schwül, trüb und dunstig. Schon von Castrogiovanni her spähte das Auge zum Fenster hinaus, um „ihn" zu entdecken. Aber erst ganz kurz vor Catania tauchten die undeutlichen Umrisse des Ätna auf. Seine obere Hälfte war völlig unsichtbar. Er enttäuschte mich. Bei diesem trüben Wetter lohnte sich der Aufstieg nicht, und so wurde beschlossen, vom Standquartier Catania aus erst Syrakus zu besuchen. Aber auch bei der Rückkehr von dort am Abend des 1. November war die Wetterlage unverändert. Erst am folgenden Morgen klärte es sich auf, und so planten wir den Aufstieg für den Nachmittag des 2. November.

Der vollgepfropfte Autobus brachte uns in einer knappen Stunde nach Nicolosi. Es war völlig klar geworden. Vom wolkenlosen Himmel strahlte die südliche Sonne. Auf dem Marktplatz in Nicolosi standen die Leute und starrten nach dem Ätna, der nach fünfjähriger Pause sich wieder zu regen begann. Eine Prozession zog über den Markt.

In aller Eile wurden Führer und Maultiere requiriert, die Rucksäcke mit Proviant gefüllt, und um sieben Uhr abends war die Karawane marschbereit. Der Führer und wir beide hoch zu Maultier, dahinter die zwei Treiber, so ging es in die sternenklare Nacht hinein. Nach vierstündigem Ritt, teilweise scharf bergan, durch Lavageröll hindurch, langten wir bei der Cantoniera in 1600 m Höhe an. Eine Stunde Aufenthalt wegen Fütterung der Tiere. Hier in der Cantoniera hatten wir das Glück, die Bekanntschaft des Professors Ponte von der Universität Catania zu machen, des Direktors des vulkanologischen Instituts auf dem Ätna (des früheren Observatoriums). Er lud uns freundlichst ein, in seinen Privaträumen im Observatorium zu logieren, und versprach, nachdem er sich einige Stunden ausgeruht, noch in der Nacht nachzukommen. Die Nachricht von dem beginnenden Ätna-Ausbruch hatte ihn sofort von Catania heraufeilen lassen.

Als wir gegen 1/2 12 Uhr die Cantoniera verließen, hatte sich das Wetter völlig geändert. Es wehte ein heftiger Wind, und drohende Wolken verhüllten die schwach leuchtende Sichel des abnehmenden Mondes. Wir erreichten das Refugio, ein einsames Steinhaus, gegen ein Uhr nachts und langten gegen drei Uhr morgens halb erfroren bei dem Observatorium in 3000 m Höhe an. Die Beine waren wie abgestorben. Nun aber in die Betten! Selbst in diese hinein pfiff der Wind; an Schlaf war nicht zu denken. Um acht Uhr morgens entließen wir den Führer und die Treiber mit den Maultieren. Das Wetter war fürchterlich geworden, dunstig und neblig, vier Grad Kälte und heftiger Sturm. Um neun Uhr kam Professor Ponte an, der in der Nacht wegen des Wetters von der Cantoniera aus nicht weiterkonnte. Der Tee, bereitet aus dem heißen Kondenswasser einer großen Fumarole nahe am Observatorium (vgl. das Bild, auf dem der weiße Dampf der Fumarole deutlich sichtbar ist) erweckte die Lebensgeister. Der Wind und die Kälte fesselten uns ans Haus; zu sehen war wegen des Nebels draußen sowieso nichts. „Sie haben sehr großes Glück, meine Herren," begann Professor Ponte, „daß Sie ausgerechnet jetzt heraufgekommen sind. Fünf Jahre war der Berg in Ruhe!" Wir konnten ihm dagegen aufrichtig bekennen, daß wir die Tatsache, seine, des erfahrenen Vulkanologen, Bekanntschaft gerade jetzt gemacht zu haben, für einen mindestens gerade so glücklichen Zufall hielten. Es war vier Uhr geworden, als ich, zum niedrigen Fenster hinaussehend, plötzlich eine mächtige dunkle Wolke bemerkte, die von dem Sturmwind vom Berge weg in östlicher Richtung davongetrieben wurde. „Un' Eruzione, un' Eruzione!" schrie der Professor, und schon war er die Treppe hinunter; wir hinter ihm her. Unten bot sich uns ein großartiges Schauspiel. Der Wind hatte den Nebel zerrissen, der 300 m hohe Aschenkegel des Berges war frei. Der östlich vom Hauptkrater und etwas tiefer als dieser gelegene kleine Krater war in voller Tätigkeit. Unaufhörlich schleuderte er dichtgeballte, schwärzliche Wolken empor. Die Wolkenballen waren von ganz eigentümlicher Konfiguration, und die ganze mächtige Rauchsäule wurde von dem Sturmwind umgelegt und in östlicher Richtung kilometerweit dahingetrieben. Mächtige schwarze Steinblöcke wurden durch die Gewalt der Explosionen hoch in die Luft geschleudert und waren auf 1 km Entfernung in der Luftlinie noch deutlich in den Wolkenmassen erkennbar. Die Kamera hat diese schwarzen Wurfgeschosse im Bilde nicht oder kaum festhalten können. Der Berg grollte und tobte. Es war ein schaurig-schöner Anblick. Ungefähr drei Viertelstunden währte dieser Ausbruch. Der Berg beruhigte sich, die Nacht brach herein. Es begann zu hageln. Bohnengroße Hagelkörner trommelten auf das Blechdach des Observatoriums. Im Nu war draußen alles weiß, während ein unaufhörliches Wetterleuchten am Horizont aufflammte, wie ich es schöner niemals erlebt habe. Stundenlang saßen wir an dem ereignisreichen Abend noch zusammen und plauderten. Professor Ponte beklagte sich sehr, daß ihm vom Staat so wenige Mittel zur Verfügung ständen, worunter sowohl die Erforschung des Berges, den er so liebte, als auch die Erforschung der geheimnisvollen vulkanischen Kräfte im allgemeinen leiden mußte. Nur von einer internationalen Zusammenarbeit versprach er sich alles. Schon früh waren wir am Sonntag morgen auf den Beinen. Der Wind pfiff zwar immer noch, aber es war klar, und die Sonne strahlte. Trotzdem wurde es neun Uhr, bis wir das Haus verlassen konnten. Der Vulkan verhielt sich ruhig, und wir unternahmen daher den Aufstieg auf den „nur noch" 300 m hohen Aschenkegel. Wir benötigten dazu ungefähr anderthalb Stunden, da wir andauernd zurückrutschten. Oben auf dem Kraterrand tat sich zur Linken ein ungeheuer großer Krater mit steilen Wänden auf. Aus sämtlichen Spalten und Rissen stiegen Schwefel- und Wasserdämpfe empor, die uns den Atem benahmen. Urplötzlich gegen elf Uhr setzten die Explosionen aus dem kleinen Krater zur Rechten, der jetzt unter uns lag, wieder ein, genau wie am Tage vorher. Es war ein Höllenspektakel; himmelhoch stiegen die Rauchschwaden. „Haben Sie Coraggio, meine Herren?" rief der Professor. Allein hätten wir den Coraggio (Mut) nicht gehabt, aber mit unserem Führer hatten wir ihn. Dann hinein und zwischen den zwei Kratern hindurch, um die Rückseite des Berges zu gewinnen! Es war eine heikle Situation. Der Vulkan schleuderte wieder Steine aus und korkzieherartige Lavabomben unter ohrenbetäubendem Getöse. Die ganze Umgebung sah aus, als wenn Granaten eingeschlagen hätten, und wir mußten laufen und springen, daß uns nicht ein Wurfgeschoß traf. Vor solchen Naturgewalten wird man klein, ganz klein. — Glücklich gelangten wir, in dem feuchten Erdreich oft ausgleitend, hinter die schützende Westwand des großen Kraters. Es gelang mir, vier Meter Laufbild zu machen, die ich als glücklicher Besitzer bewahre. Nach vierstündigem angestrengten Marsch erreichten wir endlich unser Observatorium wieder. Es war Zeit, daß wir aufbrachen, wenn wir abends noch in Nicolosi den Autobus nach Catania erreichen wollten. Aber der Ätna entließ seine Besucher nicht, ohne ihnen alles geboten zu haben. Als wir am Tisch saßen und auf den Bericht warteten, den uns Professor Ponte an den „Corriere di Catania" mitgeben wollte, wurden wir plötzlich auf dem Stuhl hin und her geschüttelt. „Un Terremoto" (ein Erdbeben), sprach der Professor. „Was hat das zu bedeuten?" — „Das hat zu bedeuten, daß entweder etwas in dem Krater zusammenstürzt, vielleicht die Brücke, über die wir vorhin gingen, oder daß sich eine neue Bocca öffnen will."

In derselben Nacht öffnete sich die Bocca am Monte Frumento, und ihre glühenden Lavamassen überschwemmten Mascali und Umgebung.

GEFÄLLIGKEITSFAHRTEN

Von Rechtsanwalt Dr. Oberländer, Generalsyndikus des ADAC, München.

Die Entwicklung des Kraftfahrwesens schreitet auch in Deutschland rasch vorwärts. Man sieht es insbesondere im Großstadtverkehr und auf der Landstraße, aus der Statistik, die jüngst darauf hinwies, Deutschland habe nunmehr eine Million Kraftfahrzeuge. Daß es auf diesem Gebiete vorwärtsgeht, konnte man zur Zeit auf der Internationalen Kraftfahrzeug-Ausstellung in Berlin sehen, die enorm gut besucht war.

Der Satz: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", wird von niemand mehr beherzigt als von den Kraftfahrzeugbesitzern. Auf Motorrädern wird ein weiterer Sitz angebracht, um ja nicht allein fahren zu müssen; an anderen Motorrädern werden Beiwagen angekuppelt, damit der Führer ja nicht in Versuchung kommt, allein einen Ausflug zu machen. Einsitzige Kraftwagen gibt es überhaupt nicht, der Lenker eines Kraftfahrzeugs muß immer Gesellschaft haben; daher lädt er stets Freunde, Freundinnen usw. ein, wie er sich auch gern ersuchen läßt, diese sowie Verwandte und Bekannte mitzunehmen. Oft ist er aus geschäftlichen Gründen geradezu genötigt, einem solchen Ansuchen zu entsprechen.

Das ist alles gut und schön, wenn nichts passiert. Aber dann, wenn etwas vorkommt, ist die Lage nicht einfach, auch dann nicht, wenn es sich um eine reine Gefälligkeitsfahrt handelt.

Nach den Bestimmungen des Kraftfahrzeuggesetzes sind weder Halter noch Führer der Fahrzeuge zum Schadenersatz verpflichtet, da nach § 8 Ziffer 1 dieses Gesetzes gegenüber einer durch das Fahrzeug selbst beförderten Person die Gefährdungshaft des Kraftfahrzeuggesetzes ausgeschlossen ist. Die vielfach verbreitete Meinung, jemand, der sich unentgeltlich, aus Entgegenkommen des Führers oder Halters, mittels Kraftfahrzeugs befördern läßt, nehme stillschweigend die Gefahren dieses Verkehrsmittels auf sich, er verzichte von vornherein auf jeden Ersatzanspruch, wenn etwas vorkomme, ist jedoch irrig; denn nach einer Entscheidung des Reichsgerichts vom 11. November 1926 kann die auf einem Verschulden des Fahrzeughalters oder -führers sich gründende Schadenersatzpflicht nicht stillschweigend, sondern nur ausdrücklich durch mündlich oder schriftlich abgeschlossenen Vertrag ausgeschlossen werden. Kraftfahrzeughalter und -führer müssen daher auch einem lediglich aus Gefälligkeit mitgenommenen Fahrgast gegenüber für den schuldhafterweise verursachten Schaden eintreten, aber nicht nach den Bestimmungen des Kraftfahrzeuggesetzes, sondern nach denen des Bürgerlichen Gesetzbuches (§§ 823 ff.).

Es ist natürlich für den Lenker eines Kraftfahrzeugs peinlich, bei Beginn der Fahrt darauf hinweisen zu sollen, daß er jedes Eintreten für den Fall, daß etwas vorkomme, ablehnt. Daher wird vielfach in Kraftfahrzeugen ein kleines Schild angebracht mit der Aufschrift: „Sie fahren in diesem Fahrzeug auf Ihr eigenes Risiko und auf Ihre eigene Gefahr." Die Auffassung, hierdurch schütze man sich unter allen Umständen vor Inanspruchnahme, ist falsch. Vielfach liest der Fahrgast das Schild überhaupt nicht, besonders nicht bei Dunkelheit; oft nimmt er auch einen Platz ein, von dem aus er das Schild gar nicht erkennen kann. Es wird also immer schwerfallen, zu beweisen, der Fahrgast habe das Schild gelesen und sei mit dem Inhalt einverstanden gewesen.

Etwas anderes ist es, wenn der Fahrzeuglenker tatsächlich den Fahrgast auf den Inhalt des Schildes aufmerksam machte oder sonst eine Abrede mit ihm des Inhalts traf, unter keinen Umständen werde für Inanspruchnahme auf Grund von Unfällen gehaftet. In diesem Falle ist die Rechtslage für den Fahrzeuglenker günstiger; dennoch ist er nicht unter allen Umständen gedeckt. Die Gültigkeit einer solchen Abrede kann dadurch in Frage gestellt sein, daß der Fahrgast minderjährig oder betrunken ist. Außerdem kommt in Betracht, daß eine solche Abrede über Haftungsausschluß nicht unbedingt gegenüber den Hinterbliebenen oder sonstwie Anspruchsberechtigten wirksam ist.

Für vorsätzliches Handeln haftet der Fahrzeuglenker immer; in solchen Fällen kann er sich nie darauf berufen, er habe jegliche Haftung ausdrücklich ausgeschlossen.

Hat der Eigentümer des Kraftfahrzeugs nicht selbst den Unfall verursacht, sondern der von ihm angestellte Kraftfahrzeugführer, so kann er sich, wenn er selbst in Anspruch genommen wird, darauf berufen, daß er in der Auswahl seines Führers sowie in der Überwachung dieses die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtete. Gelingt dieser Nachweis, so ist er selbst im Falle grober Fahrlässigkeit des Chauffeurs von jeder Haftung frei, während der Chauffeur selbst natürlich eintreten muß, soweit er finanziell dazu in der Lage ist.

Fahrzeughalter und -lenker müssen stets, auch wenn es sich um reine Gefälligkeitsfahrten handelt, trotz naher Beziehungen zu den Fahrgästen damit rechnen, in Anspruch genommen zu werden, wenn tatsächlich etwas passiert. Hiergegen hilft nur zweierlei: 1. doppelt vorsichtiges Fahren, wenn Fahrgäste im Fahrzeug sind, 2. Abschluß einer entsprechenden Versicherung, die wohl die Unkosten der Fahrzeughaltung etwas erhöht, aber dem Einladenden Beruhigung schafft.

Bürgermeister Seitz, Wien (12); die Oberbürgermeister Dr. Blüher, Dresden (1); Dr. Luppe, Nürnberg (3); Scharnagl, München (5); Dr. Lautenschlager, Stuttgart (6); Dr. Hübschmann, Chemnitz (7); Dr. Wagner, Breslau (8); Dr. Heimerich, Mannheim (9); Dr. Rothe, Leipzig (10); Dr. Böß, Berlin (11); Dr. Petersen, Hamburg (13); Dr. Lohmayer, Königsberg (14); Stadtbeigeordneter Dr. Hüttner, Essen (2); Stadtrat Breitner, Finanzreferent der Stadt Wien (4).

Fürst Heinrich XXVII. Reuß jüngerer Linie,
der letzte regierende Fürst dieses Hauses, verdienstvoller Kunstförderer, † am 21. November auf Schloß Oberstein in Gera im Alter von 70 Jahren. (Phot. Dittmar, Stuttgart.)

Ehrungen Franz Schuberts in Wien anläßlich seines 100. Todestages am 19. November.

Oben: Festbankett im Rathaus am 17. November unter Teilnahme der zu den Schubert-Feiern in Wien weilenden deutschen Oberbürgermeister. (Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Alfred Gerstenbrand.) Unten: Enthüllung des Schubert-Brunnens (Entwurf: Prof. Theodor Stundl) in Wien am 18. November: Während der Festrede des Vorstandes vom Schubert-Bund, Schulrats Soefer.

Dr.-Ing. h. c. Heinrich Ehrhardt,
Geheimrat, hervorragende Persönlichkeit der deutschen Industrie, Gründer bedeutender industrieller Werke und Erfinder von Verbesserungen in der Metallbearbeitung und Waffenkonstruktion, † am 21. November, 88 Jahre alt.

10 Jahre Stahlhelm: Treffen des Gaues Nordwest-Sachsen im Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, in Leipzig am 18. November; Paradeaufstellung auf dem Reichsgerichtsplatz.

Links: Eine Autokarawane auf der Fahrt von Kapstadt nach Stockholm: Jane Wood, das Töchterchen des Generaldirektors der General Motors, beglückwünscht den Leiter der Expedition, Kapitän Clive V. Lacey, bei der Ankunft in Berlin am 23. November. Quer durch Afrika ging die bisherige Fahrt nach Kairo, dann über Alexandrien, Konstantinopel, Belgrad, Mailand, Paris, London, Belgien nach Berlin. — Rechts: Mit Höchstgeschwindigkeit in die Kurve: Einen Wirbel von Staub und Sand zeigt diese Aufnahme von einem Automobilrennen in Südafrika.

Ernst Ludwig,
vormals regierender Großherzog von Hessen und bei Rhein, feierte am 25. November seinen 60. Geburtstag.

Aus dem bayerischen Königshause: Kronprinzessin Rupprecht von Bayern mit zweien ihrer Kinder, Prinz Heinrich und Prinzessin Irmgard, auf dem Predigtstuhl bei Bad Reichenhall. (Phot. J. Schmid.)

Otto von Habsburg,
ältester Sohn des verstorbenen Kaisers Karl von Österreich, der am 20. November das 16. Lebensjahr erreichte und damit nach den Habsburger Hausgesetzen großjährig wurde.

Photographie als Lehrgegenstand in preußischen Schulen: Die ersten Versuche auf dem Schulhof unter Aufsicht des Lehrers.

500 Automobile brennen! — Bild von einem Großfeuer in einer Automobilhalle im Hafenviertel von Buffalo (Nordamerika).

Im Oval:

Georg Kaiser, bedeutender deutscher Dramatiker, begeht am 25. November seinen 50. Geburtstag.

Zu den Stürmen in England: Ein am 15. November im Kanal vor Rye (Sussex) verunglücktes Rettungsboot, das am Dungeneß-Kap (Kent) an den Strand gespült wurde. Beamte des Königlichen Nationalen Rettungsboot-Instituts lassen das Boot durch einen Tank wieder in die richtige Lage bringen, um es genau untersuchen zu können. Die 17 Mann starke Besatzung ertrank bei dem Versuch, einem in Seenot befindlichen Dampfer Hilfe zu bringen.

Links: Von dem am 12. November erfolgten Untergang des englischen Personendampfers „Vestris" im Atlantischen Ozean, auf der Höhe von Virginia (über 100 Todesopfer): Mit den Wogen kämpfenden Schiffbrüchigen werden vom Dampfer „Berlin" (Norddeutscher Lloyd) aus Rettungsringe zugeworfen. Das Schiff konnte so 24 der Verunglückten retten. — **Rechts:** Primitiver Brückenbau in Ostafrika: Eingeborene in der britisch-ostafrikanischen Kolonie Kenia beim Errichten eines Übergangs über einen im Sommer ausgetrockneten Fluß.

Sudermann auf dem Totenbett († am 21. November).
Oben links: Sudermann zur Zeit seiner ersten Erfolge (um 1890).
Nebenstehend: Bildnis des Dichters aus der letzten Zeit. (Geboren am 30. September 1857 in Matzicken, Ostpreußen.)
Im Oval: So sah Sudermann vor etwa 25 Jahren aus, als er noch den typischen Vollbart trug.

DER DICHTER HERMANN SUDERMANN †

Blinde, überschwengliche Lobhudelei und beißende, scheelsüchtige Kritik hat Sudermann gleichermaßen erfahren. Unleugbare Tatsache bleiben die Bühnenwirksamkeit seiner Theaterstücke und die packende Erzählerkraft seiner Romane. Diese beiden Vorzüge haben ihn zwar nicht zu einem der Großen der Literatur erheben können, sichern ihm aber einen Anspruch auf eine gerechte und dankbare Würdigung seines Schaffens. — War noch das Erscheinen seines ersten größeren Werkes, des Ostpreußenromans „Frau Sorge“ (1887), ohne Aufsehen geblieben, so kam schon am 27. November 1889 der Geburtstag seines Ruhmes mit der Berliner Uraufführung des zeitproblematischen Dramas „Ehre“, dem dann eine ganze Reihe von erfolgreichen Werken folgte. Nach dem Krieg überraschte er noch einmal durch seinen lebendigen Roman „Der tolle Professor“ und neuerdings durch sein sprühendes „Purzelchen“.

Uraufführung der Oper „Die baskische Venus“ in Leipzig.

Das Libretto zur „Baskischen Venus“ hat des Komponisten Gattin, Lini Wetzler, frei nach der Novelle von Prosper Mérimée, „La Vénus d'Ille“, geschaffen. Die Handlung der Oper spielt (um 1800) an der spanisch-französischen Grenze, wo ein baskischer Graf auf seinem Besitztum eine antike Venus-Bronzefigur aufgefunden hat. Alle Personen des Dramas verfallen ihrer mystisch-dämonischen Macht. Dem leichtfertigen Grafensohn Alfonso erscheint sie todbringend in der Hochzeitsnacht. Aber zum Schluß segnet sie den Bund, den nun die ungeliebte Braut Alfonsos und der Schloßgast, ein Archäologe aus Paris, eingehen. — Zu dieser Handlung hat Hermann Hans Wetzler eine packende Musik geschrieben, die eine überaus geschickte Beherrschung des Orchesters und ein klares Wissen um das Opernwirksame verrät. Die hervorragende Wiedergabe in Leipzig wurde ein großer Publikumserfolg.

Die erste Oper des Kölner Komponisten Hermann Hans Wetzler: „Die baskische Venus“. Szene mit Fritz Zohsel als Alfonso und Max Spilcker als Schloßgast (links und rechts von der Statue); Uraufführung am Neuen Theater in Leipzig am 17. November. (Phot. Atelier Pieperhoff.)

PANZER-SCHIFFE

VON KAPITÄN ZUR SEE R. GADOW

Das Wort „Panzerschiff" ist durch die letzten Debatten um den Panzerkreuzer A („Ersatz Preußen") zu ungeahnter Aktualität gelangt. Niemand konnte erwarten, daß der sehr natürliche Vorgang der Erneuerung unseres Flottenmaterials, das uns der Friedensvertrag belassen hat, in dem Augenblick zum Streitobjekt werden würde, da die neuen Torpedoboote und Kreuzer der Vollendung nahe waren und die Reihe des Ersatzes an die alten Linienschiffe kam, die heute noch die Stärke unserer Seeverteidigung bilden. Die Lage ist, kurz zusammengefaßt, folgende. Unsere Nachkriegsflotte, obgleich nur ein Schatten der großen deutschen Hochseeflotte des Weltkrieges, ist nach dem Friedensvertrag an sich richtig zusammengesetzt aus 6 Linienschiffen, 6 Kreuzern und 24 Torpedobooten, außer Minensuchfahrzeugen und sonstigem Zubehör. Freilich fehlen Flugzeuge und Unterseeboote. Die auf den Friedensbestand anzurechnenden Schiffe dieser drei Klassen waren sämtlich verbraucht und überaltert, es wurde daher bereits 1922 mit dem Ersatz des ersten Kreuzers begonnen, der unter dem ruhmreichen Namen „Emden" (s. Abbildung) sich eben jetzt nach einer höchst erfolgreichen ersten Reise rund um die Erde, mit dem Offiziersnachwuchs an Bord, zur zweiten Ausfahrt anschickt. Auf die „Emden" folgten die weiteren Neubauten der „Karlsruhe", „Königsberg", „Köln" und des Kreuzers „E", der noch nicht getauft ist. Damit sind 5 Kreuzer erneuert, weitere Bauten dieser Art verbieten sich deshalb, weil der erste Bedarf gedeckt ist, und weil vermieden werden soll, daß alle Kreuzerneubauten aus der gleichen technischen Entwicklungsperiode stammen. Diese Kreuzer sind 6000 t groß, sehr viel schwerer bewaffnet als ihre Vorgänger und stellen nach dem einstimmigen Urteil des Auslandes etwas vorzüglich Gelungenes von relativ gutem Kampfwert dar. Ihre Bewaffnung konnte jedoch nur aus Mittelartillerie (neun 15-cm-Geschützen) und Torpedorohren sowie Luftabwehrgeschützen bestehen, während der Normalkreuzer der Gegenwart nach dem Washingtoner Abkommen 10000 t groß ist und 8—9 schwere Geschütze von 20,3 cm Kaliber führt. Für ihre Aufgabe, die Aufklärung und den Schutz von Transporten, sind unsere Kreuzer daher bereits wenigen Normalkreuzern unterlegen. Gleichzeitig sind heute von den 24 Torpedobooten 12 Stück erneuert, ebenfalls wohlgelungen, und der Rest notdürftig modernisiert, vorbehaltlich späteren Ersatzes. Schon lange wäre es Zeit gewesen, auch die Linienschiffe („Hannover", „Schlesien", „Schleswig-Holstein", „Hessen", „Elsaß", „Braunschweig") nebst der Reserve, „Preußen" und „Lothringen", zu erneuern, jedoch erschienen die obigen Ersatzbauten dringlicher, auch standen wir vor ernsten Konstruktionsschwierigkeiten. Die Linienschiffe (von 13200 t, nach englischer Rechnung etwa 12000 t) dürften nämlich nur durch 10000-t-Schiffe ersetzt werden, eine äußerst drückende und ebenso kleinliche Forderung des Friedensvertrages wie alle übrigen, und es hielt schwer, mit diesem beschränkten Deplacement etwas Vollwertiges zu schaffen. Aus diesem Grunde hielt die Marineleitung mit ihren Plänen zurück, bis diese voll ausgereift waren. Es boten sich zwei Möglichkeiten der Lösung. Die eine war: ein sehr schwer bewaffneter, stark gepanzerter, jedoch langsamer Schiffstyp (denn zwischen diesen Faktoren ist immer ein Kompromiß zu suchen), also eine Art Küstenpanzer oder Monitor; die andere: ein schwer bewaffnetes, mittelstark geschütztes schnelles Fahrzeug, also ein Panzerkreuzer. Nachdem Fühlungnahme ergeben hatte, daß die Vertragsgegner schwerere Geschützkaliber als 28 cm verweigerten und die erste Lösung zudem nicht befriedigte, fiel die Wahl mit Überzeugung auf die zweite, die aus folgenden Gründen ausführbar geworden war. Es war einmal gelungen, den schnellaufenden starken Dieselmotor in solcher Form zu vervollkommnen, wie er von panzergedeckten Kriegsschiffen, also mit niedrigen Unterwasserräumen, gebraucht wird, und dann boten sich in Gestalt neuer, zäher Leichtmetalle für die Innenbauten sowie in dem Verfahren der elektrischen Plattenschweißung weitere Momente der Gewichtsersparnis dar, die zusammen mit der Motorenanlage die Vereinigung sehr hoher Gefechtskraft im beschränkten Deplacement gestattete. Wir haben es also mit einem schnellaufenden Panzerschiff oder Panzerkreuzer zu tun, der in der Lage ist, allen schwerer bewaffneten Linienschiffen auszuweichen, und allen zeitgenössischen Normalkreuzern überlegen ist, also in jeder Beziehung eine treffliche Lösung, die schon jetzt in der fremden Fachpresse als höchst bemerkenswert angesprochen wird. Von diesen Schiffen sind vier geplant, und das erste, „Ersatz Preußen", ist im Bau. Mit ihrer Vollendung wird die Kampfkraft der Flotte wiederhergestellt, ja, nicht unwesentlich verbessert, jedoch immer noch erheblich unter den Möglichkeiten des Friedensvertrages, der ja sechs Schiffe nebst zwei in Reserve gestattet, so daß weder von einer „Ausschöpfung" dieser Möglichkeiten noch von einer „imperialistischen Aufrüstung" gesprochen werden kann. Die näheren Angaben für diese starken Schiffe sind: sechs 28 cm, acht 15 cm und zahlreiche Luftabwehrgeschütze, 4 Torpedorohre, 26 Seemeilen Dauergeschwindigkeit und modernste Inneneinteilung bei einfachem Gürtel und wirksamem Deckpanzer. Ihre Aufgabe besteht im sicheren Rückhalt für die Kreuzer bei Aufklärung und Handelsschutz, in der Verteidigung unserer von Schleswig-Holstein bis zur Oder schutzlosen Küsten und Seehäfen und der Sicherung der Verbindung mit dem abgetrennten Ostpreußen, zu dem im Konflikts- oder Spannungsfalle der Weg über See geht.

Zu Unrecht wird von Unberufenen und Unverantwortlichen dieser vom Reichswehrministerium nach allen Seiten wohlerwogenen Rüstungsforderung vorgeworfen, sie sei eine „militärische Spielerei". Sie ist es genau

Das alte Linienschiff „Schlesien".

Der Kreuzer „Emden", der am 7. Januar 1925 vom Stapel gelaufen ist.

Das neue Torpedoboot „Greif".

Das englische Linienschiff „Renown".

Der japanische Schlachtkreuzer „Kongo".

Englisches Flugzeugmutterschiff „Argus".

Der englische Kreuzer „Vindictive".

ebenso wenig oder ebenso sehr wie das Heer mit seinen 100000 Mann ohne schwere Artillerie, Kampfwagen und Flugzeuge, und der Verzicht auf das Eine heißt Verzicht auf das Ganze, denn die Wehrmacht und Landesverteidigung ist eine Einheit, und die Flotte bildet den Seeflügel und das Zubringerorgan der Armee, wie der Weltkrieg überzeugend gelehrt hat. Ist diese Gesamtrüstung an sich viel zu schwach für Deutschland, so hilft sie doch den Grad von Selbstbestimmung und Verteidigung wahren, der nach den Umständen möglich ist. Zur Erhaltung unserer relativen Sicherheit, Neutralität und Bündnisfähigkeit ist ein Herabsinken unter den jetzigen Grad dem freiwilligen Selbstmord gleichzusetzen. Kein anderes Volk würde daran denken, weil es zur See nicht so stark sein kann wie die Stärksten, auf das Vorhandensein jeder Seemacht zu verzichten. Beweis: Holland, Spanien, die skandinavischen und südamerikanischen Länder. Unsere Seeküste bildet ein Drittel der Reichsgrenzen, 75% unserer Versorgung geht über See! Solche Zahlen sprechen.

Zum Vergleich und zur Erläuterung sei ein Blick auf die anderwärts heute gebräuchlichen Kriegsschiffstypen geworfen:

Die Großlinienschiffe („Dreadnoughts") werden zur Zeit nicht mehr gebaut, nachdem die fünf großen Seemächte sich im Washingtoner Vertrag vom Februar 1922 auf ihre Zahl und Größe „geeinigt" haben. Ihre Kennzeichen sind: 35000 t Deplacement, Geschwindigkeit etwa 25 Seemeilen, schwerste Artillerie bis zu neun 40,6 cm, starke Panzerung. Beispiel: englisches Linienschiff „Renown" (s. Abbildung).

Die Schlachtkreuzer zählen gleichfalls zu den „Großkampfschiffen", sind bis zu 42000 t groß, sehr schnell (32 sm) und führen bei leichtem Panzerschutz bis zu acht 38-cm-Geschützen. Auch diese Schiffe sterben aus, da zu kostspielig, sie finden sich nur im Besitz von England und Japan. Beispiel: „Kongo" (s. Abbildung).

Ältere Linienschiffe, nicht so stark bewaffnet und langsamer, besitzen Rußland, Frankreich und Italien. Beispiel: das russische Linienschiff „Marat" mit 23000 t, zwölf 30,5-cm-Geschützen und 22 sm (?) Geschwindigkeit. (Die russische Flotte ist leidlich im Stande; sie zählt vier Linienschiffe dieser Art, davon zwei im Dienst, drei bis vier starke Kreuzer, zahlreiche Torpedoboote, mehrere Unterseebote und genügend Flugzeuge.)

Die Flugzeugmutterschiffe sind meist umgebaute ehemalige Schlachtkreuzer, entsprechend sehr schnell, leicht gepanzert und bewaffnet und des langen Flugdecks wegen von absonderlichem Äußeren. Die stärksten und schnellsten sind amerikanisch. Nur die größten Seemächte besitzen solche Fahrzeuge. Beispiel: „Argus" (s. Abbildung).

Die Geschützten Kreuzer wurden bereits erwähnt. Sie sind normalerweise jetzt 10000 t groß, führen bis zu acht oder neun 20,3 cm bei hoher Geschwindigkeit. England bevorzugt gleichzeitig eine etwas kleinere Klasse von 7000—8000 t. Beispiel: „Vindictive" (s. Abbildung).

Von den kleineren Kriegsschiffen und Spezialschiffen darf hier abgesehen werden. Von der Seekriegführung im ganzen kann gesagt werden, daß sie sich in ihren Grundzügen nicht allzusehr von denen des Weltkrieges entfernt hat, nur daß die stärkere Verwendung des Flugzeugs bei günstigem Wetter die Möglichkeiten der Aufklärung und Beobachtung sehr gesteigert hat und dem Geschwaderkampf unter Umständen ein Kampf um die Überlegenheit in der Luft vorangehen wird. Dagegen sind auch die Abwehrmittel verbessert, wie Artillerie, Nebel- und Rauchschleier. Im übrigen bleibt das Ziel des Seekrieges wie von jeher: die Zerstörung der feindlichen Zufuhr und enge oder weite Blockade, neben direktem Angriff auf Küstenpunkte. Daß niemand mit dem ewigen Frieden rechnet, lehren die überall zunehmenden Seerüstungen und das Fiasko der Verhandlungen in Genf. Ein Ausbruch an irgendwelcher Stelle aber kann nicht umhin, seine Wellen bis in die fernsten, auch die deutschen Gewässer zu tragen und dort unter Umständen Begierden zu wecken und Gefahrenmomente zu schaffen, die wir nur andeuten wollen.

ARISTIDE MAILLOL

ZUR AUSSTELLUNG VON WERKEN DES BILDHAUERS IN DER GALERIE FLECHTHEIM IN BERLIN

Aristide Maillol ist heute ein alter, weißbärtiger Mann von 67 Jahren. In der äußersten Ecke Frankreichs, in Banyuls-sur-Mer in den Ostpyrenäen, lebt er ganz nahe der spanischen Grenze, fern von dem Getriebe der Welt und den Segnungen einer raffinierten Großstadtkultur. Wenn er morgens die Augen aufschlägt, sieht er die ruhige Fläche des Meeres und die großen Linien der Bergzüge, die, mit Reben bewachsen, die stille Bucht umsäumen. Die Sonne regelt den Tag. Antikisch ist das Leben an diesen Gestaden, die einst von Griechen besiedelt worden sind, antikisch ist die Kunst Maillols, dessen Vorfahren an diesen Küsten gesessen, soweit Erinnerung und Nachricht zurückreichen. Es waren Seeräuber und Fischer. Vielleicht ist auch nordisches Blut in sie hineingekommen; denn die Augen Maillols sind hellblau, und sein scharfgeschnittenes Gesicht mit der schmalen, gebogenen Nase gleicht weit mehr dem eines Germanen als dem eines Romanen. Die Sprache, die er spricht, ist Katalanisch, jenes seltsame Idiom, das hinüberreicht bis Barcelona, über die Grenze, wo es die Sprache eines Volksstammes ist, der mit eigentümlicher Hartnäckigkeit an seinem Sonderdasein festhält, unbeeinflußt von den beiden großen Nationen, zwischen die eingezwängt er lebt.

Wäre Maillol nicht mehr als ein begabter südfranzösischer Bildhauer, der an den stillen Gestaden der Bay de Rose seine altertümliche Kunst betreibt, im Sommer ein paar Monate bei Paris in Marly-le-Roi verbringt, auch wieder draußen im Grünen in einer halbbäuerlichen Existenz, so wäre wenig Grund, von ihm ein Besonderes zu sagen. Tatsache ist aber, daß dieser Künstler heute vielleicht mit die größte Plastikerpotenz der Welt darstellt, und zwar fast einmütig anerkannt von der gesamten Bildhauerschaft, wiewohl im übrigen das offizielle Frankreich erst in allerletzter Zeit von ihm Notiz genommen hat. Wie so oft, sind es Deutsche gewesen, die vor Jahrzehnten schon auf ihn aufmerksam geworden, sich für ihn eingesetzt, der Graf Harry Kessler in Weimar und der große verstorbene Mäzen Osthaus in Hagen.

Rodin stand auf der Höhe seines Ruhms. Er hatte die Plastik an einen Punkt geführt, wo sie nicht mehr zu überbieten war. Seine Genialität hatte sie zu Leistungen angespannt, die, einmal erfüllt, sie selbst vernichten mußten. Der Stein hatte seine Härte verloren: Auf Wolken flogen Paolo und Francesca da Rimini durch die eisige Luft der Unterwelt an dem Viktor-Hugo-Denkmal hat eben ein Genius den Raum durchschnitten, hochauf flattert sein Gewand, als er dem Dichter das Wort der Inspiration ins Ohr raunt; zwischen Tag und Dämmer, einem Phantom gleich, schreitet Balzac über kahle Heide. — Nicht die Realität der Dinge wurde dargestellt, sondern ihre Illusion. Nichts ist mehr tastbar, Schemen sind diese Gestalten, die gleichsam durch die Berührung eines Meisters für Augenblicke zum Leben erwachen. Wie ehemals in der Zeit des Barocks, schien es die Aufgabe, die Tastbarkeit zu leugnen, die Plastizität, das Dreidimensionale, die Hand wegzuscheuchen vom Objekt, das untastbar geworden war, um an die Stelle das Zweidimensionale des reinen Sehbildes zu setzen. Wie aber nach Bernini diese Entwicklung zum Stillstand gekommen war, da die Plastik ihre letzten Möglichkeiten ausgewirkt, der Klassizismus eines Canova, eines Thorwaldsen zurück zum Gesetz gerufen, so erstand in Deutschland als Reaktion auf den Rodinschen Illusionismus die Lehre Hildebrandts vom „Problem der Form". Worum jedoch dieser ausgezeichnete Bildhauer und Lehrer sich auf dem Wege wissenschaftlicher archäologischer Forschung und ästhetischer Spekulation gemüht hat — die Rückführung der Plastik zur Statik, zur großen Form, zur Dauer — das fiel dem naiven Nachkommen der Griechen am Ufer des Mittelländischen Meeres, Aristide Maillol, als Göttergeschenk zu. Schon seine erste Figur, die er schuf, „Die Hockende", hat das edle Ebenmaß der Antike, die Schwere des in sich lastenden Steines, die runden, tastbaren Glieder und die ruhige, ausgeglichene Kontur.

Maillol hat sich nicht weiterentwickelt, wie die Natur sich ja auch nicht weiterentwickeln kann. Er hat die Welt nicht mehr überrascht, wie Rodin sie immer wieder in Erstaunen versetzt. In weiten Abständen hat er seine weiblichen Statuen geschaffen, namenlos oder unter symbolischen Benennungen, wie „Pomona", „Fruchtbarkeit", „Venus", „Quell". Der Einfluß dieser Werke ist unübersehbar. Kaum ein Künstler Europas hat sich am Ende ihrer tiefen Wahrheit entziehen können, die die Wahrheit einer großen und gütigen Natur ist. Dr. Alfred Kuhn.

(Veröffentlichung der Abbildungen mit Genehmigung der Galerie Flechtheim, Berlin.)

Hockende.

Halbakt-Zeichnung.
Unten links: Weiblicher Torso.

Stehendes Mädchen. (Holz.)

Rechts Mitte: Kniende. (Bronze.)

Sitzende.

Mädchenkopf.

Studie.

Hochzeit im Leben der Völker:

Im Eiltempo unter die Haube. 18 Kulis tragen bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in China die Brautsänfte im Geschwindschritt. — Im Kreis: Das Brauthaus wird gerüstet für „des Lebens schönste Feier": Hochzeitsdekoration aus frischen Blumen an einem reichen chinesischen Geschäftshaus in Schanghai.

So wird in Birma (Hinterindien) ein Paar zusammengegeben: Links sitzen Braut und Brautmutter, rechts Bräutigam und Vater und in der Mitte die beiden Dorfältesten, denen die standesamtlichen Obliegenheiten zukommen.

Rechts nebenstehend: Eine eigenartige Hochzeitskutsche, mit Büffelrindern bespannt, auf Celebes. Vorn in der Mitte die glückliche Braut.

Hoch zu Kamel: In Arabien wird die Braut in einem käfigartigen Tragzelt auf dem Rücken eines Kamels zur Hochzeit geleitet.

(Photos: Franz Otto Koch.)

Reich' mir die Hand, mein Leben! — Zwei Basutos aus Natal (Südafrika) machen ihren Auserkorenen Heiratsanträge.

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(10. Fortsetzung.)

„Ja", bestätigte Schwingenschlögl. „Größer, stärker als die Neue. Ein mehr breites, unhübsches Gesicht, Backenknochen. Stark slawischer Typus. Glattes schwarzes Haar, nach Männerart geschnitten. Und die also, die blieb aus an jenem Abend."

„Warum?"

„Das weiß ich nicht. Vielleicht hat ihr die Geschichte nicht mehr gepaßt. Vielleicht war ihr die Hautfarbe nicht mehr genehm. Wahrscheinlich hat sie sich, wie man so sagt, verändert. Tatsache ist, daß der gute Tom gründlich umgeworfen hat. Der Direktor rettete die Situation, indem er nach dem ruhmlosen Abgang Wilsons dem Publikum erklärte, der Neger wäre krank, Fieber, ein Malariaanfall. Ausgerechnet Malaria. Aber das Publikum frißt alles. Die Krankheit hieß anders."

„Wie hieß sie?" lachte Nabossy gezwungen.

„Keine Ahnung. Der Dummkopf wußte es auch nicht! Stellen Sie sich das vor? Er wußte nicht ihren Namen, nichts. Er gebärdete sich wie toll, gab aber selbst auf wiederholtes Befragen nicht an, was ihn so sehr irritiert hatte. Erst jenem Kollegen, der ihn nach Hause begleitete, gestand er, daß er ohne die Mithilfe dieser Frau, ohne ihre Anwesenheit bei der Vorstellung, nicht imstande wäre, aufzutreten. Die Sache schien aussichtslos. Er wußte nur den Vornamen, sonst gar nichts."

„Den Vornamen?"

„Katja, glaube ich. Aus. Ganz aus. Sie trafen sich an neutralen Orten. Er hatte sie zufällig kennengelernt. Straßenbekanntschaft. Er hat sich schon vor seinem Engagement einen Monat lang in Wien aufgehalten. Im übrigen ein vermögender Mann, glaub' ich."

„Sie sagten: nach dem Debakel, also etwa um halb zehn Uhr, begab sich Tom Wilson, begleitet von jenem Kollegen, fort. Tritt dieser im Rahmen des heutigen Programms...?"

„Natürlich: Knix and Knox, die lustigen Preisboxer, der Hagere, der mit der Raubvogelnase. Wollen Sie ihn kennenlernen? Wenn Sie morgen vormittag ins Artistencafé —"

„Danke. Ich glaube, es ist nicht nötig. Ihre liebenswürdigen Mitteilungen genügen für den Zweck, Sie wissen ja... die beiden, Wilson und Knix —"

„Knox. Gingen miteinander auf die Bude Wilsons."

„Um zehn Uhr?"

„Keine Spur. Dorthin erst nach Schluß der Vorstellung. Da war es mindestens elf Uhr. Wahrscheinlich später. Der Neger weinte und stöhnte in seiner Garderobe. Man mußte ihn mit sanfter Gewalt auf die Straße bringen. — Und nun, nun kommt das Interessanteste!"

Aber Nabossy hörte kaum hin.

„Drei Tage lang streikte der schwarze Mann. Erklärte, er bezahle Pönale, alles, was man wolle, nur auftreten könne er nicht. Am vierten Tag, vormittags, erschien er in der Direktion und deponierte freudestrahlend über das ganze Gesicht — er kann das unnachahmlich — daß er wieder flott sei. Und abends — saß die andere, die Neue, auf dem gewissen Platz. Und alles ging wie am Schnürchen. Was sagen Sie dazu?"

„Vielen Dank. Sie haben mir da wertvolles Material für meinen Roman geliefert."

Er beglich die Rechnung.

„Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde..."

„Das kenn' ich", lachte der alternde Artist.

„Es bleibt aber ewig neu!" verabschiedete sich lächelnd der junge Mann.

Er traf mit Benutzung eines Autotaxi früher als erwartet im Stadtzentrum ein. Frau Alix war so sehr in eine vornehme Berliner Wochenrevue vertieft, daß sie, wiederkehrend zur Wirklichkeit aus Märchenlanden, beinahe erschrak.

„Positives?"

„Auch diesmal wieder nichts. Tom Wilson scheidet endgültig aus. Lammers auch. Wer bleibt? — Vielleicht ergibt sich etwas, wenn wir Herrn Albert Renee die Briefe abnehmen?" — —

„Wissen Sie was?" sagte die schöne Frau, während sie sich in die Polsterbank schmiegte, „ich müßte Einsamkeit haben, die Stille der Hochgebirgswelt. Die Großstadt irritiert mich zu sehr. Gastein ist ja auch alles eher als ein Buen Retiro. Dennoch — die klare Luft — Vielleicht — Hm — Ich fahre jedenfalls morgen früh los. Mit dem Wagen. Ich werde selbst steuern. Ja. Und draußen, draußen werde ich, sobald da jede Ablenkung fehlt, auf die richtige Spur kommen. Wenn ich mich gefühlsmäßig ganz und gar vertiefen kann. Der Kreis wird immer enger, Nabossy. Es kommen nur noch einige Leute in Betracht. Und Sie werden mir helfen. Ich werde Ihnen Dank wissen —"

Sie reichte ihm die Rechte hin, in Brusthöhe.

„Sie haben bereits mehr als genug für mich getan", sagte Nabossy, während er sich über die gepflegte, unbehandschuhte Hand beugte.

„Es gibt immer noch einiges zu erreichen", lachte Alix im Weggehen.

*

Die zweite Woche des Gasteiner Aufenthalts der Wagemannschen Gesellschaft näherte sich ihrem Ende. Alix und Nabossy waren aus Wien zurückgekehrt — aber Fragen aller Art wurden von beiden nur leichthin und nebenbei beantwortet — irgendwie unbestimmt und ausweichend. Der Präsident — nach ein paar Tagen geringeren Wohlbefindens, ein Umstand, der der heilsamen und wirkungssicheren Kraft der Bäder zuzuschreiben war — gebärdete sich wie ein Jüngling. Er, der bisher nie auf besonders elegante Kleidung gesehen hatte, weil er, wie er zu urteilen pflegte, derlei nicht nötig hätte, gab seinem Wiener Schneider telephonisch Aufträge, die binnen 24 Stunden effektuiert werden mußten. Er nahm seine Tageseinteilung nach den Anordnungen Hannas vor und bequemte sich sogar zu einem Ausflug ins Naßfeld, die oberste Talstufe der Gastein, der freilich fast ganz im Wagen zurückgelegt wurde. Er äußerte die Absicht, den Sonnblick zu besteigen. Es war nicht mit Sicherheit herauszuhören, ob er es ernst oder selbstspottend meinte. Er redete von einer Nachkur, Anfang September in Meran, und wußte Herrn Leo Lovius, der allzeit heiter von der Höhe seines Patriarchentums auf die leidenschaftbeschwerte übrige Menschheit herabblickte, zu bestimmen, daß Hanna, in der Obhut von Alix, dorthin mitkäme.

Mitunter neckte er Alix, die mehr still und versonnen war, mit dem neuesten Abenteuer ihres Gemahls. Es konnte in einem Ort, der nur eine Hauptstraße zur Verfügung hatte, wo man sich vielmals tagsüber traf, nicht verborgen bleiben, daß Herr Albert Renee, wiewohl dies sprachlich und topographisch paradox klingt, auf Abwegen ging.

Wagemann, dem nichts zu teuer war, wenn er sich eine lustige Viertelstunde verschaffen konnte, hatte sich bemüßigt gesehen, über Vorleben und Vermögensverhältnisse von Madame Schulz-Alvarez Erkundigungen einzuziehen. Das unbestreitbar außergewöhnlich große Vermögen der Dame Schulz-Alvarez stammte aus Quellen, die trotz angestrengtester Recherchen nicht zu eruieren waren. Es waren bloß Gerüchte zu verzeichnen, die, wie fast alle ihresgleichen, unhöfliche Tatsachen berichtet wissen wollten. Madame, hieß es, zu Hamburg in die Ehe getreten, sei ihrem Manne mit einem Jüngeren nach Südamerika durchgegangen, habe sich dort, nachdem der Genosse kurz andauernder Freuden das Weite der Pampas gesucht, mehr schlecht als recht durchgebracht, bis sie Gelegenheit gefunden habe, in Buenos Aires die Anteilnehmer für einen umfangreichen Import von Mädchen europäischer, asiatischer und afrikanischer Herkunft aufzutreiben. Segen sei dem Geschäft beschieden gewesen. Madame erwarb ein Grundstück nach dem anderen, und Hunderte von Pächtern bemühten sich nunmehr im Schweiße ihres sonnverbrannten Angesichts um den Zinsendienst. Kraft ungemein tüchtiger Verträge werden sie es auf lange Zeiten zu tun haben, Madame ein über alle europäischen Maße hinausreichendes Einkommen sicherzustellen.

Alix, die diese Ausführungen Wagemanns ergeben mit anhörte, fing einen Blick Langens auf, der ihr Mut zusprach und Mitgefühl bezeigte. Hanna entging solche Verständigung nicht, es war gelegentlich des üblichen nächtlichen Barbesuchs. Sie ermunterte den Präsidenten, seine neuerworbenen Künste zu zeigen, und zog ihn in die Saalmitte, um einen Charleston zu versuchen. Während Wagemann, glückhaft, verjüngt lächelnd, das junge Mädchen an sich drückte, ließ dieses Alix und Langen nicht aus den Augen. Papa Lovius schlürfte, ein Gegner von Schaumwein, seinen gewohnten Haute Sauterne und war mit der Welt zufrieden.

Nabossy saß korrekt da und blies ein Stäubchen von seinem Frackanzug. Ihm selbst unbewußt, ließ er keinen Blick von Hanna Lovius. Endlich wandte er sich, verbindlichst lächelnd, als ob er eine höflich-gesellige Frage auf den Lippen hätte, an Alix.

„Gestern war wieder nichts. Er kommt zu spät nach Hause."

„Ich weiß," bestätigte sie, „gestern war es drei Uhr."

„Die Balkontür seines Zimmers ist noch immer unversperrt?"

„Ja. Ich habe neuerdings den Schlüssel abgezogen und zu mir gesteckt."

„Vielleicht heute ...“

Hanna und Wagemann traten an die Loge heran.

Alix klagte über Migräne, man begab sich zum Lift. Wagemann, Papa Lovius und Hanna wünschten angenehme Ruhe.

„Ist mein Mann schon nach Hause gekommen?“ fragte Alix den Bediensteten, während sie mit Nabossy aufwärts fuhr.

„Vor einer Stunde, gnädige Frau, ungefähr.“

„Geben Sie acht, um Gottes willen, seien Sie vorsichtig!“ flüsterte Alix Nabossy zu; sie gingen nebeneinander nach ihren Zimmern. „Er trägt einen Revolver bei sich, hat ihn in der halbgeöffneten Nachtkästchenlade liegen, auch zu Hause.“

„Schlafen Sie ruhig, gnädige Frau. Die Sache freut mich. Und: Arbeit, die ich gern tue, besorge ich sicher und gründlich.“

Er klappte die Absätze zusammen.

*

Der Schlafraum Albert Renees lag zwischen den abgetrennten Zimmern seiner Frau und dem Nabossys. Der Sekretär des Präsidenten hatte es bei seinem Eintreffen unauffällig durchzusetzen gewußt, daß er Wand an Wand mit dem zu Überwachenden zu wohnen kam. Das Riesenhotel, an die überaus steile, bis achtzig Grad abschüssige linke Talwand angebaut, zeigte an der Bergfront, an der Straße, die am halben Hang hinläuft, nur wenige Stockwerke, während es talseits, von der Schlucht aus gesehen, zehn Etagen aufwies. Dort hinaus, mit dem malerischen Blick auf den an die Wände des Talabsturzes hingeklebten Badeort, schauten die Fenster und Balkone, neun Stockreihen hoch, in Kirchturmspitzenhage.

Nabossy betrat sein Zimmer, legte den Abendanzug ab und schlüpfte in die Knickerbocker. Er zog die dicken, zum Sportkostüm gehörigen, gemusterten Strümpfe an und trat, nachdem er das Licht abgeknipst hatte, ohne Schuhe und Rock lautlos auf den eisengeländerumrandeten kleinen Balkon. Zwei Fenster und die dazwischenstehenden drei Frontmauerstücke trennten ihn vom Balkon Albert Renees, der anscheinend schon schlief.

Nabossy beschloß zu warten. Von der Kirche an der anderen Talwand schlug es ein Uhr nach Mitternacht. Die vielen Glühbirnen der im Mondlicht bleich ragenden Hotelbauten waren im Verlöschen. Er blickte nach unten, wo auf gleicher Höhe mit den Grundmauern der zehnstöckigen Luxuskaserne die Spitzen haushoher Tannen ragten, an Felsen geklammert, die zur Schluchtrinne abstürzten.

Er schmunzelte, denn er mußte eines Artisten im Zirkus „Orient“ gedenken, der nach besonders spannenden Vorbereitungen in einer Höhe von schlimmstens acht oder zehn Meter über ein Seil spazierte, nachdem unterhalb ein Sprungnetz ausgebreitet worden war, von kräftigen Männern gehalten. Nabossy schätzte seine bevorstehende Leistung auf fünfzehn- bis zwanzigmal höher gelegen, ohne Versicherung durch ein gediegenes Sprungtuch. Er bedachte, was wohl ein Berufsmensch für dieses Wagnis an Honorar beanspruchen würde, fand aber dann, daß dieses selbst im allergünstigsten Falle nicht mit den Bezügen eines kommerziellen Direktors in einer der Wagemannschen Unternehmungen konkurrieren könne. Er ging ins Zimmer zurück und rauchte gemächlich eine Zigarette zu Ende.

Dann holte er aus dem Kasten das Bergseil hervor, das er in dem Touristen-Ausrüstungsgeschäft Gasteins erstanden hatte, und machte eine geräumige Schlinge. Draußen spähte er nochmals die Front hinab, ob er ungestört sei. Nichts rührte sich weitum; der Mond war hinter den Westbergen verschwunden. So warf er die vertikal gehaltene Schlinge einmal, zweimal nach nebenan. Es gelang ihm aber nicht, den Balkon drüben einzufangen.

Er raffte das Seil heran und zog sich vorerst lauschend zurück. Eine Viertelstunde ging hin, ohne daß sich im Nebenraum ein Geräusch hätte hören lassen. Nabossy hatte das Ohr an die, wahrscheinlich sehr dünne, Zimmerwand gelegt. Endlich glaubte er sogar regelmäßige Atemzüge zu hören.

Er begann das Geduldspiel von neuem. Beim zweiten Versuch kam die Schlinge rund um den schmalen, höchstens drei Schritt breiten und von ein Meter hohem Geländer eingefaßten Vorbau zu liegen. Er zog das Seil straff und verknüpfte es vielmals an dem diesseitigen Gestänge. Mehrfache Belastungsproben fielen zu seiner Zufriedenheit aus.

Wie heilsam, dachte er, daß Herr Albert Renee Wögerer Alkoholiker ist! Nun schläft er, von vielen feinen Weinen und herzbegütigenden Schnäpsen in liebliche Träume versenkt. Er weilt zweifellos auf den ausgedehnten Besitztümern von Frau Schulz-Alvarez, reitet tagelang auf seinem eigenen Grund und Boden von Hazienda zu Hazienda — was braucht er sich da mit fremdem Eigentum zu beschweren, mit Briefen des Herrn Präsidenten Wagemann! Das kann ihm höchstens Alpdrücken verursachen — man muß ihn davon befreien!

Er stieg über das Geländer, turnte langsam, das Seil an der Leibesmitte und ein wenig darüber hingeneigt, zu dem anderen Balkon, faßte endlich die Eisengestänge und schwang sich geräuschlos hinüber.

Die Tür in das Zimmer Albert Renees stand offen. Der Schläfer röchelte ein wenig. Vorsichtig fühlte Nabossy mit dem Fuße vor, um nicht auf eine ächzende Stelle des Parketts zu treten. Geringfügiges Dämmerlicht ließ die Umrisse der Zimmereinrichtung erkennen.

An den Längsrand des Bettes gelangt, tastete Nabossy die Platte des Nachtkästchens ab und war hocherfreut, neben der Uhr auf die Handfeuerwaffe zu stoßen. Er entsicherte sie und begann nach dem Gewand Albert Renees zu suchen. Er fand es, unordentlich auf einen Stuhl hingeworfen. Bei der eingehenden Untersuchung wandte er auch der Innenseite des Fracks und der Weste besondere Aufmerksamkeit zu, fand aber nichts. Auch auf dem Tisch, wo Bücher und Broschüren lagen, stieß er nicht auf das Gesuchte. Die Brieftasche war ihm noch nicht untergekommen. Er folgerte, daß diese sich nach bekannter Übung unter dem Kopfpolster befände, und er ging nunmehr an das schwierigste Stück Arbeit heran.

Längs des Bettes auf dem Fußläufer hingestreckt, damit der irgendwie Irritierte im Falle des schlaftrunkenen Blinzelns gegen den dämmerigen Fensterausschnitt keine Körperkontur sähe, begann Nabossy langsam mit den gespreizten Fingern der linken Hand zwischen Bettlinnen und Kopfpolstern vorzufühlen. Er bediente sich der linken Hand, um die rechte für alle Fälle in Kampfbereitschaft zu haben.

Das ein wenig pfeifende und raschelnde Atmen des Schläfers begann abzuklingen.

Nabossy verhielt sich regungslos, die halbe Hand unter dem Polster.

Das schnarchende Geräusch, das beinahe ausgesetzt hatte, erholte sich, schwoll an.

Nabossy hob den Kopf halbwegs über den Bettrand. Die unangenehmere von zwei Möglichkeiten war gegeben: Albert Renee lag mit dem Gesicht ihm zugewendet.

Wieder, noch vorsichtiger als zuvor, drang seine Hand vor. Sie stieß mit den Fingerspitzen an einen Gegenstand, unzweifelhaft Leder.

In diesem Augenblick brach die laute Atmung im Bett ab.

(Schluß folgt.)

Kirche von Zarrentin in Mecklenburg-Schwerin.

Holzschnitt-Handdruck von Karl Hennemann.

WISSEN UND LEBEN

Geflügelte Schnecken.

Geflügelte Schnecken sind die kleinen Pteropoden, die jeder Seemann kennt, der die Eismeere befahren hat. In Milliarden kommen diese rosafarbenen, opalschimmernden, cremegelben oder milchweißen, auch bunten Schmetterlinge des Meeres beim Eintritt der Dämmerung aus der Tiefe des Meeres an die stille Oberfläche. Sie flattern mit ihren kleinen Ruderflügelchen unruhig wie Motten im Wasser. Aber nicht Liebestänze führen sie auf, sondern eifrige Jagd auf winzige Spaltkrebschen ist ihr Ziel. Gegen fünf Uhr nachmittag, was in den hohen Breiten, in denen sie mit Vorliebe leben, ja schon Abend bedeutet, tauchen gewöhnlich die ersten, die kleinsten und durchsichtigen, auf. Erst wenn es dunkel ist, kommt der „Seeschmetterling“, dem man in der Gelehrtensprache den wunderschönen Namen Atlanta gegeben hat. Die ganz großen, fast fingerlangen Formen verlassen jedoch den Abgrund nicht vor völliger Nacht. Manche scheuen sogar Mond- und Sternenlicht und wagen sich nur in bewölkten Nächten an die Oberfläche; andere wieder leuchten selbst und glitzern wie ins Wasser gefallene Sterne. Aber die Jagd am Meeresspiegel dauert nur einige Stunden. Die zuerst Gekommenen schlagen ihre Flügel auch zuerst ein; um Mitternacht kann man nur noch wenige fangen. Bei Sonnenaufgang ist die See leer. Alle Ruderschnecken sind in die Tiefe geglitten. Tun sie das, weil die Krebschen, die ihre Nahrung bilden, die gleiche tägliche Wanderung ausführen, oder scheuen sie selbst das Licht? Genug an dem, Seeschmetterlinge fliegen nur des Nachts aus. — Schöne, ganz fremdartige Tiere sind sie, aber doch unschwer kenntlich als echte Schnecken durch ihre vier Fühler, den sohligen Schneckenfuß und die Kalkschale, wenn auch oft der Fuß durch zwei Schwimmlappen ersetzt und die Schale ganz zart ist. Bei den verwandten durchsichtigen Kielfüßlern (Heteropoda), zu denen Atlanta und alle größeren Formen der warmen Meere gehören, ist sogar die Schale groß und ansehnlich und wie eine phrygische Mütze den Eingeweiden aufgestülpt. So schwer ist sie, daß diese Tiere, obwohl sie sich zeitlebens bewegen müssen und vom Raub leben, doch nur schwerfällig schwimmen, indem sie mit ihrer Flosse hin und her schlagen, wobei sie auf dem Rücken liegen. Seltsam ist auch die Art, wie sie ihre Beute ergreifen. Haben sie ein kleines Seetier gleichsam im Sprunge erhascht, dann klappen sie ihre wie eine Säge geformten Seitenzähne zangenförmig auseinander und strecken eine große Zunge vor, mit der sie das Opfer in das fürchterlich zahnstarrende Maul ziehen. Noch merkwürdiger ist die verwandte Form Aeolis, die im Nordatlantik lebt. Sie ist giftig, und zwar lähmt sie den, der sich an ihr vergreift. Aber sie bereitet das Gift nicht selbst, sondern bewahrt es in besonderen Beuteln an ihrem Rücken nur auf. Diese Tiere beziehen das Nesselgift von ihrer Nahrung, kleinen nesselnden Medusen; sie scheinen seine Wirkung zu kennen und füllen sich damit an, um unangreifbar zu sein. Kleinere Feinde mag das ja wohl zur Genüge abhalten, aber ihre eigentlichsten Vertilger, die großen harmlosen Bartenwale, stört das bißchen Nesselgift nicht im geringsten. Der Grönlandwal hat nicht umsonst nach dem Ausspruch der Walfänger so viele „Fischbeinplatten“ im Maul, wie das Jahr Tage zählt. In diesem Maul, das Platz hat für ein massiges Boot samt seiner Mannschaft, bilden diese bis fünf Meter langen Barten einen Seihapparat, eine Reuse, in der sich alles fängt, was in die gewaltige Grotte dieses Riesenmauls hineingeschwemmt wird. Neben Kleinkrebschen bilden immer wieder Ruderschnecken die Hauptmenge. Quallen und Würmer, selbst Infusorien sind dabei, und es ist ein tiefsinnig anmutender Gegensatz, daß der Größte ausgerechnet die Kleinsten braucht, um sich erhalten zu können. Die Wale schwimmen mit offenem Rachen durch die Flut und füllen sich die ganze Mundhöhle mit Wasser. Wenn ihre Zunge das Getümmel der festgehaltenen Kleintierwelt fühlt, schließen sie das Maul, streichen die Barten ab und spritzen das überschüssige Wasser durch die Nasenlöcher aus. Man hat sich in Berechnungen abgequält, wie viele Ruderkrebschen ein Wal auf einmal verschluckt, und ist von 60 000 bis auf eine Million geraten. Das soll dahingestellt bleiben, denn anderes an dieser Ernährungsart erscheint wichtiger als solche Zahlenspielerei. Alle Kleinkrebschen und schwimmenden Kleinsttiere sind voll Öl, weil sie ölhaltige Kleinpflanzen fressen, die wieder das Fett herstellen, um durch seine Schwimmfähigkeit flottierend erhalten zu werden. Von ihnen nähren sich die Seeschmetterlinge, weshalb auch sie von Tran strotzen. Es mag ihnen auch das Schwimmen im Wasser, das ja doch nicht der wahre Beruf einer Schnecke ist, erleichtern. Was Wunder also, wenn der Millionen Schnecken verzehrende Wal als der berühmteste aller Tranlieferanten gilt! Ein Grönlandwal von 18 m Länge wiegt etwa 70 000 kg. Von diesem ist fast die Hälfte Speck, aus dem man an 24 000 kg Tran auslassen kann. Diese hübsche Masse ist nun, wie wir sahen, nichts anderes als umgewandeltes Ruderschneckenfett. Mit anderen Worten, die Seeschmetterlinge liefern allen Waltran der Welt, und da die Wale bekanntlich durch die eifrige Nachstellung fast ausgerottet sind, die Milliardenscharen der Ruderschnecken aber übrigblieben und sich wohl überhaupt nicht vermindern lassen, so ist es ein sehr naheliegender Vorschlag, daß sich die Walfischfänger in Schneckenfänger verwandeln möchten, die statt der unsicheren und nur zu oft ertragsarmen Jagd mit Harpune und Kanone, die Netze zum überreichen Fang breiten könnten. Der Tran ist derselbe, vielleicht sogar reiner. Man hat diesen Vorschlag schon im Ernst erwogen. Sind doch die Kleinschnecken in solchen Massen auf den unermeßlichen Jagdgründen aller Meere vorhanden, daß nicht nur Wale, sondern auch der Dorsch, die Tintenfische, alles selbst Tiere, die das Weltmeer in astronomischen Zahlen bevölkern, zum großen Teil auf die Ruderschneckenweide gehen. Gewisse Kleinformen färben die Wasser beider Polarzonen olivengrün, die größeren schwimmen im Mittelmeer und den tropischen Gewässern. Sicher ist auch heute die Flügelschnecke eines jener Tiere, das an dem Aufbau der Erdrinde ihren Anteil hat durch ihre unermeßliche Zahl. Die feinen und kleinen Kalkschalen, die nicht einmal allen Arten zu eigen sind, sinken als ununterbrochener Regen der zur ewigen Ruhe gehenden Tiere auf den Grund und häufen sich an. Vielleicht nicht einmal ein Millimeter jedes Jahr, aber höchst merkbar in Jahrtausenden. Die Tiefseeforschungen haben den Beweis erbracht, daß auf mehr denn 1,4 Millionen Quadratkilometer der Meeresgrund nur aus Flügelschneckenresten aufgebaut ist, und der sogenannte blaue Ton, der überhaupt den größten Teil des Meeresbodens kennzeichnet, hat fast immer „Pteropodenschlamm“ (wie man in der Wissenschaft die Anhäufung dieser Schneckenschalen nennt) als Beimengung.

R. Francé.

Wie Tiere den Hof machen.

Das Hofmachen ist im allgemeinen Sache des männlichen Geschlechts dem weiblichen gegenüber. So auch in der Tierwelt. Hier fällt das Liebeswerben dadurch besonders auf, daß es zeitlich auf Wochen, ja, zum Teil nur auf Tage für ein ganzes Jahr beschränkt ist und dann die Tiere häufig so in Anspruch nimmt, daß die sonst ihr ganzes Tun und Empfinden beherrschende „Sorge“ der Nahrungssuche bis an die äußerste Grenze zurücktritt, wenigstens für die Vertreter des männlichen Geschlechts. Fraglos bietet die Vogelwelt für unser Ohr und Auge die stärksten und lieblichsten Reize um die Zeit der Liebe und des Werbens um Liebe. Die kurze Zeit

JOHN FLAXMAN · DER AUFGANG DER PLEIADEN.
DIE ZEIT DER ERNTE

der Wonne wird meist mit lautestem Jubel ausgekostet. Ist das männliche Geschlecht in der Vogelwelt vor dem weiblichen, das meist von der Natur in unauffällige Schutzfärbung getaucht ist, durch lebhaftes, oft strahlend und prahlend buntes Farbgewand ausgezeichnet, so ist oft in der Zeit des Hofmachens die Färbung noch gesteigert. Auerhahn und Birkhahn haben im kurzen Frühling ihrer Liebe dick geschwollene, hochrot leuchtende Kämme (Rosen), die nach der Balz wesentlich schwächer und matter wirken. Die Erpel unserer Wildenten und am augenscheinlichsten der herrliche Stockerpel prunken im Hochzeitsgewand am schönsten. Es gilt im Kampf um Liebe, die Herzlein der Weibchen zu gewinnen, und diese folgen dem stärksten und strahlendsten Hofmacher oder dem vortrefflichsten Sänger. Darum entfalten auch die Männchen alle Reize ihres Buntgewandes und geben her, was die Kehle zu geben weiß. Bei unseren besten Sängern tritt das äußere Gewand mehr zurück vor der Kunst ihrer Stimme. Man denke nur an die Nachtigall, die das Herz des Weibchens zu gewinnen sucht und weiß, indem sie ihr Sehnen in göttlichen Liedern aus dem Junglaub der Bäume und Büsche in ihre Umwelt schmettert. Die mit nicht so herrlicher Stimme begabten Vogelmännchen, denen dafür die Natur in erfindungsreicher Gebelust bunte Farben ins Gefieder tupfte, sie zeigen sie im Werben, tanzen wohl auch dazu und heben die Schwingen und fächern den Stoß. Kullernd dreht sich der liebestrunkene Birkhahn, mit gespreiztem Spiele, daß sein schneeiger Unterteil aufblitzt, daß alle seine Farben im Frühlicht aufleuchten, dann macht er hohe Luftsprünge, damit die liebebedürftigen Hennen ihn eräugen. In der Balzarie des lenzfrohen Auerhahns klingen Töne auf, nach Arthur Schubarts wundervollen Worten wie Perlenfall in alte Silberschalen. Die Paradiesvögel entfalten in der Balz ihre prächtigen, in vielen Farben strahlenden Schmuckfedern zu einem wallenden Schleier. Der verliebte Pfau schlägt mit seinen verlängerten prunkenden Rückenfedern ein Rad. Ähnlich der Puter, der dabei gleichzeitig ein erregtes Federngerassel hören läßt. Eine ganz vereinzelte und darum höchst sonderbare Ausnahme bilden, was das Liebeswerben in der Vogelwelt angeht, die in Südeuropa und Asien heimischen Laufhühnchen, die nur von Starengröße sind. Bei ihnen ist das Männchen erdfarbig einfach gezeichnet, während das Weibchen ein buntfarbiger Brustschild ziert. Eine Faschingslaune der Natur, der denn auch ein pervers verlaufendes Liebesleben dieser Hühnchen entspricht. Bei ihnen balzen nämlich die bunten Weibchen und reizen damit die schlicht befiederten Hähnchen zur Paarung. Diese müssen auch für das Nest und die Brut der von dem Weibchen gelegten Eier sowie für die Aufzucht der Küken sorgen. Also Frauenemanzipation „schlimmster" Art. — In der Welt der Säugetiere gewährt unser Rothirsch wohl das packendste Bild des Liebeswerbens. Der schreiende Hirsch am nebligen Herbstmorgen ist das Urbild kraftvollen Sehnens, er war unseren Urvätern im wallenden Blondhaar das Sinnbild des Willens zum Leben, wie sein jährlich erneuertes Geweih ihnen Symbol des Wiederkehrgedankens war. Bände lassen sich schreiben über das Hofmachen in der Tierwelt. Wir müssen uns hier mit einigen wenigen Beispielen begnügen, die zeigen mögen, daß es auch in der „unteren" Tierwelt ein „Hofmachen" gibt, dem feinere Formen eigen sein können. Bei den „untersten" Tieren ist freilich von solchem Hofmachen nichts zu spüren. Bei einigen Borstenwürmern des Meeres aber können wir davon sprechen. Zu gewissen Jahreszeiten kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und dann zeigen die Männchen ein stark erregtes Wesen und schwimmen gruppenweise um die Weibchen herum. Nach den Ausführungen des englischen Naturforschers Huxley bewirkt eine Krabbenart mittels einer nur dem Männchen eigenen Schere die Verbindung der Geschlechter. Vor den vorbeiziehenden weiblichen Krabben stellen sich die Männchen wie auf die Zehen, indem sie die großen Scheren steil aufrichten. Dadurch werden die Weibchen aufmerksam. Jagdspinnenmännchen fangen für die Weibchen Fliegen und werben damit um ihre Gunst und Anhänglichkeit. Daß Frösche in der Paarungszeit „singen", ist bekannt. Das melodisch-feine Glockenläuten der Geburtshelferkröte an stillen Frühjahrsabenden aber ist manchem ein Rätsel, weil man einer Kröte so viel Musikalität ihrer Gefühlsäußerungen nicht zutraut. Wir sahen jedenfalls, der Abstand zwischen den Tieren und Menschen ist in dieser Hinsicht gar nicht so sehr weit. Das Ducken des Kampfhahnes (Machetes pugnax) vor dem Weibchen, das diese Huldigung gewöhnlich dadurch annimmt, daß es das Hähnchen am Halskragen zupft, oder das Reiben der Rüssel aneinander, wodurch sich das Elefantenpaar seine gegenseitige Neigung mitteilt, es ist alles ein Hofmachen, das, bisweilen erstaunlich, an das Liebesgetue der Menschen gemahnt. Wilhelm Hochgreve.

Die Arsenikesser in der Steiermark.

Die Bevölkerung der Steiermark ist seit jeher mit dem Arsen vertraut, einerseits durch das häufige Vorkommen von Arsenverbindungen als Mineral, andererseits durch die bis ins Altertum zurückreichende Verhüttung von Eisenerzen, bei der der vorhandene Arsengehalt als Arsentrioxyd (weißes Arsenik, Hüttenrauch genannt) entweicht und sich in den Giftkanälen der Hochöfen kondensiert, von wo er sogar nach einiger Zeit mit Hammer und Meißel entfernt werden kann. Guten Beobachtern dürfte es schon seit langem aufgefallen sein, daß das Arsenik nicht auf jeden Fall tödlich wirkt — daß es vielmehr, in kleinen Mengen genossen, bei Mensch und Tier Gewöhnung an immer größere Dosen herbeiführt und dabei oft Steigerung des Wohlbefindens und blühendes Aussehen im Gefolge hat. Diese letzte Beobachtung wurde offenbar sorgfältig vor der Allgemeinheit behütet und nur innerhalb der Familie weitergegeben — nicht eben in der edelsten Absicht. Es wird z. B. aus dem 16. Jahrhundert berichtet, daß in Thüringen herabgekommene Pferde durch Arsenkuren „auf Glanz" hergerichtet wurden zum Verkauf. Bei dem ahnungslosen Käufer, der natürlich die Kur nicht fortführte, magerten die Tiere dann auffallend rasch ab. Die erste Nachricht über die selbstgewollte Anwendung am Menschen stammt von Thillenius (1809); allerdings verlegt er die Gewohnheit des Arsenikessens nach Bayern. Offenbar handelt es sich da aber um einen geographischen Irrtum, denn aus Bayern liegen bis zum heutigen Tage keine Berichte über Arsenikesser vor; der Berichterstatter wird wohl an die österreichischen Alpenländer, besonders an Steiermark, gedacht haben. Im Jahr 1822 berichtete dann Professor Schallgruber über einen in Graz geführten Prozeß, in dem der Angeklagte freigesprochen wurde, weil die Verteidigung nachweisen konnte, daß der angeblich vergiftete Verstorbene gewohnheitsmäßiger Arsenikesser war. Dreißig Jahre später, 1851, wurde in der „Wiener medizin. Wochenschrift" durch Tschudi eine Reihe von Beobachtungen an Arsenikessern mitgeteilt, die freilich durchwoben waren mit abergläubischen Ausschmückungen, die er von den Untersuchten kritiklos übernommen hatte; dies war der Grund, warum die gesamten Mitteilungen nicht ernst genommen wurden; selbst die Tatsache, daß es überhaupt Arsenikesser gibt, wurde von vielen bezweifelt. Die letzten Zweifler wurden aber auf der 48. Naturforscherversammlung in Graz durch Dr. Knapp, Bezirksarzt in Deutsch-Landsberg, bekehrt, der in öffentlicher Sitzung zwei Arsenikesser vorstellte; den einen kannte er seit 1860 als solchen. Zur größten Verblüffung der Anwesenden nahmen die beiden vor den Augen der Versammlung eine beträchtliche Menge Arsenik — nämlich 0,4 g — zu sich, also die vierfache tödliche Dosis. Im gesammelten Harn wurden zwei Tage später kräftige Arsenspiegel nachgewiesen. Es hat also ziemlich lange gedauert, ehe diese Gewohnheit mit Sicherheit erkannt und nachgewiesen wurde, und noch bis zum heutigen Tage ist alles, was mit dem Arsenik zusammenhängt, sein Gebrauch und sein Mißbrauch, also auch das Arsenikessen, mit dem Schleier tiefsten Geheimnisses umgeben; deshalb hat es so lange gewährt, bis einige wenige sichere Beobachtungen über Motive des Arsengenusses sowie über die gewöhnlich erreichte Menge ermittelt werden konnten, die jetzt in einem Bericht des Vorstandes des Medizinisch-Chemischen Instituts der Universität Graz, Prof. Pregls, veröffentlicht wurden. Aus den Berichten über die Motive des Arsengenusses kann man folgendes entnehmen: die einen hofften, durch Arsenikessen einen Schutz gegen ansteckende Krankheiten zu

haben, andere glaubten ihren Mut dadurch zu stärken, wieder andere meinten, es sei ein Mittel gegen Schweratmigkeit und gegen „schwere Verdauung“, es verschaffe blühendes Aussehen und glänzendes, glattes Haar. Das weibliche Geschlecht hielt es für ein Abortivum. Also: einige richtige Beobachtungen (blühendes Aussehen, glänzendes Haar bzw. Fell) mit tollem Aberglauben bunt gemischt! Das künstliche gelbe Arsenik wird besonders gern verwendet. Dieser Mode tragen die Hausierer, die trotz strenger Regelung des Gifthandels heimlicherweise ein blühendes „Geschäft“ machen, gern Rechnung, um sich von den abergläubischen „Feinschmeckern“ recht hoch bezahlen zu lassen. Das Arsenik wird stets in fester Form — als Körnchen — mit Brot oder Speck genommen; der Anfänger beginnt mit kleinsten Mengen. Es ist festgestellt worden, daß an große Dosen gewöhnte Arsenikesser — sei es aus Unvorsichtigkeit oder mit Absicht — infolge Einnahme zu großer Mengen zugrunde gegangen sind. Die Verabreichung an Pferde wird weniger geheimgehalten als der Arsenikgenuß der Menschen. Die Arsengaben an Pferde verabfolgt weniger der Bauer selbst, der ja kein Interesse daran hat, sich selbst über den Gesundheits- und Kräftezustand seiner Tiere zu täuschen, als vielmehr der Pferdeknecht, dessen Wert ja der Bauer vielfach nach dem Aussehen der ihm anvertrauten Pferde beurteilt. Darum verfüttern viele ihren Pfleglingen heimlich Arsenik, und wenn einer von ihnen dann seine Stelle verläßt, so hat der Nachfolger, und sei er noch so aufmerksam, einen schweren Stand — wenn er nämlich nicht weiß, daß die Pferde an regelmäßigen Arsengenuß gewöhnt waren! — denn nun erscheinen die Pferde trotz bester Pflege matt und verfallen, ihr Haarkleid wird struppig und schütter. Im allgemeinen zeigt es sich, daß bei regelmäßigen und nicht zu großen Gaben Mensch und Tier keine sichtbaren Zeichen chronischer Vergiftung aufweisen, sich sogar, solange sie mit dem Arsenikessen nicht aussetzen, meist einer guten Gesundheit erfreuen. Da man jedoch noch über keine pathologisch-anatomische Sektion eines sichergestellten Arsenikessers verfügt, läßt sich nicht sagen, ob an der Magendarmschleimhaut Veränderungen vorliegen, die die Anschauung der herabgesetzten Resorptionsfähigkeit für Arsen stützen würden. — Steiermark ist aber nicht nur das Land der Arsenikesser, sondern auch das klassische Land der Arsenvergiftungen. Die Tötung eines Menschen, der einem andern im Wege steht, wird dortzulande — soweit Gift in Frage kommt — meist mit weißem Arsenik vorgenommen, eben weil man fast in jedem zweiten Bauernhaus im Lande in irgendeinem Versteck ein Stück Arsenik finden kann, sei es als Rattengift oder für Pferde oder auch zur Vernichtung der Sporen des Getreidebrandes am Saatgut. Die Leichtigkeit der Beschaffung des Giftes und die jahrhundertelange Vertrautheit des Volkes damit führen dazu, daß die Zahl der Arsenikmorde oder -mordversuche in Steiermark etwa zehnmal so groß ist wie im gesamten Deutschen Reich. S. Hupfer.

Eine deutsche Höchstleistung.

Auf den Gruben der Ilse-Bergbau-Akt.-Ges. wird ein Dampfkraftwerk errichtet, das seinesgleichen in der Welt nicht hat. Es soll mit dem ungeheueren Druck von 120 Atmosphären arbeiten und im ersten Ausbau eine Leistung von 24000 Kilowatt erzeugen. Das Besondere dieser Art Betriebe ist, daß der Dampf zunächst in einer Dampfturbine arbeitet und aus dieser entnommen wird, um Kohlentrockner, Brikettpressen, Heizungsanlagen usw. zu speisen. Es werden vorerst zwei Turbinen von je 12000 Kilowatt Leistung aufgestellt; durch jede strömen rund 100 000 Kilo Dampf stündlich. Davon wird fast die Hälfte mit dem heute für Dampfkraftanlagen gewissermaßen normalen Druck von 14 Atmosphären mitten aus der Turbine entnommen und zum Betriebe von Brikettpressen verwendet, während die zweite Hälfte des durchströmenden Dampfes die Turbine bis zum Ende durchläuft und sie mit 3,5 Atmosphären Druck verläßt, um als Heizdampf für Trockner zu dienen. Die hohe Wirtschaftlichkeit einer solchen Anlage beruht darauf, daß die Drucksteigerung des Dampfes bis auf 100 Atmosphären und mehr fast nicht mehr Kohle kostet als die Erzeugung von Dampf mit dem heute gewöhnlichen Druck von 14—20 Atmosphären, daß aber die Entspannung dieses Dampfes von 120 auf 14 Atmosphären in der Turbine eine große Menge elektrische Arbeit liefert, die also so gut wie nichts kostet. Den Brikettpressen- und Heizdampf müßte das Werk sich ja auf alle Fälle herstellen. Bei vollem Ausbau der Anlage soll noch eine dritte Turbine von 12 000 Kilowatt Leistung aufgestellt werden. Die Kessel werden naturgemäß mit Rohbraunkohle geheizt, und da deren Heizwert infolge des wechselnden Feuchtigkeitsgehalts sehr schwankt, ist eine Vorrichtung vorgesehen, um getrockneten Braunkohlenstaub zuzusetzen, wodurch die Verdampfungsleistung der Kessel gewaltig gesteigert werden kann. Bemerkenswert ist auch, daß jede der drei Turbinen aus drei getrennten Gehäusen besteht, und daß der Dampf, der aus dem zweiten in das dritte Gehäuse überströmt, auf diesem Wege noch einmal aufgeheizt wird. Er würde sich sonst in dem dritten Gehäuse so weit abkühlen, daß er Wasser ausscheiden würde, und damit wäre die Turbine gefährdet. Auch diese Anordnung ist neuartig und bisher noch nirgends ausgeführt worden. Mit dieser ganzen Anlage steht die deutsche Technik wiederum an der Spitze, und die Ergebnisse des Betriebes werden mit großer Spannung erwartet. Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Die eifrigsten Fernsprecher der Welt.

Die amtliche Welt-Fernsprechstatistik für das Jahr 1927 liegt jetzt vor. Hiernach war die Zahl der gesamten Sprechstellen der Welt gegenüber dem Vorjahr um 1484677 gestiegen und betrug nunmehr 29378430. Die Zahl der geführten Gespräche, auf die einzelnen Länder berechnet, war die folgende: Vereinigte Staaten von Amerika 23700000000 Gesamtgespräche, das sind 205,4 Gespräche auf den Kopf der Bevölkerung; Japan 2283509000 : 37,9; Deutschland 2052351000 : 32,2; Kanada 1844000000 : 195,1; Großbritannien mit Ulster 1217105000 : 26,9; Frankreich 687243000 : 16,9; Schweden 664483000 : 109,6; Dänemark 473752000 : 137; Österreich 428547000 : 63,2; Niederlande 412843000 : 55,3; Australien 326439000 : 54,5; Norwegen 290355000 : 104,5. Dies sind alle Länder, die es auf mehr als 250 Millionen Gespräche im Jahre bringen (für Italien fehlen Angaben). Auffällig in der Tabelle ist nicht so sehr die von jeher bekannte, ungeheure Überlegenheit Nordamerikas in der Benutzung des Fernsprechers als vielmehr der Umstand, daß sogar das viel telephonierende Deutschland von Japan übertroffen wird. Relativ (im Verhältnis zu ihrer kleinen Einwohnerzahl) die weitaus eifrigsten Fernsprecher sind in Europa die nordischen Staaten, wie schon von jeher. Überhaupt sind, wie deutlich zu erkennen, die germanischen Länder ungleich fernsprechfreudiger als die romanischen. Selbstverständlich wird überall in den Städten, zumal in den Großstädten, viel mehr telephoniert als auf dem Lande. Absolut an der Spitze steht Neuyork mit der Riesenzahl von 1502376 Fernsprechstellen, relativ dagegen San Franzisko, wo zwar die Zahl der Fernsprechstellen nur 229935 beträgt, dafür aber 31,9 Sprechstellen auf je 100 Bewohner entfallen (in Neuyork nur 25,3). — In Europa sind die telephonreichsten Städte, mit mehr als 50000 Sprechstellen, die folgenden: London mit 532066 Fernsprechstellen, das sind 7,1 Sprechstellen auf je 100 Einwohner; Berlin 428949 : 10,6; Paris 284261 : 9,9; Hamburg-Altona 143755 : 11,2; Kopenhagen 124021 : 16,2; Wien 98226 : 5,1; München 63798 : 9,1; Brüssel 61267 : 6,8; Leipzig 59155 : 8,6; Köln 58837 : 8,3; Moskau 54936 : 2,7; Dresden 52737 : 8,4; Manchester 52424 : 4,9. Außerhalb Europas sind, wenn wir von nordamerikanischen Städten, in der Union und in Kanada, absehen, die eine Klasse für sich bilden, folgende Großstädte als die telephonreichsten zu bezeichnen: Tokio mit 125 649 Sprechstellen, das sind 5,9 Sprechstellen auf 100 Einwohner; Buenos Aires 112 137 : 5,6; Sydney 94 812 : 8,9; Osaka 86 100 : 3,8; Melbourne 80 301 : 8,8; Peking 42 000 : 3,1; Schanghai 25 731 : 1,6. Prof. R. Hennig.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

„Musik der Kindheit“ nennt Anton Wildgans, der Dichter der „Armut“, der „Liebe“ und des „Kirbisch“, sein neues Buch, das soeben im L. Staackmann Verlag, Leipzig, erschien. Es ist das die erste Prosaschöpfung des Wiener Lyrikers und Dramatikers, und ebendeshalb hat sie Anspruch auf besondere Beachtung. „Ein Heimatbuch aus Wien“ tauft er sie im Untertitel. Und schon dringt leise, schmeichlerische Musik auf den Leser ein. Der Lyriker winkt uns aus diesen Titeln vertraulich zu und lockt sanft und zärtlich in die Lektüre seiner Kindheitserinnerungen hinein... Wieder erlebt man den heute so oft und so differenziert geschilderten Prozeß der Menschwerdung, des langsamen und jähen Eindringens in das dunkle Zauberreich der Welt ringsum. Wieder späht ein Erwachsener von Format und geistigem Rang angespannt zurück und sucht hinter den Schleiern des Vergangenen das Märchenland seiner Kindheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Aber es ist nicht die Lust am klugen Reproduzieren der Kinderpsyche und nicht die Freude an der rückläufigen Einfühlung in den oft so seltsamen Vorstellungs- und Empfindungskreis des werdenden Menschen, was diesmal den Ton angibt. Nein, hier ist es (man fühlt es durch alle Selbstdisziplin des Erwachsenen hindurch) das Heimwehgefühl eines liebenden Herzens, das im Paradies der Kindheit eine ganze, für immer verlorene, geliebte Welt aufsucht. Ein Erwachsener späht heißen Herzens nach den ersten großen überwältigenden Eindrücken von Freude und Schmerz, wie sie nur der Kinderseele aufblühen. Ein Österreicher schaut zurück auf Glanz und Glorie des alten Kaiserreichs, ein Wiener zurück auf den Zauber und die geliebten Absonderlichkeiten der Heimatstadt von einst. Musik des Herzens umspielt unwiederbringlich Verlorenes. Und dies geschieht so männlich gebändigt, so zart und verhalten, so fern von Sentimentalität und Pathos, das man jenes Kindheitsparadies mit all seinen helldunklen Erlebnissen in leuchtender Plastik emporsteigen sieht, zugleich mit dem geliebten Österreich, wie einen bunt schimmernden Traum, in dessen geheimen Tiefen nur die Wunde des Träumenden glüht, aus der lautlose Tropfen fallen... Wie die Jugend eines einsamen Knabenherzens Romantik, Glanz und Bedeutung aus dem festlich brausenden, gemütvoll versponnenen Leben der Kaiserstadt an der Donau sog, das steht in diesen Erinnerungsblättern liebevoll zärtlich verzeichnet. Wie sie zwischen Härte und Verständnislosigkeit, Kälte und Krankheit dennoch bewußt aller Schönheit, der Freude und des Schmerzes, dem Reifsein entgegenging, um endlich fast durch das Tor des Todes sich zur Schwelle des Lebens, der Freiheit, der dichterischen Bestimmung durchzukämpfen, das läßt uns der Dichter, der Dramatiker Wildgans in ergreifender Schlichtheit und mit dunkler Steigerung schauen und miterleben. Die Musik dieses stillen, helldunkel leuchtenden Buches strömt einen Zauber aus, dem wenige Herzen widerstehen werden. Es ist in des Wortes bester Bedeutung ein Heimatbuch aus Wien!

Stürmisches Fanfarengeschmetter und gewaltiges Stimmenbrausen dringt aus Walter von Molos neuem Roman „Mensch Luther“, erschienen im Paul Zsolnay Verlag, Berlin. Auf seinem mit bewundernswerter Konsequenz verfolgten Wege zu dem menschlichen Kern in den großen historischen Prunkgehäusen unsterblicher Menschheitsführer ist Molo zu dem deutschen Reformator der römischen Kirche, dem gewaltigen Umformer des Verhältnisses von Mensch zu Gott, Martin Luther, gelangt. Seiner dem dramatisch Zugespitzten leidenschaftlich zustrebenden Art gemäß, greift er den kritischen Scheitelpunkt im Leben Luthers, sein Erscheinen vor dem Reichstag zu Worms, mit mächtigen Fäusten heraus und läßt im Ablauf von nur zwei Tagen das völlig Unerhörte des gigantischen Kampfes eines einzelnen gegen die versammelten, wider ihn vereinigten weltlichen und geistlichen Mächte der Welt deutlich werden. Wer Molo kennt, der weiß, daß dieser Kampf bei ihm nicht in der altüblichen historischen Heldenpose ausgefochten wird. Für seinen Luther sind diese beiden Wormser Tage eine Kette von unerhörten Versuchungen, durch seine Anhänger ebensowohl wie durch seine Feinde, Versuchungen, die an seiner gefolterten Seele unermüdlich rütteln und reißen und sie durch Abgründe von Zweifel und Verzweiflung jagen. Aber an der Art, wie der Gepeinigte dem Anprall und der Schwäche begegnet, wie er sich wieder und wieder aus Ängsten erhebt zur überragenden Größe eines in leidenschaftlichem Furor ausbrechenden Gottesstreitertums, beleuchtet der Dichter hell das Menschentum dieses Predigers und Anklägers, der den zornigen, durch seine Diener beleidigten Gott, den er verkündet und verteidigt, mitten in der eigenen Brust trägt und fühlt. Was aber diesen entflammten Gottesträger ganz einzig, ganz großartig und überwältigend erscheinen läßt, das ist das tausendköpfige Ungeheuer Mensch rings um ihn her, das Gott zum Geschäft erniedrigt hat und ihn allen seinen bösen Gelüsten vorspannt. Dieses entartete Menschentum, vor dem Götzen „Macht“ kniend, zeichnet Molo die ganze Stufenleiter weltlicher und geistlicher Würdenträger hinauf und hinunter mit großartiger Kraft und Plastik. Daneben charakterisiert er in scharfen Akzenten die wühlende Unruhe in den Massen der Bürger und Bauern, leuchtet hinein in die leidenschaftlich aufgestörte deutsche Seele, die das Heil, die Rettung bei Luther und seiner Lehre sucht, aber ihn im Entscheidenden kaum oder gar nicht begreift. Und aus dem allem formt er ein flackerndes Gemälde überheblichen, trotzigen und dennoch hilflosen Menschentums, in dessen wildes Gebrodel der Gottgedanke wieder einmal glühend und reinigend hineinfällt. Für wie lange? Mit dieser dunklen Frage schließt das aufwühlende, unerbittliche Buch, das mancherlei Parallelen zur Gegenwart zuläßt und manch drängende Gegenwartsfrage hart und mannhaft beantwortet.

In das Menschentum dieser Gegenwart tief hinein führt der neue Band des Münchener Erzählers A. M. Frey „Missetaten“ mit dem Untertitel: Achtzehn Ereignisse (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München). Jede dieser ungewöhnlich formulierten und scharf zugespitzten Novellen befaßt sich mit Untaten, die das „Recht“ in dieser Welt der Paragraphen verletzten. Aber nicht um die kriminalistische Verknüpfung von Schuld und Sühne geht es hier, sondern um das weit Tiefere, den unheimlichen Gegensatz, Widerspruch, Kampf aufs Messer zwischen dem Buchstaben-Recht und dem lebendigen, ewigen Recht der Menschenseele. Eine erschütternde Skala von triumphierenden Vergewaltigungen des letzteren durch das Recht, das die Macht hat, zeichnet Frey auf in einer großartig sachlichen und ironischen, zuweilen fast dämonische Lichter verstreuenden Darstellungsart, die durch ihre künstlerische Souveränität fasziniert. Die Erkenntnis, die unsere Zeit erschüttert, daß der Rechtsmißbrauch durch die Gewalt unerträglich geworden ist, schreitet dichterisch geschliffen und emporgehoben durch den Band, zuweilen aufs feinste und merkwürdigste spezialisiert im anmaßenden Rechtsmißbrauch des pharisäischen Einzelnen dem wehrlosen Nächsten gegenüber. Dem seit langem in Verfall geratenen Gefühl für das wahre, das ewige Recht kommen diese achtzehn stofflich wie formal aufs höchste fesselnden Erzählungen eines auf eigener Höhe stehenden Gestalters vorbildlich zu Hilfe. Ebendarum sollen und werden sie gelesen und wiedergelesen werden.

Die schmerzlichste Variante, die dieses große Thema birgt, hat Robert Hohlbaum in seinem neuen Roman „Das Paradies und die Schlange“ (L. Staackmann, Leipzig) aufgegriffen. Er zeigt den fürchterlichen Rechtsmißbrauch

durch die faschistischen Gewalthaber im unglücklichen Südtirol. Schildert im Rahmen einer Romanhandlung das tiefe Unglück, die vollkommene Verstörung der Seelen, die durch die rücksichtslos über jedes Hemmnis, jede Rechtsschranke hinwegschreitende Italienisierung eines ganzen kerndeutschen Volksteils über Südtirol hereingebrochen ist. Es ist von jeher das gute Recht des Dichters gewesen, flammend einzugreifen, wo alle anderen Erdenmächte versagen. Hohlbaum macht von diesem Rechte Gebrauch. Er will das Martyrium Südtirols vor das Forum der Menschheit bringen. Er schildert Tatsachen, die man aus Zeitungen kennt, aber hier gewinnen sie heißen Atem, da man ihnen menschlich bis auf den tiefsten Grund schauen kann. Die blutigen Überfälle, Unterdrückungen, Gewissensfolter, Prozesse, Verbannungen schauen uns hier aus leiderfüllten, erstarrten, verzweifelnden deutschen Augen an und schlagen mit scharfen Schwerthieben gegen das Herz des Lesenden. Am aufwühlendsten aber wirkt die unnatürliche Entfremdung, die durch das Verbot der Muttersprache in den Schulen zwischen Eltern und Kinder gesät wird. Die Gestalt der unglücklichen Frau Creszenz Andergassen, die ihren dem Andenken des gefallenen Vaters entfremdeten, verwelschten Jungen mit in den Tod nimmt, sendet flammende Anklage hinaus in die Welt, die jedes menschlich fühlende Herz erschüttern sollte... In einem Vorwort verwahrt sich Hohlbaum ausdrücklich dagegen, ein politisches Tendenzbuch geschrieben zu haben. Die Südtiroler Frage ist weit über die Bedeutung eines nationalen Einzelfalles hinausgewachsen, so sagt er dort; sie ist eine Welt- und Menschheitsfrage geworden. Und so ist auch dies Buch kein nationales Buch im eigentlichen Sinne, es ist ein Buch vom ewigen Menschenleid geworden. Es will seinen Teil dazu beitragen, fährt Hohlbaum fort, Deutschland davor zu bewahren, daß es ein „Volk ohne seelischen Raum" werde. Dieser seelische Raum muß alle Deutschen umschließen, nicht zuletzt die ärmsten, die oft die getreuesten sind. Wer kann die Klage und Mahnung überhören, die von hier aus an die Deutschen in aller Welt ergeht?

Auf ein sehr merkwürdiges Buch, das für die erbitternde Wirrnis des deutschen Leids in dieser Gegenwart seltsam beglückenden, festigenden Trost in der geheimnisvoll tiefen Ethik des Ostens findet, sei als wunderlich-wundervolles Erlebnis noch hingewiesen. Es ist das der Roman „Jaqueline und die Japaner" von Heinrich Eduard Jakob (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). Aus bizarr, zuweilen exzentrisch moderner Spiegelung einer Berliner Operettenkapellmeister-Ehe im Jahr der tollsten deutschen Inflation leuchtet nach und nach immer klarer, konzentrierter, menschlich ergreifender die Botschaft des Ostens auf, die ein in Deutschland studierender Japaner und seine Freunde diesem mit ganz Deutschland aus den Fugen geratenen, vom Leid vergifteten Menschenpaar als rettenden Balsam darreichen. Mit spielerischer Meisterschaft zeichnet Jakob die Stufen der Wandlung vom verachtenden Haß bis hin zur Bewunderung und Liebe im Verhältnis des deutschen Paares zu seinen japanischen Inflationsmietern. Ganz nebenbei offenbaren diese undurchdringlichen Asiaten ein schlichtes, tiefes Menschentum und eine klarsichtige, ethisch überragende Geistigkeit, die den abgebrühten, zerrissenen Europäern als helles Licht beschämend und belebend aufgeht. Die wundervolle Lehre vom Leid als großer Erhebung des einzelnen ins Kosmos hinein, die alles Erniedrigende tilgt und den Menschen und sein Schicksal in den Strom des Ewigen einordnet, vor dem alle Katastrophen klein werden, zieht, durch köstliche Verse östlicher Dichter erhellt, befreiend in die Seelen der Gatten ein, stellt ihre zerrüttete Ehe auf neue, feste Basis, führt sie sicher durch das Tollhaus der Inflation und läßt den schöpferischen Blitz in der Seele des Mannes zünden, der ihm die große „Kantate des buddhistischen Leids, in der Kirche Christi zu singen", eingibt. So bizarr der erste Zusammenstoß der beiden Welten sich vollzieht, so voll von echtem, unwiderstehlichem Zauber ist ihr allmähliches Sichverschmelzen. Ein sehr eigenwilliger Geist verabreicht sich und seinesgleichen in diesem seltsamen Buche eine Medizin, deren befreiende Magie jeder einsichtige Leser in eigener Seele wundertätig spürt. Und deshalb nenne ich die Bekanntschaft mit diesem Roman ein schönes Erlebnis, so kraus er sich im einzelnen auch gebärdet.

SCHWÄBISCHE SCHWÄNKE

ERZÄHLT VON AUGUST LÄMMLE

Schwäbischer Schöpfungsbericht.

Als der Herrgott daranging, für das Ländle die Menschen zu machen, da formte er aus einem mächtigen Lehmklumpen heraus die schlanken und die runden Dirnlein und dazu passendes Mannsvolk, stämmige Älbler, rahne Schwarzwäldler, helle Seehasen, fleißige Unterländer, lustiger Ulmer, breite Gäuleute, Blonde, Rote, Schwarze und Braune, Bauern und Händler, Amtleute und Schulleute, Maurer, Zimmerleut, Schuster, Schneider, Büttel und Nachtwächter.

Da standen die kleinen Engelein um ihn herum und sahen zu, wie er Leib und Haupt und Glieder machte und vornehme Nasen und zierliche Ohrläppchen ansetzte. Und wie es bei den Menschenkindern zu sein pflegt, so wollten auch hier die Kleinen tun, was der Große tat. Sie holten sich also von dem Lehm und versuchten sich in der Schöpfungskunst.

Nun waren sie aber freilich keine Meister, und sie nahmen es auch nicht so genau. Ja, es machte ihnen besonderen Spaß, etwas herauszubringen, wo man lachen kann dabei, lange Hansen und dicke Ricken, mit Kartoffelnasen im Gesicht oder am Hals mit einem lustigen Kröpflein. Sie waren aber bald des Spieles müde, ließen alles liegen und liefen davon.

Und als es Abend war und der Herrgott sein Werk beendet und zusammenräumte, da sah er, was kindliche Lust geschaffen, und es dünkte ihn nicht geringer als das seine.

„Ei!" sagte er, „sieh den Schnickschnack! Was ist die Würde ohne das Zöpfchen der Narrheit, das Kirchenjahr ohne herzhafte Fastnacht und saftige Kirchweih? Und was wäre gar das Schwabenländle ohne ein paar schnurrige Kerle? Lassen wir sie hineinschlupfen unter die anderen, das gibt grad' die rechte Mischung: Schwenninger und Aalener, Beutelsbacher und Reutlinger, und was hier die Nas' so hoch trägt, das gibt eine Stuttgarter Stadtjungfer!"

So sagte der Herrgott und ließ die Menschenkindlein durcheinanderspringen wie der Hirt die Schwarzen, die Roten und die Scheckingen. Es ist aber nun auch darnach.

Der Bauer und das fremde Fräulein.

Auf dem Bahnhof in Stuttgart stieg in den Konstanzer Schnellzug ein Bauer ein.

Er hatte ein gutes glattrasiertes Gesicht, er trug einen runden Hut und dörfliche Kleidung. In der einen Hand hatte er eine Reisetasche, auf der ein Hund eingestickt war, und in der anderen Hand den grünbaumwollenen, messingbeschlagenen, etwas ungeschickt zusammengewickelten Regenschirm.

Es war zur Reisezeit; der Zug war dicht besetzt, und man hörte aus dem Wagen viele fremde Laute.

Darüber wurde der Bauer scheu, und er drückte sich verlegen in eine Ecke.

Ihm gegenüber saß junge Weiblichkeit, die sich an seinem Anblick erheiterte. Eine davon, Mädchen oder Frau, die etwas blaß und ungesund aussah, fing die Unterhaltung an: „Sie sind wohl aus Württemberch, guter Mann?" sagte sie. —

„Jo, i bi bei Tuttlenge dahoam; wenn Se wisset, wo des ist."

„Bei Duddlenga? Das ist wohl da, wo die sieben Schwaben zu Hause sind?"

„Sell wüßt i net. Aber's würd scho so sei, Schwobe se mr, sell ist wohr. — Ond, we mr froge därf: Wo send Ihr her, Jongferle oder Fraule oder was r send?" —

Es spann aber das Fräulein den Spaß weiter und sagte:

„Wir sind aus Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen!"

„So, uf de Bööm? Do müasset Ihr aber, em Aussehe nach, ganz als de u'reif ab em Boom gfalle sei!"

ZUM NACHDENKEN

Verwandlungsrätsel.

Saat — Hela — Motte — Riege — Barke — Bonne — Lima — Watte — Anhalt — Junge — Satan — Karte — Lust — Lotte — Page — Maul — Markt — Haube — Rate — Wade — Rade — Gehalt — Verstand — Sonde — Wald — Rogen — Wild

Jedes der vorstehenden Wörter ist durch Verändern eines Buchstabens in ein Wort anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben einen bekannten Spruch.

Ohne Rast.

Ich habe keinen Fuß und gehe,
Noch einen Arm und schlage doch.
Mein Gang scheint träge, drückt den Menschen
Zu hart des Schicksals schweres Joch.
In meinem Lauf mich aufzuhalten,
Wünscht jeder, der mit Glück bedacht,
Doch ich geh' weiter, schlage weiter,
Gleich, ob man weinet oder lacht.

Silbenkreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6
7	8

Für die Zahlen sind Silben zu setzen und Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1—2 deutscher Fluß, 6—4 kalter Nordostwind, 3—5 Nebenfluß der Elbe, 4—5 Kornblume, 7—8 Gärungsmittel, 1—5 Dichtungsart, 8—2 Schreibmaterial. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen einen Kurort in Thüringen.

Silben-Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Leuchtkörper, 5 Trompetengeschmetter, 7 Gesangsstück, 8 deutscher Fluß, 9 biblische Gestalt, 11 Tonstufe, 14 Oper von Verdi, 15 weiblicher Vorname, 16 Gebirgsstock in den Alpen, 18 Stadt in Lettland, 20 Nebenfluß der Elbe, 22 deutscher Bildhauer, 23 Zierstrauch, 24 Vermittlungsgeschäft; senkrecht: 1 italienischer Maler, 3 gebrannte Erde, 4 weiblicher Vorname, 6 Pflanze, 7 englisches Bier, 10 Pflanzengattung, 11 Monat, 12 italienische Provinz, 13 spanischer Dramatiker, 17 sagenhaftes Geschlecht, 18 Blume, 19 kleines Haus im Gebirge, 20 griechischer Gott, 21 alter Volksstamm.

Botanisches Kolleg.

Jeder der nachstehenden Pflanzen usw. ist ein Hauptwort von mindestens drei Buchstaben zu entnehmen. Die Anfangszeichen dieser Wörter ergeben in jeder Gruppe wiederum ein Gewächs. Liest man die ersten Buchstaben dieser sechs Gewächse, so erhält man abermals einen Pflanzennamen.

1 Levkoje, Strauch, Zeder, Sultanine, Steinbrech, Sellerie
2 Salat, Klette, Rhododendron, Quendel
3 Kaper, Palme, Mistel, Immergrün, Holunder, Knoblauch, Verbene
4 Tomate, Ranunkel, Flechte, Pfifferling, Zwetschge
5 Aurikel, Vanille, Kohlrabi, Traube, Marone, Ulme, Staude
6 Schierling, Zichorie, Ahorn, Orchidee, Lotos, Pflaume

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — bri — cho — de — di — di — e — e — e — el — en — es — eu — ger — greu — heit — ho — i — in — in — ju — kom — li — mo — ne — nett — nie — no — o — pel — re — ri — rik — ru — sen — spi — stol — tar — te — ter — ve — wim — win

bilde man 18 Wörter von folgender Bedeutung. Deren dritte und dann erste Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort aus dem Munde des dänischen Literarhistorikers Georg Brandes (ö = oe): 1 veraltetes Klavier, 2 Jahreszeit, 3 fremdsprachlicher Lebewohlgruß, 4 Würde, 5 Gründer des russischen Reiches, 6 Stadt in Deutsch-Böhmen, 7 dreieckiger Flaggentuchstreifen, 8 Widerhall, 9 weiblicher Vorname, 10 englische Handelsstadt, 11 Möbelstück, 12 Frucht, 13 westdeutsche Industriestadt, 14 juristischer Beamter, 15 Fremdwort für Beleidigung, 16 Abscheulichkeiten, 17 Land in Asien, 18 Fehllos.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4369.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4367.

Silbenrätsel: 1 Nauheim, 2 Ufa, 3 Rudel, 4 Donizetti, 5 Engadin, 6 Roland, 7 Tivoli, 8 Olive, 9 Remus, 10 Falle, 11 Ädil, 12 Lausbub, 13 Legende, 14 Tesching, 15 Zeder, 16 Warschau, 17 Ejub, 18 Irrelohe. — Nur der Tor fällt zweimal in dieselbe Grube.

Mäßig begabt: Haus — backen — Hausbacken.

Buchstaben-Entnahme: Achat, Hauff, Prisma, Kellner, Stieglitz, Wechsel, Meter, Erbse, Schwein, Gebiet, Ehre, Redaktion, Landung, Krain, Schatz, Batum, Busch. — Aus nichts wird nichts.

Kreuzrätsel: 1 Kru, 2 Lee, 3 Lie, 4 Vorschlag, 5 Reichstag, 6 Fernsicht, 7 Ute, 8 Zar, 9 Aga.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Eck, 3 Flor, 5 Ahle, 8 Gilde, 9 Ries, 11 Ibis, 13 Star, 14 edel, 16 Moor, 19 Sago, 21 Anis, 23 Polo, 24 Etzel, 25 Erde, 26 Reif, 27 Gau; senkrecht: 1 Eris, 2 Kadi, 3 Fort, 4 Oger, 6 Hebe, 7 Esse, 10 Jason, 12 Ideal, 13 Sem, 15 Leo, 17 Oase, 18 Ried, 19 Sole, 20 Golf, 22 Steg, 23 Peru.

Magisches Fenster

5	4	11	14
16	9	2	7
10	15	8	1
3	6	13	12

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Bad Elster
Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Wiesbaden
Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

HARZ

Goslar
Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr. 1.
Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.
Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)
Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.
Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

SACHSEN

Dresden
Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.
Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

THÜRINGEN

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.
Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.
Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.
Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.
Pension Du Bois. Erstklassig, im großen Park.
Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.
Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.
Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

SCHWEIZ

Arosa
Hotel des Alpes. Bestempfohlenes Familienhaus. Vollpension Sommer von Fr. 13.— an.
Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 1850 m ü. M.
Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. Wettengl.
Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.
Waldsanatorium Arosa. Erstkl. Lungenheilanstalt. Fließ. Wasser.

Basel
Grand-Hotel u. Hotel Euler. Vornehm., altbekannt. Familienhotel I. Ranges am Centralbahnh. Telegramm-Adresse: Eulerhotel.
Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.
Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.
Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Brunnen
Hotel Hirschen, direkt am See, neu renoviert.

Davos
Neues Sanatorium für Tuberkulose.

Locarno
Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.
Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.

Lugano
Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.
Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.
Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.
Kurhaus und Erholungsheim Monte Bré. Pens. v. M. 8 an, deutsch. Haus.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Pontresina
Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich
Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zimmer von Schw. Fr. 6.— an.
Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.
Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Meran
Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.
Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.
Savoy-Hotel. Führendes Familienhotel an der Kurpromenade, unter Schweizer Leitung.
Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade.

Neapel
Hotel Continental, am Meer, fließ. Wasser usw. Deutsch.
Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.
Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo
Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.
Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo
Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Rom
Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.
Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.

SIZILIEN

Syracus
Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

ÄGYPTEN

Kairo
Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

In Paris findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 8, e., 44/bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolgt ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen. Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Streller

VERLAG J·J· WEBER · LEIPZIG

NR. 4369. 171. BAND A.A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 6. DEZEMBER 1928

Ihr Hauspersonal!

Ihre Köchin für alles

Braten, Backen, Dämpfen, Dünsten, Schmoren, Kochen usw., das alles kann die elektrische Protos-Brat- und Backröhre. Preis RM. 60.–. Mit Einschaltuhr Preis RM. 30.– / arbeitet sie ganz selbständig. Sie spart Fett und verzichtet oft auch auf den Wasserzusatz, weil das Heißwerden der Speisen im eigenen Saft unter Fernbleiben der Außenluft vor sich geht. Warmhalten des Tafelgeschirrs und der schon fertigen Speisen besorgt die oben aufgesetzte Wärmekammer. Preis RM. 21.–.

Ihr unermüdliches Stubenmädchen

Der zweite Filter hält beim elektrischen Protos-Staubsauger, Modell 1928, auch den feinsten Staub zurück. Wesentlich verstärkt wurde die Saugkraft. Der Protos-Staubsauger begnügt sich nicht mit der Wohnungsreinigung. Er saugt oder bläst, je nach dem, wie es seine vielseitigen Ansatzstücke verlangen. Preis RM. 165.–.

PROTOS

DIENT DER HAUSFRAU

Ihre nachtsarbeitende Waschfrau

Selbsttätig wäscht nächtlich bei billigerem Nachtstrom der elektrische Protos-Waschautomat. Die Wäschestücke liegen friedlich im Waschkessel, während die heiße Lauge stundenlang durch die Gewebe sickert und nach und nach den Schmutz aus ihnen schonend herauslöst. Preis . . . . RM. 180.–.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4369. 171. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 6. Dezember 1928.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden.

Weihnachts-Nummer I.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Anzeigenberechnung nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Zwei weitere Studienreisen nach Nordamerika. Das lebhafte Interesse für die Vereinigten Staaten von Amerika, das alljährlich zahlreiche Industrielle, Kaufleute und Ingenieure zum Studium des amerikanischen Wirtschaftslebens über den Ozean führt, veranlaßte die Frankfurter Messe, im Frühjahr 1929 gemeinsam mit der Hamburg-Amerika Linie wiederum zwei Studien- und Vergnügungsreisen nach Nordamerika zu veranstalten. Die Teilnehmer der einen Reise treten die Überfahrt nach Neuyork am 21. März mit dem Hapagdampfer „Hamburg“ an und kehren Ende April zurück. Sie reisen auf beiden Schiffen in der ersten Klasse. Der etwa 3wöchige Aufenthalt in der Union umfaßt den Besuch von Neuyork, Philadelphia, Atlantic City, Washington, Cincinnati, St. Louis, Chicago, Detroit, der Niagarafälle und von Boston. In den genannten Städten werden besonders charakteristische industrielle und kommerzielle Betriebe besichtigt, die den Teilnehmern wertvolle Einblicke in die Arbeitsmethoden der amerikanischen Wirtschaft gewähren und dadurch Anregung für die eigene Arbeit vermitteln. Für Reisende, die auf besonderen Luxus verzichten und doch auf Bequemlichkeit Wert legen, wird eine weitere „Volkstümliche Studienreise“ veranstaltet, die ebenfalls am 21. März kommenden Jahres in Hamburg mit der Abfahrt des Dampfers „Hamburg“ beginnt. Die Überfahrt erfolgt in der eigens für Touristen bestimmten behaglichen dritten Kajüte für Touristen. Auch auf dieser Reise werden Neuyork, die Niagarafälle, Detroit, Chicago, Washington, Philadelphia und schließlich Atlantic City berührt und zahlreiche typisch amerikanische Betriebe besichtigt. Mit der am 13. April 1929 in Neuyork beginnenden Rückfabrt auf dem Hapagdampfer „Albert Ballin“ findet diese Reise ihren Abschluß.

Über Reklame und deren Zukunft hielt Sir William Crawford, ein Reklamefachmann von Weltruf, kürzlich in Berlin einen sehr interessanten und lehrreichen Vortrag. U. a. führte er hierbei aus: „... Ware zu schaffen genügt nicht. Auch die Nachfrage muß geschaffen werden! Aber wie schafft man Nachfrage? Durch Reklame! An diese Theorie glaube ich felsenfest ... Heute brauchen nur gute Artikel Reklame. Schlechte Artikel scheuen mit Recht das unerbittliche Scheinwerferlicht der Reklame.

Fortsetzung auf Seite 844.

Was heißt eigentlich Reklame? Ich will es ganz kurz formulieren. Reklame, wie ich sie sehe, wie ich sie auffasse, bedeutet: Menschen nachdenklich machen. Dieses Nachdenken schafft einen Druck, der Handeln auslöst. Dies Handeln bedeutet Kaufen. Natürlich muß die Ware gut sein. Nur so erzeugt Handeln Zufriedenheit. Von dieser Zufriedenheit kommt wiederholtes Handeln, wiederholtes Kaufen. So wird aus wiederholtem Kaufen eine Gewohnheit! Daraus folgt: wenn man in einer Zeitung Anzeigenraum belegt, soll man gleich Platz für eine ganze Serie von Inseraten bestellen. So sichert man sich Platz für Wiederholung. Wohlbemerkt: Für die Wiederholung des Themas, nicht für eine Wiederholung des ersten Inserates. So schaffen wir Nachdenken. So schaffen wir Handeln. So schaffen wir Gewohnheiten. Wenn genügend Menschen eine Gewohnheit angenommen haben, dann lacht dem Fabrikanten der Erfolg! Dann strömt das Geld in seine Kassen. Dann wächst die Arbeit. Dann wachsen die Löhne! So schafft Reklame überall Wohlstand und Zufriedenheit."

Kultur und Parfüm. Funde in den Pyramiden Ägyptens und Forschungen bei Völkern niedrigster Kulturstufe beweisen, daß der Gebrauch von Wohlgerüchen zu den selbstverständlichen Lebensbedürfnissen der Frau aller Zeiten und aller Rassen gehörte. Man könnte daher das Verständnis für die Feinheit eines Parfüms und die Kunst, sie zu schaffen, geradezu als Maßstab für die Kultur eines Volkes betrachten. Die große Beliebtheit der „4711" Parfüms ist nicht allein eine Anerkennung ihrer besonderen Qualität, nachhaltigen Duftfülle und erlesenen, abwechslungsreichen Schönheit, sondern zugleich ein Beweis für die hochstehende Geschmackskultur unserer Zeit. Verfeinerter Geschmack der Dame von heute verlangt stets persönlich wirkende, niemals aufdringliche Parfüms von gehaltvoller Einprägsamkeit. Zweifellos stellen „4711" Tosca, ein besonders eigenartiger, vornehmer Duft, und „4711" Rheingold, ein Parfüm, wie es nur in einer glücklichen Stunde geschaffen werden konnte, Höhepunkte kulturellen Schaffens dar.

Schnelligkeitsrekord des Schnelldampfers „Cap Arcona". Es ist eine alte Erfahrung, daß in vielen Fällen die Maschinenleistung eines Schiffes sich steigert, wenn die Maschinen erst eingefahren und die im Betrieb etwa erkannten Verbesserungen angebracht worden sind. Konnte

Fortsetzung auf Seite 846.

Beseitigung von Hautunreinheiten. Bei der Damenwelt macht nichts einen unschöneren Eindruck als Mitesser, Pickel oder fettglänzende Haut. Dieser Vernachlässigung der Hautpflege kann durch Abreiben der betreffenden Hautpartien mit einem mit SIMI befeuchteten Wattebausch leicht abgeholfen werden. SIMI macht die Haut weich und geschmeidig und beseitigt jede Hautunreinheit. Auch nach dem Rasieren wirkt SIMI heilend und desinfizierend. Es ist in allen Apotheken, Drogerien oder Friseurgeschäften zum Preis von Rm. 2.— die Flasche zu haben.

man doch in den letzten Monaten konstatieren, daß die 20 Jahre alte „Mauretania" der Cunardlinie ihren eigenen Rekord über den Nordatlantik drückte. Kurz darauf überbot der frühere deutsche Schnelldampfer „Imperator", der 1913 in Dienst gestellt wurde, diesen Rekord und ist damit zur Zeit das schnellste Schiff zwischen Europa und Nordamerika. Der Turbinenschnelldampfer „Cap Arcona" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft hat auf seiner jetzigen Ausreise nach Brasilien und Argentinien eine Geschwindigkeit von 21½ Seemeilen in der Stunde erreicht und somit seine bisherigen Leistungen überholt. „Cap Arcona" ist jetzt der schnellste Dampfer zwischen Europa und Südamerika. Da auch das etwas kleinere Schwesterschiff, der Schnelldampfer „Cap Polonio", in den 6 Jahren, in denen er nach dem Kriege wieder die Flagge der Hamburg-Süd führt, seine Geschwindigkeit mehrfach verbessert und seine Reisedauer verkürzt hat, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß auch die „Cap Arcona" im Laufe ihrer Dienstzeit mit noch besseren Resultaten aufwarten wird.

Neuerungen im Pianobau. Die Pianofortefabrik F. Stichel, Leipzig C 1, tritt mit zwei patentamtlich geschützten Neuerungen auf den Markt. Es handelt sich um die „Luminax-Beleuchtung", die einen erheblichen Fortschritt darstellt. „Luminax" ist im Inneren des Piano-Oberteils fest installiert und, ebenso wie die Zuleitung, von außen nicht sichtbar. Die Leitungsschnur braucht nur mit dem Wandsteckkontakt verbunden zu werden. Durch Druck an einen unauffällig angebrachten Knopf wird die Füllung oder Mittelpartie des Oberrahmens so weit zurückgelegt, daß durch Freigabe des bisher gebundenen Tones einerseits eine ungehemmte Entfaltung der Schallwellen ermöglicht wird und andererseits das durch einen weiteren Druck eingeschaltete Licht Noten und Klaviatur hell bestrahlen kann. Ferner wurden die Noten vielfach einfach auf das Instrument oder in dessen Nähe abgelegt. Dadurch sind diese oft ungeordneten Blätter der Einwirkung von Staub und Beschädigungen ausgesetzt. Diese Übelstände vermeidet man bei Anschaffung eines Stichelpianos mit dem äußerlich unsichtbar im Unterteil eingebauten Notenschrank, der eine durchaus einwandfreie Aufbewahrung der Noten, in großen Mengen, leicht erreichbar und übersichtlich gestattet. Die Raumverhältnisse sind so eingeteilt, daß die Tonentfaltung in keiner Weise beeinträchtigt wird.

CARL ZEISS JENA

Das Auge Ihrer Kamera

ist das Objektiv. Wie der Mensch in seinem ganzen Tun auf die volle Sehkraft seiner Augen angewiesen ist, so ist auch die beste Kamera in erster Linie von der Leistungsfähigkeit Ihres Objektives abhängig. Je besser das Objektiv, desto schönere Bilder beschert uns die Kamera, desto größer ist die Freude ob des guten Gelingens. Daher rüsten die größten Kamera-Fabriken des In- und Auslandes ihre Apparate mit ZEISS-TESSAREN aus, den feinsten und zuverlässigsten Kamera-Augen der Welt. Wählen Sie die Kamera mit

ZEISS Tessar

Das ideale Objektiv für alle Zwecke der Photographie.

Lichtstärken: 1:2.7 1:3.5 1:4.5 1:6.3

Zeiss-Distare und **Proxare** sind Vorschaltlinsen zum Tessar zur Veränderung der Brennweite. Für wenig Geld eine wertvolle Ergänzung Ihrer optischen Ausrüstung.

Alle Photo-Fachgeschäfte liefern gute Marken-Kameras ausgestattet mit Zeiss Objektiven.

Ausführlicher Katalog Fo 9 kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

CARL ZEISS JENA

Reichs- u. Länderscheine von 1 Mk. bis zur Billion!

Das interessanteste u. zukunftsreichste Sammelgebiet. Photoheft 64 S. 1 Mk. Ferner: Die Briefmarken von 1914 bis 1924 komplett 22 Mk. Ansichtssendungen gerne zu Diensten.

E. SCHUSTER, NÜRNBERG 1, Gabelsbergerstraße 62.

SEILER-PIANOS in aller Welt verbreitet

Bisherige Produktion 68 000 Instrumente

ED. SEILER PIANOFORTEFABRIK G.M.B.H. LIEGNITZ • BERLIN • BRESLAU • HAMBURG

Zum Wintersport

Vorausbestimmung des Wetters mit

Lambrechts Miniatur-Wettertelegraph

Druckschrift 526 kostenlos

Wilh. Lambrecht A.-G., Göttingen

Osiris Unterkleidung

qualitativ unübertroffen

Erhältlich in allen feineren Spezialgeschäften

Alleinige Fabrikanten:

MÜLLER & SCHWEIZER, STUTTGART

Wenn ein Agent zu Ihnen kommt

und will Ihnen eine Nähmaschine verkaufen, hören Sie an, was er zu sagen hat. Dann aber lassen Sie sich den Prospekt über die stickende und stopfende KAYSER-Nähmaschine mit dem vielbewunderten Kabinettmöbel kommen, damit Sie wissen, wie die moderne Nähmaschine aussieht und was sie kostet. Konkurrenzloser Preis, bequeme Teilzahlung.

KAYSER

Reichillustrierte Prospekte kostenlos.

Kayserfabrik A. G., Kaiserslautern 38 K.

„Willst du genau erfahren,
Was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an" —

Goethe „Tasso"

und sie werden dir sagen, daß sich für den vornehmen Tisch nur Tee Marke „Teekanne", Mischung „Gold" ziemt. Die Mischung „Gold" verkörpert die Meister-Auslese edler Sorten der berühmtesten, höchstgelegenen Darjeeling-Plantagen. Andere Teekanne-Mischungen: „Rot", „Blau", „Grün" usw. in allen besseren Geschäften zu haben. Erkundigen Sie sich bitte beim Einkauf nach der Zugsieb-Teekanne „Kompletta" und den Bedingungen für die Abgabe als Wertreklame.

Im Café, Hotel oder Restaurant verlangen Sie bitte „Teekanne Gold im Pompadour"!

Tee MARKE TEEKANNE

Eickes selbsttätige Kaffeemaschine

mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.

Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine bekannt, weil sie sehr **bequem**, das Kaffeemehl aufs **höchste** ausnutzt und deshalb viel Kaffee **erspart**. Nur **„echt"**, wenn der Kessel den Stempel H. Eicke, Berlin, trägt.

H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39, Abt. A.

Frauenhaar du bist der Männer Glück!

Das ärztl. empfohlene Müllern des Haares mit Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier beseitigt Haarschwund, Haarausfall, Kopfschuppen, Juckreiz u. verhindert frühzeitiges Ergrauen. Nervenstärkend. Mit oder ohne Fett. Packung Rm. 3,50 in allen einschlägigen Geschäften zu haben, sonst frei vom Hersteller Dr. Müller & Co., Berlin-Lichterfelde 1.

Müllern Sie Ihr Haar!

Illustrirte Zeitung

SEHNSUCHT NACH DEN STERNEN

RADIERUNG VON RICHARD TESCHNER

DIE AGRARKRISE IN RUSSLAND

VON DR. PAUL OSTWALD

Es muß an sich schwerverständlich erscheinen, daß ein Land sich in einer schweren Agrarkrise befindet, das, wie Rußland, vor dem Kriege eine der wichtigsten und größten Kornkammern Europas darstellte, und das auch noch heute fast zu 83 Proz. über eine rein bäuerliche Bevölkerung verfügt. Und zwar handelt es sich nicht etwa um eine Agrarkrise vorübergehender Natur, die mit besseren Ernten, als sie das Jahr 1928 gebracht hat, wieder überwunden werden kann, sondern es ist bereits von den augenblicklichen Machthabern im bolschewistischen Rußland offen zugegeben worden, daß wohl bessere Ernten in kommenden Jahren den durch die letzte Mißernte überaus akut gewordenen Krisenzustand allenfalls werden mildern, aber nicht beseitigen können. Es ist gar nicht daran zu denken, daß Rußland auch bei besseren Ernten sich selbst zu ernähren vermag, geschweige denn, daß es Getreide ausführen kann, wenigstens nicht, ohne sich selbst schwer zu schädigen. Die gegenwärtige Agrarkrise ist ja mit eine Folge der in den letzten Jahren vorgenommenen Getreideverschiebungen ins Ausland von seiten der Moskauer Machthaber, die nur auf diese Weise sich das nötige Geld verschaffen konnten, um einigermaßen die Außenhandelsbilanz vorm Hinabsinken in eine völlige Passivität zu bewahren. Die heute so schlimmen Zustände in Rußland, wo bereits seit dem 1. September nur ein halbes Pfund Brot auf die Person verteilt werden kann, wo Männer und Frauen in den Städten wieder stundenlang Schlange stehen vor den Lebensmittelverteilungsstellen, wo überall die Bauern in Aufruhr sich befinden und die Beamten niederschlagen — diese schlimmen Zustände sind eine ernste Warnung vor einer Fortsetzung derartiger Getreideverkäufe ins Ausland, wie sie stattgefunden haben. Man würde wahrscheinlich heute in Moskau viel darum geben, wenn man jetzt imstande wäre, aus den Getreidespeichern, die bei besseren Ernten hätten gefüllt werden können, den Massen größere Mengen Brot zuzuteilen, aber sie sind leer, weil das Getreide das einzige Mittel war, mit dem man vom Ausland Geld ins Land bringen konnte. Aber auch wenn man in Zukunft diesen schweren Fehler wirklich vermeiden wollte, so wird dadurch die Agrarkrise nicht behoben, da die Produktion des Landes überhaupt nicht genügt, um die Massen der Bevölkerung zu ernähren. Damit kommen wir aber auf die tieferen Ursachen der russischen Agrarkrise, die sich natürlich in dem Moment, wenn Mißernten hinzutreten, wie in diesem Jahr, ganz besonders bitter geltend machen. Sie liegen in dem bolschewistischen Wirtschaftssystem, und sie sind nicht, wie noch immer so oft angenommen wird, in einer staatsfeindlichen Gesinnung des Bauern zu suchen. Der russische Bauer ist an sich mit dem bolschewistischen System nicht unzufrieden und hat auch keine Ursache dazu. Er ist zum Besitzer des Bodens geworden, der früher in der Hauptsache den Großgrundbesitzern gehörte, er ist dort der Erbe geworden, wo er früher als Knecht arbeitete. Er hat daher nur eine Angst, daß nämlich ein politischer Umsturz ihn wieder seines Besitzes berauben könnte, daß er wieder zum Knecht herabgedrückt werde. Worunter der Bauer leidet, und was ihn revoltieren läßt, ist das bolschewistische Wirtschaftssystem. Bekommt er doch für seine landwirtschaftlichen Produkte heute nur ungefähr $^{2}/_{3}$ des Friedenspreises, und wenn er sonstige Bedarfsartikel des täglichen Lebens kaufen will, muß er diese mit dem zwei- bis dreifachen Friedenspreis bezahlen. Er ist also gar nicht in der Lage, sich Kleidung, Geräte usw. in den Städten zu kaufen, da die russischen Industriewaren weit über dem Weltmarktpreis stehen — und andere Waren gibt es eben nicht. Kein Wunder also, daß der russische Bauer gar kein Interesse daran hat, seine Produkte loszuwerden, daß er sie für sich behält, daß er nur so viel anbaut, wie er selber für sich und seine Familie braucht. Verantwortlichkeit für das Volk, Pflichten, die er der Gesamtheit gegenüber hat, sind für den russischen Bauern heute mehr denn je fremde Begriffe. Wo soll er diese auch herbekommen in einem Staat, der den krassen Materialismus predigt, der alle sittlichen Bande gelöst hat. Gerade hier im russischen Bauerntum geht die bolschewistische Saat für die bolschewistischen Machthaber in der verhängnisvollsten Weise auf. Das wird und kann nicht besser werden, denn es ist ja eins der wichtigsten Ziele der Anhänger der 3. Internationale, die bolschewistischen Ideen immer mehr in das Bauerntum hineinzutragen, es zu revolutionieren. Mit dieser bolschewistischen Propaganda treibt so der Bolschewismus selbst in eine immer schlimmere Agrarkrise hinein und untergräbt dadurch seine eigene wirtschaftliche Grundlage. Die Zwangsmittel, mit denen man von Staats wegen gegen die Bauern einschreitet, mit denen man sie zur Herausgabe von verstecktem Getreide, zum Anbau größerer Flächen zwingen will, müssen versagen. Auch wenn aus einem Dorf einige Bauern wegen Getreidehinterziehung gefaßt werden, wenn man sie erschießt oder gefangensetzt oder nach Sibirien verbannt, so nützt das auf die Dauer wenig. Die Bauern wissen, daß man sie nicht alle an die Wand stellen kann, sie sind sich ihrer starken zahlenmäßigen Überlegenheit bewußt und rechnen damit, daß man vielleicht Tausende von ihnen bestrafen kann, daß aber Millionen von ihnen, ohne gefaßt zu werden, den Staat weiter ruhig hintergehen können. Das einzige Ergebnis dieser staatlichen Gewaltmethoden bleibt schließlich, daß die Bauern noch unwilliger zur Arbeit werden, daß sie sich noch erfinderischer im Verstecken zeigen, daß sie die Beamten erschlagen, wie es jetzt vielfach geschehen ist, daß Bauernunruhen immer und überall drohen. Das einzige Mittel, die Bauern zu gewinnen, ist natürlich der wirtschaftliche Anreiz, aber dazu will der bolschewistische Staat sich eben nicht verstehen. Gerade gegenwärtig richtet er seinen Hauptkampf gegen den Kulak. Es ist nicht ganz richtig, wenn heute vielfach unter dem Kulak ein Großbauer verstanden wird. Großbauern in unserem Sinne gibt es im bolschewistischen Rußland nicht, da das Land gleichmäßig verteilt bzw. verpachtet wird. Die Kulaks aber sind Bauern, die es durch besonderen Fleiß und besonderen Eifer mit der Viehwirtschaft, die ja noch individuell betrieben wird, weiter gebracht haben als die anderen. Sie sind darum in der Lage, sich Knechte zu halten, aber weil sie so als Unternehmer auftreten, erscheinen sie dem bolschewistischen Staat besonders gefährlich. Sieht nun aber der Bauer, daß der Staat seinen Fleiß dadurch belohnt, daß dieser ihm alles wieder durch erhöhte Steuern nimmt, daß er ihn womöglich als Unternehmer expropriiert, wo soll er da noch Lust und Mut herbekommen, mehr zu leisten!

Wie bei einem derartigen Wirtschaftssystem die Aussichten für Rußland bezüglich einer wirklichen Überwindung der Agrarkrise zu beurteilen sind, das wird sich jeder selbst sagen können. Die Wirtschaft folgt nun einmal ihren eigenen Gesetzen, und es hat sich bisher an jedem Staat noch schwer gerächt, wenn er gemeint hat, sie politisch vergewaltigen zu können. Diese Erfahrung bleibt auch dem bolschewistischen Rußland nicht erspart, nur daß man sich dort um der politischen Ideen willen hartnäckig allen selbstverständlichen Konsequenzen aus den bereits zur Genüge gemachten Erfahrungen weiter versagt. Es ist auch ferner ein unhaltbarer Zustand, daß man um der wenigen Millionen des städtischen Proletariats willen die etwa 80 Millionen Bauern rücksichtslos aussaugt und ihnen jede Möglichkeit eines besseren wirtschaftlichen Fortkommens nimmt. Und anstatt dafür zu sorgen, daß dieses städtische Proletariat, das in der Tat auf Kosten der Bauern nur ein Drohnendasein führt, zu vermindern, sucht man es noch künstlich zu vermehren, indem man die bäuerliche Jugend in die Städte lockt, wo man sie unter einer besseren Aufsicht hat und sie durch völlige Proletarisierung an der Erhaltung der bolschewistischen Zustände zu interessieren hofft. Wenn man nun heute in Moskau meint, die Agrarkrise damit überwinden zu können, daß man wieder große Güter schafft, natürlich Staatsgüter, so wird sich auch dieses Mittel kaum als wirksam erweisen. Denn auf den bereits in der Nähe von Moskau eingerichteten zwei großen Staatsgütern zeigt sich die gleiche Versumpfung und Verlotterung, wie wir sie bei den staatlichen Industriewerken feststellen können. Dazu kommt weiter, daß eine Überwindung der Agrarkrise die traurigen Verkehrsverhältnisse in Rußland sehr erschweren. Ohne Ausbau seiner Eisenbahnlinien, ohne Ausbau seiner Verkehrsstraßen, ohne eine ganz enorme Vergrößerung seiner Verkehrsmittel ist gar nicht daran zu denken, daß es Rußland gelingen kann, die Ernteerträgnisse aus den weiten Teilen seines Reiches restlos an die Sammelstellen zu schaffen. Dazu braucht Rußland aber Geld und noch einmal Geld, und das wieder kann es nur durch internationale Anleihen bekommen. Einem Staat aber gegenüber, der in der für ihn wichtigsten Frage, in der Agrarfrage, nicht gewillt ist, die Wege zur wirtschaftlichen Gesundung zu gehen, der durch sein Verhalten in der Vorkriegsschuldenfrage nicht die geringste Gewähr bietet, ob er auch seine neuen Schulden bezahlen wird, der auch bezüglich der Rückzahlung des von uns gewährten 300-Millionen-Kredits Schwierigkeiten macht, wird sich der internationale Anleihemarkt schwer öffnen. Wenn die deutschen Banken auf den letzten Londoner Besprechungen der internationalen Bankinstitute sich dem Beschluß angeschlossen haben, bei an Rußland zu gewährenden Anleihen mit aller Vorsicht vorzugehen, so ist das nicht etwa, wie die russische offizielle Presse es dem russischen Volke glauben machen will, auf eine Feindseligkeit Deutschlands zurückzuführen, es ist das nicht als ein Zeichen dafür anzusehen, daß Deutschland gewillt ist, die englische Einkreisungspolitik Rußland gegenüber mitzumachen, sondern die Ursachen dafür liegen eben allein bei Rußland selbst. Wir Deutsche haben selbst das größte Interesse daran, daß Rußland wirtschaftlich wieder gesundet, aber wir sind nicht in der Lage, unser Geld ohne wirkliche Sicherheit auszuleihen. Mag Rußland sich regieren, wie es will, mag es auch sein Außenhandelsmonopol behalten, das übrigens gegenwärtig noch die beste Sicherheit für die Bezahlung der gelieferten Waren abgibt, eine unbedingte Notwendigkeit bleibt, daß es in der Agrarfrage neue Wege beschreitet, um die landwirtschaftliche Produktion zu heben und sich dadurch wieder Einnahmequellen zu verschaffen. Erst dann wird fremdes Kapital wieder nach Rußland fließen, ohne das ein wirtschaftlicher Wiederaufbau Rußlands nicht möglich ist. Die Agrarkrise und ihre Überwindung bilden so die Schicksalsfrage des bolschewistischen Rußlands, und es ist abzuwarten, ob man im Kreml sich fähig erweisen wird, ein neues drohendes Chaos für das Land beizeiten abzuwehren. Es fehlt heute nach Lenins Tode an wirklich führenden Köpfen im bolschewistischen Rußland, und das, was Lenin wohl zweifellos getan hätte, das Steuer des bolschewistischen Wirtschaftssystems rücksichtslos herumzuwerfen, erscheint heute seinen doktrinären Epigonen als eine Unmöglichkeit, weil ihnen das Ansehen dieses Mannes fehlt. Die einzige Hoffnung bleibt, daß der Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse so stark wird, daß er Bresche schlägt in den mit allen politischen und militärischen Mitteln des Staates geschützten Grundsatz von der bolschewistischen Doktrin. Doch wer wagte bei dem Rätsel des bolschewistischen Rußlands auch nur die nächste Zukunft zu prophezeien?

TAGESGESCHICHTE

ADMIRAL SCHEER †

(Hierzu die Bildertafel auf S. 861.)

Admiral Reinhard Scheer, Deutschlands bedeutendster Seekriegsführer, ist am 26. November in Marktredwitz (Bayern) verstorben, wo er auf der Reise zu seiner in Mannheim lebenden Tochter bei Freunden zu Besuch weilte. Am 30. September 1863 in Obernkirchen bei Rinteln an der Weser geboren, trat er 1879 als Kadett in die Marine ein. Nach einem raschen Aufstieg, der ihn bereits 1895 als Dezernenten in die Zentralabteilung des Reichsmarineamts führte, fand ihn der Krieg als Vizeadmiral und Chef des zweiten Hochseegeschwaders. Im Februar 1916 wurde ihm nach dem Tode Admiral Pohls der Oberbefehl über die gesamte Hochseeflotte übertragen. Mit ihr schlug er am 31. Mai und 1. Juni 1916 die Schlacht am Skagerrak, bei der die überlegene englische Kampfesmacht mit bedeutend größeren Verlusten als auf deutscher Seite das Gefecht abbrach. Diese Seeschlacht beraubte die englische Flotte des Rufes ihrer Unbesiegbarkeit und bedeutete eine gewaltige moralische Stärkung der Lage Deutschlands. — Als am 2. August 1918 der Großadmiral v. Holtzendorff von seinem seit Februar 1915 bekleideten Posten als Chef des Admiralstabs zurücktrat, wurde Scheer sein Nachfolger. Im Dezember 1918 schied er aus dem Marinedienst und widmete sich nun als Mitglied der Deutschen Volkspartei politischer Betätigung, für die er auch gelegentlich als Redner hervortrat. Zur Geschichte des Weltkrieges hat er mit seinem Werk „Deutschlands Hochseeflotte im Kriege" einen wesentlichen Beitrag geliefert. — Nach Überführung der Leiche nach Weimar, Scheers Wohnsitz, erfolgte hier am 30. November unter überaus zahlreicher Teilnahme das Begräbnis.

Einweihung einer Gedenkhalle für die gefallenen Angehörigen der Ludwigs-Universität in Gießen a. d. Lahn am 24. November: Während der Feier vor der Ehrentafel mit den Namen der Gefallenen. Rechts im Ornat: Rektor Dr. Herzog.

Links oben:

Wieder ein Hauseinsturz: Das im 9. Bezirk in Wien gelegene Gebäude, dessen Vorderfront bei Erneuerungsarbeiten am 26. November zusammenbrach.

Im Oval:

Dr. Robert Haab,
der neue schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1929.

Rechts nebenstehend:

Ein würdiges Gedenkmal für die Gefallenen des Weltkriegs: Das Glocken-Ehrenmal in Lauter (Erzgebirge), in dessen Innerem sich drei Glocken und eine Ehrentafel befinden, eingeweiht am 30. November. (Entwurf: Bruno Ziegler, Chemnitz.)

Ein neuer Hamburger Riesenbau: Der unlängst fertiggestellte Sprinkelhof, das größte Wohn- und Geschäftshaus der Hansestadt, das zehn Stock hoch ist, eine Straßenfront von 75 m aufweist und 360 Wohnungen enthält.

Links: Architektonische Neuheiten in Spanien: Eine vor kurzem in Madrid eingeweihte Kirche, die im „neukatalonischen" Baustil errichtet wurde.

Zu Selma Lagerlöfs 70. Geburtstag: Abgeordnete der schwedischen Landesverbände bringen der Dichterin zu ihrem Geburtstag, dem 20. November, in ihrem Heim auf Marbacka Glückwünsche dar.

Deutscher Reitersieg in Amerika: Die drei Reichswehroffiziere mit der bei der Internationalen Military Trophy errungenen Siegesgabe nach ihrer Rückkehr nach Hamburg am 28. November. Von links nach rechts: Oberleutnant Schmalz, Oberleutnant v. Barnekow und Oberleutnant Freiherr v. Nagel.

Die ganze **deutsche Nordseeküste** wurde von schweren **Stürmen** und teilweise auch Überschwemmungen heimgesucht. Vom Hochwasser wurde besonders auch Holland betroffen, so die Städte Antwerpen, Rotterdam, Vlissingen und Dordrecht. Auch auf der Insel Helgoland hat der Sturm große Schäden verursacht. Die Düne wurde an der Nord- und Ostseite stark beschädigt. Am meisten aber hatte die **Insel Sylt** zu leiden. Die Sturmfluten am 23. und 24. November gehören zu den schwersten Katastrophen der letzten Jahrzehnte. Die Zugangsstraßen zu den Ortschaften um Keitum und Morsum wurden überschwemmt. Durch den Bruch des Hörnumer Bahndamms, der an sechs Stellen zerrissen ist, drang das Wasser in den südlichen Teil von Westerland ein. Am Badestrand wurden starke Verwüstungen angerichtet. In Wenningstedt war stellenweise ein Landverlust bis zu 25 Meter zu verzeichnen. Munkmarsch stand ebenfalls unter Wasser. Die nördliche Halbinsel war zeitweise durch einen 100 m breiten Flutstrom von Sylt abgetrennt. Der Hindenburg-Damm, der Sylt mit dem Festland verbindet, erlitt hingegen nur geringere Schäden, der Zugverkehr konnte aufrechterhalten werden.

Dr. J. Schmitt, bisheriger badischer Finanzminister (Zentrum), der neue Staatspräsident von Baden.

Ministerialdirektor Dr. H. v. Dirksen, bisher Leiter der Ostabteilung im Auswärtigen Amt, wurde zum Botschafter in Moskau ernannt.

Hermann Hahn, Professor an der Akademie der bildenden Künste in München, bekannter Bildhauer, ein Meister der neueren monumentalen Plastik, feierte am 28. November seinen 60. Geburtstag.

Prof. Dr. Fritz Haber, Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie in Berlin-Dahlem, Professor an der Universität in Berlin, Chemiker von Weltruf und Nobelpreisträger, wird am 9. Dezember 60 Jahre alt.

Kommerzienrat Richard Sichler, Generaldirektor der Lingner-Werke in Dresden, wurde von der Technischen Hochschule in Braunschweig für seine Verdienste um die Denkmalspflege zum Ehrendoktor ernannt.

Das **Schulschiff „Pommern“**, das sich auf der Fahrt von den Kanarischen Inseln nach Plymouth befand, erlitt in der Nacht vom 23. zum 24. November durch Überbordgehen der Masten eine schwere Havarie. (Vgl. hierzu den Beitrag „Windjammer und Qualmkästen“ auf S. 870.) Da die Gewalt des Sturmes nicht nachließ, wurde die gesamte Besatzung in Stärke von 79 Mann durch den deutschen Schlepper „Heros“ an Bord genommen, eine beachtliche seemännische Leistung bei dem orkanartigen Sturm im Dunkel der Nacht. Am 26. November ging dann die Besatzung in Plymouth an Land.

Links: Ankunft des neuen afghanischen Gesandten in Berlin am 27. November: Mohammed Emin Khan mit seiner Gattin und seinem Töchterchen nach dem Eintreffen auf Bahnhof Friedrichstraße.
Rechts: Pläne für die Verwendung des „Graf Zeppelin“ zu einer Nordpol-Flugexpedition: Dr. Eckener, Reichsverkehrsminister v. Guérard und Nordpolforscher Prof. Fridtjof Nansen bei der Besprechung des in Aussicht genommenen Polfluges in Berlin am 27. November.

Admiral Scheers Bestattung in Weimar am 30. November: Nach der Trauerfeier in der Herderkirche (Stadtkirche). Davor die Ehrenkompanie der Reichswehr und Abordnungen vaterländischer Verbände.
Im Oval: Besuch des Vertreters Ungarns beim Völkerbund in Berlin: Der 82jährige ungarische Politiker Graf Apponyi nach dem Empfang beim Reichspräsidenten am 24. November.

Links: Raketenfahrzeug-Versuche auch in Amerika: Probefahrt mit einem Beisitzermotorrad (14 Raketen Ladung) im Velodrom zu Neuyork, ausgeführt von dem Konstrukteur, Kapitän George White. — Rechts: Mancher will auch in der kalten Jahreszeit im Freien sitzen: Gäste im Vorgarten eines Berliner Lokals am Kurfürstendamm, in dem man nach Pariser Muster Koksöfen aufgestellt hat, um den Lufthungrigen den Aufenthalt im Freien angenehm zu machen.

Links: Auf Überlandflug in Geislingen an der Steige (Württemberg) vom Schneesturm überrascht: Ein am 27. November verunglücktes Sportflugzeug, das mit 160 km Geschwindigkeit gegen einen Berg prallte. Der Führer blieb unverletzt. — Rechts: Deutschlands größte Skisprungschanze: Die soeben fertiggestellte Sprungschanze in Johanngeorgenstadt (Erzgebirge).

Sturm über Sylt.

(Hierzu eine Notiz unter „Tagesgeschichte“ auf Seite 854.)

Die Strandpromenade von Westerland mit dem Musikpavillon im Ansturm der Sturzseen.

Das Strandcafé in Wenningstedt, von der Springflut unterspült und zu einem Teil in der Luft schwebend.

Im Hafen von Munkmarsch. Die Landungsbrücke wird von der See überspült.

Ein Opfer der Springflut: Der zerstörte Bahndamm der Inselbahn von Hörnum nach Westerland.

Ein Dampfer im Wogenprall: Schwere Sturzseen überfluten die Reling.

DIE AGAVEN DER AKROPOLIS

EIN PFLANZENSCHICKSAL

AUFNAHMEN UND TEXT VON
WALTER HEGE, ATHEN

Immer wieder fesseln sie meine Aufmerksamkeit, hier, in Athen, wo ich doch nur die edlen Reste jener hohen Tempelkunst bewundern wollte. Vielleicht, weil sie ihre nächste Nachbarschaft bilden, in engster Verbundenheit neben ihnen stehen; vielleicht auch, weil gerade sie ihr stärkstes Leben zeigen, wenn alles andere der Pflanzenwelt den heißen Sonnenstrahlen zum Opfer gefallen ist. Neben den massigen Bergformen, neben den gewaltigen Ruinen einer längst vergangenen Welt bilden sie einen wesentlichen Bestandteil dieser Landschaft.

Im Frühjahr geht ihr blasses, blaugraues Grün unter in jener unbeschreiblichen Buntheit der kleinen Blumen, die jede Erdkrume bedecken. Doch im Sommer, Anfang Juni, wenn alles Leben zur Dürre geworden, da beginnen die ältesten und stattlichsten dieser eigenartigen Pflanzen einen riesigen Stengel in die Höhe zu treiben, einem mächtigen Schachtelhalm ähnlich. Aufregend schnell, von Tag zu Tag sichtbar, geht dieses Wachsen. Und dann plötzlich, nach einigen Wochen, wenn der Stamm eine Höhe von fünf bis sechs Meter erreicht hat, treibt er in gemessenen Abständen seine Arme heraus, als hätte er den edlen Schwung mittelalterlicher schmiedeeiserner Kirchenleuchter zu seinem Vorbild genommen. Steckt er noch seine gelben Kerzen an, dann stehen fremd und märchenhaft die Tempelleuchter der Akropolis vor unseren erstaunten Augen. Nicht zwei Monate haben sie zu ihrer Vollendung gebraucht, wie von Zauberhand errichtet, stehen sie da.

Aber woher nimmt diese eigenartige Riesenpflanze den Stoff zum Aufbau dieses Kunstwerkes? Wo doch während der Zeit ihres Wachstums nie ein Tropfen Regen den Boden netzte, nie ein Tropfen Tau sich herabsenkte! Der Blick zum Fußende der Pflanze löst dieses Rätsel: alle die starken, dickfleischigen Blätter schlingen sich wie verendende Polypen, deren Fangarme sich im Todeskampfe zusammenkrümmen, um den Stamm, ausgedörrt, manches nur noch als kleiner dürrer Zunder am Stamm hangend. Die Pflanze zehrt sich durch ihr Blühen selbst auf; nur einmal blüht sie, dann muß sie sterben. Viele Jahre hat sie bis zu jener riesigen Staude gebraucht, bis sie schließlich ihr Letztes, Herrlichstes gibt, jene seltsame Blüte, um dann nicht mehr zu sein. Eigenartige Pflanze und tragisches Schicksal, tiefstes Sinnbild vom Werden und Vergehen irdischen Lebens auf einem Grunde, der selbst Symbolisches seltsame Tat werden läßt.

AGAVEN DER AKROPOLIS ZUR BLÜTEZEIT

VERTROCKNENDE AGAVENSTAUDEN

ABGEBLÜHTER UND VOM WETTER ZERRISSENER
BLÜTENSTAND DER AGAVE

SPANISCHER TANZ

FARBIGE ZEICHNUNG VON R. DUSCHEK

Schüsse in der Nacht

Roman von Frank Arnau.

(Schluß.)

Nabossy, der sich nicht rührte, hoffte, die Unterbrechung würde vorübergehend sein.

Da prallte eine Hand Albert Renees mit gewaltigem Aufschlag auf seinen auf dem Bettrand liegenden Unterarm.

Nabossy sprang auf, griff mit der freien Hand unter die Beine Albert Renees und warf ihn, auf dem Bett kniend, hinaus. Mit einem raschen Griff hatte er sich der prallen Brieftasche bemächtigt.

Als im Bruchteil der nächsten Sekunde Albert Renee aufspringend den Türrahmen erreicht und den Schalter angedreht hatte, sah er sich, gründlich verblüfft, Nabossy gegenüber, der ihm verbindlich lächelnd die Mündung seiner — Albert Renees — eigenen Waffe entgegenhielt.

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Wögerer," meinte Nabossy, „das Schießzeug ist bereits entsichert, Sie ersparen mir die Mühe."

Er legte, ohne den Revolver zu senken, mit der linken Hand die Krokodilledertasche auf das Bett, wandte eine Deckelhälfte um: die Briefe Wagemanns, an der steilen Schrift des Präsidenten sofort kenntlich, lagen vor ihm, mit einem gelben Bändchen, wie es zur Packung gewisser Zigarrenpakete verwendet wird, sorgsam verschnürt.

„Sind Sie irrsinnig?" fauchte Herr Albert Renee wutverzerrten Gesichts. Es war nicht sehr minniglich zu schauen. Einzelne lange Strähnen seines spärlichen, tagsüber peinlich genau über einen stark gelichteten Schädel gestrichenen Haupthaares hingen ihm an der unrechten Seite und über das Gesicht herab, wie einem Landgaul, dem man die Stirnhaare als Fliegenwedel belassen hat. Barfüßig, den grellgeblümten Schlafanzug verdrückt und verschoben, hatte der schöne Mann Ähnlichkeit mit einer lustigen Figur aus dem Theater.

„Schweigen!" belehrte ihn Nabossy.

*

Auf dem einzigen, nicht allzu viele Quadratmeter großen Platz Bad Gasteins spielte die Kurkapelle ein erlesenes Programm. Von den mächtigen Gasthofbauten flankiert, über deren Dächer die breit ausladenden Vorberge der Tauernkämme lugten, regte sich geruhig-vornehmes gesellschaftliches Leben. Die energischere Tonart der Deutschen Berlins und der Osthälfte des Reiches war vorherrschend. Zwischenhinein meldete sich die dunklere Aussprache der Süddeutschen, der Wiener; slawische Dialekte der ehemaligen Monarchie, vermischt mit singenden ungarischen Lauten, und ergänzend das Englisch sehr saturiert und selbständig blinkender älterer Angelsachsen ergaben ein polyglottes Lautbild.

Wagemann kam mit Alix die Straße vom „Hotel de l'Europe" herab, jugendlichen Schrittes, sehr aufrecht, sonnengebräunt. Alix hatte ihm zum Frühstück die Nachricht zukommen lassen, sie wolle ihn sprechen.

„Nun," fragte er, als sie in der Nähe des Musikpavillons Platz genommen hatten, „was wird schon los sein?"

Er betonte das „schon", bediente sich des Börsenjargons, um die Nichtigkeit jeder Angelegenheit herauszustreichen.

Alix hielt ihm seine Briefe an Katjuscha hin. Er sah sie ernst, fragend an. Sie berichtete.

„Ich habe es als meine Pflicht angesehen, die Briefe wieder in die richtigen Hände gelangen zu lassen", schloß sie.

„Und dieser Mensch," sagte Wagemann scharf, „den wir schwerlich dorthin schicken können, wohin er gehört, wird dir weiterhin das Leben vergällen? Gib ihm den Laufpaß. Ich sorge wie bisher für dich."

Alix ließ ein eigentümliches Lächeln sehen.

„Das werde ich schwerlich akzeptieren können. Dann schon gar nicht, wenn du, wie ich mitunter glaube, wieder der Jugend mehr Interesse zuwendest..."

Der Präsident schwieg, geschmeichelt; er drückte — sonderbares Zusammentreffen! — höchst auffällig beide Augen zu.

„Du mußt das verstehen," sagte er dann langsam, in einem fast wehmütigen Ton, „es ist vielleicht eine späte Sehnsucht... weißt du, die noch einmal... ein paar Jahre noch... Soll ich es mir versagen?"

„Nein. Aber wir beide müssen dann endgültig Abschied nehmen."

„Warum? Ich wüßte nicht... Und was die finanzielle Seite betrifft — Niemand würde erfahren..."

„Doch. Und auch das paßte mir nicht — von anderem ganz abgesehen! Ich werde schon allein weiterfinden."

Eine lange, müde Pause entstand. Alix sah regungslos vor sich hin. Dann, plötzlich, stand sie auf, das Unabänderliche ihres Entschlusses ahnend und im Erfassen ehrlich bestürzt.

„Alix, das darf nicht sein! Ich bin dich zu sehr gewohnt. Wenn es auch seit Zeiten nur Kameradschaft war" — er hob das Wörtchen „nur" bedeutsam hervor — „es war um so bindender. Es scheint nicht nur so, sondern wir sind uns seit unserer Scheidung tatsächlich um vieles, vieles nähergekommen."

Alix sah ihn lange an; sie sah in feuchtglänzende Äuglein, denen die übrige plaudernde und fröhliche Welt ringsum abhanden gekommen war.

„Ich muß auch an mich denken, Paul. Ich bin noch halbwegs jung — doch nicht mehr jung genug, um zuzuwarten. Ich brauche irgendein Heim, ein wirkliches Heim, und einen Menschen, dem ich die Nächste bin. Weißt du — sonderbar — all die Redensarten, die Träume und derlei, im nahenden Altern, wollen sagen, Älterwerden, da wird das mitunter ganz nahe Wirklichkeit."

Sie reichte ihm die Hand hin, und bevor er zu sprechen imstande war, wandte sie sich ab und ging. Das sanfte Lächeln von vorhin war von ihr geschwunden.

Einer der reichsten Männer Mitteleuropas blickte ihr hilflos nach und sah sich außerstande, seinen sonst so gefürchteten und unbeugsamen Willen durchzusetzen.

*

Zur selben Zeit gelang es Hanna, Erich Langen zur Rede zu stellen. Langen war von Alix in die Hotelhalle bestellt worden. Er pflegte morgens nur sehr vorsichtig das erste Stockwerk des Hotels zu passieren; manchmal schickte er sogar das Zimmermädchen voraus, damit es ihm berichte, ob im Augenblick niemand auf dem Korridor wäre. Als er auch diesmal beinahe schadlos den Ausgang erreicht hatte, wurde er von dem Direktor eingeholt, der ihm die Mitteilung machte, Frau Alix Wögerer wünsche ihn genau zehn Uhr in der Halle zu sprechen.

Langsam sah er auf die Uhr, stellte verzweifelt fest, daß zwei Minuten achtunddreißig Sekunden auf den gestellten Termin fehlten, und gedachte, mit Alix, sowie diese erscheinen würde, sofort das Haus zu verlassen.

Er hatte kaum einige Schritte zurück in den geräumigen Vorsaal gemacht, als Hanna vom Speisesaal herkam, mit dem raschen Schritt einer, die, sich zu beeilen, verständigt worden war.

„Morgen, Doktor."

Er verbeugte sich angemessen, wies höflicherweise auf einen Fauteuil und setzte sich hinzu.

„Nun?" Sie sagte es herausfordernd, mit dem Übermut ihrer Jahre, und als ob es sich um irgendeine Geringfügigkeit handeln würde.

Langen, der ziemlich mitgenommen aussah, betrachtete sie eine Weile, nicht gerade ungehalten, eher mit dem Blick des forschenden und verstehenden Arztes.

„Ich möchte noch einmal so jung sein wie Sie, Hanna."

„Sonst haben Sie keine Sorgen?"

„Doch. Sind Sie die fixe Idee von unlängst schon losgeworden?"

„Was haben Sie mit Alix so Geheimnisvolles?"

Langen begriff. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß Alix ihn hier treffen wollte.

„Die gnädige Frau hat mich für zehn Uhr bestellt. Ich weiß nicht, was sie mir sagen will. Es wird so sehr Wichtiges nicht sein."

„Glauben Sie?" Sie hatte hochrote Wangen. „Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Dieses — dieses Weib!"

„Ich habe Ihnen schon einmal verboten —"

„Ich lasse mir gar nichts verbieten! Wollen Sie den Verkehr mit dieser Frau aufgeben, ganz aufgeben, nur auf die nötigen Höflichkeitsformen beschränken — oder —?"

„Wer gibt Ihnen das Recht, Hanna —!"

„Die Umstände. Die Schüsse, die damals gefallen sind, in der Nacht. Ich weiß, wer sie abgefeuert hat. Ich allein. Und — Sie."

„Ich weiß dasselbe, was Hofrat Pollack von der Wiener Polizeidirektion weiß: daß Fräulein Doktor Katjuscha Weressowski sie abgefeuert hat."

„Nein, nein und nochmals nein!" Sie war in höchste Erregung geraten. „Sie haben geschossen, Doktor Langen, Sie, und niemand anderes! Soll ich Ihnen das beweisen? Ja? Wünschen Sie das?"

„Auch ich", sagte Alix, die hinzutrat, scharf, doch mit unterdrückter Stimme, „möchte da gern Genaueres wissen."

Langen und das junge Mädchen waren von den Sitzen aufgeschnellt.

Hanna schloß für einen Moment die Augen.

Alix rückte einen Stuhl heran und setzte sich.

„Ich warte."

Langsam, zögernd nahmen die beiden anderen ihre Plätze wieder ein.

„Ah, gnädige Frau," sagte Hanna und gab ein unechtes Lachen drein, „das war nicht für Ihre kleinen Ohren bestimmt."

Sie suchte sichtbar nach einer Ausrede, fand aber nichts Glaubwürdiges.

„Ich wollte unserem Doktor Langen einen Schreck einjagen. So. Sonst nichts. Eine kleine Kriegslist, wenn Sie wollen."

„Seltsame Mittel gebrauchen Sie, liebe Hanna."

„Der Zweck," warf das Mädchen hin, „der Zweck, liebe Alix..."

„Rechtfertigt dergleichen unter keinen Umständen. Außerdem wirst du in Zukunft dich eines zurückhaltenderen Tones im Umgang mit Doktor Langen befleißigen müssen."

„So? Deinetwegen?"

„Ja. Ich nehme Anteil an dem ohnehin nicht sehr gefestigten Wohlbefinden des Doktors, regen Anteil, verstehst du? Einen Anteil, der im Wachsen begriffen ist."

Langen, der bisher vollkommen apathisch und wie ergeben in ein unabwendbares Schicksal dagesessen hatte, richtete sich gerade auf und sah Alix groß an.

„Es kann so weit kommen, liebe Hanna, daß ich es für gut befinde, Doktor Langen aus deiner Nähe ganz zu entfernen."

„Ah, das wußte ich nicht: Ihr seid schon so halb und halb einig? Und ich gebe mir noch immer Mühe!"

Die blanke Wut blitzte der Widersacherin ins Gesicht.

„Vergebliche Mühe."

„So. Viel Lärm um —"

„Um?"

„Um — einen — Mörder!"

Wie auf einen Schlag standen die drei einander gegenüber.

„Sie sind toll geworden!" hörte Langen sich sagen.

„Vorsicht, Mädchen!" mahnte Alix.

„Vorsicht? Hab' ich nicht nötig —"

„Aber wir können wenigstens dem öffentlichen Ort zufolge ein entsprechendes Betragen verlangen. Mit Menschen, die schreien, pflege ich mich nicht abzugeben."

„Oh, ich kann das auch ganz ruhig sagen. Warum nicht? Ja, wo sind wir denn stehengeblieben? Schüsse in der Nacht! Was erzählte dir Herr Dozent Doktor Langen? Daß er nach dem zweiten Akt an dem Abend der Tat in den Straßen der inneren Stadt umhergeirrt sei, stundenlang, wie? Stimmt das?"

Sie hatte sich geradezu an Langen gewendet, der regungslos dastand, die Augen halb geschlossen, blutleeren Angesichts, das tiefe Schatten furchten.

„Mir aber, mir sagte er, daß er schnurgerade nach Hause gefahren sei. Ist das ein Widerspruch, oder ist es keiner? — Aber das ist noch gar nichts. Viel wichtiger ist dies: Doktor Langen war der einzige Mensch, der einzige, wiederhole ich, der mit Katjuscha in Feindschaft lebte! In stiller, verbissener, rachsüchtiger, verborgener Gegnerschaft. Katjuscha wollte dich, Alix, ganz haben, ganz allein haben. Da kam dieser Dozent Langen. Das war eine Gefährdung einer sehr innigen und noch zu vertiefenden Freundschaft. Es ist alles so klar, so ungeheuer selbstverständlich!"

„Und — nichts — bewiesen", sagte Alix ruhig.

„Bewiesen? So? Und das nicht erbringliche Alibi zur Zeit der Tat? Wie? Der Widerspruch in —"

„Du träumst, Hanna", sagte Alix und holte ihre Zigarettendose hervor. „Ich kann mich nicht erinnern, daß Doktor Langen mir gesagt hätte, er wäre an jenem Abend in den Straßen umhergerannt."

„Nicht? Du kannst dich nicht erinnern? Oh, das ist köstlich! Ich weiß jedes Wort ganz genau, das du zu mir — am Tag unserer Abfahrt von Wien —"

„Es kann sein," sagte Alix, während sie die Zigarette anbrannte, und sie zeigte ein feines überlegenes Lächeln, „daß ich Ähnliches gesagt habe. Es schmeichelte meiner Eitelkeit — nicht wahr? — daß Doktor Langen, meinetwegen, stundenlang... ja, so wird es gewesen sein."

Hanna, wie vor den Mund geschlagen, sah sie dringend forschend an, mit einem angestrengten Blick, der durchstoßen wollte, an dem Lächeln der jungen Frau aber abprallte und nach vergeblich fortgesetzten Versuchen das Vorhaben aufgeben mußte.

„Du wirst dich hüten müssen, Hanna," sagte Alix nach einer Weile, „solche ehrenrührige und wahnwitzige Behauptungen... wohl hüten... Wir, Doktor Langen und ich, wollen keinen Gebrauch davon machen — wie denn anders, du hast mir ja letzthin ein kleines Geständnis gemacht, Doktor Langen betreffend... das erklärt und entschuldigt viel... also, Vorsicht, mein Kind!"

Hanna war aufgesprungen.

„Sie, Doktor Langen, Sie frage ich, einen Mann, von dem ich fest glaube, daß er keine Lüge über die Lippen bringt: Haben Sie zu Alix gesagt, Sie wären nach der Oper umhergeirrt? Waren Sie zu jener Zeit in Dornbach? Ich habe immer angenommen, daß es eine Tat im Affekt war, halb unbewußt, wahrscheinlich. Wie? Sprechen Sie!"

Langen, versunken im Fauteuil, zog langsam die Lider hoch und schaute auf Hanna, die knapp vor ihm stand. Aber er sah sie nicht. Er sah dorthin, wo zwei Augen ihm einen kurzen, bestimmten Befehl gaben.

„Was fällt Ihnen ein, Hanna!" sagte er wie eingelernt. „Sie phantasieren. Das ist ja alles Unsinn — Unsinn."

Ein hilfloser, haltloser Ausdruck haftete in seinem Gesicht...

Hanna warf einen kurzen Blick auf Alix, die rauchend im Stuhl zurückgelehnt lag.

„Hm, ja!" sagte sie in einem selbstkritischen und ehrlich bedauernden Tonfall. „Verspielt. Das kann passieren. Die glücklichere Partnerin streicht den Gewinn ein. Nun denn, meine teure Alix, du darfst mir gratulieren. Ich werde mich verheiraten —"

„Mit —?" fragte Alix gelassen — „Nabossy? Oder vielleicht noch mehr Ehrgeiz — der Präsident —?"

Hanna sah vor sich hin. Dann, ganz plötzlich, brach sie wie ein kleines Mädchen, das sie im Grunde ja war, in Tränen aus. Sie blickte zu Langen hin. „Vielleicht hätte er eine Frau verdient, die ihn wirklich liebt." Aufschluchzend lief sie davon.

*

„Erzählen Sie," sagte Alix, ruhig und bestimmt, nicht zu laut, mit einem schonungsvollen und doch eindringlichen Tonfall, „eines nach dem andern." Sie saß Langen gegenüber, den Kopf in der Hand, den Arm auf das Knie gestützt. Irgendwie war Langen an die Einrichtung der Beichte erinnert. Die hohe Halle war leer. Hin und wieder schritt später jemand über die Teppiche, dem Ausgang zu; aber das störte nicht.

„Das sind alles ganz unbegreifliche Dinge", begann Langen wie aus dem Traum heraus. „Wenn ich mir die Einzelheiten zurückrufe, erscheinen sie mir, getrennt betrachtet, unmöglich — als hätte nicht ich, sondern ein anderer sie erlebt, getan. — Es begann damit, daß ich mich in Sie, Alix, verliebte. So sagt man wohl. Was für ein armseliges Instrument des Ausdrucks ist doch die Sprache! Der Mediziner erkennt da wie kaum ein anderer unsere zeitlich bedingte Unzulänglichkeit. Wir sind, weiß Gott, wie gelehrt und haben ein schönes Stück Arbeit hinter uns gebracht, erschaffener Geist drang tief ein ins Innere der Natur,

(Fortsetzung auf Seite 876.)

REITERGEPLÄNKEL

ORIGINAL-HANDSCHERENSCHNITT VON ILSE MEISTER-ZEYEN

ADMIRAL SCHEER

DER SIEGER VOM SKAGERRAK

GESTORBEN AM 26. NOVEMBER

Admiral Reinhard Scheer, Oberbefehlshaber der deutschen Hochseestreitkräfte bei der Schlacht am Skagerrak am 31. Mai und 1. Juni 1916, August—Dezember 1918 Chef des deutschen Admiralsstabs, † im Alter von 65 Jahren. (Phot. F. Langhammer, Kassel.)

Eine Erinnerung an Skagerrak: Offiziere eines deutschen Schlachtschiffs beobachten während des Gefechts in der Nacht zum 1. Juni 1916 den Untergang englischer Schiffe. Zeichnung von Claus Bergen.

Aus der ruhmreichen Skagerrakschlacht: Die deutschen Großkampfschiffe gehen während der Tagesschlacht am 31. Mai 1916 bei Hornsriff in Kiellinie zum Angriff vor. Zeichnung von Claus Bergen.

EIN WALD WANDERT ZU DEN MENSCHEN: CHRISTBAUMMARKT IN DER GROSZSTADT

ZEICHNUNG VON MARTIN FROST

ROLANDE

Der Roland von Questenberg im Südharz.

Der berühmte, 5,4 m hohe Roland vor dem Rathaus in Bremen.

Ein primitiver Roland: Holzfigur in Potzlow (Ukermark).

Unter den Merkmalen und Wahrzeichen deutscher Städte und Ortschaften nehmen die Rolandssäulen eine besondere Rolle ein. Während den sonstigen Merkzeichen: Bäumen, Steinen, Brunnen, Gebäuden, Kreuzen, Mühlen usw., wenigstens eine durch Überlieferung ins Sagenhafte gestaltete örtliche Begebenheit oder eine religiöse Beziehung zugrunde liegt, hat man sich über den Ursprung der Rolandssäulen trotz aller eingehenden Forschungen noch nicht einigen können. Die einen wollen die Aufstellung solcher „Säulen" aus rechtshistorischen, die anderen aus kulturhistorischen Gründen erklären. Sagenforscher, so Grimm und Platen, sehen in diesen Standbildern Nachbildungen alter heidnischer Donarbilder, Rechtshistoriker betrachten sie dagegen als Symbole gewisser städtischer Privilegien. Sie stützen sich dabei auf die Tatsache, daß sich die Rolandsstandbilder namentlich in den norddeutschen Städten vorfinden, die ehemals mit Magdeburgischem Recht ausgestattet waren. Diese Theorien sind aber doch wohl nur Mutmaßungen. So haben ja schon im 10. Jahrhundert neugegründete niedersächsische Städte, wie Magdeburg,

Halberstadt, Quedlinburg, Königsstandbilder errichtet, die der Freude an monumentaler Bildnerei entsprangen, aber nicht Sinnbilder des Rechts bildeten und auch sonst keine andere Bedeutung hatten. Die ältesten Rolandssäulen reichen jedenfalls sehr weit zurück und bestanden ehedem aus Holz; erst später wurden sie zum größten Teil durch steinerne Standbilder ersetzt, so der berühmte Roland vor dem Rathaus in Bremen im Jahre 1404. Auch hat man in manchen Orten erst in neuerer Zeit irgendeine Figur als Roland bezeichnet, so daß man jetzt etwa 150 echte und unechte Rolandsorte

Das Rolandsdenkmal in dem holsteinischen Städtchen Wedel.

Das 5,6 m hohe Steinbild des Rolands am Rathaus in Brandenburg an der Havel.

Links nebenstehend: Rolandsstandbild in Buch bei Tangermünde.

Oben rechts: Am Rathaus von Belgern bei Torgau. Diese aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammende Rolandsstatue wurde 1887 renoviert.

zählt. Viele der alten Rolande werden im Laufe der Zeit aus irgendwelchen Gründen verlorengegangen sein. Meistens finden sich die Rolandsstandbilder in den Städten auf dem Markt oder anderen öffentlichen Plätzen von Bedeutung, doch trifft man sie auch, zumal in kleineren Ortschaften und Dörfern, außerhalb der Häuser. So viel steht, bei allen sonst noch unklaren Ansichten über diese Säulen, fest, daß sie als Zeichen der Gerichtsstätte dienten, stellen sie doch zumeist einen barhäuptigen Mann in Rüstung oder Mantel dar, der in der rechten Hand ein bloßes Schwert hält. Diesen Mann nun hat die Überlieferung als den Roland der Karlsjahre gedeutet, woraus sich der Name Rolandssäulen für solche Standbilder abgeleitet hat.

Bemalter hölzerner Roland an der Südwestecke des Rathauses in Nordhausen a. H.

Im Oval:

Der Roland auf dem Marktplatz in Zerbst. Das in der Mitte des 15. Jahrhunderts errichtete Standbild wurde 1848 mit dem gotischen Gehäuse versehen.

Unten Mitte:

Der Roland am Roten Turm auf dem Marktplatz von Halle a. S.

Unten links:

Die Rolandsstatue am Rathaus in Halberstadt. Der Gürtel trägt die Jahreszahl 1433.

Bernhardiners Kinderstube.

Aufnahmen aus einem Hundezwinger von Erwin Gutwinski, Prag.

WAS WIRD ES WOHL HEUTE GUTES ZUM MITTAG GEBEN?

WILLST DU ENDLICH LOCKER LASSEN!

IMMER BRAV SCHLUCKEN, CÄSAR!

SIESTA NACH DEM DINER

DAS NESTHÄKCHEN

Die Probe.

EINE ERZÄHLUNG AUS DER FILMWELT VON PAUL SCHELLHAS.

„Achtung, Aufnahme!" Zum letzten Male flammten die Jupiterlampen auf, drehte sich die Kurbel des Aufnahmeapparats, stach die blendende Helle der Aufnahmebeleuchtung die Augen. Dann erloschen die Lampen, wich das grelle Licht der gewöhnlichen Atelierbeleuchtung, die nun dunkel erschien, und die Gegenstände nahmen wieder ihre nüchterne Alltagsfarbe an. Die Aufnahmen waren für heute beendet.

Die Filmschauspielerin sank in einen Sessel. Es war spät geworden, und sie fühlte sich völlig erschöpft. Die letzte Szene in dem tragischen Film war schrecklich. Sie konnte sich kaum noch erinnern, wie oft der Vorgang geprobt war, bis die Aufnahme zur Zufriedenheit gelang. Immer noch sah sie vor sich das bleiche Gesicht ihres Partners, des berühmten Schauspielers, der mit unheimlicher Realistik den sterbenden Helden dargestellt hatte, dessen Geliebte sie war. Immer wieder sah sie sich über ihn herabbeugen und die schwere Armwunde verbinden, immer wieder drückte sie die durch den Säbelhieb getroffene Schlagader mit den Fingern fest zu, hielt den Arm hoch empor und legte kunstgerecht eine straffe Binde um den Arm oberhalb der Wunde, um das mit dem Blute verrinnende Leben aufzuhalten. Mußte der Realismus so weit getrieben werden? War es nötig, daß ein richtiger, vorschriftsmäßiger Druckverband angelegt wurde, wie bei der wirklichen Gefahr einer Verblutung? Im Drehbuch stand davon natürlich nichts. Es war eine Marotte des Regisseurs, der überall, auch in Einzelheiten und Kleinigkeiten, Wahrheit und Echtheit haben wollte. Er meinte, wenn sich unter den Zuschauern bei der späteren Aufführung des Films zufällig Ärzte, Krankenschwestern oder ähnliche sachkundige Personen befänden, sie über die Art des Verbandes lachen könnten. Deshalb hatte er ihr eine förmliche Unterweisung über das Verhalten bei Verblutungsgefahr und die Anlegung eines korrekten Kompressionsverbandes erteilt; er war stolz auf seine medizinischen Kenntnisse und den Realismus seiner Darstellung. Heutzutage, hatte er gesagt, wo man in den Kulturfilmen allerlei Wissen verbreite, müsse auch der Unterhaltungsfilm in solchen Einzelheiten korrekt sein. Der beste Notverband sei eine starke Gummischnur, zum Beispiel der Gummischlauch eines Gaskochers, und am liebsten hätte er auch einen solchen herbeigeschafft. Aber es fiel ihm zum Glück noch rechtzeitig ein, daß das ein Anachronismus wäre, denn die Szene spielte im Freiheitskampfe der Griechen gegen die Türken, und im Hause des Helden gab es, wie der Regisseur mit Bedauern feststellte, schwerlich einen Gaskocher. Überdies mußte das künstliche Blut aus der Wunde strömen und am Boden eine Blutlache bilden. Und dazu das furchtbare Spiel des berühmten Tragöden! War es wirklich nötig, daß sich seine Gesichtszüge so schrecklich verzerrten, daß seine Augen zu brechen schienen, daß er laut röchelte? Mochte er das alles für die Bühne genau studiert haben, war es aber auch für den Film unumgänglich? Sie war nervös, schreckhaft und empfindlich, ja, sie konnte ohnmächtig werden, wenn sie Blut fließen sah, und heute hatte sie diese entsetzliche Szene immer und immer wieder spielen müssen. Niemals würde sie wieder eine solche Rolle übernehmen.

Der berühmte Schauspieler machte ihr schmeichelhafte Komplimente über ihr Spiel. In seinen scharfgemeißelten Zügen mit den großen Augen schien ihr noch etwas von dem verflossenen Todeskampf zu zucken. Neben ihm wirkte das glatte, runde Gesicht des stets lebhaften und witzigen Regisseurs mit der großen Hornbrille geradezu beruhigend. Auch er lobte überschwenglich ihre Darstellung in der letzten Szene. Er theoretisierte gern und gefiel sich in belehrenden Vorträgen.

„Sie gehören zu den Schauspielern, die ganz und gar in ihrer Rolle aufgehen", sagte er. „Sie erleben Ihre Rolle. Es gibt bekanntlich zwei Kategorien von Schauspielern. Die einen sind die kalten Virtuosen der Technik. Sie stehen über ihrer Rolle und nicht in ihr. Ein Beispiel aus der Zahl der älteren Berühmtheiten war Friedrich Haase, der mitten in der leidenschaftlichsten Szene seinem Mitspieler einen Witz zuraunen konnte. Er hatte einmal bei einer Gastspielreise auf einer kleinen Bühne in einer Liebesszene eine Partnerin, die ihm zu temperamentlos zu spielen schien. Mitten in der leidenschaftlichen und von ihm hinreißend gespielten Szene flüsterte er ihr wütend zu: ‚Mehr Leidenschaft, Sie... Weib!' Und die zweite Gattung, das sind die Schauspieler, die in ihrer Rolle vollständig leben, und für die die Außenwelt versinkt. Dazu gehören Sie, und dazu gehörte auch der herrliche Matkowsky, der oft wie geistesabwesend und in Schweiß gebadet von der Bühne abtrat."

Inzwischen war die Dunkelheit des späten Herbsttages längst hereingebrochen. Die Wagen warteten draußen. Die beiden Herren luden die Schauspielerin ein, in Gesellschaft der übrigen Mitwirkenden noch ein Stündchen bei einem Glase Wein zuzubringen, um sie aufzuheitern. Aber sie lehnte ab, die Stimmung dazu fehlte ihr.

Der Wagen durcheilte die lange, gerade Straße über das nur teilweise bebaute Feld, tauchte in das helle Licht der Verkehrsstraßen, bog dann nach dem westlichen Vorort ab und ließ das Leben der Stadt hinter sich zurück. Stiller und einsamer wurden die Straßen.

Ungewohnte, unheimliche Gedanken wuchsen während der Fahrt in der Seele der Schauspielerin auf. Also, so sah der Tod aus! Sie hatte noch niemals den Tod gesehen. Und so würde sie auch einmal aussehen, so würden ihre Augen brechen, und so würde sie röcheln? Wie furchtbar diese Gedanken mitten im Glanze eines siegreichen Lebens! Aber sie war ja noch so jung, und der Tod lag für sie doch noch in weiter, weiter Ferne, wie etwas Unwirkliches. Aber vielleicht doch nicht... Das Schubertsche Lied „Der Tod und das Mädchen" klang ihr heimlich an... Vielleicht reckte er schon seine Knochenarme nach ihr... der Wagen brauchte ja nur zu verunglücken... sie wurde hinausgeschleudert, zerschmettert, wie sie es oft in den Zeitungen gelesen hatte... Aber die meisten Menschen kümmern sich doch darum gar nicht. Es wäre ja auch unmöglich, zu leben, wenn man fortwährend an den Tod denken wollte. Doch unwillkürlich gab sie dem Chauffeur die Weisung, langsamer zu fahren.

Die Lichter des Wagens ließen die baumbepflanzten, nur spärlich erhellten Villenstraßen des Vororts aufleuchten, Landhäuser mit hellen Fenstern, reiche Gärten mit fallendem Laub zogen vorüber, hin und wieder tauchte ein Fußgänger aus dem trüben Dunkel des Herbstabends auf und wurde wieder vom Dunkel verschlungen.

Vor der Gittertür einer größeren zweistöckigen Villa inmitten eines Gartens hielt der Wagen. Das Haus lag im Dunkel, nur im zweiten Stock schimmerten einige Fenster. Die Schauspielerin erwachte vor ihrem Hause wie aus einem bösen Traum; es war ihr, als ob sie von einer langen Reise zurückkehrte. Wohltuend berührte es sie, daß dort oben noch Licht war, daß nicht das ganze Haus finster dalag. In dem erleuchteten Zimmer hauste ein junger Mann, der Sohn der Offizierswitwe, welche die Wohnung über der ihrigen innehatte. Der junge Mann stand im Examen, wie ihr die Mutter kürzlich erzählt hatte. Er arbeitete wohl noch. Es war noch Leben, tätiges Leben im Hause.

In ihrer Wohnung brütete Schweigen. Das Hausmädchen brachte den Tee und zog sich zurück. Sie war ganz allein. Ein ungewohnter Zustand. Ihre Mutter, die sonst ihren Haushalt teilte, war verreist. Lautlose Stille herrschte, der Straßenlärm der Stadt drang nicht hierher. Nur in der Ferne hörte man bisweilen die Hupe eines Automobils, sonst Totenstille. Unwillkürlich wurde sie auf diese Stille aufmerksam. Dieses lautlose Schweigen begann sie zu beunruhigen. In der Stille wachsen die Gedanken, die der Lärm des Tages erstickt. Die inneren Stimmen beginnen zu sprechen, und wir fangen an, ihnen zu lauschen.

Unruhe erfaßte sie, unbestimmtes Grauen schlich heran. Das große Zimmer lag im Halbdunkel, die Glastür des Balkonzimmers stand offen, und sie sah in den dunklen Nebenraum. Es war ihr, als ob dort im Finstern etwas lauerte. Nebelhaft schienen sich die Züge des sterbenden Griechenhelden von dem Dunkel abzuheben. War es der Tod, der dort lauerte? Lauerte er nicht überall? Sie schauerte zusammen. Es kostete sie einen Entschluß, aufzustehen und die Tür zu schließen.

Sie versuchte ihre Gedanken abzulenken. Sie stellte sich vor, wie die anderen jetzt in den hellen, lebenerfüllten Räumen des Weinlokals lustig beim Glase saßen — wie der Regisseur seinen Witz sprühen ließ — wie sie lachten — und wie sich der Gesichtsausdruck des berühmten Schauspielers so gänzlich verändert hatte, wie seine Züge keine Spur der vorher dargestellten Szene mehr ahnen ließen.

Aber ihre Unruhe wollte nicht weichen. Unheil schien in der Luft zu schweben, Schreckliches zu drohen. Eine unbestimmte und ihr selbst unverständliche Erwartung kommender Dinge beherrschte sie.

Plötzlich wurde die Totenstille zerrissen, zerrissen durch den gellenden Schrei einer Frauenstimme, und gleichzeitig hörte sie über ihrem Zimmer einen schweren, dumpfen Fall.

Dann war wieder kurze Zeit alles still.

Sie saß regungslos, festgebannt, mit starren Augen.

Dann kam jemand die Treppe heruntergestürzt, die Türklingel läutete, und es wurde stürmisch an ihre Tür geklopft.

Sie riß sich aus ihrer Erstarrung und öffnete.

Draußen stand die Dame aus dem zweiten Stockwerk, totenbleich, mit wirrem Haar und mit Blut bespritzt.

„Um Gottes willen, helfen Sie, helfen Sie! Sie haben Telephon... gestatten Sie... ein Arzt... ein Arzt... so schnell wie möglich!"

Die Dame stürzte an ihr vorüber zum Telephon. In fliegender Hast rief sie einen Arzt an. Er war abwesend, zu einem Krankenbesuch — er könne kaum vor einer Stunde dort sein. Ein anderer Arzt in der Nähe war nicht zu erreichen.

Die Dame rang die Hände.

„Mein Sohn, mein armer Sohn! Er stirbt! Er hat sich die Pulsader geöffnet. Aus Verzweiflung, weil er das Examen nicht bestanden hat. Bis heute hat er es mir verschwiegen. Er war verlobt... Er stirbt, wenn nicht sofort Hilfe kommt — er verblutet!"

Er verblutet! Es war wie ihr Stichwort im Film! Er verblutet! Auf einmal fiel der gliederlähmende Schrecken von der Schauspielerin ab, sie fühlte sich von einer fremden Macht ergriffen und fortgerissen. Es war ein höherer Regisseur, der sie hier zu ihrer Rolle rief. Und die hatte sie zu übernehmen und durchzuführen, so gut sie konnte...

„Ich komme!"

Sie flog die Stufen hinauf.

Droben lag auf dem Sofa hingestreckt ein junger Mann, bleich, mit verfallenden Zügen. Sie kannte diesen Gesichtsausdruck, er war ihr nichts Fremdes mehr. Sie wußte, was er zu bedeuten hatte. Der linke Arm des Jünglings hing herab, und aus der tiefen Wunde am Handgelenk spritzte mit feinem Strahl in regelmäßigen Stößen, gleichzeitig mit den Herzschlägen ein Springquell hellroten Blutes hochauf. Vor dem Sofa stand eine Blutlache.

Sie wurde nicht ohnmächtig, obgleich hier wirkliches Blut floß. Keine Spur von Furcht oder Schrecken beherrschte sie mehr. Kein Entsetzen empfand sie, wie bei der Filmszene. Ganz andere Empfindungen waren es als dort: unendliches Mitleid mit dem Jüngling, dem Verzweiflung die Hand geführt hatte, der sein Leben wegwerfen wollte aus Verzweiflung am Leben, der den bitteren Tod selbst herbeigerufen hatte. Hier war ja kein raffiniert erdachtes Spiel, keine Filmprobe -- hier war die jammervolle Wirklichkeit: das Leben und der Tod rangen miteinander. Und sie war berufen, in diesem Kampf zu helfen.

Mechanisch ergriff sie den herabhangenden Arm und hob ihn empor. Es kam ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß am Boden eine Blutlache stand, in die sie trat; sie beachtete nicht die feinen Blutspritzer, die sie trafen. Ruhig und mit sicherer Hand suchte sie die Stelle, wo die Schlagader am Handgelenk durchschnitten war, und preßte ein kurzes Stück oberhalb dieser Stelle den Daumen fest auf die Ader. Nach einigem Tasten hörte der Springquell des entfliehenden Lebens auf zu fließen.

Aber es war unmöglich, in dieser Stellung so lange auszuhalten, bis der Arzt kam. Es mußte ein Notverband angelegt werden, die Hand, die den Quell des Lebens absperrte, mußte entlastet werden.

Alle Regievorschriften aus ihrer Rolle wurden lebendig, die Instruktionen des Regisseurs über den Druckverband. Was hatte er gesagt? Ein Gummischlauch sei der beste Druckverband...

Über diesen Gedanken wurde sie ganz ruhig. Und während die Mutter des jungen Mannes in verzweifeltem Schluchzen hilflos dabeistand und das herbeigeeilte Stubenmädchen mit entsetzten Blicken tatenlos starrte, gab sie kurz und sachlich ihre Anweisungen.

Ein gütiges Geschick half ihr. Aus der Küche wurde der lange Gummischlauch eines Gaskochers gebracht.

Ein fester Gegenstand mußte auf die Schlagader gebunden werden. Ihr Blick fiel auf ein kleines, ovales Streichholzetui aus Metall. Sie preßte es fest auf die Ader, wickelte den Gummischlauch mit aller Kraft darüber und schnürte mit den übrigen Windungen den Arm oberhalb der Wunde ab.

Die Blutung stand. Sie hatte in dem Kampf gegen den Tod gesiegt, ihre Rolle zur Zufriedenheit durchgeführt. Der Regisseur dort oben mußte zufrieden sein.

Sie rückte einen Stuhl an das Sofa, stützte den Ellbogen auf und hielt den verwundeten Arm nach oben gestreckt, wie es in ihrer Rolle vorgeschrieben war.

So verging endlose Zeit. Bleiern schlichen die Minuten dahin, und bei dem langsamen Ticken der großen Standuhr glaubte sie die Schritte des im Zimmer lauernden Todes zu hören, der ruhelos auf und ab ging und seine Zeit abwartete. —

Endlich ertönte die Hausglocke. Andere Schritte nahten sich, hilfebringende, erlösende Schritte. Der Arzt kam, der einzige Arzt im Vorort, ein freundlicher, älterer Herr, allen bekannt.

Die Begrüßung erstarb ihm auf den Lippen.

Eilig trat er heran und nahm den verletzten Arm des jungen Mannes der Schauspielerin ab. Bleischwer und gelähmt von der Anstrengung sank ihre Hand herab.

Der Arzt untersuchte.

Dann wandte er sich an die Schauspielerin:

„Ein tadelloser Notverband! Wirklich tadellos! Kein Arzt hätte einen besseren Notverband machen können. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Geschicklichkeit. Sie haben das Leben des jungen Mannes gerettet. Ohne diesen Verband wäre er bald verblutet. Wo haben Sie das gelernt?"

„Beim Film", sagte sie tonlos.

Sie fühlte noch, wie die Mutter des jungen Mannes sich vor ihr auf die Knie warf, ihre Hände küßte und ihr schluchzend mit heißen Worten dankte.

Dann stieg es schwarz vor ihren Augen auf, sie sank zusammen und verlor das Bewußtsein.

TROPISCHE FALTERPRACHT

Von Theodor v. Sosnosky. (Hierzu die auf der nebenstehenden Seite wiedergegebenen Abbildungen.)

Der berühmte englische Naturforscher A. R. Wallace geriet, als er auf der Sunda-Insel Batjan zum erstenmal eine Ornithoptera Croesus fing, einen der prächtigsten Vertreter dieser Faltergruppe, in die höchste Aufregung. „Als ich ihn aus dem Netze nahm", erzählt er, „und die prachtvollen Flügel entfaltete, begann mein Herz heftig zu schlagen, das Blut stieg mir zu Kopfe, und ich fühlte mich einer Ohnmacht viel näher, als wenn ich dem Tode ins Auge geschaut... Die Schönheit und der Glanz dieses Insekts sind nicht zu beschreiben."

Mancher wird lächeln über solche Aufregung und sie nicht begreifen. Wegen eines Schmetterlings!... Allerdings ist es „nur" ein Schmetterling gewesen; aber was für einer! Wer die unbeschreibliche Farben- und Formenpracht exotischer, besonders tropischer Falter noch nicht mit eigenen Augen geschaut hat, der vermag sich freilich keine Vorstellung von diesen geflügelten Wundern zu machen. So prächtig auch die von Wallace erwähnte Falterart ist, bildet sie doch bei weitem nicht die schönste, die es gibt, und hat selbst in ihrer eigenen Gattung, den Ornithopteren (Vogelflüglern), manchen Konkurrenten, der ihr an Pracht kaum nachsteht. So die dunkelblausamtene Ornithoptera Urvilliana von den Salomonsinseln (Abbild. 8 unserer farbigen Bildertafel auf der nebenstehenden Seite) oder die apart gezeichnete, schwarzsamtene, goldgrün gefleckte O. Brookeana aus Borneo und Sumatra (Abbild. 7). Nicht so prunkvoll, aber überaus vornehm und geschmackvoll in schwarzen Samt und goldgelben Atlas gekleidet, präsentiert sich O. Amphrysus von Java (Abbild. 11) und die ihr nahestehende O. Hippolytus aus Celebes (Abbild. 9). Die Ornithopteren, deren Verbreitungszentrum der Sunda-Archipel ist, und von denen nur wenige Arten auf dem indischen Festlande vorkommen, bilden sozusagen die Hocharistokratie der Schmetterlinge der Alten Welt und stellen eine besondere Gruppe der artenreichen Familie der Papilioniden dar, die in unseren Breiten bloß durch die zwei Arten: Schwalbenschwanz und Segelfalter, vertreten ist, Falter, die, hier zu den schönsten gehörend, sich neben den mächtigen und prächtigen Gestalten ihrer tropischen Verwandten geradezu armselig ausnehmen. Über alle Erdteile verbreitet, entfalten die Papilioniden ihren größten Formen- und Farbenreichtum doch teils ebenfalls im Sunda-Gebiet, teils an den Südhängen des Himalaja. In diesem, und zwar in einem eng begrenzten Gebiete, besonders in Bhutan, zwischen Bengalen und Tibet gelegen, findet sich eine in Form und Farbe höchst merkwürdige, von allen anderen Faltern ganz abweichende Papilionide: Armandia Lidderdalii (Abbild. 2). Weiter verbreitet, aber ebenfalls auf den Himalaja beschränkt ist Papilio Arcturus, ein typischer Vertreter einer der schönsten Gruppen der Gattung Papilio (Abbild. 4). Als die prachtvollste Art dieser Gattung gilt P. Blumei aus Celebes, dessen stattliche Schwingen in herrlichsten Smaragd- und Malachit-Grün schimmern, in gewissem Lichte aber türkisblau; ein Farbenspiel, dessen Pracht die heutige Reproduktionstechnik nur unvollständig wiederzugeben vermag (Abbild. 6).

Was die Ornithopteren in der Alten Welt, das sind die Morpho in der Neuen, und zwar ausschließlich im tropischen Südamerika. Während aber bei den Ornithopteren die grüne Farbe vorherrscht und alle erdenklichen Kombinationen von Schwarz und Gelb, ist die Charakterfarbe der Gattung Morpho Blau. Und welches Blau! Morpho Cypris z. B. mit seinen wie aus blauem Atlas gewebten Flügeln scheint sich aus einem fernen Märchenlande in unsere Welt verflogen zu haben: so überirdisch, so zauberhaft ist der Glanz seiner großen Schwingen, deren strahlendes Himmelblau in gewisser Beleuchtung ein sattes Violettblau zeigt, in anderer dagegen die Grundfarbe, die merkwürdigerweise ein fahles Gelb ist. Das herrliche Blau, dessen Leuchtkraft so stark ist, daß es im dunklen Zimmer einen deutlichen Schimmer verursacht, rührt nämlich nicht von einer blauen Beschuppung her, sondern bloß von Lichtbrechungen, eine Eigentümlichkeit, die fast alle Morphoarten haben. Leider läßt sich dieses wunderbar strahlende Blau trotz aller Fortschritte der graphischen Technik noch nicht wiedergeben. Wir müssen uns damit begnügen, eine andere Art dieser Gruppe, Morpho Anaxibia, abzubilden, deren zwar grelles, aber weniger glänzendes Blau eher eine Wiedergabe zuläßt (Abbild. 10). Besondere Beachtung verdient, wie bei so vielen Schmetterlingen, auch bei den Morphoarten die Unterseite ihrer Flügel, die in überraschendem Gegensatze zu der gewöhnlich einfarbig blauen oder blauschwarzen Oberseite auf meist dunklem Grunde mit bizarren Augenringen geschmückt ist, wie z. B. M. Neoptolemus (Abbild. 13), gleich der vorigen Art ein Brasilianer. —

Wie die Familie der Papilioniden im Sunda-Gebiet ihre reichste Entwicklung findet, so die der Nymphaliden — zu der auch unsere schönsten Falter: Admiral, Trauermantel, Schillerfalter, gehören — in Südamerika. In dieser Familie, die daselbst allein ungefähr 60 Gattungen mit einigen tausend Arten umfaßt, feiert die Farbenfreude der Natur förmliche Orgien, namentlich auf den Flügeln der seltenen, von den Sammlern sehr gesuchten und im Handel sehr teueren Gattung Agrias, zu deren prächtigsten Arten der hier abgebildete A. Sardanapal aus dem Amazonasgebiet gehört (Abbild. 1). Nicht so grell, aber nicht weniger prächtig ist Prepona Praeneste var. Bukleyana aus Bolivien, einer der seltensten und kostbarsten Schmetterlinge, die es überhaupt gibt (Abbild. 3).

Weit ärmer an Arten und bescheidener in Form und Farbe als das tropische Asien und Amerika ist das tropische Afrika. Gegen Europa freilich ist es noch immer unendlich reich. Als typisch afrikanischen Tropenfalter zeigt unsere Bildertafel die Nymphalide Salamis Anacardii (Abbild. 5), deren grauweiße eckige Flügel wundervoll rosig-lila und lichtgrün schimmern, als wären sie aus Opal oder Perlmutter geschnitten. Die Krone der afrikanischen Falterfauna aber bildet das Zwillingspaar Urania Croesus und Urania Ripheus (Abbild. 12) aus Madagaskar und von der dieser Insel gegenüberliegenden Festlandsküste, deren unbeschreibliche Flügelpracht, die nur ganz unzulänglich wiedergegeben werden kann, den bekannten Naturforscher Bölsche zu einem entzückten Dithyrambus hingerissen hat, der mit den Worten schließt: „Die menschliche Sprache ist ein zu armes Ding, um all diese Wunder nachzustammeln."

KONZERT DER WIENER PHILHARMONIKER: FELIX v. WEINGARTNER DIRIGIERT

RADIERUNG VON PROF. FERDINAND SCHMUTZER

Abseitiges Land: Im Völkerkessel Westchinas

Beschwörung der Rinderpest im Dorfe Ulukai, nördlich von Likiang fu.

Der noch durch keine Eisenbahn — wenn man von der kurzen Linie absieht, die von Haiphong in Indochina bis Jünnan fu in der Provinz Jünnan führt — erschlossene Westen des Riesenreiches China bietet dem, der das Glück hat, dort reisen zu können, eine Fülle landschaftlicher und ethnographischer Merkwürdigkeiten. Er stößt in den schwer zugänglichen gebirgigen Gebieten von Nordwest-Jünnan, die an Birma grenzen, auf Reste einer hohen alten Kultur, die uns anzeigt, daß die heutige spärliche Bevölkerung allmählich in jeder Hinsicht recht zurückgegangen ist.

Es lebt da ein Völkergemisch, wie man es selbst in Westasien, etwa um Tiflis, nicht stärker finden kann. Gebirgsketten und Flüsse scheiden sehr oft die einzelnen Stämme, und wenn man von dem Hauptweg absieht, der von Teng-jue in Birma, den Irawadi, Salwin und Mekong überquerend, über Jungtschang fu und Tali fu nach Jünnan fu, der Hauptstadt der Provinz Jünnan, führt, so kann man eigentlich nur auf Saumpfaden in das Innere des Landes dringen. Besonders reizvoll ist landschaftlich die Gegend um Tali fu und um Likiang fu, wo hohe Berge, zwischen 4000 und 6000 m, den Osten gegen den Westen abschließen. Bei Likiang fu wird der von Norden kommende Jangtsekiang durch hohe Schneeberge gezwungen, sich gegen Osten zu wenden, und strömt dann durch das ganze Reich der Mitte, um bei Schanghai sich in den Pazifik zu ergießen.

Aus diesen Gegenden in Nordwest-Jünnan stammen die Bilder, die wir heute zeigen. Der Verfasser nahm sie gelegentlich einer botanischen Studienreise auf. Von alter hoher Kultur zeugen Bauten wie das Haupttor von Tali fu und vor allem die Statuen aus den Tempeln. Die Genien im Kwang-jing-Tempel sind von großer Eigenart. Aus welcher Zeit sie stammen, und aus welcher Masse sie hergestellt sind, konnte ich nicht ermitteln. Obgleich eine starke Staubschicht die Farben bedeckt, waren diese noch von prächtiger Leuchtkraft. Die Genien mit den Tierköpfen stammen allerdings aus einer Pagode in Ningjuan fu, einige Tagereisen östlich von Tali fu, also schon aus der Südecke der Provinz Szetschuan.

Außerordentlich ist auch die Kultur in den tibetanischen Klöstern, die sich aus Tibet bis hierherein ziehen. Ich verlebte einige Tage in dem alten Kloster zu Jungning, aus dessen Bibliothek das Bild stammt. Der oberste Lama erwies sich als sehr netter, gastfreundlicher Herr, der gewiß in seiner Art sehr gelehrt war. Überall in den Räumen sah man prächtige Schnitzereien, die aufs geschmackvollste farbig bemalt waren.

Während meines langen Aufenthalts im Moso-Dorfe Ulukai am Fuße der Schneeberge bei Likiang erlebte ich allerlei sonderbare Gebräuche. Es war Hochsommer, und wie alljährlich herrschte unter dem Weidevieh die Maul- und Klauenseuche, die den Viehstand stark zu dezimieren pflegt. Man sucht sich dagegen durch Beschwörungen zu helfen, die von besonderen Zauberern ausgeführt werden. Einen Moment aus einer solchen phantastischen Beschwörungszeremonie habe ich im Bilde festzuhalten versucht. Es wirkten da namentlich die jungen Mädchen des Dorfes in ihrem besten Staate durch eine Art von Tanz mit. Da diese Beschwörungen erst einsetzen, wenn die Seuche sehr stark ist, und da sie einige Wochen währen, so flaut gegen Ende der Zeremonie die Seuche ab, und das Mittel — hat geholfen. — Typisch ist auch die Szenerie des Fischens mit Kormoranen. Leider kann man mit diesen Vögeln nur kleine Fische fangen. Mithin wird jeder Fischreichtum ruiniert, und man trifft in dieser so wasserreichen Gegend tatsächlich so gut wie keine ausgewachsenen Fische an.

Auf den Märkten geht es sehr primitiv, aber auch sehr malerisch zu. Der Ackerbau ist noch auf der gleichen Stufe wie wahrscheinlich schon vor Christi Geburt. Man baut in den hohen Lagen vor allem Gerste. Durch die katholischen Missionare wurden übrigens vor 60 Jahren die Kartoffeln eingeführt, die hier gut gedeihen. Auch Mais wird gezogen, aber mit wenig Erfolg. Hierund da findet man etwas Tabak. Das Wohnhaus ist auch für diese Gegend recht bezeichnend. Die Fenstergitter werden mit dünnem Seidenpapier verklebt, das nach starkem Regen oder Wind erneuert werden muß.

Im allgemeinen sieht es in den Ortschaften nicht eben sauber aus. Man sehe sich die Seitenstraße aus Sangjing pan an! Sie ist oft kaum passierbar. Zahlreiche Hunde und Schweine vergrößern das Übel.

Und doch gibt es kaum etwas Schöneres, als in solchen von der Zivilisation noch in keiner Weise beleckten Gegenden zu reisen. Nur die Regenzeit macht jedes Reisen sehr unangenehm. Bei guter Witterung aber ist die Gegend so wunderschön, daß man alle Unbilden vergißt.

Camillo Schneider.

Haupttor in Tali fu im Nordwesten der Provinz Jünnan.

Genien, hinten mit Tierköpfen, in einer Pagode von Ningjuan fu in Südost-Szetschuan.

Ein typisches Ortsbild in Westchina: Hund und Schweine in einer Seitenstraße von Sangjing pan.

Genien im Kwang-jing-Tempel bei Tali fu (Nordwest-Jünnan).

Tabakfeld bei Likiang fu. Im Hintergrund ein charakteristisches Wohnhaus mit danebenstehender Trauerweide. Im Oval: Getreidemarkt in Tali fu.

Tibetanische (buddhistische) Bibliothek im großen Lamatempel zu Jungning.

Nebenstehend: Kormoranfischer bei Likiang fu.

Herrenelegantz

beim Sport – auf der Straße – zum Tanz

Oben links:
Der ideale Skianzug: Norwegerdreß mit brauner Lederweste, getragen von dem Sportsmann Herbert Szallay.

Oben Mitte:
Herbert Szallay in farbig gemustertem Bobanzug.

Oben rechts:
Vorbildlicher Eishockeydreß: Zur schwarzen Hose ein rot-weißer Sweater, ebensolche Strümpfe und Handschuhe sowie eine rote Mütze. Träger: Der Wiener Schauspieler Theo Shall.

Unten links:
Theo Shall im Anzug für den 5-Uhr-Tee: Schwarzer Sakko und breitgestreiftes weites Beinkleid, Oxfordhose genannt.

Unten Mitte:
Am Vormittag trägt der Herr auf der Straße über dem braungestreiften Anzug einen langen kamelhaarfarbenen Mantel, dazu einen grünen Hut.

Unten rechts:
Theo Shall zeigt den Anzug des Herrn für die große Gesellschaft, den Frack nach neuestem Schnitt.

Sportmodelle: Sporthaus Lazar, Wien.
Photos: Kitty Hoffmann, Wien.
Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Gnädige Frau,

wissen Sie eigentlich, wie jeder einzelne Zigarettenzug Ihre schönen weißen Zähne färbt, auf die Sie mit Recht so stolz sind?
Nehmen Sie einen kräftigen Zug aus der Zigarette, halten Sie sofort ein weißes Taschentuch leicht gespannt dicht vor den Mund und hauchen Sie den Rauch mit gespitzten Lippen gegen das Tuch. Sie werden erschrocken sein, wie ein Zigarettenzug das Taschentuch färbt. Aber wiederholen Sie diesen Versuch, nachdem Sie den Rauch einige Sekunden im Mund gelassen haben: das Tuch bleibt in diesem Fall fast weiß.

Was halten Sie davon?

Der Zigarettenrauch enthält einen starken Prozentsatz färbender Bestandteile. Wird der Rauch auch nur kurze Zeit im Munde behalten, so lagert sich der größte Teil dieser braungelben Farbstoffe in der Mundhöhle ab. Gewiß sehen Sie jetzt ein, daß Sie einen energischen Kampf um die Erhaltung eines blendend weißen und gepflegten Aussehens Ihrer Zähne führen müssen, ebensosehr aber auch gegen die zurückbleibenden Rauchgase, die Sie belästigen, — denn die Rauchgase dringen in die feinen Schleimhäute ein und bleiben dort haften.

Aber rauchen Sie unbesorgt:

Odol gestattet es Ihnen. Beachten Sie nur diese 3 Punkte der vollkommenen Mundhygiene:

1. Verwenden Sie zur mechanischen Reinigung Ihrer Zähne keine scharfe, ätzende Pasta, sondern nur die feinkörnige, milde Odol-Zahnpasta in den schönen, eleganten Zinntuben.
2. Schenken Sie auch der Form der Zahnbürste Ihre Aufmerksamkeit. Benutzen Sie die unvergleichliche Odol-Zahnbürste, sie ist in ihrer Konvex-Konkav-Form genau dem anatomischen Bau der Zahnreihen angepaßt.
3. Begnügen Sie sich nicht mit der mechanischen Reinigung Ihrer Zähne. Gurgeln Sie dreimal am Tage sorgfältig mit Odol, dann haben Sie einen frischen, gesunden Mund und Ihr Atem ist frei von den Spuren des Zigarettenrauchs.

ODOL

Odol
ODOL
Odol

Die Anregung zu dieser Anzeige gab uns liebenswürdigerweise einer der bekanntesten und meistgelesenen deutschen Schriftsteller, ein begeisterter Freund der Odol-Hygiene.

SCHÜSSE IN DER NACHT

(Fortsetzung von S. 860.)

aber es ist erst ein winzig kleiner Schacht... Ich, wie ich hier sitze, unfähig, einer Fliege, einem Käfer das Leben zu nehmen — ein Arzt mit ganzer Seele — bedacht, versessen, zu heilen... was ist das mit einem Male, wer hat das angerichtet? — Schüsse in der Nacht..."

„— — —"

„Ah, Tatsachen? Gut so. Reden wir von Tatsachen. Als Sie mir damals... Wie lange ist das her? Jahre? Monate? Nur ein paar Wochen? Wie rasch leben wir doch! Das muß sich rächen... als Sie mir damals freundlich, aber bestimmt erklärten, Sie würden nie mehr Ihre Unabhängigkeit einem Mann zum Opfer bringen — eine Phrase, nebenbei bemerkt, deren Herkunft mir nur zu bekannt war — da wollte ich Ihnen antworten: Alix, es wäre gar nicht nötig, daß Sie sich Ihrer Willensfreiheit begäben; denn: ich selbst scheue in Dingen, die nicht meine Arbeit angehen, berühren, jede Entschließung. Das kommt von einer gewissen Mißachtung dem gegenüber, was man den Alltag nennt, aus einer Anschauung, die die Zeit, gemessen an den Perioden der Menschengeschichte, der Erdgeschichte, dem Dasein der sichtbaren und unsichtbaren Sternenwelt, gering achtet, als wenig bedeutsam für das, was man mit viel Überhebung ein Menschenleben heißt. Aber vielleicht ist das nur Charakterschwäche, Energielosigkeit; wir sind ja mit Worten rasch bei der Hand. Das wollte ich Ihnen sagen, Alix, Sie davon überzeugen, daß — wie soll ich mich nur ausdrücken — Ihnen keine Hemmungen erwachsen würden, nur Ergebenheit Ihnen entgegenströmen würde, Sorge um Ihr Wohlergehen in jeder Weise. Dienende Sorge bis zur Enteignung des eignen Wesens. Aber Sie waren nicht geneigt, mich anzuhören, Sie haben wahrscheinlich eine bestimmte Marschroute vorgezeichnet gehabt. Kurz und gut, ich wußte genau, wo das Hindernis zu suchen, zu beheben war: die Freundin! Und nur diese Freundin!"

„— — —"

„Ich hatte schon vorher einmal versucht, das Fräulein Doktor Katjuscha Weressowski umzustimmen. Unnützes Vorhaben. Sie hatte mich ausgelacht. In jener Nacht habe ich es noch einmal versuchen wollen. — Ich fuhr hinaus, nach dem zweiten Akt, während dessen Sie so klipp und klar von der Aussichtslosigkeit meiner Bemühungen gesprochen hatten. Auf der Dornbacher Hauptstraße entlohnte ich das Mietauto. Ich stand mit einem Male vor dem Parkgitter der Villa Alix und bedachte, wie ich es ohne besondere Gefährdung meines Abendanzugs überklettern könnte. Das Außergewöhnliche der Situation fiel mir durchaus nicht auf. Ich handelte aus einer mehr inneren Eingebung, Notwendigkeit heraus, wohlbedacht zwar, sehr gut beraten, aber irgendwie nicht von dem Verstand, sondern gelenkt, befohlen, unter dem Diktat des Gefühls, das mir — ich staunte — eine ungewohnte Sicherheit verlieh."

Er schwieg einen Augenblick. Dann sprach er weiter — deutlich, als wäre es ein fremder Bericht, den er aufzusagen hatte.

„Ich sah mich im Garten stehen, ich ging dem Hause zu — niemand hatte mein Eindringen bemerkt. Im Hochparterre war ein Zimmer erleuchtet. In der Oper hatten Sie eine Bemerkung gemacht, die vermuten ließ, das Fräulein Doktor Weressowski würde auch heute, wie allabendlich, noch einmal weggehen. Es war genau dreiviertel neun. Ich betrat, nachdem ich mich umgesehen hatte und kein Mensch in der Nähe zu sein schien — die Vortreppe, dann das Vorzimmer. Ich öffnete die Tür zum Besuchssalon, hielt die Klinke in der Hand, stand auf der Schwelle."

Doktor Langen tat einen tiefen Atemzug. Er sah, wie von fernher, nach Alix. Dann erzählte er weiter:

„Fräulein Doktor Weressowski saß in dem Fauteuil neben dem Kamin. Sie ließ die Zeitung, die sie weitausgebreitet mit beiden Händen gehalten hatte, langsam sinken. Sie war in Abendtoilette, ausgehfertig. Sie zog die Brauen befremdet hoch und sagte:

‚Warum wurden Sie nicht angemeldet? Wer hat Sie hereingelassen?‘

Ich antwortete nicht.

Da sah ich auf dem Tischchen neben der Sitzenden, in ihrer Handreichweite, einen Revolver. Das kam mir immerhin seltsam vor, aber ich hatte nicht Zeit, nachzudenken, warum sie die Waffe vorbereitet hatte.

‚Wie ich hierherkam, ist gleichgültig‘, sagte ich dann, während ich die Tür hinter mir schloß.

‚Ich habe nicht die Absicht, mich mit Ihnen zu unterhalten. Entfernen Sie sich augenblicklich!‘ sagte sie kurz und sehr fest.

Sie machte Miene, die Zeitung wieder vorzunehmen, unterließ es aber, weil sie anscheinend erkannte, daß ich nicht die Absicht hatte, ihrem Kommando zu entsprechen. Sie betrachtete mich einen Moment spöttisch, unter den gesenkten Augenlidern hervor, als wollte sie sagen: Wie, du willst nicht parieren?

Und sie sagte laut: ‚Trollen Sie sich. Es ist ganz umsonst. Gehen Sie!‘

Ich wollte auf sie zugehen, um mich einfach, ohne auf ihre Reden zu achten, in den Fauteuil ihr gegenüber zu setzen. Aber ich kam nicht dazu. Ich hatte einen Fuß vorgesetzt, als ich zurückschrak.

Fräulein Doktor Weressowski hielt mir, ohne übrigens ihren bequemen Sitz zu verändern, den Revolver entgegen.

‚Machen Sie keine dummen Witze‘, wollte ich sagen; ich hielt übrigens kaum dafür, daß die Waffe geladen wäre.

Die Mündung war haarscharf auf meine Brust gerichtet.

Es galt, dieser Frau zu zeigen, daß es mir mehr als Ernst wäre, daß ich mich weiterhin nicht in solcher spielerisch-verächtlichen Art behandeln lasse. Ich machte den ersten Schritt nach vorwärts.

Da krachte der Schuß.

Ich sah deutlich, wie sie die Waffe aufwärts gerichtet hatte. Um mich in den Kopf zu treffen? Um über mich hinauszuschießen? Ein Schreckschuß?

Alle diese Erwägungen kamen erst hinterher, lange nach dem Geschehnis. Sie flogen mich in jenem Augenblick nur an. Als Notwendigkeit der Sekunde erkannte ich anderes: da ich ihr den Revolver nicht entreißen konnte — es waren vier oder fünf Schritt bis zu ihr — mußte ich das Licht ausschalten. Ich stand kaum ein Meter vom Türrahmen entfernt, wandte mich rasch um, erwischte den Schalter und knipste ab.

Im nächsten Bruchteil des folgenden Augenblicks fiel wieder ein Schuß. Ich war, während des Lichtabdrehens, instinktiv zur Seite gesprungen. Ich hörte das Aufschlagen, das Krachen des Projektils im Holzrahmen der Tür.

Ich erkannte, indessen mein Herzschlag ausblieb, daß die Frau scharf schoß. Was nun? War sie irrsinnig geworden? War sie leichtsinnig, frivol genug, ein so gefährliches, tödliches Spiel zu treiben?

Ich sah im schwächsten Licht, wie gegen eine blauweiße Folie des Schimmerns hinter dem Gartenfenster sich abhebend, aber dennoch deutlich genug, als der zweite Schuß abgefeuert wurde, daß sie aufgestanden war.

Ich sprang auf sie zu, um sie an der neuen Irrsinnstat zu hindern, und muß dabei im Dunkeln an die Hand, die die Waffe hielt, gestoßen sein. Zu meinem Entsetzen gab es gleichwohl wieder eine Schußdetonation!

Zugleich fühlte ich den Körper der vor mir stehenden Frau zurücksinken in den Fauteuil. Ich hörte deutlich den dumpfen Auffall des Revolvers auf dem Teppich. Ich drehte das Licht an..."

„Tot", sagte Alix, die ihre Haltung nicht verändert hatte, leise.

„Ja. Ich überzeugte mich sofort. Da ging ich weg, denselben Weg, den ich gekommen war. Sie hatte es also eigentlich selbst getan. Ich war und bin unschuldig an ihrem Tode. Und doch — unglückselige Verkettung — gleichviel, ich habe irgendwie an dieser Tötung eines Menschen mitgewirkt... Das werde ich nicht mehr loswerden. Nie!"

„Schuld?" sagte Alix. „Wer spricht da von Schuld! Wir existieren so dahin, friedfertig, fast überzivilisiert, verachten Gewaltanwendung... und eines Nachts, unvermutet, fallen Schüsse, die ein sinnenfrohes, übermütiges Leben auslöschen — Schicksal! Wie lange noch spielt es mit uns, ist es uns über — ist es stärker als wir! Wie hilflos..."

„Zusammenschluß," ließ sich Langen vernehmen, mit einer Stimme voll letzter Resignation, „gegenseitige Hilfeleistung. Was werden Sie jetzt tun, nach dem, was ich Ihnen mitgeteilt habe? Ob so, ob so — es ist mir zum erstenmal seit jener grauenhaften Nacht leichter ums Herz. Ich spüre beinahe wieder so etwas Ähnliches wie Lebenslust, Freude zur Arbeit, einem Schaffen, dem einer Ameise, einer Biene vergleichbar, was die Quantität anlangt — das aber doch in der Richtung des Menschheitsfortschritts geschieht."

„Schreiben Sie nach den Staaten," sagte Alix, die ihn fest ansah, ein Blick aus guten, belebenden Augen, „daß Sie die Berufung annehmen."

Er beugte sich nach vorn über, wie er so saß, über die Hand, die ihm gern verblieb, und geriet — es war nur eine geringfügige Veränderung der vorigen Stellung — auf die Knie.

„Aber, Erich," sagte Alix und strich ihm langsam über das Haar, „es könnte jemand kommen!"

Sie zog ihn leichthin aufwärts, dicht an ihre Seite.

„Wollen wir gleich nach Wien fahren, um unsere Abreise vorzubereiten?"

Nabossy kam von der Straße her, ein wenig echauffiert, unverkennbar in bester Laune, hinter seiner gewohnten verbindlich-vornehmen Gesichtsmaske.

„Nachrichten, gnädige Frau, die neueste ungeschriebene Zeitung. Doch bin ich ungewiß, welchen Eindruck..."

„Ich bin in Laune," sagte Alix fröhlich, fast übermütig, „es gibt keine Neuigkeit aus Europa, die mir die Stimmung trüben könnte."

„Herr Albert Renee Wögerer hat mit dem Halb-elf-Uhr-Zug und in Begleitung von Madame Schulz-Alvarez Bad Gastein verlassen. Die Herrschaften ließen sich Karten über Buchs nach Genf besorgen."

„Vorzüglich," lachte Alix, „angenehme Reise! Da wird er wohl meiner Scheidung von ihm keine Schwierigkeiten machen! Sie können sich übrigens auch von Herrn Dozent Langen und mir verabschieden. Von Herrn Doktor Erich Langen, Professor an der Uni-

versität Oklahama, U. S. A. Ich selbst gedenke, den weiteren wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg des Herrn Professors aus nächster Nähe im Auge zu behalten. — Ihnen, lieber Herr Nabossy, danke ich für die werktätige Unterstützung. Ich habe nicht verfehlt, dem Herrn Präsidenten..."

„Auch er hat nicht verfehlt. Ich bin ab ersten September erster kommerzieller Direktor der Steiermärkischen Roheisenwerke. Eine Vorstufe. Dahinter winkt der Mährisch-Ostrauer Kohlen-Konzern."

„Glückauf, auch weiterhin!"

Sie sah ihn schelmisch lächelnd an. „Haben Sie mir nicht noch etwas mitzuteilen? Nein? Nun — dann will ich Ihnen etwas raten: Fragen Sie schleunigst die kleine Hanna Lovius... Es steckt ein guter Kern in dem Mädel. Aber schnell — bevor Ihr Chef..."

Noch immer lächelnd, sah sie dem spornstreichs Davoneilenden nach und wandte sich dann zu dem Doktor:

„Wollen Sie, lieber Langen, unseren Chauffeur benachrichtigen, daß wir gleich nach dem Mittagessen losfahren?"

*

Ein unwahrscheinlich reiner, klarer, beinahe kühler Augusttag verklärte die Docks, die unabsehbare Menge der kleinen wie auch der größten Seefahrzeuge, das farbenbunte Gewimmel des Hamburger Hafens. Langsam von dem stampfenden Dampfboot elbabwärts geschleppt, bewegte sich der „Albert Ballin", der Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie, dahin. — Alix und Langen, an die Reling gelehnt, winkten mit den Tüchern. Nabossy und Hanna waren aus der Menge von Menschen am Pier fast nicht mehr herauszufinden. Dennoch — es tat wohl, zu wissen, daß sie da waren. Freundesgeleit!

„Hübsch von Wagemann," sagte Alix, mit einem entschuldigenden Blick auf Langen, „daß er mir zum Abschied die wundervolle Perlenkette hat überbringen lassen." Sie spielte mit der Schnur, deren ganz gleichmäßig verlaufende, zartgetönte Perlen wie ferne Boten des unermeßlichen Reichtums östlicher Nabobs anmuteten.

„Ja," zögerte Langen, „es ist das einzige sichtbare Erinnerungszeichen an die Vergangenheit, das wir mit uns führen —"

„Das einzige", sagte Alix nachdenklich.

Sie stieß einen Schrei aus.

„Was ist?"

„Die Perlenschnur!" jammerte Alix.

Tief unten, an der Wasserfläche, beinahe von einer der vielen Möwen aufgefangen, die das Schiff umkreisten, schimmerten, glitzerten die Perlen noch einmal auf im Sonnenlicht, bevor sie in ihr angestammtes Element versanken.

„Zufall?"

Einen Augenblick sah Langen Alix forschend an. Dann riß er sie, unbekümmert um die Zuschauer, die übrigens mit Winken und Abschiedsschmerz vollauf beschäftigt waren, in die Arme.

Der weit über die Wasser ziehende, aufbrausende Klang der Schiffssirenen — Zeichen der Ausfahrt — verschmolz mit der Musik der Bordkapelle.

Die neue Fahrt hatte begonnen.

Wissen und Leben

Der Erreger des Gelbfiebers entdeckt.

Eine der gefährlichsten Seuchen der tropischen und subtropischen Länder finden wir im Gelbfieber. Heiße feuchte Gegenden in geringer Höhe über dem Meer sind besonders vom Gelbfieber befallen und für Weiße daher vielfach unbewohnbar. In der allerletzten Zeit haben wir wesentliche Fortschritte in unseren Kenntnissen über das Gelbfieber zu verzeichnen. Seitdem man erkannt hat, daß besonders der Rhesusaffe hochempfindlich gegenüber dem Gelbfieber ist, besteht die Möglichkeit, daß in tierexperimentellen Versuchen das Wesen des Gelbfiebers geklärt wird. Wir wissen heute, daß der Erreger des gelben Fiebers, dessen Entdeckung wir soeben Prof. Kuczynski-Berlin (vgl. die Abbildung auf der nebenstehenden Seite) verdanken, durch den Stich einer Moskitoart (Stegomyia kalopus) auf den Menschen übertragen wird, und in 2 bis 25 Tagen kommt es dann beim Menschen zum Ausbruch des gelben Fiebers, das besonders bei Weißen meist tödlich verläuft. Bereits im Jahre 1919 vernahm die wissenschaftliche Welt die Kunde, daß es dem bekannten japanischen Forscher Noguchi, der kürzlich bei der Erforschung des gelben Fiebers ein Opfer seiner Wissenschaft wurde, gelungen sei, den Erreger des gelben Fiebers zu entdecken in Gestalt einer Spirochäte Leptospira icteroides, eine Feststellung, die allerdings schon seit längerer Zeit angezweifelt wurde und nunmehr, nachdem es Prof. Kuczynski gelungen ist, den Erreger zu ermitteln, hinfällig geworden sein dürfte. Im Gelbfieber liegt zweifellos eine der gefährlichsten Seuchen vor, die die Menschheit kennt, nur mit dem Unterschiede, daß die Ansteckungsgefahr nicht so groß ist wie bei Pest, Cholera usw., da nur bestimmte tropische, feuchtwarme Gegenden für die Entwicklung der Mückenart, die das Gelbfieber überträgt, in Betracht kommen und die vielfach nur dünn bevölkerten Gegenden gerade wegen des Gelbfiebers nicht besiedlungsfähig sind. Man hat zwar auch in Europa vereinzelte Gelbfieberfälle beobachtet, durch die strenge Überwachung aller aus tropischen Gegenden in europäischen Häfen einlaufenden Schiffe ist es bisher aber gelungen, Europa praktisch vom Gelbfieber frei zu halten. Europäer sind besonders den furchtbaren Einwirkungen des Gelbfiebers ausgesetzt, während die Eingeborenen teilweise eine Immunität erworben haben und vielfach auch das Gelbfieber bei Eingeborenen nicht mit solch ver-

Prof. Dr. H. Kuczynski,
Vorstand des Bakteriologischen Instituts an der Charité in Berlin, machte die bedeutsame Entdeckung des Gelbfiebererregers. (Vgl. den Beitrag auf S. 878.)

heerenden Folgen auftritt wie beim Europäer. Besonders bemerkenswert ist es — und dies trifft ja für viele Infektionskrankheiten zu — daß vor allem große, kräftige Männer der Einwirkung des Fiebers am ersten erliegen, während schwächliche Personen und Frauen nicht so leicht angesteckt werden. Es ist ein längst gehegter Wunsch der Wissenschaft, Heilmittel gegen das Gelbfieber zu besitzen, um energisch gegen diese schreckliche Seuche tropischer Länder vorzugehen. Die Auffindung wirksamer Heilmittel gegen das Gelbfieber ist außerordentlich wichtig im Hinblick auf die Sanierung bisher unbewohnbarer Landstriche fruchtbarsten tropischen Gebiets, und gerade darin liegt die Bedeutung der Entdeckung von Prof. Kuczynski, daß, nachdem die Natur des Erregers festgestellt ist, es möglich sein wird, durch Züchtung des Erregers wirksame Heilsera zu schaffen, die, im Beginn der Erkrankung eingespritzt, die Stärke der Erscheinungen zu mindern und vor allem den tödlichen Ausgang abzuschwächen vermögen und weiterhin vorbeugend den Personen zugeführt werden können, die gezwungen sind, gelbfieberverseuchte Gegenden aufzusuchen. Derartige Personen können durch allmähliche Zuführung des durch Züchtung des Gelbfiebererregers gewonnenen Serums gegen das Gelbfieber immun gemacht werden und unterliegen dann bei weitem nicht mehr den Gefahren, denen sie bisher beim Betreten gelbfieberverseuchter Gegenden ausgesetzt waren. Die nächste Etappe wird also sein, aus den Kulturen des Gelbfieberbakteriums Sera herzustellen, deren Einspritzung gegen die Ansteckung mit Gelbfieber immun macht. Weite tropische Landstrecken können damit durch die weiße Rasse erschlossen werden, und die wirtschaftlichen Folgen der Herstellung eines immunisierenden Serums gegen das Gelbfieber dürften sehr beachtlich sein; die Erschließung fruchtbarster, teilweise noch völlig unerforschter tropischer Gegenden durch die weiße Rasse wird in naher Zukunft möglich. **Dr. F.**

Gründe der Laubfärbung.

Einen entzückenden Anblick gewährt unser mitteleuropäischer Laubwald im herbstlichen Kleide. Verschwunden ist das satte Grün der Bäume und Sträucher, und an seiner Stelle erstrahlen die Blätter der Scharlacheichen und des wilden Weines in feurigem Rot, leuchten quittenfarbig die Kronen der Pappeln, während das düstere Braunrot der Buchenwälder an die Vergänglichkeit gemahnt. Das Blattgrün ist zerstört, und an seiner Stelle tritt nach den ersten Fröśten ein gelber bzw. roter Farbstoff, der auch die Möhre färbt, das Karotin, in die Erscheinung, ein Farbstoff, der ebenso die gelblich bleiche Blattfarbe im Dunkeln gezogener Tulpen und Hyazinthen charakterisiert. Ökologisch ist diese bunte Laubfärbung für die Pflanze bedeutungslos. Sie gewährt lediglich dem Beschauer in den feinen Farb-

Selbsterleuchtung: Kleiner Turbogenerator (im Kreis) auf der Lokomotive als Kraftquelle für elektrische Beleuchtung eines fahrenden Zuges.
Der Generator ist eine winzige Dynamomaschine, die, auf der Dampflokomotive befestigt, von ihr aus angetrieben wird. Diese praktische Anordnung gestattet es, fahrende Züge dort, wo es mit den bisherigen Hilfsmitteln nicht möglich war, mit elektrischem Licht zu versorgen.

nuancen, besonders in gemischten Waldbeständen einen ästhetischen Genuß. — Ganz im Gegensatz zu dieser Absterbeerscheinung steht das vielfach abgestufte Rot aller Sträucher, die im Winter das Laub nicht abwerfen. Die sonnigen Gehänge unserer Mittelgebirge, wo die Preißelbeere gedeiht, kleiden sich im Herbst in ein prachtvolles Rot, das von den überwinternden Blättern dieses Zwergsträuchleins ausstrahlt. Jedem Dolomitenwanderer bleibt in unauslöschlicher Erinnerung das brennende Rot der Bärentraube (Arctostaphylos alpina). Der Alpenpflanzenforscher Kerner v. Marilaun sagt von ihr: „Die herbstgefärbten Blätter dieser Pflanze zeigen das schönste Rot, das an irgendeinem Laubwerk beobachtet wird, noch viel feuriger als das der nordamerikanischen Reben. Wenn das Laub dieser Bärentraube auf einem Berggrat von der schiefeinfallenden Sonne durchleuchtet wird, so glaubt der untenstehende Beobachter Strontiumflammen aus dem Berge züngeln zu sehen.“ Prachtvolle Winterröte nehmen auch die Blätter der Mahonien und Zwergmispeln unserer Gärten an. Aber auch die niedere Pflanzenwelt hat ihre roten Gestalten. Kapitän Roß sah im Jahre 1818 die Westküste von Grönland in der Nähe von Kap York in karminrotem Lichte erstrahlen. Dieses Leuchten geht von einer Alge aus, Ancylonema Nordskjöldii, die das arktische Inlandeis bewohnt. Auch in unseren Hochgebirgen leuchten weithin sichtbare Flecke in himbeerfarbenen Tönen durch eine mikroskopische Alge, Sphaerella nivalis, die bei Schneeschmelze in ungeheuerer Zahl aus dem farblosen Ruhezustande erwacht. 34° C Kälte erträgt diese Alge, nicht aber eine Wärme von + 4° C. Im Volksmunde wird dieses Aufleuchten als roter Schnee bezeichnet. Alle diese Rotfärbungen dienen der Absorption der Wärmestrahlen, die die winterliche Sonne nur spärlich den Pflanzen spendet. Bewiesen wurde diese Absorption durch Ernst Stahl, der rote, grüne und weiße Blätter mit Bienenwachs bestrich. Auf den roten Blättern verflüssigte sich das Bienenwachs zuerst, dann folgte das Schmelzen auf den grünen, zuletzt auf den weißen Blättern. Rot nutzt mithin die dunkle Wärmestrahlung schnell und intensiv aus. Allerdings der Beweis, daß durch diese Erwärmung nun auch der Assimilations- und Atmungsprozeß der Pflanze in Gang kommt, steht noch aus. Wenn aber viele Kräuter im Frühling eine rote Färbung ihrer Blätter zeigen, so dürfte auch diese Erscheinung auf eine Absorption langwelliger Wärmestrahlen abzielen. Vielleicht dient die rote Farbe an der Unterseite der Steinbrechpolster, der Goldnesselblätter u. a. in gleicher Weise der Absorption der Erdstrahlung. Im Gegensatz hierzu kann der rote bzw. violette Farbstoff, in diesem Falle Anthozyan, auch als Lichtschirm gegen supramaximale Belichtung produziert werden. Sonnentaublätter bleiben im Halbschatten grün, im direkten Sonnenlichte überziehen sie sich mit einem roten Farbkörper. Amarantusblätter bilden in der Sonne in ihren Oberhautzellen einen rotvioletten Lichtschirm; im gedämpften Lichte bleiben sie grün. Der dunkelviolette Farbstoff der Bluthasel und Blutbuche gilt als Lichtschirm. Wir erkennen, der Pflanze stehen vielerlei Wege offen, durch das gleiche Mittel verschiedene Wirkungen zu erzielen.

Dr. Stange.

Schlecht gemachte Wörter.

Unter „schlecht gemachten Wörtern“ sind hier nicht Wörter gemeint, die schlecht gemacht, daß heißt ungut gebildet sind, sondern Wörter, deren Bedeutung sich im Laufe der Zeit vom Edlen ins Unedle gewandelt hat. Es sind also Wörter gemeint, die buchstäblich schlecht gemacht worden sind, in dem gleichen Sinne, wie man etwa einen Menschen schlecht macht, seinen Wert vor anderen herabsetzt. Man kann auch sagen: es sind Wörter, die von einer höheren auf eine niedrige Stufe gesunken und im Wandel ihrer Bedeutung gemein geworden sind. Da haben wir gleich, als das einfachste Beispiel, das Wort „gemein“. Gemein hatte ursprünglich zwei Bedeutungen: erstens allgemein, gemeinsam — heute nur noch in manchen Zusammensetzungen wie gemeinnützig, Gemeinsinn usw. und in einigen Wendungen wie mit einem etwas gemein haben — und dann gewöhnlich, alltäglich. Wenn Goethe im Epilog zu Schillers „Glocke“ sagt: „Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, / Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“, so ist damit das Alltägliche, das Gewöhnliche gemeint; man würde Goethes Vers falsch verstehen, wollte man „das Gemeine“ im heutigen üblen Sinne auffassen. Das gleiche gilt auch von Schillers geflügeltem Wort: „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, / Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.“ Eben weil er, der Mensch, aus Gewöhnlichem gemacht ist, nennt er auch Gewohnheit seine Amme. Wenn aber Wallenstein zu Wrangel sagt: „Helft den gemeinen Feind mir niederhalten“, so will er damit durchaus nicht den Feind herabsetzen; er meint den gemeinsamen Feind. Schiller gebraucht übrigens auch das Wort „Gemeinheit“ im Sinne von Gemeinde, Gemeinschaft. Heutzutage wäre es eine Gemeinheit, irgendeine politische oder kirchliche Gemeinde, irgendeine gesellschaftliche Gemeinschaft „Gemeinheit“ zu nennen. Gemein bedeutet heute niedrig. Lessing gebraucht das Wort „gemein“ im Gegensatz zu niedrig. Im Lustspiel „Der junge Gelehrte“ heißt es: „Du kannst Deutsch, das ist: du kannst deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutschen verständlich sind; das ist, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bei dir hast. Du kannst aber nicht Deutsch, das ist: du weißt nicht, was in dieser Sprache gemein oder niedrig ist.“ Hier bedeutet also gemein soviel wie gewöhnlich, gebräulich. — Allbekannt ist der Bedeutungsabstieg der Wörter „Dirne“ und „Frauenzimmer“. Dirne war einmal ein sehr edler Ausdruck und galt sogar als Bezeichnung für die heilige Jungfrau; mundartlich in Süddeutschland wird es heute noch ohne üblen Sinn gebraucht, sonst aber versteht man jetzt allgemein darunter eine feile Weibsperson. Ebenso verhält es sich mit „Frauenzimmer“. Bei Lessing ist das Edelfräulein Minna von Barnhelm ebenso ein Frauenzimmer wie ihre Zofe Franziska. Wie untadlig das Wort früher war, beweist der Umstand, daß die erste Ausgabe von Brockhaus' Konversations-Lexikon den Nebentitel „Frauenzimmer-Lexikon“ führte. — Immer mehr und mehr verschlechtert hat sich der Sinn des Wortes „Ausschweifung“. Der junge Werther durfte noch an Wilhelm schreiben: „Lieber! brauch' ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung... übergehen zu sehen“, ohne befürchten zu müssen, vor Wilhelm als Wollüstling zu erscheinen. Unter „Ausschweifung“ ist hier Vergnügen ohne Übermaß an sinnlichen Genüssen zu verstehen. Jetzt spricht man nur dann von Ausschweifung, wenn einer ein alle Grenzen des Zulässigen überschreitendes, ausschweifendes Leben führt. Heute empfindet mancher einen Ekel vor einem der Ausschweifung sich ergebenden Menschen. Aber auch das Wort „ekel“ hat nicht immer einen Brechreiz erregt. Ekel hatte einst auch die Bedeutung von heikel, wählerisch, feinfühlig, delikat. Lessing schreibt: „O wie ekel muß man in der Freundschaft sein!“ Aber auch noch Grillparzer (in der „Ahnfrau“): „Und ziemet mir so ekles Wählen?“ — Ein gar merkwürdiger Bedeutungswandel vollzog sich bei dem Worte „anzüglich“. Es war ursprünglich ein poetisch schönes Wort und bedeutete nichts anderes als anziehend. In einem der schönsten Landschaftsbilder, die Goethe mit Worten malt, findet man folgende Schilderung: „Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Orts, das hat alles so was Anzügliches“ („Die Leiden des jungen Werthers.“ Erstes Buch. Am 12. Mai). Man möchte das Wort „anzüglich“ in diesem Satz nicht missen; es klingt schöner, voller als das weichliche „anziehend“. In dieser edlen Bedeutung ist das Wort ganz verklungen. Wer heutzutage anzüglich wird, spricht versteckt eine Beleidigung aus, die man auf sich selbst bezieht; Anzügliches ist allenfalls etwas, das niemand gleichgültig hinnimmt. — Übrigens: auch das Wort „gleichgültig“ hat seine ursprüngliche Bedeutung eingebüßt. Früher einmal sprach man von „gleichgültigen Münzen“ und meinte Münzen, die gleiche Geltung haben; man sprach ferner von „gleichgültigen Wörtern“ und meinte Wörter, die synonym, sinnverwandt, gleichbedeutend sind. Heute wird „gleichgültig“ nur auf ein Etwas ange-

Der Lautsprecher in der Straßenbahn: Das Mikrophon (Pfeilrichtung) am Führerstand. **Rechts:** Der Lautsprecher (Pfeilrichtung) im Innern des Wagens.

Die von der Firma Siemens, Berlin, gebaute Lautsprecheranlage bedeutet für den Straßenbahnschaffner eine große Entlastung und für die Fahrgäste ein Gefühl der Sicherheit, die richtige Haltestelle nicht zu verpassen. Der Wagenführer ruft in das Mikrophon am Führerstand die Haltestelle aus, deren Namen durch den Lautsprecher in den Straßenbahnwagen allen Fahrgästen laut hörbar erschallt.

Wichtige Erfindungen zur Erleichterung im Straßenbahnverkehr.

Ein Apparat zur Vereinfachung und Beschleunigung der Fahrscheinausgabe: Der neue Fahrscheindrucker, der jetzt auf der Berliner Straßenbahn ausprobiert wird.

Ein solcher automatischer Fahrscheindrucker verabfolgt nach Kurbelumdrehung Fahrscheine mit all den Kennzeichen, die auf den bisher fertig gedruckten Fahrscheinen durch mehrmalige Lochung hervorgerufen werden mußten.

wandt, das einen weder warm noch kalt macht, an dem man nicht im geringsten interessiert ist, das einem, volkstümlich ausgedrückt, ganz und gar schnuppe ist. Eine ähnliche Sinnverschlechterung erfuhr auch das Wort „überflüssig". Bis ins 18. Jahrhundert hing es mit Überfluß noch eng zusammen. Da war ein „überflüssiger" Lohn ein Lohn, der überreichlich lohnte; heute wäre ein solcher Lohn eine unnütze, unnötige Vergeudung. Eine der ursprünglichen ganz entgegengesetzte Bedeutung erhielt zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Wort „nervös". Das Wort war ähnlich wie muskulös gebildet und mit diesem sinnverwandt: muskulös gleich muskelstark, kräftig; nervös gleich nervenstark, kraftvoll. Lessing spricht einmal von einer „gesunden, nervösen (kraftvollen) Staatsverfassung". Heute bedeutet nervös nervenschwach, nervenkrank, neurasthenisch. Was könnte man sich wohl heutigestags unter einer „nervösen Staatsverfassung" denken? — Ganz von der Höhe seiner Bedeutung heruntergekommen ist das Wort „bescheiden". Das Wort verkroch sich förmlich in einen stillen Winkel, um ein bescheidenes Dasein zu führen. Ursprünglich bedeutete es belehrt, erfahren, weltklug. In Nathans des Weisen Ringparabel heißt es zum Schluß: „So sagte der bescheidne Richter." Dieser Richter war durchaus nicht bescheiden; er war vielmehr ein bescheidener, das heißt ein Bescheid wissender, erfahrener, weltkluger Mann. Es ist wohl angebracht, in einem Artikel über schlecht gemachte Wörter auch auf den Bedeutungswandel des Wörtchens „schlecht" hinzuweisen. Schlecht wurde ursprünglich im Gegensatz zu „krumm" gebraucht, bedeutete also gerade, eben, schlicht (jetzt nur noch in der Verbindung „schlecht und recht"). Später hat sich der Sinn des Wortes vollkommen ins Schlechte gewandelt. Schlecht ist in der Tat grundschlecht geworden. S. Meisels.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Umschlagbild dieses Heftes, „Wolkenschieber", stammt von Carl Streller, Leipzig.

*

Der in dem Beitrag „Bitte, nehmen Sie Platz!" (Nr. 4360, Seite 507 oben im Oval) gezeigte Stuhl stammt nicht von der Firma Mapple & Co., London, sondern vom Bauhaus in Dessau.

ANEKDOTEN

Aus verklungenen Zeiten.

Kaiser Maximilian stieg einst, als es gewaltig donnerte, mitten unter seinem Gefolge weilend, vom Pferde, fiel auf die Knie und betete: „Dir, o donnernder Herr, sei alle Zeit Ehre! Du bist allein der Kaiser; wir anderen sind alle Deine Knechte. Amen!"

Der berühmte Witzbold Chamfort pflegte zu sagen: „Ich habe drei Klassen von Freunden: Freunde, die mich lieben, Freunde, die sich nicht um mich kümmern, und Freunde, die mich verabscheuen."

Als der Knabe Franklin immer das Gebet bei Tisch sprechen mußte, auf dem gesalzenes Fleisch stets das Hauptgericht war, sagte er einst zu seinem Vater: „Aber Vater, wäre es nicht eine große Zeitersparnis, wenn wir ein für allemal vor der Salztonne beteten?"

Fontenelle sagte von dem berühmten Fabeldichter Lafontaine: „Er war so dumm, daß er nicht einmal wußte, wieviel besser er schrieb als Äsop und Phädrus."

Wenn Boileau bei irgend jemand zur Tafel geladen wurde, so erschien er immer unter den ersten Gästen. „Ich tue dies aus Berechnung," sagte er, „denn die Viertelstunde, die jemand in Gesellschaft auf sich warten läßt, wird leicht zur Aufsuchung und Andichtung von Fehlern angewendet."

Bei einer fröhlichen Tafel fragte man den Dr. Mogos, warum man gerade mit dem Wein anstoße, und nicht mit Bier usw. Dr. Mogos erwiderte: „Weil im Weine Wahrheit liegt, und mit der Wahrheit stößt man immer an." K. H.

Kleine Geschichten von großen Männern.

Der berühmte Dichter Rabener war Steuerrevisor in Leipzig und verwaltete sein Amt sehr pünktlich. „Denn," pflegte er zu sagen, „wenn ich etwas versähe, so würde man sagen: Das macht, er hat Witz!"

Händel war in Dublin und leitete ein Oratorium. Der Konzertmeister Dubourg hatte eine Solostimme zu einer Arie zu spielen und eine Kadenz ad libitum zu machen. Bei dieser irrte er wild in vielen Tonarten herum und schien den Grundton gänzlich vergessen zu haben. Als er nun endlich die lange Kadenz mit einem Triller schloß, rief Händel zur großen Belustigung der anwesenden Kenner: „Willkommen zu Hause, Herr Dubourg, willkommen!"

Ludwig XI., König von Frankreich, wollte einem Abte seine Abtei nehmen. Als ihm dies von einem Günstling des Königs vor Ausfertigung der Verfügung hinterbracht wurde, sagte er zu diesem ruhig und lächelnd: „Das wird so geschwind nicht gehen." — „Wieso?" — „Ich habe zweiundvierzig Jahre nötig gehabt, ehe ich die beiden ersten Buchstaben A. B. (abbé) gelernt habe; man wird mir doch wenigstens ebensoviel Zeit lassen, um die beiden folgenden C. D. (céder) zu lernen." Der Hofmann erzählte dies Wortspiel dem König, der darauf den Abt im Besitz der Abtei beließ. F. L.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel-Fries.

1—2 Fisch, 3—4 weibl. Vorname, 5—6 männl. Ente, 7—8 Naturerscheinung, 9—10 Farbe, 1—3 Körperglied, 2—5 Hülsenfrucht, 4—7 europäisches Gebirge, 6—9 Organ, 8—10 Gewicht.

Einsetzrätsel.

Zwischen die nebenstehenden Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen einen deutschen Dichter.

Rohr — Amt
Ei — Haus
Blut — Brust
Wohl — Kraft
Kunst — Meer
Raum — Schrei

Silbenrätsel.

Aus den Silben: ba — berg — bo — chen — de — de — dorff — e — e — ei — el — er — gat — gor — gre — he — in — le — lit — me — na — ne — no — no — nung — o — öl — pi — ran — ran — re — ro — sa — sei — sen — so — ster — ta — te — tel — tel — ten — tow — ve — zie sind 16 Wörter von untenstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, einen Wahrspruch ergeben. 1 Alter Soldat, 2 Ort in Sachsen, 3 wohlriechendes Öl, 4 Papstname, 5 Zwischenhandlung, 6 Frucht, 7 Mädchenname, 8 Arm der Weichsel, 9 Nebenplanet, 10 Oper von Puccini, 11 deutscher Dichter, 12 Gewebe, 13 Zunft, 14 Insekt, 15 preußischer General, 16 Sehenswürdigkeit in London.

Zum Stelldichein an der Normaluhr.

Welche Wege führen die beiden an der Uhr zusammen?

Zeit und Ewigkeit.

Ein einz'ger Tag trennt uns vom „e“,
Es ruht im Schoß der Zeit,
Das „i“ doch ist seit je und je
Und strahlt in Ewigkeit.

Versteckrätsel.

In einem Bauwerk felsenfest,
Einst kühner Ritter sichres Nest,
Da liegt ein großes Tier versteckt.
Vielleicht hast du es schon entdeckt?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4370.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4368.

Verwandlungsrätsel: Saft, Hera, Mitte, Riese, Backe, Bohne, Liga, Wette, Anwalt, Zange, Sagan, Katte, List, Lotse, Pate, Mahl, Marat, Halbe, Rabe, Wage, Rede, Gewalt, Vorstand, Sonne, Wand, Regen, Wind. — Frisch gewagt, ist halb gewonnen.

Ohne Rast: Uhr.

Silbenkreuzrätsel: 1—2 Oder, 6—4 Bora, 3—5 Elde, 4–5 Rade, 7—8 Hefe, 1—5 Ode, 8—2 Feder. — Oberhof.

Botanisches Kolleg: 1 Koje, Rauch, Eder, Sultan, Stein, Elle — Kresse; 2 Ala, Lette, Ode, Ende — Aloe; 3 Kap, Alm, Mist, Imme, Lund, Lauch, Erbe — Kamille; 4 Tom, Unke, Lech, Pfiff, Etsch — Tulpe; 5 Uri, Nil, Kohl, Raub, Aron, Ulm, Tau — Unkraut; 6 Schi, Chor, Horn, Idee, Lot, Flaum — Schilf – Kaktus.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Laterne, 5 Fanfare, 7 Arie, 8 Elbe, 9 Lea, 11 Oktave, 14 Rigoletto, 15 Rosalie, 16 Bernina, 18 Libau, 20 Eger, 22 Kalide, 23 Rosmarin, 24 Agentur; senkrecht: 1 Raffael, 3 Terrakotta, 4 Maria, 6 Rebe, 7 Alle, 10 Erika, 11 Oktober, 12 Verona, 13 Rueda, 17 Nibelungen, 18 Lilie, 19 Baude, 20 Eros, 21 Germanen.

Silbenrätsel: 1 Spinett, 2 Winter, 3 Adieu, 4 Hoheit, 5 Rurik, 6 Eger, 7 Wimpel, 8 Echo, 9 Irene, 10 Bristol, 11 Kommode, 12 Olive, 13 Essen, 14 Notar, 15 Injurie, 16 Greuel, 17 Indien, 18 Niete. — In ihrem Heim ist jedes wahre Weib Königin.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BAD BRAMBACH I. VOGTL. Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

DRESDEN. HOTEL STADT WEIMAR, 100 Zimmer, mod. Komf.

BAD FLINSBERG. KURHAUS, angenehmst. Aufenthalt, mod. Komfort.

HOTEL RÜBEZAHL, bestempf. Haus.

RADIUMBAD OBERSCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

MOORBAD PRETZSCH für Mittelstand, glänzende Heilerfolge.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

ERZGEBIRGE

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL, I. Ranges, letzter Komfort.

CAFÉ-REST. u. PENSION FRIEDRICH, vorzügl. Verpflegung.

RIESENGEBIRGE

HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, modern eingerichtet.

PRINZ HEINRICH BAUDE, prachtvolles Wintersportterrain.

SCHLINGELBAUDE, prachtvolle Höhenlage, mod. Komfort.

SCHREIBERHAU. SANAT. KURPARK, phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

TRAUTENAU. HOTEL ZIPPEL, mod. Komfort.

HARZ

RÜBELAND. BAUMANNS-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

ST. ANDREASBERG. HOTEL DEUTSCHER HOF, mod. Komf.

KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, bürgl. Gaststätte.

OBERBAYERN

PRIEN. HOTEL KRONPRINZ, gutbürgerlich, mäßige Preise.

OESTERREICH

HOFGASTEIN. KURHAUS GERMANIA.

HOTEL SALZBURGER HOF.

SEMMERING. HOTEL STEFANIE, mod. Komf. Jahresbetrieb.

WIEN. HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

SALZKAMMERGUT

Das Seenparadies Oesterreichs.

KRIMML, PINZGAU. WALTLS HOTEL POST, mod. Komf.

WALTLS ALPENGASTHOF. Plattenkogl, 1700 m.

ST. JOHANN, PONGAU. GASTHOF ALTE POST, gutbürgl., moderner Komfort.

TIROL

ACHENSEE. HOTEL SCHOLASTIKA, herrl. Lage, Wassersport, Tennis.

IGLS b. Innsbruck. 900 m ü. M. HOTEL IGLER HOF, Prospekte.

HOTEL SANATORIUM IGLS.

INNSBRUCK. HOTEL TYROL. Modernst. Komf., mäßige Preise.

KUFSTEIN. CAFÉ NEUMAYER. Wiener Café, Konzerte.

LANDECK. HOTEL „GOLDENER ADLER“. Das gutbürgerl. Haus.

HOTEL POST. Alpenhotel mit modernstem Komfort.

GASTHOF und PENSION „SONNE“, schönste Lage, Prospekte.

LANS b. Innsbruck. 850 m ü. M. Gasthof u. Pension Traube.

LERMOOS (FERNPASS). HOTEL „DREI MOHREN“, beste Lage. Moderner Komfort.

SCHWAZ. ALPENGASTHOF GRAFENAST, Prospekt.

SEEFELD. CAFÉ SEYERLING, Fam.-Café, gut renom.

GASTHOF KLOSTERBRÄU, renom.

GASTHOF „ZUM LAMM“, altrenommiert. Zentralheizung.

HOTEL PENSION WALDHEIM, beste Lage, mod. Komf.

WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

ST. ANTON. „ZUM SCHWARZEN ADLER“, gutbürgerl., Prosp.

SISTRANS. GASTHOF ALPENROSE, gutbürgl., Wintersport.

WESTENDORF. GASTHOF und PENSION MESNERWIRT.

GASTHOF u. PENSION KOHLERWIRT.

ZÜRS. GASTHOF ALPENROSE, gutbürgl., fließ. Wasser.

GASTHOF EDELWEISS, altrenom. neu umgebaut.

VORARLBERG

BRAND bei BLUDENZ. HOTELS SCESAPLANA und BECK, die führenden Häuser.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehrstätte d. Fremden.

GARGELLEN. HOTEL VERGALDEN, 1600 m ideal. Skigelände.

GASCHURN. KESSLERS HOTEL RÖSSLE POST, gutbürgerl., Skilehrer.

DALMATIEN

DUBROVNIK. (RAGUSA am Adriat. Meer).

GRAND HOTEL IMPERIAL, DUBROVNIK/RAGUSA.

GRAND HOTEL LAPAD, DUBROVNIK 2/GRAVOSA.

GRAND PALACE HOTEL HVAR, LESINA.

ITALIEN

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

DOBBIACO, Dolomiten. Internat. Wintersportplatz, erstklassige Hotels.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel, Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.

HOTEL ASTORIA, vornehmer Komfort, eigner Park.

HOTEL AUSTRIA, moderner Komfort, schöne Lage.

BAVARIA-HOTEL, exquisites Haus, letzter Komfort.

HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.

HOTEL-PENSION EDEN, behagliches Familienhaus, mäßige Preise.

HOTEL-PENSION FINSTERMÜNZ, gut geführt, mäßige Preise.

PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen d. Atmungsorgane.

SCHLOSS LABERS, die vornehme Familienpension.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbeihilfen.

PENSION J. MEISTER, bestrenommiert, mäßige Preise.

PARK-HOTEL OBERMAIS, ruhig und vornehm, aller Komfort.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

HOTEL SAVOY, Führung und Einrichtung erstklassig.

DIÄT-SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

ORTISEI. (ST. ULRICH) GRÖDNERTAL. HOTEL AQUILA, 220 Betten, mod. Komfort, mäßige Preise.

HOTEL MADONNA, ideale Lage, Pens. L. 28.—. Prosp.

HOTEL MARIA, 46 Zimmer, mod. Komfort.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE, bestempfohlen, sonnigste Lage.

HOTEL BRISTOL, herrl. Lage. 50 Bett.

SANATORIUM ALTEIN, beste Lage, letzter Komfort. Chefarzt Dr. O. Amrein.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. KURPENSION HORLAUBEN, modern. Haus, sonnige Lage.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

PENSION MERULA, sonn. Waldlage.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

SANATORIUM SCHATZALP, 300 m ü. Davos, vornehm und behagl.

DAVOS-DORF. NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer, Chefarzt Dr. J. Gwerder.

HOTEL und PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus.

HOTEL PENSION SOLARIA, I. Ranges, beste Kurlage.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.—.

LUGANO. PARK-HOTEL Familien-Hotel erst. Ranges. Jeder Komfort. Prachtvolle Aussicht. Prospekt D I.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL FEDERAL, mod. Komfort.

HOTEL ST. GOTTHARDT-TERMINUS. Komfortabel, mäßige Preise.

HOTEL MEISTER, 120 Betten, mod. Komfort.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.

KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASSARATE. HOTEL PENSION DIANA, fließ. Wass., am Strandbad. Fr. 8.— bis 10.—.

LUGANO-CASTAGNOLA. KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann), Deut. Haus.

SAMADEN. HOTEL des Alpes, fein bürgerl. Fam.-Hot.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF, erstkl. am Kurbad. See und Wald.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS, komf. Erziehungsinst. u. Pensionat für junge Mädchen.

EISENACH. HAUS ROSENECK, erstkl. Töchterheim, Heimweg 27.

HALBERSTADT. HÖHERE PRIVATSCHULE und TÖCHTERHEIM MACKRODT, Prospekt.

HALLE a. S. DR. HARANG'S HÖHERE LEHRANSTALT, Oberprima, gegr. 1864.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

DAS HÖNTSCH-HOLZHAUS

Das ideale, gesunde, preiswerte, architekturvollendete Eigenheim für alle Ansprüche.
„Im Sommer kühl, im Winter warm"

Verlangen Sie bitte Vorschläge und Angebote

Holzbauwerke Höntsch & Co., Niedersedlitz F 3

Preisliste 1928/29

ist erschienen und enthält vorteilhafte Angebote in

Tischzeug, Haus-, Bett- und Leibwäsche, Steppdecken usw.

Zusendung postfrei.

Wäschefabrik
Heinrich Eggemann,
Bielefeld 10, Schließfach 321.

Seit 77 Jahren Erzeuger von Leinen- und Wäscheausteuern.

H·H·H

„Paidi"

Ges. gesch. D.R.G.M.

DAS FAHRBETT!

HOLZWARENFABRIK „HOFGUT" G. M. B. H.
Hafenlohr a. M. 12 (Spess.)

Druckschriften und Auskunft kostenfrei.

Für's Mädchen die Puppe, für den Knaben ein Diana-Luftgewehr!

Dann bringen Sie in Ihr Haus die größte Weihnachtsfreude. Glauben Sie ja nicht, daß irgend welche Gefahren dabei wären. Das Diana-Luftgewehr wird nicht mit Pulver, sondern mit Luft geschossen und überall im Freien, wie im Haus, kann der edle Schießsport mit dem Diana-Luftgewehr ausgeübt werden.

Wichtig! Man braucht keinen Waffenschein

Machen Sie Ihrem Jungen diese große Weihnachtsfreude!

Dianawerk Mayer & Grammelspacher, Rastatt 4.

Naeher-Pumpen

J. E. NAEHER, A.-G.,
Pumpenfabrik, Eisen- u. Metallgießerei
CHEMNITZ, Beckerstraße 31
Fernruf 146 u. 5723

O- u. X-Beine

Ohne Berufsstörung
heilt auch bei älteren Personen der seit Jahrzent. bewährte Beinkorrektionsapparat.
D. R. Patent 335 318.
Verlangen Sie kostenlos Broschüre und Beratung.
Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz 26.
Zweigniederl.: Berlin, Am Zoo 26, Kantstraße 4.

DAS ÄRZTLICH EMPFOHLENE HAUTPFLEGEMITTEL

Simi

FÜR ALT UND JUNG
SCHÜTZT IHRE HAUT VOR PICKEL, AUSSCHLÄGEN etc.
UND ENTFERNT SOLCHE SOFORT
PREIS MK. 2.- ÜBERALL ERHÄLTLICH

Rosa Centifolia

Der Duft der dunkelroten Gartenrose von wunderbarer Natürlichkeit

PARFÜM Fl. Mk. 4,75. 7,30 Probe M. 2,25
SEIFE Mk. 1,25. 1,50. 1,75 **PUDER** Mk. 2,20 Probe Mk. 1,35
HAARWASSER Fl. M. 2,90. 4,50 **HAARWASCHSEIFE** Fl. M. 1,90
CREME ELECTRA Tube M. 0,80 Dose M. 1,60 usw.

Hyacina

Der Duft der blühenden Hyazinte, unerreicht natürlich

PARFÜM Fl. M. 5,50. 8,75. Probe M. 2,25
SEIFE Mk. 1,25. 1,50 **PUDER** Mk 2,20
HAARWASSER Fl. M. 2,90. 4,50 **ZIMMERPARFÜM** M. 2,50

Royalin

erfrischender Phantasieduft

PARFÜM Fl. M. 3,-6,50, 11,-20,- **SEIFE** St. M. 2,- Kart. 5,50
PUDER M. 2,20 Probe M. 1,35 **HAARWASSER** M. 2,90. 4,50

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN

FABRIK: DREYSESTR. 5. DETAILVERKAUF: MARKGRAFENSTR. 26
NIEDERLAGEN IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN
PARFÜMIERTE KARTEN KOSTENLOS ZUR VERFÜGUNG
GENERALVERTRETUNG FÜR ÖSTERREICH: ROBERT SCHRAUF, WIEN I, FLEISCHMARKT 22

die krawatte des herrn ist die celta krawatte

die celta krawatte
die krawatte des herrn ● die celta krawatte ● die krawatte des herrn ● die celta krawatte
die krawatte des herrn ● die celta krawatte ● die krawatte des herrn

schutzmarke
celta krawatte

hübbe

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Matzmann; beide in Leipzig
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44 bis, Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Barta

VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4370. 171. BAND A. A.

WEIHNACHTS-NUMMER

13. DEZEMBER 1928

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Illustrirte Zeitung

Nr. 4370. 171. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 13. Dezember 1928.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1—7, bezogen werden.

Weihnachts-Nummer II.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Anzeigenberechnung nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Lessing-Preis des Reichspräsidenten. Zum Goethe-Lessing-Jahr stiftete der Reichspräsident einen Lessing-Preis in Höhe von 5000 Reichsmark, der am 15. Februar 1931, dem 150. Sterbetag Lessings, für die beste Bearbeitung des Themas „Lessings Weltanschauung" vergeben werden soll. Die Beurteilung der einlaufenden Arbeiten wird ein Ausschuß übernehmen, an dessen Spitze Staatssekretär Meißner vom Bureau des Reichspräsidenten steht.

Preisausschreiben über Pflanzenkrankheiten. Die beiden Eriksson-Preise der Internationalen Konferenz für Pflanzenkrankheiten und ökonomische Entomologie sollen im Betrag von je 1000 schwedischen Kronen den besten Arbeiten über Rostpilzkrankheiten der Getreidepflanzen oder über die Rolle der Insekten oder anderer wirbelloser Tiere bei der Übertragung oder Entstehung von Viruskrankheiten bei Pflanzen zuerkannt werden. Die Beteiligung am Wettbewerb steht jeder Nation offen; die Arbeiten, die in deutscher, englischer oder französischer Sprache abzufassen sind, müssen bis zum 1. Mai 1930 an den Sekretär des Komitees, T. A. C. Schoevers, Wageningen (Holland), eingesandt werden. Aus Deutschland gehört dem Internationalen Komitee für Pflanzenpathologie der Direktor der Biologischen Reichsanstalt in Berlin-Dahlem, Geheimrat Professor Otto Appel, an.

Erziehung zum guten Buch. Ein neues Preisausschreiben wurde vor kurzer Zeit vom Buchhändler-Börsenverein erlassen. Dasselbe soll die Frage beantworten: Kann die Volksschule ihre Schüler zum guten Buch erziehen? Vier Barpreise von insgesamt Rm. 4000 und einige Trostpreise sind für die besten Antworten gestiftet worden.

Englische Sprache an deutschen Schulen. Wie das Preußische Philologenjahrbuch von 1927 berichtet, hatten bis dahin von insgesamt 308 Gymnasien 136 die englische Sprache als erste moderne Fremdsprache eingeführt und dafür Französisch als Pflichtfach eingehen lassen. Zu Ostern 1928 sind in Preußen wiederum 20 Knabenanstalten, darunter 15 allein in Berlin, und 12 Mädchenschulen, davon 10 in Berlin, zu Englisch übergegangen. Nur 4 Anstalten kehrten zu Französisch zurück. Von insgesamt 833 Schulen haben sich 361 d. h 43.3 v. H. für Englisch entschieden. Den Ausschlag gab die Umstellung der Berliner Anstalten. Die Berechnung nicht

Fortsetzung auf Seite 892.

nach der Zahl der Anstalten, sondern der Lernenden, ließe die Ziffern für Englisch sicher jetzt schon weit günstiger erscheinen als für Französisch. Die Bewegung zugunsten des Englischen ist im unaufhaltsamen Fortschreiten und ist auch auf Deutsch-Österreich übergegangen.

Schlesische Weihnachtsteller. Wie alle Jahre hat auch heuer die Porzellanfabrik Hermann Ohme Komm.-Ges., Niedersalzbrunn in Schlesien allen Sammlern schöner Erinnerungsteller und besonders den Freunden des Riesengebirges einen Weihnachtsteller beschert. Das Motiv stellt die Schneegruben dar. An steilem Abhang steht die Baude im Schnee, aus deren Fenstern trauliche Lichter blinken. Klarer, sternenbesäter Himmel wölbt sich über der Landschaft. Ein stimmungsvoller Vordergrund ist durch die beiden Rehe und die tiefverschneite Tanne geschaffen. Der Weihnachtsteller 1928 reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Wie diese, ist er von Professor H. Gradl, Nürnberg, entworfen und in Scharffeuerkobalt und Gold ausgeführt worden.

Museum der Wikingerkunst. Die großen norwegischen Schiffsfunde aus der Wikingerzeit, das Oseberg-schiff sowie das Gokstad- und das Tune-Schiff, sind jetzt an einer Stelle, im Gebäude des Bygdö-Museums zu Oslo aufbewahrt, das durch einen Anbau erweitert wurde. Wenn nun noch der Inhalt des Oseberg-Saales aus dem Altertumsmuseum in dieses Museum überführt worden ist, dann wird sich in Oslo eine Sammlung der Wikingerkunst befinden, die nirgends ihresgleichen hat.

Ewar-Spültische. Die Bedeutung eines zweckmäßigen, allen Anforderungen genügenden Küchenspültisches wird heute mehr und mehr erkannt. Hygienisch einwandfreie Beschaffenheit bei schöner Formengebung sind ebenso wichtige Merkmale, wie die solide Beschaffenheit und die lange Lebensdauer. Dabei muß auf größtmögliche Schonung des Geschirrs auch bei rauher Behandlung geachtet werden. Schließlich kommt noch die Anpassung an die jeweiligen Raum- und Spülverhältnisse in Frage. Die „Ewar"-Spültische, auf Grund zwanzigjähriger Erfahrung und Entwicklung gebaut, entsprechen diesen Bedürfnissen. Die Abdeckplatten, Abtropftische und Beckenrahmen sind aus Teakholz hergestellt, das sich durch gelegentliches Ölen verhärtet und eine unbegrenzte Lebensdauer verleiht. Die Spülbecken werden in geschweißter Metallausführung aus einem

Fortsetzung auf Seite 894.

Wählen Sie Ihr Geschenk

aus dem neuen Zeiss-Katalog

Er enthält Bilder und genaue Beschreibungen von sämtlichen Zeiss-Feldstechern und Theatergläsern, nebst wertvollen Winken über die Wahl des bestgeeigneten Glases — für Sie selbst oder den zu beschenkenden Jäger, Autofahrer, Sportsmann, Naturfreund. Der Name ZEISS auf dem Glase unterstreicht den gediegenen Wert des Geschenkes, das über die Freude der ersten Tage hinaus noch jahrzehntelang ein immer neuer Quell der Freude und ein hochgeschätztes Andenken bleiben wird.

ZEISS Feldstecher

Ihr treuer Begleiter überallhin wo mehr Sehen mehr Genuß bedeutet.

Bezug durch die optischen Fachgeschäfte.

Den neuen Katalog T 8 und Bezugsquellen-Nachweis versenden kostenfrei
Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

CARL ZEISS JENA

Reichs- u. Länderscheine von 1 Mk. bis zur Billion!

Das interessanteste u. zukunftsreichste Sammelgebiet. Photoheft 64 S. 1 Mk.
Ferner: Die Briefmarken von 1914 bis 1924 komplett 22 Mk.
Ansichtssendungen gerne zu Diensten.
E. SCHUSTER. NÜRNBERG 1, Gabelsbergerstraße 62.

Unter einen deutschen Weihnachtsbaum gehört die deutsche Klein-Schreibmaschine

TORPEDO

TORPEDO FAHRRÄDER-SCHREIBMASCHINEN
WEILWERKE A.-G. FRANKFURT A. M. RÖDELHEIM

Druckschrift 10013 kostenlos.

Die Freude ist groß –

wenn ein „*Bleyle*" unter dem Weihnachtsbaum liegt. Beglückt schlüpfen die Kleinen in den flotten Anzug, in das schmucke Sweater-Kleidchen. Und auch den Großen ist eine gediegene, vornehme Bleyleweste willkommen. Wählen Sie als schönstes u. praktischstes Geschenk die bewährte Marke *Bleyle*.

Bleyle

Bleyle

Verkaufsstellen in allen Städten. Nachweis durch die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart

Es gibt kein Unglück,

keine Enttäuschung, wenn Ihr Kind sein Steiff-Tier fallen läßt, oder gar darauf fällt. Der weiche Körper geht nicht kaputt und kann nie weh tun, noch verletzen, die Augen sind unverlierbar eingenäht und die Glieder dauerhaft befestigt.

STEIFF / KNOPF IM OHR

Spieltiere sind weltberühmt durch ihre Schönheit und Güte. Sie können Kindern ohne Sorge in die Hand gegeben werden, sie sind das stets geschätzte Geschenk.

Zu haben in Spielwarengeschäften.

Farbiges Bilderblatt L und Nachweis kostenfrei.

MARGARETE STEIFF G. m. b. H. / GIENGEN a. Brenz 7 (Württ.)

Stück gearbeitet. Das Reinhalten der Metalle erfolgt wie bei allen anderen Metallgegenständen. Auf zweckmäßige Anordnung der Ablaufeinrichtungen ist durch die verschiedenen Konstruktionen Wert gelegt. Die Unterbauten werden in Holz oder Metall ausgeführt und können zum Aufbewahren irgendwelcher Küchengeräte dienen. Die Firma Ernst Wagner, Apparatebau, Reutlingen (Württ.) fertigt die Ewar-Spültische und baut ferner vollständige Spülanlagen mit allem Zubehör für Herrschaftsküchen, Hotels, Heilanstalten. Sie stellt Interessenten den Prospekt L. I. gern kostenlos zur Verfügung.

Vorbildliche Verkaufsräume in vornehmer, neuzeitlicher Aufmachung bezog vor wenigen Monaten das bekannte Leipziger Musikhaus Jul. Heinr. Zimmermann. Die wesentlich größeren, sehr praktisch angelegten Räume, die im Zentrum der Stadt, am Augustusplatz, Goethestraße 1, gelegen sind, ermöglichen eine individuelle Bedienung. Der neue moderne Klaviersaal zeigt eine Reihe Pianos und Flügel in gediegenster Ausführung. Für Freunde der Sprechmaschine stehen eine große Anzahl geschmackvoller Einzel-Vorspiel-Zimmer zum ungestörten Anhören von Platten zur Verfügung. Nebenstehendes Bild zeigt den Eingangsraum des neuen Geschäfts mit der Abteilung für Klein-Instrumente aller Art.

Hautunreinheiten und Schönheitsfehler, die in Gestalt von Mitessern, Pickeln usw. vielfach auftreten, beseitigt das seit Jahrzehnten bewährte Hautpflegemittel Simi, das die Haut bis in die Tiefe der Poren von allen Staub- und Fettablagerungen reinigt und desinfiziert.

Fortsetzung auf Seite 896.

Trotz täglicher Waschungen mit Seife kann nach Abreibung mit etwas Simi noch sehr viel Unsauberkeit aus den Poren entfernt werden. Simi macht die Haut samtweich und regt sie zu erhöhter Tätigkeit an. Es ist zum Preise von Rm. 2.— die Flasche in Apotheken, Drogerien, Parfümerien und Friseurgeschäften erhältlich.

Parfüm und Lebensverfeinerung. Das Leben ist oft rauh und illusionslos genug! Duft und Illusionen müssen erst hineingetragen werden, indem feine aromatische Parfüms benutzt werden. Ein Parfüm, das Erfrischung und Stimmung zugleich gibt, das an sommerliches Blühen ebenso gemahnt, wie an das elegante Boudoir einer vornehmen Frau, ist „Royalin“. Es ist nicht nur als Parfüm, sondern auch als Seife, Puder und Haarwasser erhältlich und genügt den höchstgespannten Ansprüchen der verwöhnten Dame. Royalin, das von der Firma J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin NW 21, Dreysestraße 5 erzeugt wird, ist als belebender Phantasieduft gerade der kultivierten Frau ein Ausgleich zu der neutralen, unpersönlichen Einstellung der heutigen Zeit. Wer es einmal ausgeprobt hat, wird ganz von selbst wieder nach Parfüm, Seife, Puder und Haarwasser Royalin greifen und es beibehalten.

Winter in der Schweiz. Noch ausgeprägter als in andern Ländern sind die festlichen und sportlichen Ereignisse der Wintermonate in der Schweiz. Das mondäne Leben spielt nicht nur in den Städten, sondern auch in den Winterkurorten, die von Dezember bis März eine Flut von Fremden aufnehmen, eine große Rolle. Skirennen, Schlittschuh-, Hockey- und Curlingwettbewerbe, Feste und Spiele auf dem Eise wechseln in bunter Reihe ab mit den abendlichen Konzerten, Theateraufführungen, Bällen und Vorträgen in den Hotels. Die Schweizerische Verkehrszentrale in Zürich gibt in Form einer Broschüre eine Übersicht der für den Winter 1928/29 vorgesehenen sportlichen und gesellschaftlichen Ereignisse.

Bad-Flinsberg. Das inmitten des Kurortes frei und hoch, dicht am Walde und an den Bädern gelegene Kurhaus hat auch in diesem Winter seine gastlichen Pforten geöffnet. Es gilt als eins der besten Familienhäuser in den deutschen Bädern. Der größte Teil der Zimmer ist mit fließendem Kalt- und Warmwasser versehen, Privatbäder sind eingebaut. Die Kurhausleitung bietet sonach auch in der kalten Jahreszeit alle Bequemlichkeit und eine als ausgezeichnet gerühmte Verpflegung.

Übler Mundgeruch. Der häßliche Mundgeruch ist oft eine Begleiterscheinung von Magenerkrankungen, Stoffwechselstörungen, Entzündungen des Zahnfleisches und der Mandeln. In den weitaus meisten Fällen bilden aber ungepflegte und vernachlässigte Zähne die Ursache. Besonders stark zeigt sich der üble Mundgeruch, wenn viele Zähne faul sind und wenn sich starker Zahnstein gebildet hat. Liegt also somit keine ausgesprochene Erkrankung vor, so ist es leicht, der lästigen Erscheinung des üblen Mundgeruches wirkungsvoll zu begegnen; man hat nur nötig, die faulen Zähne vom Zahnarzt behandeln zu lassen und Mund und Zähne regelmäßig mit einem wirklich zuverlässigen, antiseptischen Mundwasser (Odol) zu behandeln.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

GROSSREINEMACHEN

FARBIGE ZEICHNUNG VON LOTTE OLDENBURG-WITTIG

Dem Fest entgegen.

Eine Weihnachtserzählung von Karl Röttger

I.

Eines Tages im Dezember sagt die Mutter zu ihrem Sohn: „Hör' mal, Werner, Onkel Fritz geht morgen mittag ober der Stadt, hinterm Friedhof, in den Bergwald und hinauf. Willst du mitgehen?"

„Was will er denn da? Ich geh' schon mit. Aber was will er?"

„Na, ich glaube, du weißt schon, daß die Christbäume nicht aus dem Sternhimmel kommen."

„Aha! Ja, ich weiß — er will Christbäume holen. Bloß für sich? Oder für uns auch?"

„Für sich, für uns und noch für jemand."

„Darf ich Willi mitnehmen?"

Willi ist der Sohn einer Näherin, die den ganzen Tag an der Maschine sitzt.

„Frag' den Onkel! Vielleicht schlägt er dem Willi auch ein Bäumchen."

„Ja. Aber wie ist es mit Luischen?" — Luischen ist Werners kleine Schwester. —

„Wenn sie nicht mit darf und hinterher merkt, daß wir im Bergwald waren, schreit sie."

„Wir können sie mitgehen lassen. Onkel Fritz schlägt ja die Bäume fürs Christkind, nicht für uns."

„Sicher, wir wollen sie mitgehen lassen." —

Am Abend beim Zubettgehen sagt Werner zur Schwester: „Du, hör mal, das mußt du wissen: das Christkind kann nicht alle Bäume selber im Wald schlagen und schmücken; es hat Hilfe dabei."

„Weiß ich", sagt die Schwester altklug. Das ärgert Werner etwas, und er sagt: „Aber ich weiß jemand, der helfen darf."

„So! Woher sollst du das wissen?"

„Nun, ich weiß."

„Und wer sollte das sein? He? Wenn du's weißt, dann verrat's doch!"

„Ja, wenn du nicht so schreist, will ich's sagen, und wenn du versprichst, es nicht weiterzusagen . . . Du bist erst sechs Jahre, und Kinder mit sechs Jahren . . ."

„Auf Ehrenwort, ich sag's nicht", beteuert die sechsjährige Luise.

„So? Das kannst du schon sagen? Auf Ehrenwort! Gut. Also Onkel Fritz ist einer davon."

„Onkel Fritz?" meint die Schwester ungläubig. „Wie kommt denn der dazu?"

„Das ist sehr einfach, ihm gehört da oben ein Teil des Waldes."

Luise steht mit dem Blick ins Küchenlicht; das ist etwas Neues, das sie noch nicht wußte. Ihm gehört der Wald? Und vor ihrem inneren Auge ziehen die Bergrücken hin, mit den großen weiten Wäldern, den Tälern dazwischen, die auch voll Wald stehen — weit, weit.

„Alles gehört nicht ihm, aber ein Stück, groß genug, um da Christbäume zu schlagen . . . Bist du fertig, dann mach' ich das Licht aus."

Sie liegen in ihren Betten, dröseln so hin im Dunkeln, reden noch, schweigen, die Augen fallen zu — und dann: nichts mehr . . .

Andern Mittags, als die Schule aus ist, eilen die Kinder nach Hause. Die Unruhe ist den ganzen Vormittag in ihnen gewesen.

Als gegessen ist, geht Werner über die Straße, um Willi zu bitten; aber der darf nicht mit, muß den Nachmittag die fertig gewordenen Hemden abliefern und den Wochenlohn holen. So gehen Werner und Luising allein zum Onkel, ihn abzuholen zu dem Berggang. Er lacht die Kinder an, legt einen Schal um den Hals, zieht eine sehr dicke Lodenjacke an, holt ein Beil aus dem Holzstall, nimmt einen Strick in die linke Hand — und so gehen sie los . . .

Es ist ein klarer Tag, mit leichtem Frost. Die Erde ist hart, als sie oberhalb der Stadt zwischen den Hecken gehen, Sonne liegt auf den Bäumen, auf dem Brombeergerank, daran noch einige bunte Blätter hangen, und als sie sich umsehen, sind ihre Gesichter ganz hell. So freut sie die Sonne auf den roten Dächern der Stadt. Aber dann sind sie am Waldeingang; es ist ein steiniger Hohlweg. Als sie ihn einige Minuten gegangen sind, kommen sie auf einen breiten Waldweg, der zwischen hohen rauschenden Tannen hingeht. Das Reden der Geschwister ist einer Stille gewichen, dem Gefühl einer Feierlichkeit . . . und sie haben einander an den Händen gefaßt . . .

Es ist ein geheimnisvolles Gehen auf den Nadeln, ein geisterhaftes Gehen — aus einer Innentiefe herauf kommen die Blicke und tragen im blanken Schein: ein Erwarten, ein Staunen und eine kleine Furcht . . . Sie hören ein Rascheln im Baum, sie schauen hin und sehen doch nicht mehr, was es war. Dann aber rauscht ein Vogel und ist auch schon nicht mehr sichtbar . . . Es ist ein Ton in den Wipfeln, der weht groß durch das Denken der kleinen Köpfe, der umhüllt mit wunderbarem Dunkel das Herz. Aber die Kinder wissen gar nicht, was sie fühlen, wie sie in den Anfängen des Menschseins leben, wo alles Daseiende noch alle Wege offen hat — ins Unergründliche.

„Kommt einmal her", sagt Onkel Fritz und geht mit ihnen abseits vom Weg, biegt Zweige beiseite und zeigt ihnen den Eingang einer Höhle in den Berg, gerade so groß, daß ein Mensch kriechend hineingelangen kann. Sie sehen es hochatmend.

„Was ist darin?" fragt Werner.

„Wohin der Weg geht, weiß niemand. Es ist keiner bis zum Ende gekommen. Aber ein Abgrund ist auf dem Höhlenweg, der zu einem tiefen Wasser geht."

„Woher weiß man das?"

„Man hat Steine hinabfallen lassen."

„Es beginnt ein anderes Reich da drinnen," sagt Werner nach einer Pause, „das Märchenreich."

„Es gibt schönere und größere Höhlen", sagt der Onkel im Weitergehen. Und er erzählt ihnen, wie er etliche besuchte, und was er an Wunderdingen in ihnen sah . . . Das hört sich in der Welteinsamkeit eines Waldes so seltsam an, daß Luischen Werner an der Hand zupft und wissen will, ob der Onkel mit den Erzählungen nicht bloß Spaß macht. „Wo denkst du hin!" antwortet Werner. „Der Onkel erzählt jetzt nur, was er gesehen hat."

„Ja," sagt der Onkel und nickt, „und nun denkt euch, die Höhle stürze einmal ein, wäre nicht mehr. Das wäre doch auch nur wie ein Märchen, und doch habe ich sie gesehen."

Sie steigen wieder bergan. Zwischen den hohen Tannenwänden erblicken sie den Himmel und sehen, er ist nicht mehr blau, sondern grau.

„Ich glaube, wir kriegen Schnee", sagt der Onkel.

„Warum meinst du?" fragt Werner.

„Es liegt so in der Luft."

Sie kommen, zwischen den hohen Tannenwänden heraus, an einen Birkenhain, dem ein junger Buchenstand folgt. Der Onkel zeigt hin: „Dahinter beginnt mein Wald."

„Was hast du darin?" fragt Luischen.

„Allerhand, Buchen, Birken, auch ein paar Eichen und — ja, Tannen."

Sie gehen am Buchenstand auf einer Art von Fußweg hin und kommen nach einigen Minuten an einen Stein, den Grenzstein von Onkel Fritzens Wald.

„Am besten setzt ihr euch hierher," sagt der Onkel, „ich gehe noch weiter hinein. Wie hoch wollt ihr ihn haben? So?" Und er zeigt mit der Hand. Die Kinder nicken und sehen ihn glänzenden Auges an.

Die Kinder sind allein. Sie machen ein Bett aus trockenem, goldenem Buchenlaub und setzen sich hinein.

Wie sie so sitzen und vor sich hinschauen, kommt etwas über sie, das sie so nicht kennen, und das sie auch nicht nennen können, ein Gefühl, ungeheuer schwer, das dennoch im fast Erdrückenden süß ist: die Einsamkeit . . . Merkwürdig, wie ihr Sprechen zum Flüstern zusammenschrumpft — und sie wissen es nicht einmal. Die Stimmen klingen ihnen wie sonst, und doch flüstern sie. Dazwischen ist es manchmal wie ein Aufschrecken, wenn ein Baum ein knackendes oder knarrendes Geräusch hören läßt oder in den Gesprächspausen ein trockenes Zweiglein, ein spätes dürres Blatt fällt . . . und auf einmal faßt Werner Luischens Arm, spricht nicht, zeigt: Auf der großen Buche weiter unten: das Tier! Jetzt erkennen sie es: ein Eichhörnchen. Es sitzt auf einem Ast, es läuft auf dem Ast hin, schwingt sich zum andern Ast, bis zum äußersten Ende, auf den nächsten Baum hinüber und ist verschwunden. — Wieder ist die große Stille; die Kinder schweigen . . . sehen einander an, sehen in den Wald, lauschen . . . Da beginnt es, wie ein Knall durchfährt das Axtschlagen die Stille . . . und da ein Neues, ein Aufregendes! Nicht weit von ihnen, fast zu ihren Füßen, rauscht es auf aus Laub, dürren Farnen und Gestrüpp und rennt fort. Sie sehen es deutlich, lachend im Schreck und mit einem Klopfen im Hals: ein Hase.

Wenn jetzt noch ein Reh vorbeischritte und mit großem Auge sie anschaute, wenn ein paar Kinder kämen und sagten, sie seien Hänsel und Gretel, wenn jetzt das Sterntalerkind noch käme — sie würden weiter nicht verwundert sein . . . Wenn der Onkel jetzt zurückkäme und sagte: Wir wollen tiefer in den Wald gehen, bis am Abend die Sterne über ihm stehen . . . wir wollen bis oben auf die Kuppe steigen, bis wir an die tausendjährige Linde kommen, und wollen unter ihren Wurzeln in das andere Reich dringen und wollen die Wurzelmänner bitten, uns ihre Geheimnisse zu zeigen . . . und wir wollen ihnen etwas Schönes mitbringen aus unserem Wurzelreiche — da würden die Kinder aufhorchen und ja sagen und es weiter nicht verwunderlich finden, all solches zu tun.

Sie hören — und es klingt sehr fern — wie der Onkel die Bäume schlägt; und der Klang der Axt hat etwas Fröhliches, da er in ihre Einsamkeit spricht: Er ist noch da . . . Wer? Nun der, ohne dessen Hand sie haltlos dem unermeßlichen Wald und seinen geheimnisvollen Kräften ausgeliefert wären. Der große Mann, der Erwachsene . . . der immer etwas ist, dem das Kind (ihn anschauend) vertraut . . .

Aber wie er nun durch die Bäume wirklich gegangen kommt und sie ihn wirklich sehen mit den Bäumen auf dem Rücken, fast wie einen Weihnachtsmann — nur wirklicher als dieser — da lachen sie auf, und in diesem Lachen ist auch ein bißchen von überwundener Furcht vor der großen Einsamkeit und den verlorenen Stimmen des Waldes.

Der Onkel wirft die Bäume auf die Erde und setzt sich zu den Kindern, packt Butterbrot aus und gibt den Kindern ab. Während sie essen, schauen, lauschen — beginnt es leise aus grauem Himmel zu rieseln, ganz fein, leicht und zart — Schnee, erster Dezemberschnee.

So nah wohnen also im Dasein des Kindes und Menschen Wirklichkeit und Traum — denn es ist wie im Traum.

Als sie nun heimgehen und Werner die weißen Tupfen auf der Kleidung von ihnen allen betrachtet, da sagt er: „Nun kriegen wir keine Sterne mehr zu sehen, und ich hatte was von Sternen fragen wollen."

„Frag' es nur", sagt der Onkel. „Wenn man eine Antwort darauf weiß, will ich dir sie geben."

„Ich habe schon mehrere gefragt, du wirst die Antwort auch nicht wissen", spricht Werner.

„Frag' nur erst", erwidert der Onkel und lacht vor sich hin. Und da fragt Werner . . .

Wo der Stern von Bethlehem geblieben ist. Oder ob er noch da ist.

Wo da ist?

Am Himmel.

Der Onkel fährt an den Hinterkopf und verschiebt die Mütze etwas. Warum er nicht mehr da sein solle?

Nun, welcher es denn sei von all den vielen.

Da müsse er den Lehrer oder den Pastor fragen. Zu seiner, des Onkels, Zeit sei Sternkunde nicht in den Schulen gelehrt worden.

Aber Werner erklärt ziemlich kategorisch, daß Pastor und Lehrer das nicht wüßten. —

CHRISTI GEBURT / RADIERUNG VON FRIEDRICH RITSCHEL

Warum nicht?

Na, weil sie es dann doch gesagt haben würden.

Jetzt schweigt der Onkel still. Bis Luischen fragt, ob denn die Hasen auch Weihnachten haben. Da sagt er „Hm!" Weiter aber kommt er nicht; er denkt, die fragen einen zuschanden. Luischen hat gewartet und fährt nach einer Weile fort ... Tannenbäume brauchten sie ja nicht, die hätten sie ja im Wald genug; auch kleine, wie sie für Hasen paßten. Es wär' ja genug, wenn ihnen jemand einige Lichter daraufsetzte. —

„Und Zuckersachen fressen sie nicht," ergänzt Werner, „aber ein Haufen extrafeiner Kohlblätter würde sie gewiß froh machen."

So ist niemand da, der mit menschlichem Worte dem unbewußten Schmerz der Kinder Ziel und Ausweg und Bild der Befreiung sagt: Warum der Wald mit seinen stummen Bäumen und seinen huschenden Tieren in den Winternächten ohne Licht und verworren sei, daß die Waldbäume in der Christnacht ohne Licht stehen, und daß das Überirdische erst beim Menschen, in seinem Herzen und Hause, beginne ... Es wäre einfach, dies Rätselhafte und Schwermütige den Kindern zu sagen, und sie würden es in ihr Herz nehmen als einen Keim zum Weitersuchen. So aber bleibt Stille zwischen ihnen und den Erwachsenen; und Werner wühlt in seinem Herzen ein Gefühl empor, das er nicht aussagen kann: daß Geheimnisse sind außer ihm, dem Kinde, und vielleicht die Großen etwas davon wissen ... Aber sie sagen es nicht ...

Als sie aus dem Wald treten, ist Dämmerung. Die ersten Lichter gehen unten in der Stadt auf. Sie gehen zwischen den Hecken hinunter auf steinigen Wegen, manchmal an klirrendem Gerank vorbeistreifend. Sie haben im Gehen das Gefühl, dunkel und schwer zu sein. Aber als sie in den Straßen sind, werden sie hell. Doch das kommt weniger vom Licht aus den Fenstern und aus den Läden als aus dem Herzen. Beim Einbiegen in die erste Straße hat sich Werner noch einmal umgeschaut und hat den Wald stumm und schwarz im grauen Himmel stehen sehen ... Jetzt in den Straßen hat er's schon vergessen, und als er nun in den Läden die Adventsauslagen sieht, entkeimt eine Freude dem Herzen.

II.

Am andern Morgen, während des Waschens, besinnt sich Werner: Er hat geträumt. Nun, es war sehr schön. Was aber ist „schön" für ein Kind? Immer sind es Dinge und Gestalten ... Nun also, er ist im Traum im Walde gewesen, er hat Dinge gesehen und Gestalten, ist auch in der Erde gewesen, und es waren Lichter angezündet da unten, aber hernach war er plötzlich draußen, und da war er auf einmal allein, und er hatte vergessen, ob er mit Onkel Fritz gegangen war oder mit Naumanns Willi; nur daß er große Angst hatte, rufen wollte und es nicht wagte, das weiß er noch. Er ist ärgerlich, daß vom Traum nur solche wirre Gefühle übriggeblieben sind, und während er sich am Handtuch trocken reibt, sagt die Schwester: „Ich habe geträumt die Nacht." Er fährt herum: „Du? Was denn?" Es fällt ihm jetzt ein, während er allein im Traum im Walde stand, kam sie auf einmal, die kleinere Schwester, und nahm ihn an der Hand und sagte: „Komm!"

„Was hast du geträumt?"

„Ich weiß es nicht mehr. Aber es war etwas vom Wald."

„Aber dann sag' doch, was es war."

„Und ich weiß doch nichts mehr. Aber ich glaube, ein Wolf war da, und wir liefen fort."

Werner kann nicht herausbekommen, mit wem sie im Traum im Walde war. Er ist enttäuscht. Ein paar Tage geht er nachdenklich umher und weiß nicht, wem er sich anvertrauen soll. Zuletzt versucht er's doch bei Willi.

Ein Kind weiß nicht, was für eine Welt das ist, die es umschließt, noch wie groß sie ist. Der Erwachsene weiß es auch nicht. Manchmal aber ahnt es einer. Doch das eigentliche Wurzelreich, nach dem Kinder ein Sehnen haben, ist nicht unter den Waldbäumen noch im Schoße der Berge, sondern in den Kindern selber ...

Das Kind trägt in sich die Geheimnisse, die mal aufblitzen — ihm unbewußt — in einem Traum, in einem Wort, das dem Kinde entführt — wie gesprochen von einem andern Wesen.

Werner sitzt bei Willi in der Stube, der für die Mutter Knöpfe annäht. Sie muß vor Weihnachten viel schaffen, damit sie den Kindern bescheren kann; jetzt ist sie gerade nebenan und macht den Kaffee. Da wagt Werner zu sagen, was er auf dem Herzen hat: „Die großen Leute wissen so viel, und man lernt von ihnen — aber ..."

„Was aber?"

„Man weiß nicht, was sie verstecken."

„Hm, das meinst du?"

„Sagen sie immer die Wahrheit?"

„Hm, meine Mutter tut's schon."

„Ja, deine Mutter! Aber die ist nicht der Lehrer oder sonst einer, der noch mehr weiß."

„Was willst du denn wissen?"

„Viel. Ob die wunderbaren Dinge wahr sind. Ob Elias mit dem bloßen Wort das Feuer auf dem Altar angemacht hat, ob der Engel bei Abraham war, wie Elias das machte, daß das Mehl im Kad und das Öl im Krug nicht alle wurden — wie das mit dem Heinzelmännchen war, und ob sie mal waren und halfen, ob ein Mensch ein Tier und ein Tier ein Mensch werden könne — und tausend andere Sachen."

(Fortsetzung auf Seite 926.)

Weihnachten fern dem Heim

TEXT UND ZEICHNUNGEN VON HERMANN EBERS

Weihnachten in der Kaserne: Bei Liebesgaben und Ziehharmonika-Weisen.

Wer Weihnachten jemals außerhalb der deutschen Grenzen verbringen mußte, ward erst inne, wie anders die Auffassung dieses unseres schönsten Festes in fremden Ländern ist. Über die kirchliche Bedeutung geht es wenig hinaus; ein Familienfest, ein Fest des gegenseitigen Freude-Machens ist es bei anderen Völkern nicht. Deutsches Land, deutsches Volk hat dem Weihnachtsfest jene Bedeutung gegeben, die es zum schönsten häuslichen Fest, zum Symbol häuslichen Glückes, häuslicher Liebe macht.

Jeder, der bei uns in Deutschland Weihnachten nicht im Familienkreis verbringen kann, der in der geweihten Nacht nicht bei denen weilen darf, mit denen ihn die Bande des Blutes am engsten verbinden, hat ein wenig das Gefühl, ein Ausgestoßener zu sein. Er kommt sich arm und verlassen vor gegenüber denen, die am warmen Herd irgendeiner Häuslichkeit das Fest genießen dürfen.

So ist denn jeder Deutsche, den keine Häuslichkeit für den Christabend aufnimmt, der durch die Lebensumstände daran verhindert ist, den heiligen Abend zu Hause zu verbringen, bestrebt, sich wenigstens mit den Symbolen unseres Weihnachtsfestes zu umgeben. Ein wenig Lichterglanz, ein wenig Tannenduft, ein bißchen Schenken und Beschenkt-Werden, das will selbst derjenige Deutsche zu Weihnachten haben, dem durch äußere oder innere Isolierung längst Familiensinn und Freude an Häuslichkeit verlorengegangen sind. Ein jeder wird an diesem Abend ein wenig zum Kind. Der unendliche Reichtum an Glück und Freude, der sich für jedes deutsche Kind in dem Worte „Weihnachten" verkörpert, zieht durch sein Erinnern und eine Sehnsucht nach jenem kindlichen Dankesgefühl, das die Krönung häuslicher Liebe war, die ihn in der Jugend umgab.

Der harte Druck des Berufs ist wohl in den meisten Fällen der Grund, der so manchen zwingt, Weihnachten fern von daheim zu verbringen. Aber so rauh dieses Berufsleben sein mag, irgendwie muß Weihnachten doch gefeiert werden! Der Seemann draußen im Weltmeer steckt sich ein paar Lichter an einen Tannenzweig oder in südlichen Breiten gar auf ein Palmbäumchen oder einen stacheligen Kaktusstrunk und gedenkt bei einem steifen Grog der Lieben daheim, bis der Ton der unerbittlichen Schiffsglocke ihn wieder hinauf ruft an Deck, sei es in dem eisigen Wind des Nordens, sei es unter dem gestirnten Himmel der lauen Tropennacht.

Solchem Weihnachten haftet etwas echt Romantisches an. Die Mehrzahl aber aller „aushäusiger" Weihnachtler müssen es nur allzu prosaisch verbringen. Unser Verkehrsleben, unsere Verwaltung dürfen auch in der Weihnachtsnacht nicht stillstehen. Der Beamte, der Angestellte muß, wenn ihn die Reihe trifft, auch dann im Dienste bleiben. Und doch wird auch hier ein wenig Weihnachtsstimmung eingeschaltet.

Des „Dienstes immer gleichgestellte Uhr" zwingt auch so manchen Soldaten am Weihnachtsabend in die Kaserne. Unsere braven Krieger, diese großen Jungen, finden aber auch hier ein Stündchen, da sie wieder zu rechten Kindern werden, das Bäumchen im Lichterglanze strahlt, die Gaben von „Muttern" oder dem lieben Schatz ausgepackt werden und die alten schönen Weihnachtsweisen zum Klang der Ziehharmonika ertönen.

Der bitterste Zwang, der uns von zu Hause fernhalten kann, ist der, den Krankheit ausübt. Wie viele müssen im Krankenhaus den heiligen Abend verbringen! Aber an jener Stätte, wo soviel reine christliche Nächstenliebe Tag und Nacht am Werk ist, wird Weihnachten schön und weihevoll gefeiert. Manchem Kranken werden vielleicht das Leuchten des Christbaums, der Gesang der Weihnachtslieder noch zum letzten schönen Eindruck des Lebens, den meisten aber zur Verheißung der Genesung und eines neuen, tätigen Daseins.

Dies nur ein Blick auf die, die gezwungenermaßen dem Hause zu Weihnachten fernbleiben. Es gibt aber auch allerhand Leute, die sich absichtlich isolieren und von Onkeln

Auf hoher See: Weihnachtsfeier in der Mannschaftskoje.

Christbescherung im Krankenhaus.

und Tanten, Vettern und Basen selbst am Weihnachtsabend nichts wissen wollen. Da sieht man manchmal kuriose Käuze, alte Junggesellen etwa, am heiligen Abend schmunzelnd die stillen Straßen durchwandeln. Sie bleiben als stille Beobachter stehen und schauen zu den Fenstern auf, hinter denen die Lichter strahlen, gucken in die Schaufenster mit ihren Festauslagen und wärmen sich ein wenig an der allgemeinen Weihnachtsstimmung, die das Stadtbild atmet. Da gibt es aber auch verhärtete „Aushäusige“, denen der Stammtisch die zweite Heimat geworden ist. Pünktlich wie jeden Tag, hängen sie in ihrer Kneipe den Hut an den Nagel, aber die Frau Wirtin hat für Weihnachtsstimmung gesorgt, die Lichter am Baum werden

Die unentwegten Stammtischbrüder feiern das Christfest auf ihre Art.

In der Großstadt — auch eine Weihnachtsfeier: Der alleinstehende Herr, der sich wehmütig an der Fröhlichkeit der anderen erfreut.

angezündet, der dampfende Punsch gebracht, und die Köpfe an der altgewohnten Tafelrunde erhitzen sich allmählich unter Gesprächen, die etwa anfangen: „Als ich noch ein Junge war“ oder: „Als meine Großmutter noch lebte.“

Weihnachten ist für viele Menschen gleichbedeutend mit Ferien. Und in den Ferien drängt der Großstädter hinaus aus der Stätte aufreibenden Lebenskampfes, die seine Stadtheimat im wesentlichen für ihn ist. Da verzichtet denn heute so mancher auf das häusliche Weihnachten und zieht hinaus, meist in die winterlichen Berge, um Erholung zu suchen. Wem der städtische Lebenskampf goldene Früchte trägt, der geht in die großen Hotels, wo beim Schein von Riesenbäumen in einer Weise Weihnachten gefeiert wird, über die unsere Väter und Mütter wohl noch recht bedenklich den Kopf geschüttelt hätten.

Weihnachtsfeier der großen Welt: Am Heiligabend in der Hotelhalle.

Viel junges Volk aber wandert weit hinauf in die verschneite Winterwelt, um in der einsamen Natur das zu finden, was ihnen das Hasten der Stadt versagt. Da strahlt denn in mancher stillen Skihütte hoch oben in verschneiter Einsamkeit ein Bäumchen, das man sich am Weg absägte, und um das ein Kreis fröhlicher Jugend sich sammelt. Dann tritt wohl manch Pärchen hinaus in die klare Mondnacht, hält sich umschlungen und fühlt sein Glück und glaubt an die frohe Botschaft der Christnacht: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Auf beschneiten Höhen: Ein glückliches Paar in weihnachtlicher Andacht vor der Skihütte.

Das Weihnachtserlebnis

VON VALERIAN TORNIUS.

Weihnacht ist das Fest des Kindes. Die Freude des heranwachsenden Geschlechts teilt sich den Großen mit, weckt in ihnen Erinnerungen an gleiche Erlebnisse der Jugend und bringt Saiten der Seele zum Schwingen, die das ganze Jahr hindurch schweigen. Namentlich wir Deutschen fühlen beim strahlenden Lichterglanz des Weihnachtsbaumes das Blut bewegter kreisen. Der nun einmal aus unserem Naturell nicht fortzuleugnende Bestandteil von Empfindsamkeit wird durch die Feierstimmung aus einem verschlossenen Winkel unseres Herzens hervorgeholt, und er nimmt von unserem ganzen Wesen Besitz. Wenn sonst nie — am Weihnachtsabend sind wir mehr oder minder alle Kinder des gefühlsseligen Zeitalters, alle sentimental.

In jener dem Kultus des Empfindungslebens so geneigten Epoche, die wir auch als die Wertherzeit bezeichnen, dürfte die Tannenbaumpoesie Mode geworden sein. Sie war natürlich schon vorher vorhanden, in einzelnen Häusern und einzelnen Gemütern, aber sie hatte sich noch nicht überall eingebürgert. In „Werthers Leiden" wird berichtet, mit welcher Liebe Lotte die Vorbereitungen für den Weihnachtsabend trifft, wie sie das Spielzeug in Ordnung bringt, die Christgeschenke zurechtmacht und von dem Vergnügen redet, das die Kleinen beim Anblick des geputzten Baumes und der Zuckerwaren haben würden. „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstöckchen und noch was", wendet sie sich zu Werther, dem gar nicht weihnachtsmäßig zumute ist, den im Gegenteil die gefühlvolle Atmosphäre des Familienidylls in seiner hoffnungslosen Verzweiflung bestärkt. Reminiszenzen aus eigenen Jugendtagen in der Vaterstadt und Studentenerlebnisse in Leipzig mögen Goethe bei der Schilderung jener Weihnachtsstimmung vorgeschwebt haben. Anders klangen die Töne, als der Dichter sein erstes Weihnachtsfest auf thüringischem Boden verlebte. Da hatte es ihn in Weimar nicht gehalten. Zu vieren — Goethe, Einsiedel, der junge Kalb und Bertuch — waren sie hinausgeritten nach dem versteckten Waldeck, um dort bei dem Wildmeister, dessen Tochter es dem herzoglichen Geheimsekretär angetan hatte, die Feiertage zu verbringen Und wie verbrachte man sie? „Wir alle sind hier so glücklich wie die Halbgötter, wenn sie in Christallen Himmel auf Stachelschlitten fahren", meldete Bertuch dem jungen Herzog. Während er sich hauptsächlich seiner Braut widmete, trieben Goethe und Einsiedel ihren geliebten Eissport, und abends saß man beim Würfelspiel, oder der Dichter las aus dem Homer vor, oder man freute sich an allerhand Schabernack. Dieser sturm- und drangartigen Weihnachtsfeier fügte sich im bunten Wechsel der Jahre noch manche andere an. Es gehörte zu Goethes Art und Wesen, Geburtstage von Freunden oder die Festtage des Jahres zum Anlaß kleiner sinniger Gedichte zu nehmen. So wurde auch der Weihnachtsabend einmal poetisch verherrlicht. Als Karl August, einem Lieblingswunsch Gestalt gebend, den Grundstein zu einer allgemeinen Bürgerschule gelegt hatte, überraschte ihn am Weihnachtsabend des Jahres 1822 eine Sammlung von zweiunddreißig Gedichten, welche die Stiftung der Schule und andere Schöpfungen des Herzogs besangen und von verschiedenen weimarischen Persönlichkeiten herrührten. Goethe selbst aber hatte das Eingangsgedicht verfaßt:

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Überall das Süße spendend,
In dem Glanze sich bewegend,
Alt und junges Herz erregend —
Solch ein Fest ist uns bescheeret,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend schau'n wir auf und nieder,
Hin und her und immer wieder.

Aber, Fürst! wenn dir's begegnet
Und ein Abend so dich segnet,
Daß als Lichter, daß als Kannen,
Vor dir glänzen allzusammen,
Alles was du angerichtet,
Alle, die du dir verpflichtet:
Mit erhöhten Geistesblicken
Fühltest herrliches Entzücken.

Über Schillers Weihnachtserlebnisse sind wir nicht so genau unterrichtet. Aber wir wissen aus seinen Äußerungen, daß er das Fest schon vor seiner Verheiratung gern unterm Christbaum mit Geschenken im Kreise lieber Menschen verbrachte. So schrieb er einmal an Lengefelds, daß er zu ihnen nach Weimar kommen werde, daß sie sich von irgendeinem heiligen Christ nicht engagieren lassen sollten, und daß er als Ersatz für den Griesbachschen Baum (er verkehrte in Jena bei dem Theologieprofessor Griesbach und weilte wohl auch zu Weihnachten dort) einen eigenen in seinem Zimmer vorzufinden hoffe. Diesem Sinn für die Reize eines weihnachtlichen Familienidylls begegnen wir häufig im Leben deutscher Dichter. Wir denken nur an die Wichtigkeit und kindliche Unbefangenheit, mit der Freiligrath — auch in seiner Londoner Verbannung — das Fest beging, oder an die schlichten schönen Feiern, die Mörike seiner Mutter und Schwester in Cleversulzbach bereitete, oder an die patriarchalisch gestimmten Festtage in dem großen alten Hause Theodor Storms in der Wasserreihe, von denen des Dichters Tochter Gertrud so anmutig zu plaudern weiß. Immer und immer wieder tauchen in diesen Schilderungen die gleichen Momente auf — die wochenlangen Vorbereitungen, das geheimnisvolle Getue, das Anfertigen und Einkaufen von Geschenken, das Kuchenbacken und festliche Herrichten des häuslichen Herdes, das Schmücken des Tannenbaums und endlich der Zauber des Christabends selbst — und immer und immer wieder ist es die Atmosphäre der Spannung, der Erwartung des Kommenden, die angenehme Unruhe und freudige Erregung bei allen Beteiligten, namentlich bei der Jugend, bewirkt. Kügelgen hat in seinen Kindheitserinnerungen das dem Fest vorausgehende Treiben so anschaulich und farbig gezeichnet, daß ich mir nicht versagen kann, die Stelle hier zu zitieren: „So arbeiteten und spielten wir uns in den Spätherbst und Winter hinein, bis die Weihnachtszeit sich mit ihrem wunderbaren Treiben nahte und auch unsere Beschäftigungen mit dem Stempel des Geheimnisses bezeichnete. Das gemeinschaftliche Spielen hatte nun ein Ende, jeder kramte und kleisterte nun für sich, und keiner durfte hinsehen, was der andere machte. Zu letzterem verpflichtete man sich durch Eide, die sehr leicht zu halten waren, da jeder Gernegroß, von seinem eigenen Werk erfüllt, wenig Neigung hatte, von den andern Notiz zu nehmen oder etwas davon zu erwarten. — Wo nun die eigene Kunstfertigkeit nicht ausreichte oder es an Material fehlte, kauften wir das Fehlende auf dem Weihnachtsmarkt, der in Dresden nach einem eigentümlichen Backwerk der Striezelmarkt genannt wird. Acht Tage vor dem Feste pflegte sich der Dresdner Altmarkt mit einem ganzen Gewimmel höchst interessanter Buden zu bedecken, die abends erleuchtet waren und große Augenlust gewährten . . ."

Daß die innige Verbundenheit mit dem Vaterhaus und den Angehörigen die Weihnachten zu einem wahrhaften Familienfest stempelt, dem Deutschen auch in die Fremde folgt und ihn dort schmerzlich das Fehlen heimatlicher Feststimmung vermissen läßt, dafür fehlt es nicht an Zeugnissen. Wir denken an Ludwig Richter, der einmal den Weihnachtsabend in einem kleinen Ort unfern von Avignon verbringt. Trotz der zerstreuenden Eindrücke, welche die Fahrt an der Rhone entlang ihm gewährt, eilen seine Gedanken in die Heimat. Am Abend des zweiten Feiertages sitzt er mit seinen Reisegefährten in Avignon in einer kleinen Gaststube am knisternden Kaminfeuer und läßt sich von ein paar Savoyardenmädchen Volksweisen vorsingen, während ihr zerlumpter Vater dazu die Leier schlägt. Und dabei steigen Erinnerungen an denselben Tag des vergangenen Jahres auf, an dem er mit Auguste zusammen auf einem Ball gewesen war. „Heute, wie anders!" ruft er aus . . . „Viel Genuß und wenig herzliche Freude." Bei einem anderen Weihnachtsfest in der Fremde — 1824 in Rom — leidet er heftig unter Heimweh. Das Ausbleiben von Briefen aus dem Vaterhaus verstärkt es. Er sucht Trost in seiner Kunst und malt den ganzen ersten Feiertag. Doch auch bei der Arbeit lassen ihn die Gedanken an die Heimat, in die er im Frühjahr zurückkehren will, nicht los. „So in der Zukunft schwärmend und die Vergangenheit der letzten Jahre bedenkend," schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, „durchströmte mich plötzlich eine seltsame, aber recht glückliche, friedensvolle Empfindung. Es war, als wenn ein Engel durchs Stübchen gegangen wäre und eine traute süße Seligkeit darin zurückgelassen hätte. Mir kam plötzlich mein Leben wie in einem großen freundlichen Zuge vor die Augen, und ich glaubte die unsichtbare Hand zu erkennen, die mich

DER WEIHNACHTSMANN
Radierung von Richard Teschner.

Wenn die Bescherung vorüber ist: Die ersten Schießversuche nach der Scheibe mit dem neuen Luftgewehr, einer von allen Jungen heißersehnten Weihnachtsgabe.

Zeichnung von Rudolf Lipus.

bisher so freundlich geleitet, die mich über all mein Erwarten mit Gütern erfüllt hatte, die mir eine Verheißung für die Zukunft waren. Zum ersten Male, vielleicht seit Jahren, konnte ich dankbar und innig freudig die Hände falten zum Gebet, konnte beten so recht wahrhaft aus innerstem Antrieb, wie ich es vorher nie gekonnt." In Rom, erzählt Fanny Lewald, pflegten die Künstler der einzelnen Nationen den Weihnachtsabend stets bei ihren Konsuln zu verbringen, die Deutschen fanden sich zu ihrer Zeit — in den vierziger Jahren — in dem gastfreien Hause der Sibylle Mertens-Schaaffhausen ein, einer Freundin von Goethes Schwiegertochter Ottilie und Adele Schopenhauer. „Statt der heimischen Tannen", berichtet sie, „war ein schlanker Lorbeer aufgeputzt worden, alle geladenen Künstler hatten zur Ausschmückung des Baumes und zu der gegenseitigen Bescherung mitgewirkt, und ohne daß ich Sehnsucht nach Hause gefühlt hätte, war mir vielmehr der Abend in dem Kreise fröhlich angeregter Menschen sehr angenehm vergangen." So vermochte liebevolle Gastfreundschaft auf fremdem Boden die Heimat zu ersetzen.

Aber nicht alle hatten dieses Glück. Es gab viele Künstler, die auch daheim, sei es aus materiellen Gründen, sei es aus persönlicher pessimistischer Veranlagung, keine rechte Weihnachtsstimmung aufzubringen vermochten. Bei E. T. A. Hoffmann finden wir im Tagebuch einmal für den Weihnachtsabend die Notiz: „Kein Geld, daraus entspringende höchst ungemütliche Stimmung", und am ersten Feiertag heißt es daselbst: „Sehr übler Laune so wie gestern — schal und oberflächlich." Adele Schopenhauer mit ihrer schwermütigen und leicht reizbaren Natur litt geradezu unter der Feststimmung. „Der Weihnachtsabend", schreibt sie einmal in ihr Tagebuch, „liegt gottlob mit all seinen Rührungen hinter mir — gefaßter und ruhiger bin ich denn endlich auch, aber ich habe viel, sehr bedeutend gelitten." Ein anderes Mal vergleicht sie den Weihnachstag mit einem langen, schmerzlichen Rückblick, bei dem aus der Dunkelheit nur der Weihnachtsbaum ihres Jugendlebens in ungetrübter Klarheit strahle. Friedrich Hebbel hatte trotz der ärmlichen Verhältnisse in seinem Vaterhause schöne Weihnachtserinnerungen aus seiner Kindheit bewahrt. Später, als die materielle Not sich an ihn heftete und ihm eine Feier nach seinen Wünschen versagte, geschah es, daß er zuweilen von den glücklichen Festtagen seiner Jugend träumte. Auch für Grillparzer, der zeitlebens ein armer Schlucker blieb, war Weihnachten — selbst jene Feste, die er im Hause seiner ewigen Braut verlebte — keineswegs ein freudiges Erlebnis. Einmal hatte man ihn bei der Beförderung im Dienst übergangen. Und diese Zurücksetzung, die er tief empfand, veranlaßte ihn, seinem Unmut in einem Gedicht Ausdruck zu geben, wohl dem schmerzlichsten Weihnachtsgedicht, das je geschrieben wurde:

Modernes Spielzeug: Der kleine Großstadtarchitekt. Baukasten der Holzspielwarenfabrik Rudersberg i. Württ., Entwurf Walter Buschle, Stuttgart.

Am heil'gen Christabend
Den Kindern man beschert,
Da ist dann eitel Freude
An Wägelchen und Pferd.

Am heil'gen Christabend,
Obgleich ich längst kein Kind,
Hat man mir auch bescheret,
Gut, wie die Menschen sind.

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längst schon geht zu Tal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Man hat beim nah'nden Winter
Genommen mir das Nest
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Rest.

Doch ist's der Lauf der Zeiten;
Ein Trost nur stellt sich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch, der ich war.

Modernes Kinderspielzeug

VON DR. MAX SCHEFOLD

Wenige Tage nur trennen uns noch von Weihnachten, da pochen die Kinderherzen vor Erwartung und Spannung, was ihnen das frohe Fest wohl an Freuden bereite. Es drängt sich die Jugend in kaum zu stillender Neugier vor den in strahlender Helle erleuchteten Schaufenstern der Spielwarenläden; die kleinen Augen funkeln vor Beglückung und staunen ob des dort ausgebreiteten Zaubers. Da mag in manchem von uns Vorübergehenden der Wunsch laut werden, einmal wieder jene Unvoreingenommenheit des kindlichen Gemüts zu besitzen, denn wir Großen betrachten doch all diese tausend Kleinigkeiten mit so ganz anderen Augen. Wer etwas anspruchsvoller und kritischer eingestellt ist und diese Dinge aufmerksamer beschaut, die hinter solch einem Fenster liegen, wird vielleicht nicht ganz dies helle Entzücken der Kleinen teilen können; da mag ihm auffallen, wie doch so manches unter der Vielfalt von Spielzeug allzu unnatürlich gebildet und arm an künstlerischen Reizen ist, die doch erst den Dingen den phantasievollen Schwung zu geben vermögen. Mit einer gewissen Wehmut denkt man da an altes Spielzeug unserer Eltern und Großeltern mit seiner rührend kindlichen Art, das dem Denken des Kindes in ganz anderer Weise entgegenkam als so vieles, was in den letzten Jahrzehnten entstand und noch heute entsteht. Neben den kleinen Köstlichkeiten, die aus guter alter Tradition heraus geboren sind — wir denken dabei besonders an das Holzspielzeug aus dem Erzgebirge — entdeckt man aber doch in dem fröhlichen bunten Vielerlei so manches, was den Hauch der Kinderphantasie, der den alten Kleinkram so beglückend beseelte, in Form und Farbe einzufangen, verstanden hat, was aber daneben aus durchaus modernem Empfinden heraus entstanden ist.

Butterstampfer, beweglich, auf fahrbarem Gestell. Spielfiguren von Prof. Theodor Winde, Dresden.

Gar zu oft fehlt es uns Erwachsenen mit unserem nüchternen Denken an der richtigen Einstellung zum kindlichen Fühlen. Wie reich und tief die Gefühlswelt der Kleinen ist, zeigt uns deutlich genug die köstliche Geschichte von dem Kinde, das mit einem armseligen Stückchen Holz spielte und, als es dieses auf Geheiß der Mutter fortwerfen sollte, meinte: „Aber Mutter, das ist doch ein Reh, das verstellt sich bloß vor dir, vor mir ist es immer lebendig!" Nur zu lange befand man sich auf einem Irrweg, indem man glaubte, dem Kinde durch möglichst naturgetreue Wiedergabe unserer realen Umgebung eine Vorstellungs- und Begriffswelt aufzuschließen; dadurch hemmte man aber jeden schöpferischen Drang und nahm dem Kind jede Mög-

Groteske Stofftiere. Aus den Teresa-Werkstätten, Berlin-Charlottenburg.

lichkeit, durch das freie Walten seiner Phantasie sich sein eigenes Reich der Gedanken zu bauen.

Moderne Pädagogen und Künstler, die dazu berufen sind, die im Kinde schlummernden Gefühlswerte, wie sie sich in seinem ursprünglichen Spieltrieb äußern, zu erhalten, sind sich wohl der Notwendigkeit bewußt geworden, diesen Bedürfnissen bei der Gestaltung neuen Spielzeugs gerecht zu werden. Der Spielzeugindustrie wie den kleineren Werkstätten waren dadurch wertvolle Anregungen und Vorbilder gegeben und neue Wege gewiesen. So vereinfachte man die Formen, befreite sie von der Überfülle unwesentlichen Details, das dem Kinde nur all das vorwegnahm, was erst seine Phantasie ergänzen sollte. Der eigentliche Sinn des Spielzeugs, auf das kindliche Gemüt beglückend und anregend zugleich einzuwirken, wurde erst wieder wach; man verzichtete darauf, dem Kinde nur in Miniatur übertragene Dinge aus der Umwelt der Großen in die Hand zu geben. Schöpferisch und künstlerisch begabte Kräfte brachten dem Kind eine neue, vom Alltäglichen entrückte Welt des Märchenhaften und Unwahrscheinlichen, in der es doch so gern lebt, durch das Spielzeug selbst wieder nahe, indem sie ihm durch Form und Farbe einen phantasievollen Klang verliehen. Mit seinem seelischen Gehalt und dem gesunden darin zum Ausdruck gebrachten Empfinden kommt das moderne Spielzeug wieder der guten, schlichten Tradition nahe. In der Form ist es an und für sich meist denkbar einfach und stilisiert, in der Farbe dafür um so lebendiger und reizvoll abgetönt.

Ein Spielzeug-Stilleben. Gedrechseltes Spielzeug von Emmy Zweybrück-Prochaska, Wien.

Straßenszene. Aufgebaut aus farbigen Holzfiguren, entworfen von Paul Grießer, Bielefeld.

Schlicht, kernig und phantasieanregend soll das Kinderspielzeug sein. Figuren von Prof. Max Körner, Kunstgewerbeschule, Nürnberg.

Stil-Spiel von Hermann Finsterlin, Berchtesgaden.

Immer wieder kommt es darauf an, sich die Vorstellungswelt der Kleinen zu eigen zu machen, man muß immer wieder von neuem lernen, selbst Kind zu sein und nicht zu sehr nur sein erwachsenes Denken und Fühlen zur Geltung zu bringen. Darum sei man bei der Wahl des Spielzeugs darauf bedacht, die Innenwelt des Kindes seinem Alter und seiner jeweiligen Veranlagung entsprechend zu bereichern, es davor zu bewahren, daß der zarte, vor den träumenden Kinderaugen gebreitete Schleier allzufrüh zerreißt. Liegt doch das Geheimnis der Seele des Kindes darin, daß es noch nicht die Härten und Häßlichkeiten des Daseins empfindet, sondern noch eine Fülle von Glanz und Schönheit in sein kleines Leben zu bannen vermag.

Weihnachtstage auf der Übungswiese

Der Skilehrer mit seiner bunten Schülerschar.

TEXT UND ZEICHNUNGEN
VON HANS FRIEDRICH

Achtung! Das Ski-Haserl kommt.

Wenn uns der Weihnachtsmann neben seinen anderen Überraschungen zum Christfest flockigen Schnee auf der weiten Flur beschert, dann regt sich's mit einemmal im Lande. Vom Gebirge bis zum Meer läuft das Zauberwort, das man schon fast wieder vergessen hatte, und ohne das man jetzt plötzlich glaubt, nicht mehr leben zu können: Skifahren! Um die des weißen Sportes entwöhnten Glieder wieder oder zum erstenmal in Schwung zu bringen, entstehen allerorten Übungsflächen, und im Nu wimmelt es überall — im Flachland auf der höchsten Erhebung vor Stadt und Dorf, im Gebirge auf dem zahmsten Hügel, den die weißen Bergriesen mild lächelnd überragen. Für den flüchtigen Beschauer bietet solch ein Übungshügel wohl nur ein buntes Gewimmel — der aufmerksame Beobachter dagegen wird die überraschende Entdeckung machen, daß sich hier auf kleinem Raum die Leidenschaften, die Freuden und Leiden der Welt, die Fehler und Vorzüge der Menschheit zusammendrängen. Hier wie überall, eifrige, fleißige Streber gegen genialen, verwogenen Leichtsinn — zäh und unermüdlich Vor-

Aufstieg der Tüchtigen: Ungeschickt, aber zäh.

wärtsschreitende gegenüber begeisterten Schwärmern, die schon nach dem ersten Mißerfolg die Flinte ins Korn werfen. Mit Humor und sich kugelnd vor Lachen, nimmt der eine die unvermeidlichen Hindernisse und Massenstürze hin — mit der Menschheit zerfallen und nur sie für sein Unglück verantwortlich machend, zieht sich der andere nach der ersten abgebrochenen Skispitze endgültig von dieser barbarischen Welt zurück! Bedrückende Mühsal und saure Arbeit bedeutet diesem der Aufstieg — Befreiung nur und herrliches Hochgefühl aber kennt der andere bei der Schußfahrt über die schimmernden Flächen! Für ihn ist dies ja nur Erprobung der Kraft für schwere Touren — bloßer Auftakt für unerhörte Leistungen, die ihn bis zu den höchsten Spitzen führen sollen. Verbittert und hilflos dagegen klebt so mancher dauernd an der Stätte seines Beginnens, nie etwas wagend, nie etwas gewinnend. Nur dem ganz blutigen Anfänger nötigt er gelegentlich Bewunderung ab, wenn er in überlegener Rede ihm Belehrung gibt. Lachen und Weinen, Energie und Schlappheit, Aufgeregtheit und unerschütterliche Ruhe — wie im Leben, so auch hier!

Und kommst du wieder einmal an solch einem Übungshügel vorüber, so sieh ihn dir genauer an, und bald wirst du es erkennen, wer dort aufwärtssteigen und wer stets unten bleiben wird, wer sich nicht halten kann, und wer fest steht auf den Brettern, die auch in diesem Falle die Welt bedeuten!

Der Neid
der erfolglosen Klasse.

Kleines Familiendrama:
Natürlich ist er an allem schuld!

Die Krone des mühevollen Unterrichts: Eine Bergtour.

Der schicke Wintersport-Anzug.

Die Schauspielerin Marion Mill zeigt den Touristenanzug der eleganten Dame; interessant sind die Hosenrockkombination und die Westenjacke mit gesteppten Ärmeln.

Oben links:
Frau Maria Grete Ehrenstein in echtem Norwegerdreß, dem praktischsten Skilaufkostüm.

Rechts nebenstehend:
Praktische und farblich gut abgestimmte Kostüme für den Wintersport, getragen von Maria Grete Ehrenstein und Marion Mill.

Unten rechts:
Zwei Bobkostüme in gutem Farbenzusammenklang. Trägerinnen: Hildegard Maybaum und Maria Grete Ehrenstein.

Maria Grete Ehrenstein in rotem Pullover zu beigefarbener Hosenrockkombination.

MODELLE: SPORTHAUS LAZAR; PHOTOS: KITTY HOFFMANN. BEIDE IN WIEN

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Was wird aus Ellen?

Roman von Sophie Hoechstetter.

I.

Ellen Amberg aß eilig und lustlos ein wohlbekanntes, oft wiederkehrendes Gericht in der Mensa, während hinter ihrem Stuhl schon einige Studenten auf den Platz warteten. Es gab mehr Anwärter als Stühle in diesen Räumen, die man so gern gemieden hätte, und deren Bestehen doch eine große Hilfe bedeutete.

Ellen sah flüchtig auf die Gesichter ihrer Nachbarn, ohne Bekannte zu erblicken. Viele, viele Hunderte von jungen Menschen kamen täglich hierher, den Hunger zu stillen. Vielleicht kamen sie alle ein wenig verlegen über das Zugeständnis von Armut, das ihre Anwesenheit ausdrückte, und niemand versuchte sich bekannt zu machen, sich anderen zu nähern.

Ellen Amberg drängte sich durch die Menge, schloß ihren Mantel, der nicht von gutem, aber doch modischem Stoff war, und streifte die oft gewaschenen grauen Wildlederhandschuhe über. Dann, im Flur des Hauses, versicherte sie sich ängstlich, ob doch der Umschlag mit dem Depotschein der Reichsbank noch da sei, den sie jetzt — o unbegreifliche Vorsicht — zum Bankhaus Mendelssohn tragen sollte, um dort wieder für diese Hinterlegung einen Zettel zu empfangen, dessen Verlust sie mit Verzweiflung erfüllen würde.

Ellen Amberg schritt tapfer aus. Der Novemberwind stemmte sich ihr entgegen und gab dem Regen eine peitschende Gewalt. Der Schirm, nach dem Rate der Tante ein unerläßliches Ausrüstungsstück für Personen, die nicht in jedem Augenblick über ein Auto verfügen und verregnete Kleider weder wieder sachgemäß auffrischen lassen noch durch neue ersetzen können, war leider zu Hause geblieben.

Vielleicht, dachte Ellen, würde ihn die Gewalt dieses Sturmes zur Tulpenform umdrehen oder gar vernichten.

Ihre braunen Schnürstiefel waren schon feucht. Vom kleinen Filzhut troff Nässe. Doch Ellen war es nicht gewohnt, daß Blicke sie verfolgten oder umschmeichelten. Sie selbst gönnte nur mit größter Mühe ihrem Äußeren eine gelinde Anerkennung. Braunes, geringeltes Haar, als Knoten getragen — der Vater hielt den Bubikopf für eine Sünde und einen Verscheucher ernstlicher Bewerber — die Gestalt von kaum Mittelgröße und nicht sehr zierlich, blaue Augen und eine anständige Nase, nun, damit war man keine Ausnahmeerscheinung.

Sie fand endlich in der Jägerstraße wohl die Nummer, die man ihr aufgeschrieben hatte, doch sie stand nicht an einem beschilderten Haus, sondern an einem Palast. Ellen befiel Zorn. Warum hatte ihr Anne nicht das Richtige gesagt? Nun mußte sie Vorübergehende ansprechen und nach dem Bankhaus Mendelssohn fragen.

Ellen war das dritte Semester in Berlin, und doch besaß sie immer noch die Scheu der in einer Mittelstadt Erwachsenen.

Ein Schupomann sagte freundlich: „Sie stehen ja vor der Tür, soll ich Sie hinaufführen?"

Ein Portal, ein riesenhafter Pförtner, Steintreppen, mit weichen Teppichen, Glastüren, ein neuer Riese, wirkend wie der Wächter eines Zarenpalastes: vor Ellens mit Wissen erfülltem Gehirn taumelte die Geschichte der Familie Mendelssohn auf. Sie hatten dem Großen Friedrich schon zu Geld verholfen, es gab auch eine Anekdote, daß er sich durch Porzellanaffen erkenntlich gezeigt. Da dieser Bankpalast weder von Moses Mendelssohn, dem Philosophen, noch von Felix Mendelssohn, dem Komponisten, begründet sein konnte, mußte man an den Schenknehmer der Porzellanaffen denken. Ellen überschlich eine komische Furcht. Dieser Bankpalast machte ihr die eigene Armut entsetzlich bewußt, und es half nichts, sich zu erinnern, wie mühsam Moses Mendelssohn einst sich durchgerungen, bis ihn Lessings Freundschaft umgab.

Sie sah ein Gewirr von Menschen, von Schatten — und sah sich plötzlich einem Glaskasten gegenüber, in dem feierlich ein Porzellanaffe thronte und spöttischen Blickes die Vorübergehenden zu mustern schien.

Du elender Affe, dachte sie in der Sprache ihrer Heimatstadt Fürth, du willst mich wohl äffen? — Und sie lachte. Doch von dem Porzellantier ging es wie eine höhnische Gewalt aus, eine Bestätigung, ein unerklärliches Gelächter. Wohl weil die arme Studentin, die für dreißig oder an festlichen Tagen für vierzig Pfennig zu Mittag aß, sich in einen Bankpalast verirrt hatte?

Während sie warten mußte, den Depotschein in Depot zu geben, dachte sie an die Freundin, in deren Auftrag sie handelte. Anne von Berger hatte in einem schmalen Kästchen einige alte Silbersachen, Juwelen und auch etwas Devisen durch Ellen zur Reichsbank bringen lassen, denn sie war gewarnt worden, in Pensionen sei es nicht sicher. Ellen seufzte ein wenig. Die Freundin hatte es gut. Sie entstammte einem wohlsituierten Haus in Wien, bekam von dem Vater einen sehr splendiden Wechsel und brauchte sich keine Sorgen zu machen.

Endlich kam Ellen an die Reihe. Sie barg den neuen Depotschein in einer verschließbaren Innentasche ihrer Ledermappe, sah nach der Uhr und wollte dem Palast enteilen.

Doch unwillkürlich zog es sie noch einmal zu dem Porzellanaffen in seinem Glasgehäuse. Und wieder war es ihr, als grinse er sie auf eine besonders spöttische Weise an. — — —

Sie hatte sich ein wenig verspätet, hastete zur Untergrundbahn, lief vom Wittenbergplatz aus in fliegender Eile nach der Ansbacher Straße, erklomm zwei Treppen und läutete an der Tür von Herrn und Frau Louis Kahn, die Holz und Kohlen seit dem Kriege nicht mehr persönlich verkauften. Ein Hauptgeschäft und Filialen mit fachmännischer Leitung zeigten ihre gehobene Lage an.

Dieses Ehepaar besaß eine Tochter von fünfzehn Jahren, die jedem Schulzwang abhold war und auch zu Hause nicht viel lernte. Ihre betrübten Eltern hatten eine Summe von Erfahrung mit ihr hinter sich. Sie priesen sich glücklich, daß Fräulein Amberg ihr mühseliges Amt bei Iri Kahn nicht niederlegte. Sie wußten aber auch, sobald sie ein Inserat nach einer neuen Lehrerin erließen, meldeten sich gar viele, und darum konnten sie sagen, wenn es Fräulein Amberg nicht für hundert Mark im Monat machte, so machte es eine Neue für achtzig.

Ellen fand die Schülerin wie immer. Indifferent, gelangweilt, zuweilen in flüchtigem Interesse aufflackernd, nicht eigentlich unfreundlich, nicht so, daß man sich ernstlich ärgern mußte. Doch es lohnte nicht, über Iri Kahn viel nachzudenken. Ein Jahr lang sollte sie noch Unterricht haben, und dann kam wohl bald der Freier in das Holz- und Kohlengeschäft. Dennoch griffen die drei Lehrstunden an. Iri Kahn verschwand dazwischen, um Kakao zu trinken. Ellen wartete so lange.

Der Regen war zu feuchtem Nebel übergegangen, als Ellen wieder auf der Straße stand, erneut zur Untergrundbahn eilte. Sie hatte noch weite Wege vor sich. Von der Friedrichstraßenhaltestelle wanderte sie zum Kupfergraben, in Anne Bergers Pension. Eine durchdringende Kälte kam vom Spreearm herauf, die ragenden Gebäude um den Lustgarten, Nationalgalerie und Dom, waren wie in Rauch gehüllt, das ferner gerückte Schloß lag als gebietende dunkle Masse.

Verfröstelt, die Büchermappe als Last fühlend, stieg Ellen die Treppe hinauf zu der „Pension am Kupfergraben".

Es war ein gepflegtes Haus, wo man für neun oder zehn Mark am Tag wohnen konnte, und wieder dachte Ellen, daß Anne von Berger es gut habe. Sie kannte die Wienerin von Genf her. Dort studierte Ellen ihre zwei ersten Semester, das heißt, sie wohnte in einem Kämmerchen einer Mädchenpension, gab dort vielgestaltigen Unterricht und hatte wenig Zeit für die Universiät. Doch nur in Verbindung mit einer Stellung war ihr der Aufenthalt im Ausland möglich gewesen. Es besaß Reiz für Ellen, daß die junge Wienerin, die ganz anderen Gesellschaftskreisen entstammte, ihr weiter ein gewisses Interesse bewahrte.

Als Ellen an Anne von Bergers Wohnzimmertür klopfte, bereute sie, daß sie sich nicht hatte melden lassen, denn sie hörte eine Männerstimme sprechen. Sie wurde noch immer in Herrengesellschaft leicht verlegen, wie es Frauen geschieht, die unverwöhnt sind und wissen, ihre äußere Erscheinung steht nicht in voller Harmonie mit dem, was sie innerlich repräsentieren können.

Richtig, da war Herr von Planta, groß, blond, eleganter, als sonst Schweizer sind, und lebhafter, leichteren Bluts durch eine rheinische Mutter.

Anne von Berger kam Ellen rasch entgegen. „Du Gute hast so einen weiten, faden Weg gemacht." Ein Augenblinzeln belehrte, es brauche nicht weiter von der Sache gesprochen zu werden, und Ellen verstand auch sofort, legte nach flüchtiger Begrüßung mit Herrn von Planta den Depotschein auf den Schreibtisch, und Anne schloß ihn ein.

„Das ist aber schön, daß du gerade zum Tee kommst, Ellen. Der Eidgenosse kann sich höchst geehrt fühlen, denn es ist sein Namenstag."

Anne von Berger holte eine dritte Tasse herbei, bot Ellen den Sofaplatz neben sich.

„Ihr Namenstag, Herr von Planta?" fragte Ellen unbeholfen. „Sind Sie nicht Protestant?"

Planta lachte. „Ich habe eine ganze Serie von Vornamen, meine Geburt war ein enormes Familienereignis, und alle Tanten, Onkels und so weiter standen Gevatter. Wenn Anne will, daß ich be-

sonders artig bin, sagt sie, es sei einer meiner Namenstage. Das ist so ihr kleiner Trick."

Ellen horchte auf. Herr von Planta sagte sonst Fräulein von Berger, wenn er von Anne sprach. Hatte sich in den Beziehungen etwas verändert?

Sie blickte auf die junge Wienerin. Gewiß, sie war apart und hatte etwas unnachahmlich Lässiges, Überlegenes, dazu auch alle Mittel der Kleidung. Heute saß sie in einem sandfarbenen, sehr schicken Strickkleid da, Planta ebenfalls in einem sportlichen Gewand. War das jetzt das Korrekte zum Tee? Ach, aber was hülfe sie das Wissen, sie konnte sich diesen Winter ja doch nichts Neues mehr anschaffen!

Anne sagte: „Bist du letzthin bei Frau Lenter gewesen, Ellen? Ach, ich sollte zu ihr, sie ist ein bissel unpäßlich — aber der Weg." Sie dehnte das der, daß es wie von Steppen und Wüsten klang, Steppen und Wüsten, die Ellen täglich durchmaß, denn sie wohnte in nächster Nähe der alten Dame.

„Ich kann ja heut noch zu ihr gehen", antwortete sie, aus Befangenheit gefällig. Denn sie dachte, wenn Anne erreicht, was sie doch will, nämlich die Verlobung mit Herrn von Planta, so störe ich sehr und soll nicht bleiben.

Jakob von Planta fingerte Kuchen zum Mund, saß vorgebeugt da, in breiten Schultern, die schlanke Hüften besonders betonten. Seine blonde Mähne leuchtete, seine Haut war sehr rein, weiß und rot, knabenhaft beinahe. Der Sohn der Berge, fühlte Ellen phrasenhaft und dachte, Anne sieht so schwermütig aus und sehr apart, aber die kleine Stelle mit Pockennarben auf der Wange ist doch recht störend. Sie bedeuteten eine Kriegserinnerung, Ansteckung durch die Kinderfrau, deren Mann krank aus Rußland gekommen. Annes lackschwarzes, kurzes Haar, der gelbliche Teint bildeten einen heftigen Kontrast zu Plantas Erscheinung.

Aufhorchend hörte Ellen, sie nannten sich jetzt du. Jakob und Anne. Wie hübsch das klang! — Ellen fühlte, sie störe, nahm Abschied, trotz reger Neugier, noch etwas zu beobachten.

Sie hatte nun eine lange Fahrt mit der Untergrundbahn vor sich, bis in die Gegend des Stadions. Sie stand in überfülltem Wagen, merkte, es war noch früh, erst sechs oder, wie sie sich gewissenhaft bemühte, zu merken, achtzehn Uhr, da konnte sie vielleicht noch zu Frau Lenter gehen. Sie lächelte ein wenig. Diese alte, augenschwache Dame, Pianistin von einst europäischem Ruf, war die einzige von ihren vielen Beziehungen, die Anne von Berger an Ellen vermittelt hatte. Vielleicht, weil die Wohnungen nahe lagen, und weil Ellen Pflichtbesuche abnahm. Ja, Anne war nicht gerade eine Verschwenderin für andere. Keine Kommunistin. Ihr Kreis gehörte ihr. Sie verkehrte in vielen interessanten Häusern Berlins, bei reichen und berühmten oder durch Geburt ausgezeichneten Menschen. Freilich, Ellens Kleiderbestand zog Grenzen. Es war immerhin schon eine große Freude, daß Anne sie bei Frau Lenter eingeführt hatte. Manchmal sah man dort Menschen, von denen man gar nicht wußte, daß sie noch lebten, wie einmal Rosa Sucher, Bayreuths erste Isolde, die nun mittlerweile wirklich gestorben war.

Ellen verließ am Reichskanzlerplatz die Untergrundbahn und bog dann mit der Sicherheit langer Gewöhnung durch die Lindenallee in das wunderliche Quadrat von vielen, vielen sich schneidenden Baumreihen ein, das Westend heißt. Vor einundeinhalb Jahren, bei ihrer Ankunft, hatte sie gedacht, man würde die vielen Baumnamen: Linden, Ahorn, Kastanien, Ebereschen, Eschen, Platanen, Rüstern, Ulmen, Eichen, Nußbaum, Akazien, ständig verwechseln. Man würde auch die vielen Villen, die im Baustil und in der Fassadenfärbung einander ähnelten, nicht auseinanderhalten können. Nun aber besaßen die Alleen, in deren Mitte ein kleiner Platz zu Ehren des Parkkünstlers Fürst Pückler benannt war, für Ellen ihre unvergeßlichen Physiognomien.

Frau Lenter wohnte in einem prächtigen Landhaus englischen Stils in der Ulmenallee. Ellen ließ sich hinaufliften ins Dachgeschoß. „Da unten wohnen reiche Leute", pflegte Frau Lenter zu sagen. Und in der Tat, die Besitzer der beiden Dielen voll Gobelins und kostbarer Möbel, an denen der freischwebende Lift und Treppen vorbeiführten, konnten kaum arm sein. Das Wunderliche war nur, daß es sich um Tochter und Schwiegersohn von Frau Lenter handelte, die sie „die reichen Leute da unten" nannte.

Ihr Dachgeschoß war entzückend ausgebaut, große Raumfülle, biedermeierisch anmutend. Die alte Künstlerin liebte halbleere Zimmer, durch offene Türen zu einer Flucht gestaltet. Es waren herrliche Resonanzböden für Musik.

Die alte Dame saß am Flügel. Ellen glitt über Teppiche, ohne sich bemerklich zu machen, und hörte auf geisterhafte Klänge Griegscher Melodien und Träume. Sie sah im Halbdämmer die immer noch gebietende Gestalt der Greisin, dachte, ihre Erinnerungen sind um sie, und wurde plötzlich von einer sonderbaren Angst ergriffen.

Sie fühlte, in diesem Spiel klangen die Ereignisse eines langen, gefeierten, schicksalsvollen Lebens mit. Man wußte um dieses Leben, Sophie Lenters Name war in vielen Biographien anderer zu finden. Ihr klingender Weg hatte lange Wellen ausgesandt, und ihr Sein behielt doch eine letzte Unantastbarkeit.

Ein wundervoll weiches Tönen durchbebte den Raum. Und wieder fühlte Ellen die sonderbare Angst: die Angst der Schicksalslosen!

Was stand ihr denn bevor? Das Oberlehrerexamen, eine kleine Anstellung, ein langsames Vorrücken, endlich dann die materielle Lebenssicherung.

Ellen duckte sich im Sitzen, starrte vor sich hin. Nein, nein, nicht nur dies! Es war ihr möglich, all ihre intellektuellen Fähigkeiten auszubilden, an den geistigen Ereignissen der Zeit und der Vergangenheit Anteil zu nehmen, sich zu bereichern, eine Fülle von Wissen sich anzueignen und ins Berufsleben hinüberzutragen. Sie wollte nicht im Durchschnittlichen, im Alltag versinken; sie würde nie in der Wissenschaft nur den Weg zu einer Stellung sehen. Sie wollte auch ein Charakter, eine Persönlichkeit werden, um später anderen helfen zu können.

Aber war dies denn — das Leben?

Bestand das Geheimnis des Lebens aus Lernen, Arbeit, Pflichterfüllung, Ehrbarkeit? Wie kommt man zu den Quellen des Lebens?

Sie hörte noch die weichen Klänge Griegscher Melodien, hörte auch, halbverhüllt, Akzente der Leidenschaft auftönen und war von Unruhe erfüllt.

Wie kommt man zu den Quellen des Lebens? Sie hätte gern einmal mit Frau Lenter gesprochen. Doch sie war befangen und dachte, wie soll die alte Frau, deren Leben das einer gefeierten Pianistin war, es einer armen Studentin sagen? Es gab viele berühmte Männer im Leben von Sophie Lenter, es gab fürstliche Familien, auf deren Schlössern sie als Gast geweilt, es gab Eleonora Duse, mit der sie befreundet gewesen — —

Und plötzlich schlich sich Ellen, still, wie sie gekommen, wieder aus dem Raum, aus der Wohnung. Nicht einmal Frau Mafalda, eine ergebene Dienerin in den vierziger Jahren, aus Rom stammend, hatte Ellen bemerkt.

Der Pförtner der „reichen Leute unten" entließ, ohne viel Aufhebens zu machen, den einfachen Besuch.

Ein flackriges Rot auf den heißen Wangen, trat Ellen in den Novemberwind hinaus. Das Leben, das Leben, klang es in ihr. Das Leben — kommt durch einen Partner zu uns. Da war Anne von Berger. Vielleicht hatte sie sich heute mit Jakob von Planta verlobt. Da war zu Haus in dem Pfarrdorf die Schwester. Sie besaß den Gatten und das Kind. Der erste, der kam, war ihr der Beste, der Bienvenu gewesen. Aber — und dies bedeutete das Entscheidende, er war eben gekommen!

An die Türen von Stadtärzten, deren Vermögenslosigkeit bekannt ist, drängen sich nicht die Freier. Man mußte ganz jung sein, sehr elegant oder sehr gerissen, wenn man als Partie in Betracht kam. So wußte die Weisheit der Vaterstadt, so galt es wohl auch in Berlin, wenn man nicht das besondere Schicksal erlebte.

Wo aber fand man es?

Und Ellen fühlte ihre dreiundzwanzig Jahre wie eine Last. Sie war spät aufs Gymnasium gekommen, mußte viel nachholen, hatte noch drei Semester Studium vor sich, mußte die Existenzmittel mit erwerben. Es blieb so wenig Zeit, unter Menschen zu gehen. Und es war bisher niemand gewesen, der ihr ein stärkeres persönliches Interesse zeigte.

Ellen lief durch die novemberlichen Alleen. Sie achtete nicht mehr darauf, welche Wege sie kreuzte. Es war ihr, als ginge sie in der tiefsten Verlassenheit, der größten Einsamkeit.

Da hörte sie sich plötzlich angerufen. „Auf der Flucht, Ellen?" Ein blonder, eleganter junger Herr hob den Hut steil über sich wie ein Banner: Walter Oettingen.

Der älteste Sohn aus einem reichen Hause in der Rüsternallee. Aus einem reichen und lieben Haus. Vater Oettingen war ein Schulkamerad von Ellens Vater. Generaldirektor von Maschinenfabriken. Selten zu Hause, immer tätig, immer von Erfolg getragen. Er besaß eine schöne, mütterliche, blonde Frau und zwei Söhne. Und Ellen wußte, ein Wort zu Frau oder Herrn Oettingen, und sie würde nicht in der Mensa essen und nicht Fräulein Iri Kahn unterrichten müssen. Aber dieses Wort wurde nicht nur ängstlich vermieden, sondern Ellen lehnte auch jede zart angedeutete Hilfsbereitschaft ab. Es wäre ihr vorgekommen, als verkleinere sie sonst ihren Vater vor dem einstigen Schulkameraden, der äußerlich so viel mehr im Leben erreicht hatte.

Walter Oettingen wiederholte seine Frage: „Auf welcher Flucht?" Er hatte die heitere Sicherheit seines Vaters, war zutraulich, tat wie ein alter Bekannter, obgleich sie einander lange nicht gesehen hatten.

„Ich war schlechter Laune", bekannte sie offen und betitelte ihn „Herr Walter".

Er lachte. „Soll ich nicht Fräulein Ellen sagen? Ist Ihnen das zu familiär? Oder stürzt etwas Geheiligtes ein, von dem ich nichts ahne, wenn wir nur die Vornamen gebrauchen? Zu Hause sagen wir doch alle Ellen, wenn wir von Ihnen reden, und Ihre Hoheit, meine Mutter, hat schon gefragt, warum Sie sich so lange nicht blicken ließen." Er sprach mit leisem Anklang an süddeutschen Tonfall. Oettingens waren erst seit fünf Jahren aus Stuttgart hierhergekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Jüngsten

Kinderstudien von F. K. Mohr

DAS WUNDER

The In...

WAS KOMMT DORT VON DER HÖH'?

only a few days old

ERST EIN PAAR TAGE ALT —
UND SCHON DER SCHWARM
ALLER MÜTTER!

EIN BÜCHERWURM

A Bookworm

DAS NESTHÄKCHEN

Straßenbild aus Kabul. Ein buntes Durcheinander von Alt und Neu.
Links: Spielende Kinder in einer Straße von Kabul. Die Kleidung zeigt eine interessante Mischung von europäischer und landesüblicher Tracht.

Die afghanische Hauptstadt der Zukunft: Die Neuanlagen des 8 km von Kabul entfernten Dar-ul-Aman. Die werdende Stadt entsteht nach Plänen deutscher Architekten.

Mitte links: Eine „Droschken“-Haltestelle in Kabul. Im Hintergrund Gebäude neueren Datums.

Unten links: Auf primitivem Gerüst betreibt meist noch immer der Maurer sein Handwerk.

Nach der Rückkehr von seiner aufsehensreichen Europareise hat König Aman Ullah-Chan sich mit frischer Tatkraft für die Modernisierung seines Landes in europäischem Sinne eingesetzt. Diese energisch durchgeführten Maßnahmen ließen aber bald eine heftige Opposition entstehen, die den könig-

Der Schrittmacher moderner Zivilisation: König A...
(rund herum die Vertreter der Gesandtschaften ...
Korps — ein unserer gewohnten Vorstellung von ...

WESTLICHE ZIVILISATIO...

BILDER AUS DEM ALTEN UND DEM MODERNE...

Hier blüht noch echt orientalisches Leben: Malerische Basarstraße in Afghanistans Hauptstadt.

Rechts: Allerlei Afghanenvolk. In der Mitte vorn Soldaten.

Mitte rechts: Kabuls west-östliches Gesicht: Typisch orientalische Lehmbauten und helle Gebäude europäischer Art (hinten) am Ufer des Kabul-Flusses.

Unten rechts: Ein Tischler bei der Arbeit: Es muß ja nicht immer eine elektrisch betriebene Kreissäge sein!

lichen Reformbestrebungen ein unbeirrbares Festhalten am Althergebrachten und Landeseigentümlichen entgegensetzte. In letzter Zeit hat diese Bewegung offenbar revolutionären Charakter angenommen, und der schwelende Gegensatz von Orient und Okzident ist hier zu offenem Kampfe aufgeflammt.

h-Chan im Gespräch mit dem Kriegsminister
m Gartenfest zu Ehren des diplomatischen
chen Sitten durchaus widersprechendes Bild.

— ÖSTLICHE TRADITION

ABUL, DER HAUPTSTADT VON AFGHANISTAN

Von den Krönungsfeierlichkeiten in Japan (10.—15. November).

Kaiser Hirohito von Japan und Kaiserin Nagako in den bei der Thronbesteigung getragenen traditionellen Staatsgewändern

ÖSTERREICHS NEUER BUNDESPRÄSIDENT

In der Bundesversammlung (National- und Bundesrat umfassend) in Wien am 5. Dezember wurde im dritten Wahlgange zum neuen Bundespräsidenten von Österreich der Kandidat der Christlich-Sozialen, Wilhelm Miklas, gewählt und vereidigt. Die Frage: „Wer soll Bundespräsident von Österreich werden?" hat lange Zeit die Gemüter bewegt. Die Amtsdauer des bisherigen Bundespräsidenten Dr. Hainisch war in diesem Jahre abgelaufen, und da in Österreich eine Wiederwahl nur einmal zulässig ist (Dr. Hainisch wurde 1924 zum zweiten Male gewählt), wäre im Falle einer nochmaligen Verlängerung seiner Amtsdauer eine Verfassungsänderung notwendig gewesen. Diesen Vorschlag hat schließlich der Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten abgelehnt; so kam es denn, daß am 5. Dezember nach einigen Kompromissen Wilhelm Miklas gewählt wurde. — Miklas (geboren 1872 in Krems an der Donau) gehört dem Lehrstande an: im bürgerlichen Leben nimmt er die Stellung eines Mittelschuldirektors ein. Im Jahre 1907 wurde er in den niederösterreichischen Landtag gewählt. Nach der Revolution war er Mitglied der Nationalversammlung. 1923 wurde er Erster Präsident des Nationalrats.

Der neugewählte Bundespräsident von Österreich, Wilhelm Miklas.

BÜHNENSCHAU

(Hierzu die Abbildungen auf S. 923.)

Eugen d'Albert hat sich bei der in Leipzig uraufgeführten grotesken Oper „Die schwarze Orchidee" auf das Gebiet des heiteren Revue-Operettenhaften begeben. Diese seltsame Blume ist das Kennzeichen eines Aristokraten und Gentleman-Einbrechers, dem am Ende seiner Laufbahn das Pech passiert, bei seiner Geliebten einzubrechen, die aber trotzdem nun seine Braut wird.

Ein „amerikanisches Zeitstück" nennt sich die im Münchener Prinzregenten-Theater für Europa uraufgeführte Komödie „So sind wir" („Life is real") von Elmer L. Rice. Eine Schauspielertruppe stellt die diversen Etappen eines bürgerlichen Lebens dar, und zwei vom Direktor engagierte Gelehrte: Dr. Optimer (Optimist) und Prof. Pessimy (Pessimist) machen dazu ihre Glossen.

In Frankfurt a. d. O. ging das Lustspiel Wilhelm Lichtenbergs (unseres Mitarbeiters) „Der Roman nachher" zum erstenmal in Szene. Eine junge Frau spielt hier ihrem nur ans Geschäft denkenden Ehemann eine Eheirrungskomödie vor.

Mit einem neuen Drama, „Der erniedrigte Vater", erschien Paul Claudel auf der Bühne des Dresdener Staatlichen Schauspielhauses. Es ist der letzte Teil einer Trilogie, die sich von der Französischen Revolution bis zur Gefangennahme des Papstes im Jahre 1870 erstreckt.

Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, Wirklicher Geheimer Rat, Universitätsprofessor in Berlin, berühmter Vertreter der Altphilologie, Forscher der altgriechischen Literatur und antiken Kultur, wird am 22. Dezember 80 Jahre alt.

Geheimrat Dr. Hermann Rieder, bekannter Münchener Internist und Universitätsprofessor, feierte am 3. Dezember seinen 70. Geburtstag. Bahnbrechender Diagnostiker bei Magen- und Darmerkrankungen (Wismutbrei-Mahlzeit!); führte die Röntgenologie in die innere Medizin ein.

Rosa Mayreder, Vorkämpferin der Frauenrechte in Österreich, geschätzte Schriftstellerin und Malerin, die anläßlich ihres 70. Geburtstages am 30. November zur Ehrenbürgerin der Stadt Wien ernannt wurde.

Dr. phil. et jur. Raimund Köhler, Vorstand des Leipziger Meßamts, der durch seine förderliche Wirksamkeit im Dienste der Leipziger Messe sich um das deutsche Wirtschaftsleben sehr verdient gemacht hat, begeht am 13. Dezember seinen 50. Geburtstag.

Dr. theol. Max Wölfing, ehemaliger ev. Feldpropst der Armee, der 44 Jahre lang als Militärgeistlicher tätig war, früher Vortragender Rat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, Mitglied des Ev. Oberkirchenrats, † am 3. Dezember, 81 Jahre alt.

Eine vertraute Figur unserer Märkte in Stein verewigt: Das neue, der Marktfrau gewidmete Denkmal in Karlsruhe. Zur Erinnerung an den ehemaligen Wochenmarkt.

Zur zweiten Weltreise des Kreuzers „Emden“: Die Besatzung des Schiffes vor der Abreise aus Wilhelmshaven am 5. Dezember.

Eine erfolgreiche deutsche Reiterin: Baronin A. v. Oppenheim mit ihren Pferden, mit denen sie beim Internationalen Reit- und Fahrturnier in Köln (28. November bis 4. Dezember) eine Reihe von Siegen erringen konnte.

Rechts: Amtsantritt des neuen Erzbischofs von Canterbury, des Primas von ganz England: Dr. C. G. Lang, bisher Erzbischof von York, segnet Stadt und Volk nach der feierlichen Inthronisation in der alten Kathedrale von Canterbury.

Wer ist die Schönste im ganzen Land? — Die Anwärterinnen auf den Thron der deutschen Schönheitskönigin bei der Wahlveranstaltung des Reichsverbandes für Schönheitswettbewerbe in Berlin am 5. Dezember. Ganz links (sitzend) die neue Königin, Fräulein E. Rodzin, Berlin.

Ein Heilapparat für Asthmakranke: Asthmatiker mit den neuerfundenen, der Gasmaske ähnelnden Atmungsvorrichtungen bei der Behandlung in der Charité in Berlin. Diese Masken, die mit Steckkontakt an die elektrische Leitung angeschlossen werden, schaffen den Kranken Erleichterung bei Anfallen und erzielen bei Dauerbehandlung des Leidens eine anhaltende Heilwirkung.

WEIHNACHTSBÄCKEREI IN JERUSALEM

GEMÄLDE VON PROF. FRANZ KIENMAYER

Das Backen geht hier in der seit Jahrhunderten üblichen Weise vor sich: Das Heizmaterial (Disteln, Stauden, Strauchwerk) wird im Backofen verbrannt, die Asche dann beiseitegeschoben und die von den Frauen herzugebrachte Backware in den erhitzten Ofen befördert — zur Zeit des gesteigerten Bedarfs fürs Weihnachtsfest ein besonders lebendiges Bild.

VON DEN BÜHNEN

Ein neuer d'Albert: Bühnenbild aus der Uraufführung der Oper „Die schwarze Orchidee“ (Kriminal-Groteske, Text von Karl M. v. Levetzow) am Neuen Theater in Leipzig am 1. Dezember. Szene im Boudoir mit Marga Dannenberg als Lady Grace und Paul Beinert als Gentleman-Einbrecher Percy. (Phot. Atelier Pieperhoff.)

Deutsche Uraufführung eines Schauspiels von Paul Claudel am Staatlichen Schauspielhaus in Dresden am 26. November: Szene aus „Der erniedrigte Vater“ mit F. Steinböck (links) als Orian, Antonie Dietrich als Pensee und P. Hoffmann als Orso. (Phot. Ursula Richter.)

Rechts: Typen der Zeit: Hellm. Renar als Professor Pessimy und Fritz Basil als Dr. Optimer in der europäischen Uraufführung von „So sind wir“ (Life is real) von Elmer L. Rice am Münchener Prinzregenten-Theater am 24. November.

Aus Ernst Kreneks Preisboxer-Posse: Szene mit Erik Wirl als Tanzmeister Gaston und Else Ruziczka als Anna-Marie aus „Schwergewicht“, Erstaufführung an der Berliner Staatsoper am 1. Dezember.

„Der Roman nachher“, Lustspiel von Wilhelm Lichtenberg, uraufgeführt am Stadttheater in Frankfurt a. d. Oder am 24. November: Schlußbild aus dem I. Akt. Von links nach rechts: Agnes Pelmack als Niddy; Paul Albin als Diener; Irene Hölzel als Fräulein Gruber; Helmut Peine als Hugo; Otto Kempert als Prokurist Maier. (Phot. M. Nakonz.)

Empfang von sieben Mann der Besatzung des dänischen Dampfers „Estonia", die 13 Mann des in Seenot befindlichen deutschen Dampfers „Herrenwijk" retteten, beim deutschen Gesandten in Kopenhagen am 4. Dezember. Den Rettern wurden als vorläufige Anerkennungszeichen goldene Uhren verliehen.

1 Gesandter Exzellenz v. Hassell; 2 Frau v. Hassell; 3 Hage Bach, Steuermann der „Estonia", der sich beim Rettungswerk besonders auszeichnete.

Das neue Siegesdenkmal des Präsidenten der Türkischen Republik, Mustafa Kemal-Paschas, das unlängst anläßlich der Einführung der lateinischen Schriftzeichen im Zentrum der Hauptstadt Angora enthüllt wurde.

Hinter dem Denkmal (rechts) das neue Alphabet in großen Metallbuchstaben, das nachts beleuchtet wird.

Ein Riesenmarmorblock in den Marmorbrüchen von Carrara (Italien): Abtransport des Ungetüms nach dem Meere.

Die Beförderung des 17 m langen und 5 m breiten Blockes beansprucht 100000 m Tauwerk und 56 cbm Holz; auf einem riesigen Floß soll er dann auf dem Seeweg nach Rom übergeführt werden. Dort soll er eine Säule in dem neuen Mussolini-Stadion bilden.

Bei den Blitzfängern auf dem Monte Generoso (Schweiz): Versuchsanlagen mit Hochvakuumröhren und Funkenstrecke auf einer Felsspitze.

Die Versuchsstation, geleitet von deutschen Gelehrten unter Führung von Dr. Lang vom Physikalischen Institut der Universität Berlin, dient der Erforschung hochgespannter, aus den Blitzen von Gewittern gewonnener Energien im Dienste des Atomzertrümmerungsproblems.

Rechts: Der Dachgarten als Kinderspielplatz abseits vom gefährlichen Straßenverkehr: Pfleglinge eines Kindergartens bei fröhlichem Spiel auf dem Dache eines Neuyorker Hauses.

Er weiss, dass er das Richtige getroffen hat.

Ihr glückliches Lächeln sagt ihm, mehr als alle Worte, wie gut er ihren Geschmack getroffen hat, wie genau sie nun empfindet, daß er ihre geheimsten Wünsche erfüllen will. Traum der kostspieligen, unerschwinglichen Geschenke verfliegt vor dem Takt und vor dem Reiz einer Elida-Kassette. Selbst neben den teuersten Dingen, die auf dem Weihnachtstisch verwöhnter Menschen stehen, ist eine Elida-Kassette in dem prächtigen, geprägten Metallüberzug und dem wundervollen Inhalt, immer ein schönes, willkommenes Geschenk.

Metallplattierte Kassetten, das ist die Elida-Weihnachtsüberraschung 1928.
Sie kosten M. 1.95 bis M. 7.50, und nur der Ladenpreis des Inhaltes, nicht aber das reizende und praktische Kästchen wird berechnet, welches dauernd für die vielen Kleinigkeiten, die jede Frau unterzubringen hat, ein willkommenes Behältnis ist. Seidengefütterte Luxuskassetten von M. 6.— bis M. 20.—. Schreiben Sie auf den Merkzettel der Weihnachtseinkäufe für Braut oder Gattin, für Mutter, Tochter oder Schwester obenan: Elida-Kassetten.

ELIDA LEIPZIG

Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften, wo Sie die Elida-Artikel auch im Schaufenster ausgestellt finden.

ELIDA KASSETTEN

DEM FEST ENTGEGEN

(Fortsetzung von Seite 903.)

Willi lächelt überlegen. „Komische Gedanken", sagt er. „Was geht dich das an?"

„Aber wir lesen's und müssen's erzählen. Schreiben Aufsätze darüber, und keiner sagt, was damit los ist."

„Du möchtest so was erleben . . .?"

Werner legt den Arm auf Willis Arm, sagt nichts, nickt nur . . . „Willst du mittun?" fragt er dann leise.

„Aber wie denn?"

„Ich glaube, es gehört nur — Mut dazu . . . Das sind alles verborgene Dinge. Ich glaube, man müßte es einmal versuchen —"

„Aber wie denn?"

„Siehst du, alle Jungens im Märchen, die Glück damit hatten und was wurden und eine Prinzessin kriegten, die haben Mut gehabt."

„Und?"

„Man müßte mal im Wald allein sein. Ohne große Leute. Weißt du, so mit dem rechten Herzen."

„Dazu hättest du Mut?"

Werner nickt. „Wenn einer mittut . . ."

„Hm." — Willi sinnt. Dann sagt er: „Vor Weihnachten nicht. Ich muß jeden Nachmittag Knöpfe annähen. Jeden dritten Tag liefert meine Mutter ab."

Die Mutter kommt mit dem Kaffee und ladet Werner ein. Aber er lehnt ab und verabschiedet sich mit kurzem Gruß. Wieder geht er ein paar Tage sinnend. Dann fällt sein Blick auf Fedor Lipinski. Das ist ein Arbeiterjunge, etwas groß, mit länglichem Gesicht, hoher, weißer Stirn und blonden Haaren. Ein Wortkarger. Die Jungens wissen, er ist in der Schule nicht dumm, aber er träumt viel. Willi schleppt ihn zu sich nach Hause. Er nimmt ihn mit auf die Werkstatt, er schiebt ihm heimlich Äpfel zu, er beredet die Mutter, Fedor den Mantel zu schenken, der ihm selber vom älteren Bruder her fürs nächste Jahr zugedacht ist. „Er verstaubt," sagt er, „und dem Fedor paßt er schon."

Er hat richtig geschaut: Auch Fedor fühlt den Schmerz des Daseins — der darin besteht, daß Wünschen, Wollen und Lebenswirklichkeit nicht übereinstimmen . . .

Kinder fühlten das nicht? Manchmal nicht. Aber immer in solchen Naturen wie diesen — fühlen sie's . . .

Das sei krankhaft? Aber warum nicht . . . Es ist vielleicht nicht die Norm. Doch das ist das Seltsame immer nicht. Und ich erzähl' es nur um der Seltsamkeit willen.

Vielleicht hat Werner an dem Samstagnachmittag, da er Fedor zum Mitgehen beredet, schon einen heißen Kopf. Nein, sicher war es wohl so. In Wirklichkeit wollten sie nur eine Probe machen, ob es hülfe — nämlich, was in den Märchen steht: das Wünschen.

So gehen sie bei milder Dezembersonne, auf frostfreien, aber trockenen Wegen dem Walde zu, gehen hinein und beginnen, inbrünstigen Herzens, Suchen und Wünschen . . . zu den Zwergen, zu den guten Geistern, zu der Erscheinung des Wunders.

Um vier Uhr ist Kaffeezeit, da fehlt Werner im Hause der Eltern. Man ist das bei ihm nicht gewohnt, aber man forscht weiter nicht nach, wo er stecke, denkt nur, er fängt an, ein Schlingel zu werden . . . Aber als er in der Dunkelheit um fünf und um halb sechs nicht da ist, wird man besorgt. Man braucht ihn zu Botengängen — mehr aber als das beunruhigt die Eltern, daß er in der ganzen Straße nicht zu finden ist. Die Kinder haben ihn nicht gesehen . . . doch, ein Kind, ein Mädchen, hat ihn gesehen. Er ging mit Fedor Lipinski. Wohin, weiß das Mädchen nicht . . . Die Stadt ist nicht groß — der Junge kann nicht verlorengegangen sein. Man fragt straßauf und straßab. Niemand weiß. Darüber wird es spät, fast Abendessenszeit. Es ist ein stiller, regloser Dezemberabend, mild, süß-schwermütig. Die Mutter ist unterwegs, der Vater mit dem Gesellen . . . aber man findet nichts. Lipinskis suchen mit, fehlt doch ihr Junge ebenfalls. Nun gut, man ahnt, sie müssen irgendwohin gegangen sein . . . Aber wohin?

Man kehrt wieder heim, mag nicht essen, steht so, überlegt. Da kommt die Witwe von nebenan, die Näherin, und bringt Willi mit, der nun stockend das Gespräch berichtet, das er vor einer Woche — oder wann — mit Werner gehabt hat.

Gegen 7 Uhr gehen mehrere Männer der Kleinstadt mit Windlaternen hinaus in den Wald, um zu suchen.

Die zwei im Wald sind dem Wunder nachgegangen, zuerst haben sie die Höhle gesucht, wo es ins Dunkle geht, um mit geheimem Wort die Unterirdischen zu rufen, haben die Höhle nicht gefunden . . . immer neu suchend, haben sie den Weg verloren, sind weitergewandert, haben ein wenig ängstlich gelacht . . . dann ihren Mut wiedergefunden . . . haben im Wald gefunden, was man da zu finden pflegt, haben einen Specht belauscht, Eichhörnchen gesehen, eine Meise, eine Drossel — und haben doch das nicht gefunden, um was sie auszogen . . . Zuletzt steht Werner still und fühlt, daß seine Stirn heiß und naß ist. Sie haben es schon aufgegeben, nach den Geistern zu rufen, den guten, haben aber das Gefühl, daß sie sie sehr nötig hätten. Denn sie merken, leise beginnt die Dämmerung des Dezembertages . . . Das Licht klettert immer höher in die Bäume. Und dann: „Wir müssen wohl nun heimgehen!"

„Ja, Werner."

„Weißt du den Weg, Fedor?"

„Nein . . ." Sie schauen sich an und legen die Arme aneinander.

Aber, mein Gott — so schlimm kann es nicht sein! Abwärts müssen sie gehen. Sie suchen sich klarzumachen, wie sie gegangen sind. Sie gehen, gehen und gehen . . .

Bis sie, von Dunkelheit ganz überwältigt, eng aneinander, sich nun vollends fassen, umschlingen und fühlen: sie weinen . . . Gehen? Wozu? Sie sind sehr müde — und in der Dunkelheit hat es keinen Sinn mehr. Sie finden

einen Baumstumpf und setzen sich . . . Die „Zeit“ ist ihnen völlig abhanden gekommen . . . Sie sitzen so in einer Angst, die nicht einmal zu schreien wagt . . . Sie erleben etwas, das sie gleichwohl nicht nennen können und kaum „begreifen“, das Furchtbare, das ohne Ende zu sein scheint . . . Aber dann kommt auch das andere, was immer aus der tiefsten Angst und Not sich gebiert: das Wunderbare . . .

Sie hören — nach wie langer Zeit? — Stimmen und begreifen gleich, daß es Menschenstimmen sind und nicht die Stimmen guter oder böser Geister . . . Sie lauschen, erst noch in Angst . . . und dann vernehmen sie, daß es nach ihnen ruft . . . Und es kommt näher, und dann sehen sie (es ist etwas Unsagbares): Lichter im Wald, wandernde Lichter der Laternen. Und da wagen sie es und rufen wieder . . . Dann aber, als die eine Gruppe der Männer bei ihnen angelangt ist, sind sie ganz stumm und fallen nur so den Männern in die Arme . . .

Die Väter, die dazukommen, begreifen, daß es unsinnig sei, zu schelten, zu strafen, daß man eine gute Hand aufs Haupt der Knaben legen muß. Und dabei erfährt Werners Vater mit einem Schreck, sein Junge ist krank, fiebert . . . Man spricht zu ihnen, leise, gütig: Na ja, es war nicht einmal so tief im Wald, wo man sie fand; in einer guten halben Stunde wird man die Stadt erreicht haben . . . Na, es ist noch gut abgelaufen . . . Also, was will man mehr? — „Habt ihr viel Angst gehabt?“ — Schwamm drüber, es ist vorbei . . . Und nun nach Hause, ins Bett . . .

Die Jungen sind ganz klein . . . Etwas Ungeheures bebt in der Seele, kommt noch nicht zur Ruhe. Die Männer gehen schweigend, möchten lächeln und können doch nicht. Denn so weit von seiner eigenen Kindheit ist kein „Großer“ abgeschnitten, daß er nicht mitfühlen könnte: das Schreckliche . . . das diesen Kindern auf der Suche nach dem Wunderbaren kam. —

Doch die Geschichte ist hier noch nicht ganz zu Ende. Nein, es ist doch eigentlich keine „Geschichte“, sondern ein Seltsames, und zumal das Ende ist ein sich Vollenden in der Seele. Werner ist gleich zu Bett gebracht worden; aber er steht am andern Morgen und danach durch zehn Tage überhaupt nicht auf. Er liegt im Bett und fiebert . . . Die Mutter sitzt am Bett, manchmal der Vater, wenn er sich von der Arbeit einen Augenblick freimacht . . . Und manchmal aus wirren Worten entnehmen sie etwas von dem, was drüben, jenseits dieser Menschenwirklichkeit, sich begibt in des Kindes Träumen, das in diesen Fieberphantasien gesteigert erscheint, aber doch als etwas Seiendes da ist. Sie können die phantastische Welt des Fiebertraums aus den wirren Worten sich nicht klar deuten. So will ich versuchen, hier einiges davon zu sagen . . .

Einsam und schön liegt der Wald in der Frühnachmittagssonne, es ist eine geheime Freude, auf den stillen Wegen zu gehen. Ist das Winter? In dieser milden Luft gehen? Das Kind ist nicht allein. Luischen ist wohl dabei an seiner Hand? Oder ist es die Nachbarstochter Mathilde? Und geht noch wer hinter den Kindern? Wie? Die Köpfe wenden sich. Ah so, Fedor — ach ja, mit dem war etwas verabredet worden. Also kommt, alle zwei, mit mir. Wir werden das finden, wo es geradeswegs in das Geheimnis hineingeht . . .

Da ist es . . . Aber seht doch — wie ein Tor groß geht es in den Berg hinein, wie ein dunkles Tor . . . Fürchten? Ach nein . . . Warum hebt ihr nicht die Füße? Sie sind euch festgeklebt? Aber nein — kommt doch — drinnen wird Licht sein . . .

Licht . . . Aber da steht es ja im großen Toreingang, der in den Berg führt. Es steht jemand da und hat ein Licht in der Hand. Eine Kerze? Nun gut, es leuchtet . . . Seht doch, es ist eine Gestalt, und sie lächelt . . . Da wird man sich nicht fürchten . . . Gehen wir . . . Sie winkt, die Gestalt, sie wendet sich, wir wollen folgen . . . So, hinter uns schließt sich die Dunkelheit wie ein Vorhang, und es geht mit leisen Schritten vorauf mit dem Licht . . . Aber was ist nur? Der Weg wird steil, steinig, eng, niedrig. Man muß den Kopf bücken . . . Und zuletzt flüstert die Gestalt: „Jetzt können wir nicht mehr gehen, jetzt müssen wir kriechen, und ich muß das Licht ausmachen.“ Sie macht das Licht aus . . . Es ist ganz finster, man sieht niemand mehr, man fühlt einander noch an den Händen — aber man muß sich loslassen und in einem Schacht hinkriechen — eins hinter dem andern . . . Wie lange? Es ist mühsam und dauert eine Ewigkeit . . . Dann ist der Ausgang da — die Augen beginnen wieder zu sehen . . . Wo sind wir? Ah, und in die Augen kommen Tränen. Da ist wieder der Wald, und es ist Dämmerung geworden . . . Und es ist kalt geworden, und der Winterwind bläst kalt an die Haut . . . Seid ihr da? Und wer hat uns geführt? „Kommt“, ruft etwas. „Ich bin hier oben.“ Es klingt von weit vorauf. „Laßt uns eilen“, ruft Feodor. „Sie wird doch sicher das Licht wieder anmachen.“ Da geschieht nun das Wunderbare: ein Stern kommt gefahren, streicht über die Tannenbäume hin und macht Licht — macht tausend Lichter an; ein großer Tannenbaum strahlt, brennt mit vielen Lichtern wie nie ein Baum in den Häusern der Stadt . . . Aber es ist so still, und keine Menschen sind da. Was soll ein Baum allein im Wald mit Kerzen brennen? Aber es schaut sich schön an . . .

Da — und sie fangen an zu lächeln. Wo haben sie die Augen gehabt? — sie sind gar nicht im Walde, sie sind in einer großen, großen Halle; ein Saal ist es, so groß, daß man fern die Wände dunkeln sieht. Es kommt aller Seiten gegangen, steht und schaut die Lichter an. Viele Gestalten — aber sie sind alle so still. Nun fehlt nur noch das Lied. Will niemand zu singen beginnen? Doch dann kommt etwas Furchtbares. Die stillen Lichter des Baumes fangen an zu zittern, es beginnt zu heulen. Das ist der Wind. Er reißt eine Tür auf und fährt kalt durch den Raum. Er löscht die Lichter — er verweht sie alle, Menschen, Kinder und Gestalten . . . Aber da sind sie wieder im Wald, der nun finster geworden ist, und von fern naht es wie die trappelnden Füße vieler Tiere. Eine Furcht fällt das Herz an, und die Stimme fragt: „Bist du noch da? Luischen oder Mathilde? Wer ist es?“ — „Beide“, antwortet eine leise Stimme. „Und wo ist Fedor?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Hörst du, was kommt da gelaufen?“

Sollten es Wölfe sein. Sie wissen auf einmal, es sind die Wölfe, und fangen selber an zu laufen. Aber näher und näher kommt es heran, hinter ihnen, und ihre Füße werden immer mühsamer und langsamer und ganz zuletzt — etwas schreit auf — stürzt ein Tier gestreckten Laufes voraus über Fedor hin, über Luischen und Mathilde hin — es knäult sich ineinander und stürzt einen steilen Abhang hinunter. Ein Herz bleibt allein — vorauf stürzte Meute, Geschrei, und ein Herz und eine Stimme weinen: „Ich will nach Hause.“

Werner liegt in einem süßen matten Halbschlummer, wie in einem ganz langsamen Aufwachen . . . Er hört Stimmen, aber sein Geist faßt nicht, was sie sprechen.

Der Arzt sagt: „Jetzt kann ich es Ihnen sagen: es stand schlimm mit dem Jungen, und noch in den letzten Tagen hatte ich wenig Hoffnung; aber nun, seit heute morgen, ist er vom Fieber frei . . . Dieser Schlaf, in dem er jetzt liegt, ist mir das Zeichen, daß er's überstanden hat."

„Und heut' ist heiliger Abend", sagt die Mutter. „Wir wollen den Baum an die Ecke, dort an der Tür, stellen, daß er in die Kammer hereinscheint, wenn es Abend wird."

„Aber wecken Sie ihn nicht . . . warten Sie, bis er von selber wach wird. Lassen Sie ihn schlafen, soviel und solange er will."

Der Arzt geht. Die Mutter macht sich an die Arbeit — das Kind schläft ja — und die Kammer liegt im Halbdunkel des Dezembernachmittags, der zum Abend geht . . .

Werner liegt immer noch im Halbschlummer, er hört schon Geräusche — aber dann ist immer wieder die Müdigkeit so stark, daß sie ihn überwältigt . . . Doch dann hört er's im Nebenzimmer deutlicher — den Vater, die Mutter, hört ein Gehen, ein Hantieren, ein leises Sprechen, und da er ist wach; im Schein einer Kerze sieht er die Schwester, die neben dem Bette sitzt . . . Sie lacht und ruft: „Er ist wach! Werner ist aufgewacht!" Da kommt von drüben die Stimme der Mutter und dann die des Vaters: „Er ist wach?" Die Tür geht auf, es löst sich schön und selig von den Herzen der Kinder: ein Baum steht da und strahlt mit vielen Kerzen. Luischen stürzt hin . . . Die Mutter, der Vater sind hereingekommen, an das Bett geeilt, haben die Hände auf Stirn und Wange gelegt . . . Und mit einem Lächeln und tiefem Ah versucht der Kranke sich aufzurichten . . . Sie helfen ihm — legen ihm Kissen in den Rücken — sie stehen und schauen mit ihm . . .

Sein Blick ertrinkt in dem Kerzenlicht — lange . . . Wie ein fernes Erinnern in einer namenlosen Weite ist das: das ferne dumpfe Suchen nach dem Wunder, das nun nahe steht und wirklich da ist. Dann hebt er den Blick und sieht die Eltern glücklich an . . .

Sie legen ihn wieder zurück . . . den brennenden Baum kann er ja dann immer noch sehen . . . Es ist sehr still. Und nun beginnt es von draußen, dunkel, voll, gedämpft, verhalten aus der Ferne: die Glocken des Abends, des verzauberten Abends der Weihnacht.

Wissen und Leben

Vom Gemütsleben der Tiere.

Darwin sagt einmal: „Die meisten unserer Gemütsbewegungen sind so innig mit ihren Ausdrucksformen verbunden, daß sie kaum existieren, wenn der Körper passiv bleibt — es hängt nämlich die Natur der Ausdrucksform zum hauptsächlichsten Teil von der Natur der Handlungen ab, die unter diesen Seelenzuständen gewohnheitsmäßig ausgeführt worden sind." Und des weiteren meint er, „daß ein und derselbe Zustand der Seele durch die ganze Welt mit merkwürdiger Gleichförmigkeit ausgedrückt wird, und diese Tatsache ist als ein Beweis für die große Ähnlichkeit aller Menschenrassen im Bau des Körpers und in den geistigen Anlagen schon an sich interessant". Diese beiden Sätze wollen nichts anderes beweisen als die Korrespondenz innerlicher Vorgänge und äußeren Ausdrucks bei ein und demselben Wesen Mensch. Dem kann man meines Erachtens ohne weiteres hinzufügen, daß jede Tierart (wenigstens die höheren Tiere) dieser Gesetzmäßigkeit unterworfen ist und fast jede von ihnen über bestimmte Ausdrucksformen verfügt. Dieser körperliche Ausdruck kann bei einer Reihe von hochstehenden Arten die mannigfachsten Formen annehmen und innere Vorgänge wie Gemütszustände, Gefühlsregungen (Affekte), verschiedene Zustände der Aufmerksamkeit widerspiegeln. Es werden innere Regungen sozusagen nach außen projiziert. Vielleicht erinnert sich mancher an das Aufblähen des Körpers bei Kröten und einigen Fröschen, Eidechsen und vor allem Schlangen in Gefahr. Diesem Aufblähen folgt bei der in Wut geratenen Schlange unter Hervorbringung von zischenden Lauten und einem raschen Schwingen der hervorgestreckten Zunge der Stoß nach dem Opfer. Aber viel beredter und eindrucksvoller sind die Ausdrucksformen bei den Vögeln und Säugetieren, wobei wir zwischen rein reflektorisch-instinktiven und gewollten Bewegungen zu unterscheiden haben. Denken wir einmal an die Raubtiere, gleichviel, ob an unsere einheimischen oder an die ausländischen, die bei hochgespannter Aufmerksamkeit auf jede Regung des belauerten Beutetiers sich einzustellen vermögen, auf Fluchtversuche oder Fluchtangelegenheiten des Gegners bedacht, diesen rasch unschädlich machen. Schon bei unserer Hauskatze sehen wir im Augenblick des Angriffs eine stark gesteigerte Wildheit hervortreten und Affekte auftauchen, die den Eindruck der Wut machen. Diesem Verhalten gehen die Vorgänge der Wahrnehmung und Aufmerksamkeit in ihrer eindrucksvollen Steigerung voraus und lassen uns den Körper des Tieres in einer charakteristischen Ausdrucksform erscheinen. Die Katze wird plötzlich vom Hund überfallen und so in die Enge getrieben, daß ihr jede Fluchtmöglichkeit versagt bleibt. In demselben Augenblick sträubt sich ihr Haar, der einer Flaschenbürste gleichende Schwanz wird hoch aufgerichtet, die Ohren werden nach den Seiten, bei gesteigerter Wut nach hinten gelegt, das Maul ist halb geöffnet, so daß die Zähne sichtbar werden. Spucken und Fauchen. Sobald wir aber das Tier aus seiner unangenehmen Lage befreien, erleben wir auch schon einen Umschwung des Ausdrucks, aber auch der Gefühle. Das Haar hat sich geglättet, und über den entspannten Körper ist Ruhe gekommen. Bereits beginnt das Tierchen uns zu liebkosen. Es krümmt den Rücken und reibt sich an uns, das Kätzchen gibt uns kleine Kopfstöße und fängt behaglich zu schnurren an. Das alles und noch viel anderes sind Wesenszüge der Ausdrucksformen unserer Katze. Sie sind typisch für jeden Fall der Wiederholung und für jede Katze; sie geben in ihrer Verschiedenheit bestimmte psychische Funktionen wieder. Bemerkenswert bei fast allen Säugetieren ist sozusagen die stumme Sprache der Augen, der Ohren und des Schwanzes sowie bei langhaarigen Tieren das Sträuben der Haare, das bei manchen von ihnen, wie beim Dachs, geradezu groteske Formen annehmen kann und selbst bei friedlichen Pflanzenfressern, so bei Ziegen, im Augenblick großer Gefahr von mir schon mehrfach beobachtet wurde. Auch der Vogel — man denke an die Glucke und die hühnerartigen Vögel überhaupt — antwortet auf äußere Reize mit Sträuben des Gefieders, Rollen der Augen, Aufsperren des Schnabels und gibt auf

diese und andere Weise seinem derzeitigen Gemütszustand Ausdruck. Je höher ein Tier steht, um so ausdrucksvoller können seine Gebärden werden, um so verschiedenartiger wohl auch seine Gemütsbewegungen, Gefühle und Affekte. Unser Hund äußert Freude wie Trauer, Lust- und Unlustgefühle, Furcht, Zorn, Wut wie Neid (Futterneid, Geschlechtsneid). Bei den Affen sehen wir noch deutlicher den Ausdruck für Furcht, Gram, Mißstimmung, die Gefallensfreude, und es erhebt sich ohne weiteres die Frage, ob diese Tiere auch weinen und lachen können. Spricht doch der Hundefreund schon vom Lachen des Hundes, worunter er eine ganz bestimmte Mundstellung, häufig verbunden mit einer gewissen Lässigkeit im Gang, versteht. Nach meiner Ansicht reicht diese Art von heiterer Stimmung noch nicht zu, ein wirkliches Lachen anzunehmen. Bei manchen Affen, namentlich bei Schimpansen, kann man wohl von einem Lächeln sprechen, wobei die Tiere in einer Art von Kichern oder Grölen zu grinsen beginnen. Doch muß das Lachen nicht immer von einem Laut begleitet sein. Es besteht dann lediglich im Zurückziehen der Mundwinkel, wobei die Augenlider sich leicht runzeln. In Fällen großen Kummers, namentlich wenn man ihnen einen Wunsch versagt, werfen sich Schimpansen auf den Rücken, wie auch von Köhler beobachtet wurde, oder bringen weinerliche Töne hervor, während sie zugleich die Hand bittend nach dem Pfleger ausstrecken. Tränen jedoch hat man noch bei keinem Affen beobachtet. Alle diese verschiedenen Ausdrucksformen sind artverbindlich und -bedingt. Sie entsprechen durchaus dem betreffenden Tier, das, wie angedeutet, bei einem bestimmten psychischen Vorgang sich dem Ausdruck nach ganz bestimmt verhalten muß und sich nicht anders verhalten kann.

Prof. Dr. Bastian Schmid.

Körperpflege in der guten alten Zeit.

Man nahm es früher in bezug auf Reinhaltung des Körpers nicht so genau. Die Römer waren zwar sehr peinlich in diesem Punkte, als aber ihre Herrschaft zusammenbrach, verlernte man den Gebrauch des Wassers immer mehr. Erst die Kreuzfahrer führten vom Orient her die Bäder wieder ein. Die Badestuben vermehrten sich. Die Klosterregeln befahlen den Mönchen, sich „einige Male“ das Gesicht zu waschen. Die Weltgeistlichen waren verpflichtet, sich zu kämmen, ehe sie die Messe lasen, und dies galt selbst für die Bischöfe. Eine gute Hausfrau gab sich alle Mühe, ihr Haus von jedem Ungeziefer rein zu halten. Die Reichen boten ihren Gästen ein Bad vor dem Essen an, wie die alten Römer. Diese Zeitspanne der Reinlichkeit dauerte bis ans Ende des 15. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert begann man, am Schmutz Gefallen zu finden, und es ist nicht unmöglich, daß das schlechte Beispiel der Italiener, zu denen man damals in immer engere Beziehungen trat, ansteckend auf Franzosen und Deutsche gewirkt hat. Je mehr der Kleiderluxus zunahm, um so mehr verfiel die Körperpflege. Man hörte auf, sich zu baden, ja sogar, sich zu waschen. Die Königin Margarete von Navarra läßt in einer ihrer Erzählungen im „Heptameron“ ein Frauenzimmer ganz unbefangen sagen: „Sehen Sie diese schönen Hände! Obgleich ich sie seit acht Tagen nicht gesäubert habe, wette ich doch, daß sie die Ihrigen in Schatten stellen.“ Dabei bedenke man, daß man damals mit den Fingern aß; man nahm das Messer zu Hilfe und wischte sich die Hände beständig an seinem Mundtuch ab, das mit jedem Gang gewechselt werden mußte. Ferner schneuzte man sich mit den Fingern, denn Taschentücher gab es nicht. Es galt nur für unschicklich, sich die Nase mit der Hand zu putzen, mit der man das Fleisch nahm. Erst im 17. Jahrhundert trat eine Besserung ein, wenigstens in Frankreich. Im Jahre 1640 erschienen Vorschriften des guten Tons unter dem Titel „Lois de la galanterie“. Hier wurde den Stutzern anempfohlen, sich die Hände alle Tage zu waschen und das Gesicht „fast ebensooft“. Man denke dabei aber nicht an unsere gründlichen und umständlichen Waschungen! Die feinen Leute begnügten sich damit, ein Bäuschchen Baumwolle in sehr schwachen, wohlriechenden Spiritus zu tauchen und damit übers Gesicht zu fahren. Ein Anstandsbuch vom Jahre 1782 verbietet noch den Gebrauch des Wassers für die Hautpflege. Die germanischen Völker waren nicht besser als die Franzosen. Erasmus von Rotterdam fordert in seiner Abhandlung „De civilitate morum“ im Jahre 1530 seine Leser auf, sich „soviel wie möglich“ vor — Läusen zu hüten. Wenn sie ihnen doch nicht entgehen könnten, sollten sie sie wenigstens nicht auf die Nachbarn fallen lassen, wenn sie sich — am Kopfe kratzten. Als die Königin Christine von Schweden († 1689), die Tochter Gustav Adolfs, nach Compiègne kam, waren ihre Hände so schmierig, daß es unmöglich war, irgendeine Schönheit an ihnen zu bemerken. Eine Wiederkehr dieser idyllischen Zustände dürfte wohl selbst der ärgste Lobredner der Vergangenheit nicht wünschen. Für uns sind Kultur und Seife untrennbare Begriffe.

Prof. Dr. Sigismund.

Laßt Kinder nicht von Fremden küssen!

Unsitten werden dadurch weder schöner noch harmloser, daß sie weitverbreitet sind. Es ist eine bedauernswerte, allgemeine und von jedem Vernünftigen und Verantwortungsbewußten entschieden zu bekämpfende Unsitte, Kinder einfach zu küssen, weil sie einem gefallen, oder weil man ihnen sein Gefallen beweisen will. Gäste besuchen die Mutter, sie werden ins Kinderzimmer geführt, oder das Kind kommt ins Zimmer, das kleine Geschöpfchen gibt freundlich zur Begrüßung die Hand, und gleich wird es auf den Arm genommen und auf die Wangen geküßt, sogar auf den Mund. Das Kind kann sich nicht wehren, und würde es das doch tun, so würde ihm das nur als Ungezogenheit ausgelegt werden. Es wird immer rätselhaft bleiben, woher verantwortungslose Menschen sich einfach das Recht anmaßen, ein beliebiges fremdes Kind zu küssen. Mit Freude und Liebe zu Kindern hat das nichts zu tun. Man kann Kinder ganz genau so liebhaben und braucht sie deshalb doch nicht zu küssen, wie man es beim eigenen Kind macht. In gesundheitlicher Beziehung sind jedenfalls damit bedenkliche Gefahren verknüpft. Viele Menschen sind sich ihrer allerdings nicht bewußt. Es sei gar nicht davon gesprochen, daß ein Geschwür am Mund oder etwas Ähnliches durch den Kuß auf das Kind übertragen wird. Solche Fälle sind glücklicherweise verhältnismäßig doch selten. Es gehört ein außergewöhnlich hoher Grad von Böswilligkeit, Leichtsinn oder Dummheit dazu, ein Kind zu küssen, wenn man selbst an den Lippen, der Zunge oder sonst am Mund einen Ausschlag, eine Flechte oder ein Geschwür hat. Derartige Dinge sollten auch nicht straflos hingehen dürfen. Man braucht aber noch nicht an solche besonders schlimme Fälle zu denken, bei denen durch den Kuß schon manche gefährliche Infektionskrankheit auf das geküßte Kind übertragen wurde. Es genügt schon, daß am Munde vieler Leute übertragbare Krankheitskeime, beispielsweise Husten-, Grippe- und Mandelentzündungserreger, haften. Sie sind zu allen Zeiten sehr verbreitet, im Winter wie im Sommer, bei feuchtkaltem wie bei warmem und trockenem Wetter. Die küssenden Leute brauchen selbst nicht einmal krank zu sein, aber als Zwischenträger übertragen sie die Keime von ihrem Mund auf das Kind. Eine kleine Indisposition, eine Herabsetzung der gesundheitlichen Widerstandskraft, etwa durch eine Erkältung, durch eine Magenverstimmung, genügt, um den übertragenen Krankheitskeimen die Ansiedelung zu ermöglichen und eine Erkrankung des Kindes herbeizuführen. Dabei braucht man durchaus nicht an übertriebener „Bazillenfurcht“ zu leiden, um diese Art der Übertragung als eine sehr häufige Ursache einer sonst vielleicht nicht erklärlichen kindlichen Erkrankung zu betrachten. Man hat genug Gelegenheiten und Möglichkeiten, Kindern Liebes zu erweisen, man muß sie nicht gleich küssen und sie dadurch, ohne es zu wissen und zu wollen, einer Erkrankungsgefahr aussetzen. Kinder sollen von ihren Eltern geküßt werden, vielleicht auch noch von Geschwistern und Großeltern, wenn das sein muß und diese gesund sind — aber sonst von niemandem. Mütter, laßt eure Kinder nicht von Fremden küssen!

Dr. W. Schweisheimer.

FÜR DEN WEIHNACHTSBÜCHERTISCH

Bilderbücher. Die nachfolgenden, meist für Kinder bis zu 7 Jahren bestimmten Bilderbücher rühren fast ausschließlich von berufener Künstlerhand her und sind größtenteils von Versen begleitet, die oft einen humoristischen Ton besitzen, jedenfalls aber dem kindlichen Auffassungsvermögen angepaßt sind. Der Verlag Georg W. Dietrich in München führt in „Molle und der grüne Schirm“, in Reimen erzählt von Hans Meixner, in Bildern von Susan Beatrice Pearse, ein beherzigenswertes Beispiel von Geschwisterliebe vor, berichtet in „Großvater Philipp und der Tiger“ (Reime von Hans Meixner, Bilder von Lilian A. Govey) ein groteskes Abenteuer, spendet in „Die blaue Akelei“ (17 Märchen von Else Doerfler, Bilder von Tilde Eisgruber) eine ansprechende Vorbereitung für die großen Märchensammlungen, von denen weiter die Rede sein wird, legt mit dem „Kleinen Käthe-Kruse-Bilderbuch“ (mit Reimen von Hans Meixner) eins seiner Münchener Künstler-Bilderbücher vor und spendet in „Teddy und Verwandte reisen durch die Lande“ ein köstliches Bilderbuch von Margarete Steiff (Reime von Hans Meixner); die farbenphotographisch wiedergegebenen Tiere, Fahrzeuge, Sportgeräte usw. sind durchweg von der Firma Margarete Steiff G. m. b. H. in Giengen/Brenz zur Verfügung gestellt worden. — Der Verlag Hegel & Schade in Leipzig tritt mit den Büchern „O, ihr Affen“ (lustige Bilder von Reinhold Hansche), „Die Zwergeisenbahn“ (Verse von Albert Sixtus, Bilder von Ernst Kutzer) und „Der Zuckertütenbaum“ auf den Plan; das letztgenannte, mit allerliebsten Bildern von Richard Heinrich und Versen von Albert Sixtus, wird allen Abcschützen, die zu Ostern in die Schule kommen, große Freude bereiten. — Mehrere der vom Verlag Jos. Scholz in Mainz herausgegebenen Bücher sichern ihre Bilderschätze, auf Pappe aufgezogen, gegen überschnelle Abnutzung, so „Tiere aus Haus und Hof“ (Bilder von Norbertine v. Breßlern-Roth, Verse von Paula v. Károlyi), „Zirkus“ (Bilder von Ad. Uzarski), „Das Jahr im Leben der Kinder“ (Bilder von H. Reinhold Pfeiffer, Verse von Egon H. Straßburger), eine gediegene künstlerische Leistung, „Ringel Ringel Reihe“ von Lia Doering, mit den uralten, uns allen vertrauten Kinderreimen. „Bunt durcheinander“ (Bilder von Adolf Uzarski, Reime von Franz Karl Ginzkey), „Die Reise der Tiere“ (Bilder von C. O. Petersen) sind ebenfalls für die ganz Kleinen berechnet, während „Die Bremer Stadtmusikanten“, mit Zeichnungen von Eugen Oßwald, und „Sneewittchen, Rotkäppchen“ von Edith Dettmann sich würdig Scholz' Künstler-Bilderbüchern anreihen. — J. F. Schreiber in Eßlingen und München widmet in diesem Jahre der Kinderwelt „Was Marilenchen erlebte“ und „Prinzeßchen im Walde“, beide von Sibylle v. Olfers, ferner „Ein Kindertag“, Bilder von Jos. Mauder, Gedichte von Hermann Schieder, „Der kleine Teddy“, eine lustige Geschichte in Bildern und Reimen von K. Rohr, das ausgestanzte und erhaben geprägte Bilderbuch „Fritz und Franz, eine heitere Lausbuben-Geschichte von Schornsteinfeger-Sprossen und Zuckerbäcker-Sohn“ (Bilder und Reime von K. Rohr), „Christkinds Erdenfahrt“, mit Bildern von E. Steigerwaldt und Text von Johann Meixner, und „Beim Käferldoktor“, Text von Irene Peetz, Bilder von Peter Gitzinger. Bild und Wort von „Christkinds Erdenfahrt“ haben übrigens auch bei der Ausstattung des vom 1. bis zum 24. Dezember reichenden, für alle braven Kinder bestimmten „Advents-Kalenders“ Verwendung gefunden. — Der Verlag Erwin Skacel in Leipzig hat zwei der schönsten Bilderbücher geliefert, „Familie Dackelbein in der Großstadt“ und „Der Kindergarten“, letzteres mit den künstlerisch hochstehenden Bildern von Nina Bruck und Versen von Maria Schultze; ersteres, mit den zeichnerisch schwungvollen und farbenfrohen Illustrationen von M. Schneider-Reichel und den drolligen Versen von Albert Sixtus, ist das idealste Unterweisungsbuch über die Gefahren des Großstadtverkehrs, die von Auto, Straßenbahn und Eisenbahn drohen. — Gerhard Stalling in Oldenburg beschert uns eine nicht kleine Serie vortrefflicher Bilderbücher, so „Möpschen hat Zahnschmerzen“, ein lustiges Hundebilderbuch (Verse von Karlheinz Ohlendorff, Bilder von Helmut Skarbina), „Der kleine schwarze Sambo“, aus dem Englischen übersetzt von Hertha Schröder, Bilder von H. Skarbina, „Das lustige Kasperle-Buch“ (Verse von Albert Sixtus, Bilder von H. Skarbina), „Der Puppenmeister“ von Kathleen Colville, aus dem Englischen übersetzt von Fritz Schnabel, mit Bildern von Hildegard Weinitschke, „Das Märlein von den drei Schneiderlein“, Bilder von Richard Schaupp, Verse von Anna Böhm, „Grünbart das Moosmännchen“ von Albert Sixtus, mit Bildern von Else Wenz-Viëtor, „Die lustige Tierschau“ (Bilder und Reime von Karl Rohr). — „Die Räuberinsel im Arabischen Meer“, ein heiteres Märchen-Bilderbuch von Johann Fabricius, mit vielen farbigen Bildern vom Verfasser, hat die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart verlegt. „Die lustigsten Münchener Bilderbogen“ (Verlag von Braun & Schneider in München), die beliebte Neuausgabe der altbekannten Bilderbogen, ist um die Bände VI und VII vermehrt worden (je 12 farbige Bogen in Halbleinen gebunden), die wie ihre Vorgänger jedes junge Herz erfreuen werden.

Bücher für Knaben. Otto Willi Gails „Hans Hardts Mondfahrt“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) ist unzweifelhaft eine der hervorragendsten Jugendschriften dieses Jahres, geeignet, jung und alt in nachhaltigster Weise zu fesseln. Was vor einem halben Jahrhundert bei Jules Verne ein grandioses Phantasiegemälde war, ist heute keine Unmöglichkeit mehr. Namhafte Forscher und Techniker sind an der Arbeit, ein neues Verkehrsmittel zu schaffen, das in wenigen Stunden Ozeane überfliegen und vielleicht gar einmal über den Bereich unserer Mutter Erde hinausführen wird. Gail gibt ein Verzeichnis der streng wissenschaftlichen Quellen, auf denen seine klare, packende und spannende Darstellung beruht, die von acht Tonbildern von der Hand Richard v. Grünbergs belebt ist. — Das Entzücken jedes deutschen Jungen und auch jedes Mannes, dem die Jugend und die Arbeit für sie alles bedeutet, ist Otto Ruberts „Der Herr auf Fasanenhof“ (mit acht Einschaltbildern von Alfred Seckelmann), die in greifbar lebendiger Weise das Ferienlagerleben einer Jugendwandergruppe und ihres ideal gesinnten Führers sich vor unseren Augen abrollen läßt und damit die staunenswerte Umwandlung eines vereinsamten und verbitterten Sonderlings in einen freigebigen Freund der Jugendbewegung verknüpft. — Mit den interessantesten

Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten macht „Das Neue Universum“ bekannt, das aber durch anschauliche Reiseschilderungen, spannende und zum Teil humoristische Erzählungen, durch ungewöhnliche Jagderlebnisse und überraschende Abenteuer den Leser zu unterhalten weiß, und das alles durch eine Fülle von Illustrationen belebt und verdeutlicht. Der umfangreiche Anhang „Häusliche Werkstatt“ leitet zur Selbstbeschäftigung an; alle Arten von Rätseln bieten hinreichend Gelegenheit zum Kopfzerbrechen. — Liegt diesmal schon der 49. Jahrgang vom „Neuen Universum“ vor, so marschiert das rühmlichst bekannte und beliebte illustrierte Knaben-Jahrbuch „Der Gute Kamerad“ in 42. Folge auf. Auch hier halten von namhaften Verfassern geschriebene Erzählungen, Plaudereien und Fahrtenberichte den belehrenden Aufsätzen die Wage. Sage und Geschichte, Länder-, Völker- und Himmelskunde, die Naturwissenschaft überhaupt, Technik und Sport werden im „Guten Kamerad“ planmäßig gepflegt, nicht minder die häusliche Selbstbeschäftigung, Spiele und alle Arten des Sammelwesens, Experimente und Aufführungen. — Ein Ableger des „Guten Kameraden“ ist der schmucke „Deutsche Knaben-Kalender 1929“, der außer den landläufigen kalendarischen Angaben auch mit Gedichten und Denksprüchen, Gedächtnistagen bemerkenswerter geschichtlicher Ereignisse, empfehlenswerten Literaturhinweisen, Erzählungen kurzer Fassung und belehrenden Aufstellungen und Tabellen aufwarten kann. Sämtliche voraufgehende Veröffentlichungen sind im Verlag der Union in Stuttgart erschienen.

Bücher für Mädchen. Ein köstliches Festgeschenk für alle Jungmädchen spendet die stets beifällig begrüßte Schriftstellerin Olga Gaul-Molnar mit ihrem Buch „Hennebergs Jüngste“, das E. Rosenstand mit 26 feinsinnigen Textzeichnungen geziert hat. Rosmarin, Hennebergs Jüngste, liegt in stetem Kampfe mit den gesellschaftlichen Standesansichten ihrer Verwandten, behauptet sich aber siegreich, strebt eifrig danach, vor allem ein brauchbarer Mensch zu werden, und Schritt für Schritt erkämpft sie sich ihren Weg ins Glück. — Das illustrierte Mädchen-Jahrbuch „Das Kränzchen“, dessen 40. Folge erschienen ist, hat einen Inhalt, der im großen und ganzen mit dem des „Guten Kameraden“ eine gewisse Ähnlichkeit aufweist, aber doch mehrere Abschnitte enthält, die sich den Anschauungen und Bedürfnissen der holden Weiblichkeit anpassen, so Märchen, Kunst und Kunstgewerbe, Mode und Handarbeiten, Häusliches, Berufliches, Blumenzucht und Gartenbau sowie Rezepte, wogegen die Technik zurücktritt. — Dem Knabenkalender des „Guten Kameraden“ entspricht hier der „Deutsche Mädchenkalender“ des „Kränzchens“. „Hennebergs Jüngste“, „Kränzchen“ und „Deutscher Mädchenkalender“ erschienen ebenfalls im Verlag der Union, Stuttgart. — Von den ungemein praktischen, im Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München von M. Brethfeld herausgegebenen „Beschäftigungs- und Arbeitsbüchern für Elternhaus und Schule“ wird die jungen Damen besonders Heft 77 angehen, in dem F. Lindemann für das „Blumenwinden“, eine Werkarbeit in lebendem Material (Strauß, Girlande, Kranz), in Wort und Bild erschöpfende Anleitung gibt.

Bücher für Knaben und Mädchen. Gediegenen Lesestoff für beide Geschlechter gewährt eine ganze Reihe von Märchenbüchern aus dem Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg, so vor allem „Die Historie von Reineke dem Fuchs, nach dem niederdeutschen Epos von 1498 neu erzählt von dem Dichter Will Vesper, ausgestattet mit farbigen Vollbildern nach Zeichnungen von Prof. F. W. Kleukens in Darmstadt; des dänischen Dichters Andersen Märchen „Däumelinchen“, mit äußerst zarten, liebevoll ausgeführten Bildern von Else Wenz-Viëtor; „Tiermärchen aus aller Welt“, neu erzählt von Willi Vesper, eingeleitet durch die Legende von Franz von Assisi, der den Vögeln predigt. Die farbigen Vollbilder sind Reproduktionen von Zeichnungen Willi Harwerths. — „Muckipuckis wundersame Fahrten und Abenteuer“ von Richard Zoozmann, dem als Jugendschriftsteller seit Jahrzehnten bewährten und beliebten Dichter, ist ein Roman für größere Kinder, der aber auch wegen der Mannigfaltigkeit seines Inhalts und des weiten Reichbezirks der Schilderungen bei den Erwachsenen lebhaftes Interesse hervorruft, die sich daran köstlich erheitern und sogar in manchen Dingen belehren können. Einen anmutigen Schmuck des von Franz Borgmeyer in Hildesheim verlegten Buches bilden 68 Text- und 6 Vollbilder aus der bewährten Zeichner-Feder Kurt Langes. — Die Brüder Grimm haben uns mit ihrer Märchensammlung einen Gesundbrunnen altdeutscher Dichtung erschlossen, dennoch darf nicht übersehen werden, daß sie sich fast ausschließlich auf Hessen und Westfalen beschränkten. Mit gleicher Liebe bewahrten Nachfolger das Sagengut der anderen deutschen Volksstämme in reichlich 130 solcher Sammlungen neben der der Brüder Grimm. Ernst Lorenzen hat in jahrelanger Arbeit die besten und echtesten der „Versunkenen Volksmärchen“ (Verlag Hegel & Schade in Leipzig) wieder gehoben. In Fritz Grotemeyer fand er einen Künstler, begabt mit dem feinen romantischen Geist, der Märchenduft in Bildern fassen kann. Wer tiefer schürfen will, findet am Schluß des verdienstvollen Werkes ein mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit angelegtes Quellenverzeichnis. — Dore Sarwey hat in „Ninon Victoria“ eine wertvolle Erzählung aus dem Berlin der friderizianischen Zeit gegeben (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart), die sich durch treffsicheres Lokalkolorit der preußischen Hauptstadt jener Tage und durch gelungene Charakteristik der handelnden Personen auszeichnet; scharf umrissen ist besonders der knorrige Zeugwart Grunzow, der sein anmutiges Patchen Ninon, statt mit Märchen und Sagen, mit Soldatengeschichten und Legenden um seinen geliebten Großen König aufzieht. Der alte Fritz, Chodowiecki, Moses Mendelssohn und Lessing treten in der meisterhaft erzählten und von Hans Leiter illustrierten Geschichte in Szene. — „Franckhs Schiffswerft“ von Dipl.-Ing. Dr. Hermann Schütze (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) gewährt durch Text und 12 Blatt vierfarbiger und einfarbiger Tafeln die Möglichkeit, mehrere seetüchtige Schiffe zu bauen: ein türkisches Seeräuberschiff, die Karavelle „Santa Maria“ von Christoph Columbus' berühmter Amerikafahrt, ein Vollschiff mit Segeln, einen Raddampfer, einen Schlepper, eine Jacht und einen riesigen Ozeandampfer. Auf der Umschlagseite ist auch ein Mädel bei dem Aufbau dieser Flotte beteiligt. Weshalb auch nicht? — Die neuesten Hefte von „Schreibers Beschäftigungs- und Arbeitsbüchern für Elternhaus und Schule“, herausgegeben von M. Brethfeld (Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen und München), seien in neuesten Erscheinungen oder Auflagen empfohlen. Es sind dies Nr. 28, „Der Holz- und Linoleumschnitt“ von Karl Hils; Nr. 59 und 62, „Physikalische Apparate zum Selbstherstellen“ (Heft 5: „Wagen zum Wiegen“, und Heft 6: „Rolle und Welle“, beide von Prof. Karl Elßner); Nr. 74, „Wie druckt man mit Stempeln von Kork, Gummi und Kartoffeln?“ von Studienrat Bruno Schmidt; Nr. 76, „Papparbeiten“, ebenfalls von B. Schmidt.

ZUM NACHDENKEN

Scherz-Frage- und -Antworträtsel.

1. Einschalträtsel.

Oper — Gemse — Taube — Schelle — Liste — Fuß — Schah — Rum — Lid — Kirche — Doge — Linz — Beeidigung — Rune — Tier — Wechsel — Ruin — Meer — Scherz — Brut — Wage — Bad — Segel — Weihe — Mal — Saat — Alter

In jedes Wort ist noch ein Buchstabe einzufügen, so daß andere Wörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, eine Frage.

2. Versteckrätsel.

Tafelland — Grübelei — Hinterindien — Fensternische — Reformtaion — Verzeihung — Thüringen — Transportmittel — Fachlehrer — Manilahanf — Sagenfigur — Überlegung — Glockenblume — Baldachin

In jedem dieser Wörter ist ein anderes Hauptwort versteckt. Die Anfangsbuchstaben der versteckten Wörter ergeben, der Reihe nach gelesen, die Antwort.

Rätsel im Rätsel.

Ha . . . . uß Feigling
Fl . . . . ei Ungehörigkeit
Re . . . . aß Wasserbehälter
Re . . . . ei Schiffahrtvereinigung
Pf . . . . er Heilmittel
Ka . . . . kt Stromschnelle
Kä . . . . in Kundin
Zi . . . . ie Pflanze
Sc . . . . ei Musikinstrument

Die Punkte sind durch Wörter von folgender Bedeutung zu ersetzen 1 Gewürz, 2 Wurm, 3 Schweizer Stadt, 4 Nebenfluß der Fulda, 5 Bürde, 6 Leergewicht, 7 Rand von Gewässern, 8 erhöhter Kirchenraum, 9 Stengel. — Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter nennen, von oben nach unten gelesen, eine Stoffart.

Rebus.

Magische Silbenquadrate.

I

a	a	le
le	pi	pi
se	sto	xis

II

a	dig	li
li	ne	ne
o	ve	ve

III

ka	ka	kor
ne	ne	re
si	si	vas

IV

ba	do	ka
ka	le	le
stak	to	to

Die Silben jedes Quadrats sind so zu ordnen, daß sich drei Wörter ergeben, die wagerecht und senkrecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten: I Farbe, Schußwaffe, männlicher Vorname; II Frucht, Schlingpflanze, italienische Stadt; III französische Insel, Verführerin, Hanfgewebe; IV Vortragsart in der Musik, geheimer Anschlag, Stadt in Spanien.

Worträtsel

Man findet als Stadt mich im Bayernland,
Bei Fürsten von jeher in Blüte ich stand.
Zum Hause gehör' ich, zu jedem Gericht,
Selbst Mond und Sonne entbehren mich nicht.
Die Damenwelt hat mich besonders gern,
Doch mich zu machen, ist Sache der Herr'n.

Silben-Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Gartenfrucht, 4 Tropenfrucht, 6 Südfrucht, 8 Haustier, 9 elektrischer Pol, 10 Geschmack, 12 Geflügel, 13 roher Mensch, 15 Soldat, 16 Verwandte, 18 Bezeichnung für Art, 20 italienische Münze, 22 römischer Kaiser, 24 Seewesen, 25 Landschaft, 26 Niederschlag, 27 geheimnisvolle Wurzel; senkrecht: 1 Insekt, 2 Schillersche Dramengestalt, 3 weiblicher Vorname, 4 Stadt in der Schweiz. 5 Stadt in Italien, 6 Bezeichnung für Storch, 7 Stadt in Hessen, 8 Pflanze, 11 Laubbaum, 12 Stadt in Bayern, 14 weiblicher Vorname, 17 Nadelbaum, 19 Stadt am Rhein, 20 Zeichenmittel, 21 Anzahl Schafe, 23 Held der Karolingersage, 25 deutscher Dichter.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4371.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4369.

Kreuzworträtsel-Fries: 1—2 Aal, 3—4 Minna, 5—6 Erpel, 7—8 Nebel, 9—10 Rot, 1—3 Arm, 2—5 Linse, 4—7 Alpen, 6—9 Leber, 8—10 Lot.

Einsetzrätsel: **P**ost, **L**and, **A**rm, **T**at, **E**is, **N**ot. — Platen.

Silbenrätsel: 1 **Ve**teran, 2 **E**lsterberg, 3 **R**osenöl, 4 **G**regor, 5 **E**pisode, 6 **B**anane, 7 **E**leonore, 8 **N**ogat, 9 **S**atellit, 10 **B**oheme, 11 **E**ichendorff, 12 **S**eide, 13 **I**nnung, 14 **T**arantel, 15 **Z**ieten, 16 **T**ower. — „Vergebens besitzt, wer nicht genießt."

Zum Stelldichein an der Normaluhr:

Zeit und Ewigkeit: Gestern — Gestirn.

Versteckrätsel: B(ur)g.

Schwarzburg Die Perle Thüringens
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

Wenn Sie einen angenehmen **Winteraufenthalt** wünschen, dann kommen Sie ins
Kurhaus Bad Flinsberg
Seehöhe 530—1100 m
Haus I. Ranges mit fließendem Warm- u. Kaltwasser. — Zimmer mit Bad. — Direkt am Walde gelegen mit herrlichem Blick ins Tal und auf das Gebirge. — Festsaal. — Konferenzzimmer. — Behaglich durchwärmte Aufenthaltsräume. — Hauskapelle. — Prospekte. — Fernspr. Nr. 12. Heizbare Garagen. Tel.-Adr. Kurhaus.

LE ROYAL MALESHERBES
24. Bd. Malesherbes 24
PARIS
Elegant möblierte Wohnungen als
EIGENES HEIM
Im Herzen von Paris, neben der Madeleine
Erstklassige Zimmer und Hotelbedienung
Dachgarten mit schöner Aussicht
Mässige Preise
Telegrammadresse: Royalsherbes 123 Paris

MOULIN-ROUGE
PARIS
MISTINGUETT
IN DER REVUE
PARIS QUI TOURNE

LANCASTER HOTEL
Haus ersten Ranges
7 Rue de Berri **PARIS** Champs Elysées

★PARIS★ HOTEL MIRABEAU
8, RUE DE LA PAIX DAS VORNEHME HAUS.

PARIS
HOTEL MODERNE
Place de la République.
500 Zimmer. — 300 Badezimmer.
Zimmer ab 30 Frs. Größter Komfort.
Restaurant. — Bar. — Bierstube.
Private Schreibmaschinenräume.
Telegr.-Adresse: Otelderne Paris.

Paris 92 r. La Boétie (Champs Elysées) **Hotel Rochester**
1928 erbaut. — Grill. — Bar. — Zimmer ab 35 Frs.

DAVOS 3 Sanatorium Seehof. Fliess. Wasser. Prospekt. Kurhotel Esplanade. Prospekt. Preise ab M. 12.-.

ÖSTERREICHS FÜHRENDES ALPENSEEBAD KURORT
Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit
WÄRMSTER ALPENSEE EUROPAS (BADEZEIT: MAI - OKT)

DIE FRANZÖSISCHE RIVIERA
DER EWIGE FRÜHLING

JUAN LES PINS
mit seinem wundervollen Kasino.
5 km von Cannes. 20 km von Nizza.

LE PROVENCAL
Das mit raffiniertem Luxus ausgestattete Palasthotel am Strande.
Einzig in seiner Art an der Riviera.
DIREKTION: J. E. PACCIARELLA,
Besitzer der Hotellerie du Grand Cerf Evreux.

CANNES HOTEL GONNET ET DE LA REINE
auf der Croisette. Haus allerersten Ranges.
Berühmt durch seine traditionelle, hervorragende französ. Küche.

NIZZA GRAND HOTEL O'CONNOR GIRAUDY
200 Zimmer mit Privattelephon, 100 Badezimmer, vornehmes Heim.

NIZZA ASTORIA HOTEL
Erstklassig!
Vornehmes Heim
Beste reichhaltige Verpflegung
A. UHRING, Besitzer.

NIZZA Das PALACE-HOTEL
Das Hotel der vornehmen Gesellschaft. Zentral. Besitzer: W. Meyer.

NIZZA HOTEL DU LOUVRE
Das ganze Jahr geöffnet.

MENTON HOTEL MAJESTIC
Das neueste Haus. Neue Leitung. Vornehmes Heim, beim Casino Municipal u. Stadtpark. Restaurant I. Ranges, American-Bar.

AGAY Hotel des Roches Rouges
Südlage — Großer Park — Prachtv. Panorama
Erstkl. Fam.-Hotel — Tennis — 300 m vom Meer — Mäßige Preise.

MONTE-CARLO MIRABEAU-HOTEL
Beste Lage
Vornehmes Heim — Renom. Küche.

JUAN-LES-PINS FREDERIC'S PALAIS MIRASOL
Tee-Salon, Confiserie. — Zimmer u. Pension. Bes. F. Schipper.

Monte-Carlo. Hôtel Prince des Galles
I. Ranges. — Prächtiger Garten. Marcel Rey, Besitzer.

MONTE CARLO. HOTEL TERMINUS.
Das ganze Jahr geöffnet. Beste Lage gegenüber dem Kasino. Aussicht aufs Meer. Vollständig renoviert und mit höchstem Luxus ausgestattet. Zimmer mit Badezimmer und Telephon. Mäßige Preise. Erstklassige Küche. Deutsches Haus.

BEAULIEU S/MER. HOTEL VICTORIA
100 Zimm. Komfort. Meeresans. Garten.

BEAULIEU S/MER. EMPRESS HOTEL
Renov. Südl. Gute Küche. Pens. ab 45 Frs.

BEAULIEU S/MER. HERMOSA HOTEL
Ren. Küche. — Garten. — Mäßige Preise.

CAP-MARTIN HOTEL RIVA-BELLA
Omnibus Monte-Carlo u. Menton. Park, Tennis. Erstkl. Kundschaft.

MENTONE DIE PERLE DER RIVIERA
Ewiger Frühling —— Das mildeste Klima Europas
10 Minuten von MONTE CARLO **SAISON OKTOBER — MAI**
Prachtvolle Promenaden und Ausflüge ★ Alle Attraktionen ★ Jeder Sport ★ Kasino (Boule, Baccarat usw. usw.)
Auskünfte kostenfrei durch: **SYNDICAT DES HOTELIERS, PAVILLON MENTONAIS, MENTON (A. M.)**

MENTON Französische Riviera
HOTEL IMPERIAL
Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo. 350 Zimmer mit Bad. — Großer Park.
Erstklassiges französisches Restaurant.
GRUPPE DER HOTELGESELLSCHAFT RITZ-CARLTON, LONDON.

MENTON WINTER PALACE
300 Zimmer
200 Badezimmer
★
Gleiche Leitung
ILES-BRITANNIQUES
ZENTRAL

MENTONE ORIENT-HOTEL
Das allerbeste, erstklass. Familienhotel. Zentral mit großem Park. L. Brunetti.

MENTONE HOTEL MENTON & DU MIDI
Das zentralgelegene reputierte Haus am Meer.
BESTRENOMMIERTES RESTAURANT
Telegr.-Adr.: Mentonmidi-Menton. G. de SMET, Bes. u. Direktor.

MENTONE HOTEL BELLEVUE & D'ITALIE
I. Rang. — Große Palmengärten. Reput. Küche. Kraftwagen zum Bahnhof. Mäßige Preise.

Den Lesern der Leipziger Illustrirten Zeitung steht unsere **Vertretung in Paris, 44 bis, Rue Pasquier,** mit jedem Rat in Reise- oder Hotelangelegenheiten unverbindlich zur Verfügung. Daselbst liegt auch die Illustrirte Zeitung auf.

NIZZA **Hotel NEGRESCO** Promenade des Anglais
Gleiche Verwaltung:
SEVILLA: Alfonso XIII
PARIS: Claridge
LYON: Palace
MADRID: Palace
„ Ritz
BRÜSSEL: Palace
„ Astoria
ARDENNE (Belgien): Chateau d'Ardenne
SAN SEBASTIAN: Continental
SANTANDER: Real

„Wer erst mal herangeholt ist an die Schaufenster
durch den „Aktuellen Bilderdienst" und dessen interessante Bilder aller Art besieht — **muß** unwillkürlich auch die Schaufenster-**Auslagen** sehen!"

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe.

„Aktueller Bilderdienst", Verlag von J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.

Watzmann im Mondnebel.

Von Frieda Frommel.

Leuchtende Schale
hängt gläsern hell
im silbrigen Äther.

Aus milchigem Dunste
ragt schattenhaft massig
gleich einem Phantom
der riesige Kegel
zweizackig gekrönt.

Fern ragt er — unnahbar
und doch gleißend nah.

Nächtliche Stille juwelenbesetzt
umlagert ihn schlummernd,
dreiarmig umfängt ihn die Ache.

Heimlich murmelnd
singt Märchenträume
aus urgrauen Zeiten sie
ihm — dir und mir . . . . .

Moderne Geschenke

erdacht im Geiste der alten Uhrmacher-Gilde

Alpina-Gruen, versenkte Krone, gegen Festhaken und Abbrechen geschützt. „PRECISION Werk" auf 17 Steinen von M 265 an. Andere Alpina-Gruen von M 125 an.

Alpina-Gruen-Pentagon, Weißgold-Gehäuse — als ehrenvolle Auszeichnung für besondere Verdienste bevorzugt — extra flaches „PRECISION Werk" auf 17 Steinen von M 515 an.

Die Uhrmacher der vergangenen Jahrhunderte schufen wundervolle Uhren, wertvolle Geschenke, die Generationen Freude bereiteten. Die Alpina-Gruen-Gilde pflegt noch heute diese ehrwürdige Tradition.

Denn stolz auf ihr überkommenes Handwerk ist die Alpina-Gruen-Gilde bestrebt, jedes kleinste Detail zu vervollkommnen; ihre Uhren sind moderne Wunderwerke der Feinmechanik von höchster Schönheit.

Entsprechend dem Geschmack unserer Zeit ist an die Stelle der altmodischen schwerfälligen Formen der Stil getreten, der dem Geiste der Gegenwart entspricht.

Ein halbes Jahrhundert hindurch hat die Gilde in der Schweiz Uhren hergestellt, die — neuartig im Entwurf — in der vorzüglichen Verarbeitung ihren alten Vorbildern gleichen.

Jetzt, beim Nahen des Weihnachtsfestes, sollten Sie sich die Alpina-Gruen-Modelle ansehen. Die führenden Alpina-Händler in allen größeren Städten werden Ihnen diese wertvollen, praktischen Geschenke gerne vorlegen. Unter den zahlreichen Modellen finden Sie bestimmt die Weihnachtsgabe, die den Wünschen und dem Geschmack des Beschenkten entspricht.
Alpina Gruen Gilde Uhrenfabriken, Schweiz.

Alpina-Gruen, Weißgold-Gehäuse, Spiegel-Facetten, gewölbter Boden. Alpina-Gruen „PRECISION Werk" auf 17 Steinen von M 345 an. Harmonisch-anmutige Form, beste Verarbeitung.

Alpina-Gruen, 14 KGold, fein ziseliert oder poliert, echt silbernes Zifferblatt, emailliert. Alpina-Gruen-Werk auf 15 Steinen von M 135 an, ein stets willkommenes Geschenk.

IN DEN ALPINA-UHREN-GESCHÄFTEN KENNTLICH AM ROTEN DREIECK

Alpina

Gruen · Gilde · Uhren

SEIT 1874

GRUEN UHREN

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicite de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4371. 171. BAND A.A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 20. DEZEMBER 1928

1040 METER SEEHOHE

SEMMERING

2 STUNDEN VON WIEN

IN SONNE UND SCHNEE

ERSTKLASSIGE HOTELS, SANATORIEN UND PENSIONEN

DER KLIMATISCHE HÖHENKURORT UND DAS WINTERSPORTPARADIES DER ÖSTERREICHISCHEN ALPEN

AUSKÜNFTE DURCH DIE KURKOMMISSION

Winter im Berchtesgadnerland bietet Winterluftkuren und Solebäder dem Erholungsuchenden, jeglichen Wintersport, ständige Ski- und Eislaufschule, große Sprungschanze und herrliches Skigelände dem Sportfreund. **Kurmusik** und Geselligkeit allen seinen Besuchern.

Auskunft und Prospekte: Verkehrsamt des Berchtesgadener Landes.

Bad Blankenburg Thüringer Wald
Sanatorium für Nervöse und Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

Zimmermann

Sanatorium Chemnitz

für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem $3^{1}/_{2}$ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 34042.

Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

In Paris findet man unsere „Illustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 8.e, 44/bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann.

Schwarzburg *Die Perle Thüringens*

Hotel Weisser Hirsch

Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

BRASSERIE UNIVERSELLE

mit den bekannten feinen **HORS D'OEUVRES!**

Die gute Küche — Der gute Keller

PARIS, 31, Avenue de l'Opéra.

Garmisch-Partenkirchen

mit seinen Mineralbädern im Kainzenbad

Deutschlands führender Wintersportplatz

Wintersonne sonnigstes und windgeschütztes Tal der Alpen **Erholung**

Höchst gelegene Wintersportplätze. Jede Art von Wintersport: Skirennen, Schauspringen, Bob- u. Rodelsport, Eislaufkonkurrenzen, Eishokey (am Riessersee), Pferderennen, Auto-Eisrennen (Eibsee), Skijöring usw. Pension je nach Ansprüchen RM 6.– bis RM 18.–. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Seilschwebebahnen:

zum KREUZECK 1652 m — zur ZUGSPITZE Talstation Obermoos — zum WANK 1780 m

Bergstation Zugspitzkamm 2840 m

LE ROYAL MALESHERBES

24. Bd. Malesherbes 24

PARIS

Elegant möblierte Wohnungen als

EIGENES HEIM

im Herzen von Paris, neben der Madeleine
Erstklassige Zimmer und Hotelbedienung
Dachgarten mit schöner Aussicht
Mässige Preise

Telegrammadresse: Royalsherbes 123 Paris

PARIS

HOTEL MODERNE

Place de la République.

500 Zimmer — 300 Badezimmer.
Zimmer ab 30 Frs. Größter Komfort.

Restaurant. — Bar. — Bierstube.

Private Schreibmaschinenräume
Telegr.-Adresse: Otelderne Paris

WALDORF HOTEL

ALDWYCH, LONDON, W.C. 2

Ein Luxushotel mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

ROYAL HAUSSMANN

Das MODERNSTE unter erstklassigen Pariser Hotels am NEUEN BOULEVARD HAUSSMANN

HOTEL ROYAL-HAUSSMANN

Wollen Sie — selbst für kurzen Aufenthalt — die Vornehmheit, Ruhe und Schönheit des eigenen Heimes wiederfinden, steigen Sie nur dort ab. Auskünfte erteilt: Direktor A. MELLA

2-4, Bd Haussmann, PARIS

Pub. Wallace. Paris.

Lugano

WINTERAUFENTHALT

HOTEL DIANA

Sonnige Zimmer m. Centralheizung u. fl. Wasser, incl. Pension von Frs. 8- bis 9-

---

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

KARL MUTH

Spezial-Fabrik für Krankenfahrzeuge, BERLIN SW 61/2, Hagelbergerstr. 1.

MENTON Französische Riviera

HOTEL IMPERIAL

Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo. 330 Zimmer mit Bad. — Großer Park.

Erstklassiges französisches Restaurant.

GRUPPE DER HOTELGESELLSCHAFT RITZ-CARLTON, LONDON.

ITALIENISCHE RIVIERA

Sonne, Blumen, andauernd mildes Klima

San Remo

BORDIGHERA · OSPEDALETTI

Theater · Kurkonzerte · Gesellschaftl. und sportl. Veranstaltungen · Blumenfeste · Golf · Tennis · Reiten · Rudern.

100 Hotels sämtl. Kategorien
1000 Villen und Pensionen.

Tägl. direkte Schnellzugsverbindungen von und nach allen Hauptstädten.

Stadtkasino San Remo

das ganze Jahr geöffnet.

Prospekte und Auskünfte durch die Kurverwaltungen San Remo, Bordighera, Ospedaletti und durch die wichtigsten Reisebüros.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4371. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 20. Dezember 1928.

Bad Brambach, stärkstes Radium-Mineralbad der Welt.

Die Radium-Winterkuren kommen immer mehr in Aufnahme. Insbesondere aber wird Bad Brambach, das stärkste Radium-Mineralbad der Welt, auch im Winter deshalb bevorzugt, weil man in dem neuen Kurhotel, nachdem es im Jahre 1927/28 noch wesentlich erweitert und verbessert wurde, sämtliche Kurmittel im Hause hat. Wer kein Zimmer mit Privat-Radiumbad besitzt, fährt mittels Personenaufzug nach der Radiumbäderabteilung, welche sich, in technisch vollkommenster Weise eingerichtet, im Untergeschoß des Kurhauses befindet.

Neben der Badekur wird allergrößter Wert in Bad Brambach auf die Trink- und Einatmungskur gelegt, weil gerade durch diese Kur die meiste Radium-Emanation ins Blut aufgenommen wird. Die Wettinquelle schmeckt köstlich. Infolge ihres starken Gehalts an Mineralien und Kohlensäure schmeckt sie nach dem Urteil mancher Gäste fast wie Champagner. In einem Liter Wettinquelle sind etwa 2300 M. E. Radium-Emanation enthalten. Die Wettinquelle enthält auch Spuren von Radium in Substanz. Die Strahlen vermögen die Moleküle in Jonen d. h. in elektrisch geladene Teilchen oder Materie zu spalten und dadurch werden im Zellinnern viele Reaktionen eingeleitet, die Permeabilität der Zellwände durch Beeinflussung ihrer kolloiden Struktur verändert und so der Stoffwechsel beschleunigt. Besonders mächtig werden die sogenannten Katalysatoren und Fermente beeinflußt. Die Harnsäureausscheidung wird erhöht und geregelt, wodurch die ausgezeichneten Resultate der Trinkkuren mit Wettinquelle bei gichtischen und rheumatischen Leiden erklärt werden. Bei von erhöhtem Blutdruck begleiteten Zuständen erzielt man mit der Radiumtherapie ein Sinken des Blutdruckes bis auf normale Höhe schon in ganz kurzer Zeit. Für diejenigen, die der körperlichen Tätigkeit nicht abhold sind, bietet sich Gelegenheit nebenbei Wintersport zu treiben. Das Gelände um Bad Brambach eignet sich gut dazu.

GUILI GUILI
PARFUM DES TROPIQUES
VIGNY
PARIS
UN PARFUM SUBTILE DANS UN FLACON FÉTICHE

Generalvertretung für Deutschland:
J. Prochownik, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 11-12.

Für Schnupfen-Wetter. Es gibt wirklich ein sehr einfaches Mittel, sich vor lästigem Schnupfen zu schützen: Sobald Sie das nächste Mal auch nur ein Kitzeln der Nasenschleimhäute bemerken, reiben Sie einmal die Nasenflügel von innen und außen mit Nivea-Creme ein. Verteilen Sie die Creme durch Massieren der Nase und gleichzeitigem Hochziehen gut im Innern der Nase; Sie werden feststellen, daß die Reizerscheinungen schwinden, und der Schnupfen wird garnicht erst zum Ausbruch kommen.

Preisliste
1928/29
ist erschienen und enthält vorteilhafte Angebote in
Tischzeug, Haus-, Bett- und Leibwäsche, Steppdecken usw.
Zusendung postfrei.
Wäschefabrik
Heinrich Eggemann,
Bielefeld 10, Schließfach 321.
Seit 77 Jahren Erzeuger von Leinen- und Wäscheaussteuern.

Nur Wannenbäder?

oder auch

„Künstliche Höhensonne“?

Kein Verständiger wird mehr die gesundheitliche Wichtigkeit des fleißigen Badens bestreiten, obgleich sich die günstige Wirkung nur sehr allmählich zeigt.

Noch wichtiger als Wasserbäder ist aber das Lichtbaden im Ultraviolett der „Künstlichen Höhensonne“ — Original Hanau. Ihre gesundheitliche Wirkung ist viel auffälliger als die des Wasserbades, sie zeigt sich sofort, am zweiten Tage schon. Dabei ist die Anwendung sehr einfach. Eine Bestrahlung mit der „Künstlichen Höhensonne“ von 3—10 Minuten Dauer, und der Körper ist für mehrere Tage viel frischer, viel elastischer, viel widerstandsfähiger gegen Krankheiten. Ein angenehmes Wärmegefühl durchströmt ihn, und das Gesicht bekommt in kurzer Zeit eine gesunde Farbe. Schon äußerlich bemerkt man die Wirkung an der rosigen Haut, an der gehobenen Stimmung, an dem Verschwinden aller Hautunreinigkeiten (Pickeln, Mitesser). Regelmäßige Bestrahlungen mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ bewirken geradezu eine Verjüngung und bei nervösen, schlaffen Personen eine deutliche Kräftigung des Organismus.

Für überarbeitete Personen hat jede Bestrahlung die Wirkung eines Erholungstages, körperlich, geistig und seelisch, sie wird ihnen ganz unentbehrlich. Ein tiefer, gesunder Schlaf, guter Appetit und erhöhte Leistungsfähigkeit stellen sich ein, und zwar gleich von den ersten Tagen an. Bei schwächlichen, rachitischen, skrofulösen und durch Tuberkulose gefährdeten Kindern tut die Bestrahlung wahre Wunder. Viele Tausende Ärzte besitzen bereits die „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau — und die Bestrahlungen sind so billig, daß Niemandem, der sie versucht hat, die Zeit und die Kosten reuen werden.

Verabreden Sie mit Ihrem Arzte täglich eine bestimmte Zeit, versuchen Sie es acht Tage lang (aber nur mit „Original Hanau“), und Sie werden sich wohl fühlen wie seit Jahren nicht.

Neuerdings gibt es auch eine kleine Heim-Höhensonne zur vorbeugenden Selbstbestrahlung bei Gesunden. Sie kostet für Gleichstrom M. 135.–, für Wechselstrom M. 263.–.

Aufklärungsschriften versendet kostenlos die

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H.,
Hanau a. M., Postfach 1229.

„ALS AUSHANG IM SCHAUFENSTER
gibt es nichts Anziehenderes als den
„AKTUELLEN BILDERDIENST.“

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe.

„Aktueller Bilderdienst“ Verlag von J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.

Gegr. 1892
Uhren-Fabrik UNION
GLASHÜTTE i/Sa.
FABRIK MARKE
UHRENFABRIK UNION GLASHÜTTE IN SACHSEN
Feinste Präzisions-Taschenuhren
Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Straße
Selbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.*
Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.
Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

RÖNISCH
FLÜGEL U. PIANOS

RÖNISCH im Urteil der Künstler:

Mein Rönisch-Flugel entzuckt mich immer wieder durch seinen gesangreichen Ton . . .

MAX SPILCKER
Bariton der Leipziger Oper.

Carl Rönisch • Dresden
Zweigniederlassung der
Hupfeld-Gebr. Zimmermann A.-G.
Leipzig, Petersstr. 4; Dresden-A., Waisenhausstr. 24; Berlin, Leipziger Str. 110, I. Etg.

Liebig flüssig

WENN SIE ZEIT HÄTTEN

Warum haben Sie keine Zeit? Sie können täglich mehrere Stunden gewinnen, wenn Sie sich die Kocharbeit vereinfachen und

Liebig flüssig

die natürliche, gebrauchsfertige Fleischbrühe verwenden. Im Augenblick verleihen Sie damit der Suppe, der Soße, dem Gemüse usw. die Kraft und den Wohlgeschmack des Fleisches.

Liebig-Bilder
Gegen Einsendung dieser Anzeige innerhalb 10 Tagen erhalten Sie eine Serie von der

LIEBIG GESELLSCHAFT M. B. H. KÖLN 60

Sonderangebot: Glasschalen, gefüllt mit frischem Waldmoos und dieses bepflanzt mit Maiblumen-Stauden, die nach und nach aus dem Moos hervortreiben, bald knospen und blühen, einen entzückenden Zimmerschmuck im Winter bilden. **90** ₰. 4 dieser, mit Waldmoos und mit Maiblumenstauden bepflanzten Schalen, M. 3. — Iriszwiebeln 4 Pf., Narzissenzwiebeln 4 Pf., Maiblumenstauden 4 Pf., Gladiolenzwiebeln 4 Pf., Tulpenzwiebeln 4 Pf., 100 Stück jedesmal M. 3.85, alles in Prachtfarben, Hyazinthenzwiebeln 15 Pf., 100 Stück in Prachtfarben M. 12. Jetzt muß gepflanzt werden, jetzt! Was jetzt versäumt wird, ist nicht wieder einzuholen; das ist die harte Predigt des Spätherbstes; auch alle offenen Wintertage sind Pflanztage erster Ordnung! **Apfelbuschbäume, Birnenbuschbäume,** sofort tragendes Edelobst mit Namen, M. 2. 6 Stück M. 10, 12 Bäume M. 15. **Himbeersträucher, Johannisbeersträucher, Stachelbeersträucher,** jetzt gepflanzt, 50 Jahre lang tragende edle Sorten 75 Pf., 6 Sträucher M. 3, 10 Sträucher M. 4.50. **Rosensträucher,** jetzt gepflanzt, 50 Jahre lang blühende, edle Sorten mit Namen 75 Pf., 6 dieser Rosensträucher M. 3, 10 Stück M. 4.50. **Kletterrosen**sträucher, die jetzt gepflanzt; alles über und über mit Rosen schmücken, ganze Menschenalter hindurch, edle Sträucher 90 Pf., 4 Stück M. 3, 10 dieser edlen Kletterrosensträucher M. 6, **edle Rosenhochstämme** mit Namen M. 1.35, 10 Stück M. 10. **Prunus triloba, Mandelbäumchen** M. 1, 4 Stück M. 3; **selbstklimmender Zierwein, Ampelopsis** M. 1, 4 Stück M. 3, **Morus alba, Maulbeerpflanzsträucher** zur Seidenraupenzucht, 100 Stück M. 3.50, 1000 Stück M. 28; **Aucuba,** Goldlorbeerbäume und **Kirschlorbeerbäume** ohne Kübel M. 1.25, 10 Stück M. 10, die in Kübel gepflanzt, 50 Jahre lang eine immergrüne Dekoration der Wohnräume, Treppenaufgänge, Säle und Kapellen, bilden; winterhart! **Azaleen** für das Zimmer 10 Jahre lang blühende, edle Sorten M. 1.25, 3 dieser Azaleen M. 3. **Araucarien,** Zimmerschmucktannen mit mehreren Etagen M. 1,25, 3 Stück M. 3. **Balkonschmuck-Tannen,** frischgrüne junge Tannenbäumchen mit Wurzeln für Fenster und Balkonkästen und Töpfe, ein entzückender Winter-Balkonschmuck und Fensterschmuck, auch ins Freie gepflanzt, fröhlich weiterwachsend. 50 dieser Balkonschmuck-Tannen M. 1.75, 100 Stück M. 2.85, 1000 Stück M. 21. — Die Aufträge werden in der Reihenfolge des Eingangs ausgeführt, soweit die einzelnen Bestände hergeben. **Blumengärtnereien Peterseim-Erfurt, behördliche Lieferanten.**

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

MARIA MIT DEM CHRISTUSKIND

NACH EINEM GEMÄLDE VON HEINRICH WINDELSCHMIDT

(Mit Genehmigung der Kunststube in Berlin.)

ANBETUNG DER KÖNIGE

EIN LIEBLINGSMOTIV DER MITTELALTERLICHEN KUNST

Das ist wirklich rührend! Des Beato Angelico kleines Bild von der Anbetung der Könige, der Magier, wie es in Italien heißt. Denn sie kommen ja weit aus dem Osten, aus Mohrenland, wo alle Wunder und Kostbarkeiten der Welt zu Hause sind. Die legen sie dem Christkind zu Füßen. Könige sind es, so weise wie Salomo, die in Einfalt erfüllen, was der Traum aller Philosophen ist: demütig und reich, weise und mächtig zugleich zu sein. Rührend sind sie, und das mag daher kommen, daß sie so ganz wie Kinder erscheinen, verkleidete Kinder. Der Maler malt uns gar nicht den Vorgang selbst. Woher nähme er, das Kind in der Klosterzelle, wohl die weltliche Würde und Breite, den Ernst, dem auch die Melancholie nicht fehlen darf? Angelico kennt nur einen Ernst, den in den Himmel gerichteten — für die Erde bleiben ihm Scheu, Furcht und Spiel übrig, gerade das, was Kinder fühlen, wenn sie die Gebräuche der „Großen" nachahmen. Diese spielerische Grundstimmung, märchenhafter Zauber bleibt auch später bestehen, als schon mehr und mehr Wirklichkeit sich in die Bilder drängt.

FRA ANGELICO († 1455): ANBETUNG DER KÖNIGE. (SAN MARCO, FLORENZ.)

ANDREA MANTEGNA († 1506): ANKUNFT DER DREI WEISEN AUS DEM MORGENLANDE. (UFFIZIEN, FLORENZ.)

Mantegna ist nicht so naiv, fast ein wenig romantisch im Vergleich zu dem Florentiner. Er kennt das Geheimnis der Stimmung und verwendet es mit musikalischer Feinheit. Es ist hier schon ganz die Raffinesse des Spiels, die Höhe der Renaissance. Es bleibt Spiel, bleibt Freiheit vor dem Leben.

Als letztes Bild mag ein deutsches dastehen, ein Altarbild des Meisters von Meßkirch. Diese ganze Art der Malerei, ihre Lust am irdischen Prunk, verbunden mit gefühlvollster Religion, spricht sich aus in dem Motiv, das überhaupt in der Renaissance allgemein ist: das Christkind, nicht mehr mit kultisch segnender Gebärde, seiner Sendung bewußt, sondern ahnungslos, nur Kind, mit goldenem Becher spielend. Glückseliges Märchenland! Wir sind daraus vertrieben wie Adam aus dem Paradies.

MEISTER VON MESSKIRCH [JERG ZIEGLER (?) † 1559]: DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE. (ALTARBILD IN DER MARTINSKIRCHE ZU MESSKIRCH, BADEN.)

Phot. Fritz Hoettes Nachf., Augsburg.

DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE HULDIGEN DEM HEILAND

GEMÄLDE VON HANS MULTSCHER († 1467)

(Früher in der Frauenkirche zu Sterzing am Brenner, jetzt im Rathaus.)

Das Testament

VON KARL MURAI.

Ich hatte da unlängst in der Hauptstadt etwas zu erledigen, und so fuhr ich fünfzehn Stunden mit dem Personenzug, der sogar bei jedem Wächterhaus stehen blieb. Während der weiten und langweiligen Reise kam mir verschiedenes in den Sinn. Ich gedachte auch meiner Schulkollegen, die es alle weiter gebracht haben als ich, der Dorfpostmeister. Wenn ich aber auch bei der Erinnerung an sie eingestehen mußte, daß ich in unserer Reihe der Letzte bin, so empfand ich dennoch keinen Neid. Ich beneidete weder jenen, der Präsident beim Gerichtshof geworden war, noch jenen, der es bis zum Obergespan gebracht hatte, sowie ich auch Joska nicht beneidete, der jetzt schon eine Exzellenz war und großen Anteil an der Führung der Staatsgeschäfte hatte. Ihn besonders beneidete ich nicht, denn mit ihm hatte mich Liebe und wahre Freundschaft die ganzen acht Schulklassen hindurch verbunden. Bessere und aufrichtigere Kameraden hat es noch kaum auf der Welt gegeben, als wir seinerzeit waren, und wir haben einander nicht bloß einmal versichert, daß unsere Freundschaft bis zum Tode währen wird, und daß wir einander in jeder Lebenslage helfen werden.

Seither ist schon eine geraume Zeit verstrichen, und wir sind einander während dieser Zeit nicht ein einziges Mal begegnet. Joska war in die Hauptstadt geraten und hier von Stufe zu Stufe emporgestiegen, ich aber brachte mich in der Provinz kümmerlich fort, wie schon solche kleine Menschen meiner Art. Die Zeitungen las ich natürlich, und so erfuhr ich, welch große Erfolge mein lieber Freund hatte. Von Zeit zu Zeit, wenn er einen großen Schritt vorwärtsmachte, gratulierte ich ihm in einem Briefe, wofür er sich immer bedankte, wenn auch sehr kurz. Ich nahm aber an dieser Kürze keinen Anstoß, denn ich wußte, daß er überaus viel zu tun hat, und daß er auf viele Briefe antworten muß. Damals, als er Exzellenz wurde, dürfte auf meinen Glückwunsch das Dankschreiben nur noch sein Sekretär geschrieben haben, und er schnörkelte bloß seinen Namen darunter.

Während ich in dem nach Budapest fahrenden Personenzug saß, kamen mir all diese Dinge und noch viele andere Kleinigkeiten in den Sinn, und ich beschloß, falls es mir die Zeit erlauben sollte, Joska aufzusuchen. Ich klopfe bei ihm mit der alten Liebe und Freundschaft an und verbringe mit ihm ein paar Stündchen, bei einer Pfeife guten Tabaks über die alten Zeiten plaudernd. Ich lächelte gleichsam in meinen Schnurrbart hinein, als ich daran dachte, daß mein Tabaksbeutel bis zum Rand mit gutem Eigenbau angefüllt ist; mit einem solchen, der ihm immer sehr geschmeckt hat, und zu dem er in dieser großen Stadt nicht einmal für teueres Geld kommen kann. Und ich freute mich auch noch über etwas anderes. Nämlich darüber, daß ich ihm eine sehr interessante Neuigkeit erzählen kann, über die er sich unbedingt freuen und derentwegen er mich sogar umarmen wird. Ich wollte ihm diese Neuigkeit schon das eine oder andere Mal brieflich mitteilen, dann dachte ich aber, es wird besser sein, wenn ich ihn mündlich damit überrasche. Wenigstens werde ich das Strahlen seines Gesichts und das glückliche Aufleuchten seiner Augen sehen.

In der Stadt angelangt, stieg ich in dem in der Nähe des Bahnhofs gelegenen kleinen Gasthof „Zu den drei Raben" ab, teils deshalb, weil man dorthin zu Fuß gelangen kann, teils aber, weil dort die Preise nicht hoch sind. Nachdem ich mich ein wenig in Ordnung gebracht hatte, machte ich mich rasch an die Erledigung meiner Angelegenheiten, und ich wurde mit diesen in viel kürzerer Zeit fertig, als ich zu hoffen gewagt hätte. So hinderte mich denn um fünf Uhr nachmittag bereits nichts mehr daran, meinen Freund Joska aufzusuchen.

Ich war schon nicht mehr weit von dem schönen Palast, in dem Joska wohnte, als ein Auto an mir vorbeisauste, in dem mein lieber alter Freund saß. Das Auto blieb vor dem Hause stehen, und Joska verschwand alsbald in dem Tor; es war also sicher, daß ich ihn zu Hause antraf, und daß ich zur geeigneten Zeit bei ihm anklopfte. Die Wahrheit gestanden, mein erster Gedanke war, als er an mir vorbeifuhr, ihm nachzurufen, dann überlegte ich es mir aber, in der Annahme, daß die Überraschung viel größer sein wird, wenn ich zu Hause plötzlich die Tür öffne und sage:

„Servus, alter Freund!"

Fröhlich, freudigen Herzens stieg ich die Treppe hinauf und läutete an der Tür, wo sein Name stand. Höflich fragte ich den Diener, ob Seine Exzellenz zu Hause sei. Der Bursche sagte, er sei soeben heimgekehrt, und fragte, wen er melden solle.

„Sagen Sie ihm, der Andreas Sos aus Madaras sei hier."

Der Bursche eilte davon, und ich blieb allein in einem halbdunklen Vorzimmer, in dem es auch einen Kleiderrechen gab. Und ich wartete, daß mir Joska außer Atem entgegeneilen und mir um den Hals fallen werde.

Selbst heute drängen sich mir noch die Tränen in die Augen, und auch heute packt mich noch ein brennender Schmerz, wenn ich daran denke, daß an Joskas Stelle der Diener zu mir herauskam und sagte, Seine Exzellenz sei nicht zu Hause. Der Bursche stammelte etwas auch davon, daß er sich geirrt habe, denn der Herr, der soeben angekommen sei, wäre nicht Seine Exzellenz.

Taumelnd, bis ins Tiefste meines Herzens erbittert und erniedrigt, wankte ich die Treppe hinunter, gleich einem aus dem Flur verjagten Hunde. Und ich vermochte lange, lange nicht zu mir zu kommen und die Schande aus meinem Gehirn zu vertreiben und die Bitterkeit, die sich meiner bemächtigt hatte. Ich weiß auch nicht recht, wie ich in den Gasthof zurückgekommen bin, und ich erinnere mich nur daran, daß ich trotz meines Hungers nicht einen Bissen hinunterbringen konnte. Allmählich kam ich aber wieder vollkommen zu mir, und ich verlangte von dem Kellner Schreibzeug und Briefpapier. Dann schrieb ich an Joska einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Eure Exzellenz!

Glauben Sie ja nicht, daß Ihr einstiger Schulkamerad, der jetzt ein armer Postmeister ist, um Unterstützung oder Protektion bitten wollte, ich halte es für notwendig, Eure Exzellenz davon zu verständigen, daß ich von der Existenz eines zur Zeit noch immer uneröffneten Testaments zu berichten wünschte, welches Testament zum Vorteil Eurer Exzellenz gemacht worden ist.

Ansonsten verbleibe ich Eurer Exzellenz ergebener Diener

Andreas Sos,
Postmeister aus Madaras.

Diesen Brief, den ich auf einem mit der Adresse des Gasthofs „Zu den drei Raben" versehenen Briefpapier geschrieben hatte, gab ich noch an demselben Abend, und zwar persönlich, auf. Dann kehrte ich in mein Zimmer zurück, legte mich nieder und schlief bis zum nächsten Morgen. Ich hatte da schon nichts Besonderes mehr in der Stadt zu erledigen und verbrachte den Vormittag mit Herumschlendern. Dazwischen kaufte ich das eine oder andere für meine Frau und die Kinder. Obwohl es nicht bequem war, die erstandenen Gegenstände herumzuschleppen, beeilte ich mich doch nicht, in den Gasthof zurückzukehren.

Mittag war schon längst vorüber, als ich in mein Quartier zurückkam. Der Portier, der es nicht sehr gewohnt war, daß die Hotelgäste von großen Herren besucht wurden, kam mir mit Joskas Visitenkarte entgegengestürzt und teilte mir mit, daß Seine Exzellenz mich schon dreimal gesucht habe, und daß er um punkt vier Uhr wiederkommen werde. Da wußte schon das ganze Personal, wer mich besuchen wollte, und so kamen sie mir alle mit größter Hochachtung entgegen.

Um punkt vier Uhr klopfte es heftig an der Tür, und gleich darauf trat eilig Joska ein. Ohne ein Wort zu sagen, ohne jede Zeremonie fiel er mir um den Hals und küßte mich ab, mich seinen alten lieben Kameraden und einzigen guten Freund nennend. Dann aber schimpfte er über den Burschen, der ihm eine solche Unannehmlichkeit bereitet hatte, indem er ihn in den häßlichen Verdacht brachte, als hätte er mich, seinen Busenfreund, nicht empfangen wollen. Er überbrachte mir die Grüße seiner Frau und ihre Einladung zum Abendessen und schilderte den Kummer der Kinder, die den ganzen Abend geweint hätten, daß sie den guten Onkel Andreas, über den sie schon so viel Gutes gehört hatten, nicht sehen konnten.

Während ich ihm mit ruhigem Phlegma zuhörte, frischte er alte Erinnerungen auf, und er sprach auch davon, wie glücklich er wäre, wenn er etwas in meinem Interesse tun könnte. Er bot mir an, mich in einen besseren Ort versetzen zu lassen und für mich auch irgendeinen kleinen Verdienstorden zu erwirken, wodurch mein Ansehen in der Provinz gleich bedeutend höher sein werde.

„Apropos," sagte er dann plötzlich, „wie verhält es sich denn nur mit jenem Testament?"

„Es existiert keines."

Staunend, fragend blickte er mich an und sprach stammelnd:

„Weshalb hast du mir dann aber davon geschrieben?"

In der eingetretenen Stille antwortete ich lächelnd, jedoch mit tiefer Bitterkeit:

„Weil ich erreichen wollte, daß Seine Exzellenz dem armen Dorfpostmeister seinen Besuch erwidere."

(Deutsch von Grete Neufeld.)

ADVENTSZAUBER

DER NASCHMARKT IN LEIPZIG MIT DEM WEIHNACHTSBAUM FÜR ALLE

PHOTOGRAPHISCHE STUDIE VON ALFRED GRUBER

Der Fächer

VON OSSIP KALENTER

Es war an einem wunderbar goldenen, leuchtenden Nachmittag im Herbst, und ich hatte das Haus, in dem ich mich so glücklich fühlte, nur verlassen, um im Ort, beim sonntäglich verschlafenen Krämer, etwelche Flaschen süßen, schweren, holunderfarbenen Valpolicella für die Nacht und die Einsamkeit zu besorgen, als ich mich auf dem Kirchplatz jählings in ein buntes Getriebe gezogen und von fünf, sechs braunen, gestikulierenden und schreienden Kindern umringt sah, die mich im schönsten Toskanisch, dessen ihre geschwungenen veronesischen Münder fähig waren, bestürmten, Lose zu kaufen. So kam ich zu einer Handvoll Nieten und dem Lose mit der magischen Zahl 13. Übrigens handelte es sich um eine Lotterie zum Besten jenes „Salone", den der weise und theaterliebende Erzpriester der Kirche hatte anbauen lassen, und darin er, wie weiland die Jünger des heiligen Ignatius von Loyola, ad maiorem Dei gloriam mit jungen Bauernburschen allerlei fromme und erbauliche Stücke aufführte. Des Ortes sämtliche Honoratioren und solche, die dafür gelten wollten, hatten die Gewinne gespendet: der Weinhändler Piccoli fünf Flaschen Marsala, der Privatier Ferrucci eine versilberte Schnupftabaksdose, die Inhaberin des Tabak- und Schreibutensilienladens drei Schachteln (in den Nationalfarben umränderten) Briefpapiers und so fort. — Unter einer Plane, die die Gewinne vor der farbenzehrenden Kraft der südlichen Sonne schützte, durfte ich mein Los einlösen und erhielt einen Fächer.

Anfangs nur wenig davon entzückt und den festen Vorsatz hegend, ihn gelegentlich zu verschenken, kam ich, noch am Abend dieses ereignisreichen Tages dahin, ihn zu bewundern, ja, mich auf eine seltsame und törichte Art in ihn zu verlieben. Es war kein ganz alltäglicher Fächer, vielmehr bestanden seine Seitenteile aus Elfenbein, dem in schönen, bizarren Ornamenten ein unbestimmbares, feingeschnittenes Metall eingelegt war, seine Rippen aus japanischem Rohr und seine Windfläche aus einer fremdartigen, wohl ebenfalls japanischen (oder chinesischen) Papiermasse, die in matten silbernen und goldenen Tönen leicht mit Faltern und Blumen besprenkelt war. An einer karmoisinroten Seidenschnur hing eine elfenbeinerne Kugel, wiederum von jenem Metall durchzogen. Es war kein Fächer, wie ihn süße Damen prunkvoll zu Festen tragen, sondern bei aller Erlesenheit und Kostbarkeit ein Ding von praktischem Wert, ebenso schön wie nützlich.

Ich weiß nicht, ob es die Wirkung des starken und in einem gewissen Maße auch den gefeiten Zecher berauschenden Valpolicella oder die Absonderlichkeit des Gegenstands war: bald übte der Fächer über mich derart Gewalt, daß es mich drängte, zu erfahren, wer ihn vordem besessen hatte. Wer in unserem kleinen Dorfe sollte solch einen Fächer benutzt, wer ihn zur Lotterie für den Salone des Erzpriesters gestiftet haben? Es gab allerlei Leute, die herumgekommen waren. Der Schuster Stacchini zum Beispiel war in Amerika gewesen. Desgleichen der Bürsten- und Selterwasserfabrikant Albertazzi. Aber das war noch kein Grund, einen japanischen Fächer zu besitzen... Da fiel mir die Sängerin ein. Gewiß war es die Sängerin. — Sie hat, unfern meiner Einsiedelei, ein hübsches, ockerfarbenes Landhaus mit Wein- und Olivengärten, wo sie den Sommer zuzubringen liebt und oft bis tief in den Herbst bleibt. Die Sängerin, eine Frau von Ruf und Vergangenheit, war fähig, einen japanischen Fächer nicht nur zu besitzen, sondern auch zu einem frommen Zwecke zu spenden... Die Besitzerin solch eines Fächers aber mußte scharmant sein. Ist die Welt nicht bezaubernd einfach, wenn man sie in Valpolicella getaucht sieht?

Der Morgen ernüchterte mich zwar, aber nicht so sehr, daß ich in meiner (mir nachträglich selber nicht begreiflichen) Torheit nicht doch noch zu der Sängerin hinübergewandert wäre. Einsiedler haben oft sonderbare Einfälle... Sie aber war in der Tat scharmant. Sie empfing mich auf die beste Art, die es gibt: wie einen alten Bekannten. Sie sprach ein etwas dickflüssiges, doch nahezu fehlerfreies Deutsch, so daß ich nicht nötig hatte, mein keineswegs ansehnliches Italienisch auszukramen. Sie erzählte von Berlin, wo sie zuletzt in jenem anderen, leichteren Leben gesungen hatte, das sie die Vorkriegszeit nannte, von Caruso, Battisti, Puccini, deren Freundschaft sie sich erfreute... Von dem Fächer wußte sie übrigens nichts. Verleugnete sie ihn? Hatte er ihr wirklich nicht gehört?

Ich beschloß, Luigi, den alten Soldaten, ins Vertrauen zu ziehen. Luigi versieht in meinem Hause so etwas wie den Posten eines Dieners: er erscheint morgens gegen elf, um zum Beispiel die Schuhe zu putzen, die Gläser vom Abend zuvor auszuwaschen und die Zimmer in noch größere Unordnung zu bringen, als ohnedies herrscht... Luigi, der alte Soldat, warf einen schiefen Blick auf den Fächer und sagte:

„Ah, der ist von Caterina Monese."

„Wer ist das?"

„Die Nichte von Don Lorenzo."

Don Lorenzo war ein greiser, nicht mehr amtierender Priester, der, wohlhabend und weltabgewandt, oben im Berge lebte, in einem hellen, geräumigen Landhaus, und der die ganze Nacht auf der Terrasse seines Hauses riesige Pechfackeln brannte, die sich weithin im See spiegelten. Es hieß, er sei ein wenig sonderlich geworden, die späte Erbschaft habe ihm den Kopf verdreht...

„Ist sie hübsch?" fragte ich Luigi.

„Und ob!" hätte er, einige Grade nördlicher geboren, vermutlich geantwortet. Statt dessen erleuchtete er sein altes Spitzbubengesicht mit einem kecken, lustigen Zwinkern, das keinen Zweifel ließ über die leibliche Wohlbeschaffenheit der Caterina Monese.

Im Laufe des Tages ließ Luigi sich zu Einzelheiten herbei, und am Ende wußte ich oder konnte ich mir ausmalen, daß die Spenderin des rätselhaften Fächers ein sanft gescheiteltes, himmlisch reines Madonnenbild war, früh verwaist, doch keineswegs verlassen: eines jener schönen, frommen, innig lebensfrohen und ohne Bitternis todergebenen, in einem ganz einfachen und lateinisch heiteren Sinne abgeklärten Kinder, deren Anblick einer der stärksten und noch immer überzeugenden Beweise dafür ist, daß wir vielleicht doch in der relativ besten der möglichen Welten leben.

Ob es nicht lohnte, mit solch einem Engel von den verteufelt fragwürdigen Dingen dieser Welt zu sprechen? — Zum ersten Male kam mir der Wunsch, einen, und sei es auch nur einen einzigen, Gegenspieler zu haben in der durchsichtigen und melancholischen Komödie, die wir Leben nennen. Sonderbare Kraft des Fächers! Sie verführte mich, den Versuch zu wagen.

Der Morgen sah mich zwischen Zypressen und Ölbäumen den steilen und beschwerlichen Pfad ins Gebirge hinansteigen. Zu einer angemessenen Zeit erreichte ich das Landhaus und sah durch das eiserne Gitterwerk des Tores einen üppigen, paradiesischen und halb verwilderten Garten. Ich trat ein. Da war die Terrasse, deren Fackeln ich Nacht für Nacht leuchten und sich im See widerspiegeln sah. Da saß in einem schweren, verschnörkelten Lehnstuhl der greise Don Lorenzo. Ich näherte mich mit aller gebotenen Ehrfurcht. Ich suchte die besten, lautersten Worte, die ich in der mir fremden Sprache zu finden vermochte, und brachte etwas wie einen Gruß und eine leidlich passende Anrede zustande. Ich sei ein Fremdling, ein Wanderer, der von ungefähr, da er das Tor angelehnt fand, in diesen schönen Garten getreten sei. Auf gut Glück gab ich mich für einen Musiker aus. Zum Entzücken des greisen Priesters. Bald waren wir in ein Gespräch über alte Kirchenmusiken vertieft, und im Eifer und zur Unterstützung dessen, was er sagte, begann Don Lorenzo mit heller, klarer und weithin tragender Stimme einige der wundersamen, jahrtausendalten Sequenzen zu singen... Wo aber blieb Caterina? Mußte sie nicht der Gesang herbeilocken? War sie nicht neugierig, wie alle Lebensfrohen? — Als nichts, gar nichts sich rühren wollte, suchte ich dem Gespräch eine Wendung zu geben.

„Leben Sie allein hier, ehrwürdiger Vater?" fragte ich.

„Seit drei Tagen, ja..." antwortete er.

„Warum gerade seit drei Tagen?" fragte ich vorsichtig, wie ein geübter Detektiv.

„Es war da eine Waise in meinem Hause..." (Mein Herz schlug zum Zerspringen.) „Aber sie ist jetzt im Kloster von Santa Madonna del Monte Campestre", sagte er ernst.

Eine Welt, die süße und zarte Welt der Träume, brach für mich zusammen. — Keines klaren Gedankens fähig, fühlte ich fürs erste nichts als eine lächerliche Wut auf Luigi. Wenn er wußte, daß Caterina Monese der Fächer gehörte, mußte er auch wissen, daß sie den Schleier genommen hatte. Schwieg er aus Unachtsamkeit, aus Bosheit, um mich zu foppen?...

Ich weiß nicht, welche Worte wir des weiteren wechselten, noch wie ich zurückgekehrt bin. Nur dies noch: daß mir an keinem Abend mein Haus so leer und trostlos erschien wie an jenem...

Dann ward es Winter auf meinem Lande. Der rauhe Nord fuhr in das feine, silberne Olivengeäst. Der See brüllte Tag und Nacht, und die Dampfer ließen die Nebelhörner erdröhnen. Manchmal des Abends, wenn die feuchten und dampfenden Buchenscheite im Kamin krachten und der Rauch mir in den Augen brannte, holte ich den Fächer hervor, oder ich trat ans Fenster und blickte in die Richtung, wo hoch in weißen, milchig trüben Wolken, in die, unsichtbar, das Mondlicht fiel, das Kloster von Santa Madonna del Monte Campestre liegt, und wo zuweilen ein einsames Licht erglomm.

Anfangs haderte ich mit dem Schicksal und verwünschte jene armseligen drei Tage, um die ich glaubte zu spät gekommen zu sein. Doch mit der Zeit lernte ich auch darein mich ergeben, ja sogar etwas wie eine leise Zufriedenheit stellte sich ein, und allmählich begriff ich das unbestimmbare, vage Glück des Mißlingens.

MADONNA MIT DER KORALLENKETTE

EIN MEISTERWERK MITTELALTERLICHER MALEREI AUS DEM DOMSCHATZ IN HALBERSTADT

DER SCHWEIZER BILDHAUER FRITZ HUF

ZUR AUSSTELLUNG IN DER GALERIE MATTHIESEN, BERLIN (2.—23. DEZEMBER)

DIE SCHAUSPIELERIN ELEONORA DUSE (TERRAKOTTA)

LIEGENDER JÜNGLING

BADENDE (BEMALTE TERRAKOTTA)

LINKES BLATT:

REINEKE SUCHT ANSCHLUSS

RECHTES BLATT:

REINEKE VERSUCHT SEIN GLÜCK AUF DER TRABERBAHN

EINE JUBILÄUMSGABE MAX SLEVOGTS ZU SEINEM 60. GEBURTSTAG: AUS DER RADIERUNGSFOLGE „REINEKE“, DIE DER KÜNSTLER SEINEM FREUNDE UND VERLEGER BRUNO CASSIRER IN BERLIN GEWIDMET HAT

Schnee
mit Skiläuferaugen gesehen.

VON CARL J. LUTHER, MÜNCHEN

Verschneiter Hang: Neuschnee im Übergang zum trockenen Pulverschnee.

Schnee? Schon seiner Herkunft nach ist er etwas Wundersames. Vom Himmel hergekommen, das einzige Element der Erde, das diesen Weg geht und über ihn in schönster, reinster Form, als Kristall, uns gegeben wird, uns, die wir seine flüssige Gestalt und seine Lebendigkeit und sein Wallen und Wandern schon so sehr lieben.

Wer sagt da, der Schnee sei weiß? Ja, weiß scheint der verschneite Berg zu sein, weiß sind die Gefilde der Seligen; weiß scheint auch der Gischt des Wassers, die Form dieses köstlichen Elements, die dem Schnee noch am nächsten kommt — nur etwas Kälte noch, und der Gischt wäre ja Schnee und Kristall — schneeweiß, sagen wir, um die Kraft weißer Farbe noch zu steigern, seien die Feen und Engel und alle Himmelsherrlichkeiten, aber der Schnee scheint nur so, er hat keine Farbe, er ist nur licht — und leise. Und da er licht nur ist, kann er alle Farben tragen, alle Stimmungen des Himmels widerspiegeln, nur Schwarz nicht, die Farbe der Nacht und Tiefe.

Und bist du mal dabeigewesen, wenn der hohe Schneeberg die Strahlen der goldenen Abendsonne auffängt und jeder Kristall der Schaumfläche ein Lichtblitz und ein Schattenkeil zugleich ist, dann weißt du, daß der Schnee leuchtendes Gold und Purpur und tiefstes Grün und Violett zugleich sein kann. Und vergeblich wirst du nach einem Vergleich suchen, nach einem anderen Kleid und Schmuck der Erde, das diesem gleichkäme, es sei denn das gleiche Wesen in seiner größten Fülle, das unendliche Weltmeer.

Und der Schnee schuf den Ski. Nicht ein Mensch tat's, Kristalle hatten diesen Gedanken, der Mensch mußte ihn nur erfüllen. „Sterne sind's, die dem Schnee entblitzen . . ." singt Roelli, der Ski-Klopstock unserer Zeit, von den Skiern. Und wundersam wie seine Herkunft, ist wundersam die Welt, die diese einfachen Holzschienen uns erschließen. Die Welt im Schnee. —

Pulverschnee! Ein Fachausdruck. Warum sagen wir nicht immer nur Kristallschnee? Warum sprechen wir, sogar von Mixschnee, nur weil ein klebriges Hilfsmittel, ein Steigwachs, sporttechnisch zu Kristallschnee paßt?

Weil wir zuviel an den Dingen kleben und nicht, wie der Schnee, nur über ihnen schweben können.

Kristallschnee! Leicht und leise und licht. Dem Ski in innigster Liebe gewogen. In keiner anderen Schneeform gleiten wie im Meer der sechszackigen Schneekristalle die Skier. Und diese Milch des Winters kann auch Sahne gebären und tragen. Da liegt Pulverschnee über feuchter, sumpfiger Erde. Und die Erde dampft und sendet ihre Dämpfe durch den Schnee zu seiner Kimmung. Und dort verwandelt grimmige Nachtkälte den feinen Dampf in wundersame Gebilde, und der kalte Nachtnebel hilft, ganz feine Kristallgebilde, blätterartig, zu weben, bis Schuppen entstanden und auf dem Schnee gewachsen sind, so groß wie Efeublätter und gezeichnet wie Eisblumen, die an den Fenstern unserer Wohnungen sich verästeln. In solcher Sahne singt der Ski sein schönstes Lied von Schnelligkeit, vom Schweben und Fliegen und von überirdischer Flüchtigkeit.

Pappschnee! Wieder ein Fachausdruck. Und diesmal sogar ein häßlicher und falscher, doppeldeutig. Neuschnee ist's, der bei geringen Wärmegraden fällt, oder Kristallschnee, den Wärme und Regen überfiel. Er ballt sich, weil die Kristalle zerfallen, und er klebt. Gewiß, das ist nicht schön von ihm, wenn er gleich in pfundschweren Stollen an den Skiern hängt. Aber auch trockener Schnee kann pappen, wenn wir ihn, d. h. unsere Skier, falsch behandeln, und so wäre es besser von Ball- oder Backschnee zu reden.

Die Schneekristalle zerfallen und backen mehr und mehr ineinander, wenn Kälte- und Wärmeeinflüsse aller Art wechselnd auf sie einwirken, bis Firnschnee um uns liegt. Das ist Eiskornschnee, auch Griesschnee genannt, der Schnee des Bergfrühlings und der Gletschersonne. Sein Name kommt von den Firnen und Fernern, alten und in den Ostalpen heute noch gebräuchlichen Bezeichnungen der Gletscher. Das Wort hängt mit „fern", „fernig", d. h. durch zeitliche Entfernung alt geworden, zusammen, bedeutet also Altschnee. Dieser Schnee liegt ja auch am Ende der Skiparadiese, ist letzte Form vor der Gletschervereisung einerseits und der Tauwetterverwässerung andererseits. Und deshalb liegt er alt und runzelig oft auch an den Bergflanken „wenn der Frühling auf die Berge steigt". Sonst aber ist er merkwürdigerweise unseren Skiern sehr gewogen, zeitweise mehr noch als der Pulverschnee. Man sinkt z. B. nicht allzu tief in ihn ein, wenn er seine skigünstigste Erweichung erreicht hat und oft tagelang hält, und so läßt sich in ihm gut die schwere Führung der oft recht eigenwilligen Schienen beobachten und erlernen.

Nachts gefriert er zu Harsch. Das ist zwar kein guter Schnee, aber ein guter Name. Harsch (verwandt mit „hart", auch Harst genannt) ist Panzer und Brünne, wie ein Wehrkleid glatt und abweisend. Im großen Grimmschen Wörterbuch kann man viele Belege finden für die Berechtigung, im harten Schnee den Harnisch des Winters zu sehen. Schlagen wir aber den Grimm der Skiläufer auf, die „Schneeläufersprache" von Walter Schmidkunz, dann erfahren wir, daß Harsch ein südbayrisch-österreichisches Dialektwort ist, daß die Hauptwortbildung vom Zeitwort (ver-) harsten = hart werden kommt. Der Kärntner sagt z. B., es „harschelt". In „Harsch" liegt der Ausdruck des Rauhen, Narbigen, der sich in dem selten gewordenen Wort: einen anharschen = rauh anfahren, wiederfindet. Ältere Wortformen sind das zimbrische harust, arust, das althochdeutsche hersten = rösten, das englische harsk und harsh.

Harsch gilt nicht als Freund der Schneeläufer, zumal dann nicht, wenn die Verkrustung nur leicht ist und bricht (Bruchharsch!).

Doch tragender Harsch ist in gar vielen Fällen bessere Skiföre als tiefer Pulverschnee, von dem H. Hoek in seinen „500 Merksätzen für Skiläufer" ganz mit Recht sagt, daß sich in ihm die meisten Skiläuferunfälle ereignen. Ist tragender Harsch noch ein bißchen „g'führig", z. B. leicht angefirnt oder dünn mit Schnee oder Raureif bedeckt, dann läßt sich darauf herrlich schwingen — „nur Harsch gibt's heut, die Skier sausen", heißt's im „Skikurs", den Schoenecker so köstlich illustriert hat — ist er aber verblasen, ausgekolkt, von der Sonne des Vortages in ein Wellenmeer verwandelt, verglast und vereist, kurzum, greifen die Skikanten nicht mehr ein,

Firnschnee . . . liegt alt und runzelig an den Bergflanken, „wenn der Frühling auf die Berge steigt".

ist also der Harnisch härter als die Waffe, dann splittert gar manche Lanze, und jeder muß einmal, gar viele immer und immer wieder, in den Sand rollen — wie einst im Turnierhof, wenn Waffe und Panzer zusammenkrachten. Und Harsch kann leider nicht mehr „leise" sein. In dunkler Nacht kann man das Rascheln und Knirschen der Skiläufer auf ihm oft meilenweit hören.

Im Frühjahr vermag des Morgens und an den Nordseiten gleichmäßig verhärteter Firnharsch eine wahre Wohltat zu sein. Mit Fell oder „Skare"-Steigwachs am Ski, kommen wir dann in mäßig steilem Gelände sehr rasch vorwärts, und an Steilhängen erklettern wir zu Fuß im genagelten oder mit Steigeisen bewehrten Stiefel den Gipfel auf kürzestem Weg. So wünschen wir uns also Harsch, lieber Petrus, wenn's nicht Pulverschnee sein kann; was aber dazwischenliegt, das ist vom Bösen; nur Horazens aurea mediocritas, die goldene Mittelstraße, der Firnschnee, aus dem allein ein guter Harsch werden kann, soll uns auch willkommen sein.

Merkwürdige Schneeformen, die seltener sind, können Wind und Nebel und Sonne, einzeln oder vereint, erzeugen. Im Riesengebirge stoßen wir oft auf den Blumenkohlharsch, der seinen Namen ganz zu Recht trägt, und im Frühling finden wir ab und zu erstarrte Wellen, die dem Büßerschnee der südamerikanischen Anden, der „nieve penitente" der Araukaner, verwandt und keine Freunde der Stier und ihrer Kanten sind, welche sie wie Holzraspel angreifen. —

Alte und neue Spuren im Pulverschnee.

So sehr er unser Freund ist, der liebe Schnee, müssen wir doch mit ihm kämpfen, wie Jakob einst mit dem Erzengel, ehe er uns seinen Gegner gibt. Obwohl der Ski ihm entstammt, wehrt er sich gegen das Verspuren und Zertrampeln. Vom Menschenkampf gegen seine mächtigste Erscheinung, die Unermeßlichkeit seiner Ausdehnung, die Verlegung vieler Wege, und von seinen Gefahren in Gestalt von Weglosigkeit, Lawinen und Wächten soll nicht die Rede sein.

Harsch und Wächtenwand am Herzogenhorn im Schwarzwald.

Eigenartige Schneeformationen: Blumenkohlschnee im Riesengebirge.

Nur ein wenig noch von den listigen Schnippchen, die wir ihm schlagen, wenn er den Ski hemmen und gar rückwärts zwingen will. Da haben wir nun eine Präparierung des Ski gefunden, die Steigwachsbehandlung, die den Ski nicht einfach glatt macht, sondern so den verschiedenen Schneearten anpaßt, daß das Steigen erleichtert, das Rückgleiten vermindert und verhindert wird und dennoch Glätte für Abfahrt und Flachlauf übrigbleibt. Und von diesen Wachssorten her stammen die neuesten Schneebezeichnungen, die nur der Skiläufer kennt: Mixschnee für Trockenkristallschnee (weil Mixwachs am besten den genannten Zweck im Pulverschnee erreicht), Kristallschnee für Firnschnee, Skareschnee für Harsch.

So verschandeln wir leider mit Fachausdrücken die Schönheit des Schnees, wie sie von uns ja auch zertrampelt wird — das unabänderliche Los alles Schönen.

Wie Wellengischt am Meeresstrand:
Erstarrte Schneewellen, eine Frühlingserscheinung.

DIE WANDLUNG DER KÜNSTLEREHE

VON LOTHAR BRIEGER

Der französische Dichter Alfred de Musset, dem selbst der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Liebe und künstlerischem Schaffen zum Rätsel und Verhängnis des Lebens wurde, hat das Schicksal des einzigen großen verheirateten Malers von Florenz, das Schicksal Andrea del Sartos, zum Stoff eines Trauerspiels gewählt. Es ist nämlich in der Tat vielleicht bisher wenig beachtet worden, daß alle großen Maler der Renaissance unverheiratet blieben. Leonardo da Vinci war ein typischer Junggeselle, Michelangelo sogar ein Frauenfeind mit Schopenhauerzügen, ehe ihm das Alter in der Gestalt Vittoria Colonnas die große Liebe brachte. Raffael ist allen Versuchen, ihn zu verheiraten, mit diplomatischer Klugheit aus dem Wege gegangen. In den theoretischen Schriften der Zeit begegnet man immer wieder der These, ein Künstler müsse unverehelicht bleiben, um sein Schaffen auf die Höhe führen zu können. Bei Hollanda findet sich sogar ganz richtig der Vergleich des Künstlers mit dem Mönche; wie der Geistliche nur Gott ergeben sein dürfe, so dürfe es der Künstler mit der Kunst nicht anders halten. Unnütz zu erwähnen, daß die Zeit über das Liebesleben ihrer geistigen wie ihrer weltlichen Mönche dabei die freiesten Anschauungen hatte.

Im übrigen stellte sich diese hohe Zeit der Kunst mit ihrer Auffassung der Künstlerehe durchaus nicht auf einen sehr originellen Boden. Die Ehelosigkeit des Künstlers scheint schon vom Altertum als Dogma aufgestellt zu sein. Keiner der großen Maler oder Bildhauer des Altertums war, soweit wir wissen, verheiratet. Und später scheint zunächst nicht nur in Italien, sondern auch in allen anderen Ländern die Ehelosigkeit des Künstlers sich fast von selbst zu verstehen. Jan van Eyck ist hierfür ein Beispiel. Irgendwie muß das aus dem tiefsten Menschlichen kommen, denn auch die berühmtesten japanischen Meister der Ukiyoe riu, die großen Künstler des Farbenholzschnittes, sind ehelos geblieben. Bloß das klassische Land des allgemeinen Verheiratetseins, Deutschland, macht schon früh eine Ausnahme. Hier, wo der Künstler ganz aus der Zunft, ganz aus dem bürgerlichen Handwerk herkam, ist er fast immer auch Gatte und Vater, schon weil das für jene Zeiten als Grundlage jeder bürgerlichen Achtung und Schätzung notwendig war. Unter den großen alten deutschen Malern blieb vielleicht nur Grünewald ehelos. Merkwürdig ist es dabei immerhin, daß die alte Legende, die Ehe bedeute für den Künstler ein besonderes Unglück, selbst im bürgerlichsten aller Länder nicht ganz schweigen will und die Künstlerfrau unentwegt mit einer gewissen Mißachtung behandelt: Hans Holbein verläßt ohne weiteres Frau und Kinder; die sehr brave, tüchtige und durchaus liebenswerte Frau Albrecht Dürers wurde von der Nachwelt behandelt, als wäre sie das schlimmste Hauskreuz der Zeit gewesen.

Sollte man es glauben, daß die Ehelosigkeit des Künstlers schon in der Bibel herumspukt? Unter den ersten Vertretern des künstlerischen Handwerks finden wir hier Jubal, den Flötenbläser und Zitherspieler, und richtig, von all seinen Geschwistern bleibt er als einziger unverheiratet.

Geht man freilich in den Legenden und Mythen der Ehelosigkeit des Künstlers ernstlich zu Leibe, so begegnet man einem ganz krassen Aberglauben. Den frühen und naiven Zeiten ist nämlich der Künstler in Wahrheit nichts anderes als ein Besessener; der Dämon redet aus ihm, er nimmt ganz ähnlich wie der Priester eine Mittelstellung zwischen Jenseits und Diesseits ein. Dieser frühe Glaube an das Dämonische im Künstler hat sich durch alle Kulturen nie wieder völlig verleugnet, und wie bei allen Völkern die Seher und Propheten für die Ehe von vornherein ausschalteten, so taten das zunächst auch die Künstler. Man kann sich sehr wohl denken, daß in alten Zeiten vernünftige Leute ihre Töchter auch dann nicht dem Künstler zur Ehe gegeben hätten, wenn dieser danach verlangte. Als im 19. Jahrhundert — man denke nur an Daudets Novellenbuch „Künstlerfrauen"! — die bürgerliche Gesellschaft sich in allen Ländern vollkommen über die geringe Eignung des Künstlers zum Ehemann im klaren ist, da treibt diese aufgeklärte Gesellschaft in Wirklichkeit Dämonenkultus und Schamanismus: Unter ganz anderen Formen lebt sie in genau dem gleichen Aberglauben, unbewußt in genau dem gleichen Aberglauben wie ihre Voreltern vor Tausenden von Jahren! Kleidung und Sitten haben gewechselt, die Hintergründe aber von Kleidung wie von Sitten sind eigentlich genau die gleichen.

Es ist darum kein bloßer Zufall, daß die Ehegeltung des Künstlers genau zu derselben Zeit allgemein steigt, in der sich die strengen Bande der Religion etwas zu lockern beginnen. Die Aufklärung befreit auch den Künstler wenigstens bis zu einem gewissen Grade von dem dämonischen Ruf, in dem er steht. Als nach dem Dreißigjährigen Krieg überall in Europa das bürgerliche Wesen vorwärtsdringt, als Ehe und Haus notwendig werden, um die Kultur von neuem aufzubauen, da öffnet das Bürgertum auch dem verfemten Künstler zögernd seine Arme und gestattet ihm endlich, genau so ein Ehemann zu sein wie jeder andere. Im 18. Jahrhundert, der so oft als leichtsinnig verschrienen Zeit, ist der Künstler geradezu das Muster eines verläßlichen und soliden Ehemanns — Ausnahmen bestätigen die Regel! — und so schreitet er denn als braver Bürger mit Frau und Kindern ohne jeden Heiligenschein des Dämonischen in das eben aufdämmernde 19. Jahrhundert hinein. In diesem 19. Jahrhundert ist die Ehe des Künstlers, mögen auch sonst die Zeiten über ihn denken, wie sie wollen, im ganzen doch wohl die Regel.

Als die Anerkennung des Künstlers durch die Gesellschaft aber endlich so weit ist, da tritt allmählich unverkennbar eine eigentümliche Umkehrung der Anschauungen ein. Hat man früher den Künstler für ungeeignet zur Ehe gehalten und in seiner Ehe so etwas wie eine Untreue gegen seine Kunst gesehen, so neigt man jetzt umgekehrt dazu, den Frauen der Künstler vorzuwerfen, daß sie ihren Mann der Kunst entfremden und seinen hohen Flug hemmen. Die Anschauung ist so allgemein, daß sogar eine Dichtersgattin wie Charlotte Stieglitz glaubt, sich selbst töten zu müssen, um ihren Mann seiner Größe und seiner Entwicklung zurückzugeben. Es ist unnütz, zu betonen, daß dieses wahnsinnige Opfer, in dem eben wieder etwas vom alten religiösen Menschenopfer auflebte, vergeblich war. Aber der Ton des Mitleids mit dem verheirateten Künstler klingt durch die ganze Literatur weiter bis zu Spielhagen und Heyse, und die literarische Erörterung eines in Wirklichkeit nur eingebildeten Problems wird dadurch nicht besser, daß die meisten dieser Dichter selbst glückliche Gatten und Väter waren. Vielleicht ist auch diese ganze Problemliteratur nur ein letzter, verzweifelter, von Eitelkeit nicht ganz freier Versuch, dem bürgerlich gewordenen Künstler noch ein letztes Restchen von Dämonie für die öffentliche Geltung zu retten. Der Versuch mußte in einer Zeit mißlingen, die sich immer mehr daran gewöhnte, natürliche Dinge auch natürlich anzusehen. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab beginnt man doch allmählich, wenn auch mit Widerstreben, anzuerkennen, daß die Künstlerehe letzten Endes von jeder anderen Ehe kaum sehr verschieden ist, sondern genau aus den gleichen Ursachen wie diese glücklich oder unglücklich werden kann. Noch sucht sich der Künstler äußerlich irgendwie zu unterscheiden, noch trägt er Locken, Samtjacke und große Schleife, noch möchte er ganz gern den Romanen gerecht werden, durch die er gerade von 1870 bis 1890 als romantischer Held wandelt, aber schon zeigt ihn die unerbittliche französische Karikatur, wie er bürgerlich Geld verdient und seine Kinder wiegt. Der düstere Fluch, der nicht vom Künstler aus, sondern von der Gesellschaft her jahrtausendelang die Künstlerehe verdunkelt hat und eine sehr ernste Angelegenheit ist, beginnt einem vernünftigen Kameradschaftsverhältnis zwischen Mann und Frau zu weichen. Liebevolle Künstlerfrauen, voll Verständnis für die Eigenart ihres Mannes, treten als Kameraden neben sehr berühmte Namen: Frau Renoir oder Frau Makart haben an dem unbehinderten Schaffen, an der unverminderten Arbeitsfähigkeit ihrer Männer einen stärkeren Anteil als irgendein anderer Mensch. Man könnte sagen, daß auf dieser Linie die Künstlerehe im 20. Jahrhundert nicht nur zu einer Kameradschaft, sondern geradezu zu einer Arbeitsgemeinschaft im modernen sozialen Sinne geworden ist. Bei der Eigenart unseres Lebens wurde dem Künstler die Ehe zu einer allgemein anerkannten Notwendigkeit, und eine genaue Statistik würde die heitere Tatsache ergeben, daß heute im allgemeinen Künstler früher und häufiger heiraten als andere Männer. Das hat nun keineswegs seinen Grund in einer größeren ökonomischen Leichtfertigkeit. Die Frau des Künstlers ist oft in einem erstaunlichen Grade heute sein Prokurist, etwas nüchtern könnte man sagen, daß sie ein Geschäft leitet, dessen Ware er herstellt. Wer mit Künstlern zu tun hat, ob Kunstfreund oder Kunsthändler, wird bestätigen, daß er in den meisten Fällen mehr mit der Frau des Künstlers zu tun hat als mit dem Künstler selbst. Die Frau übernimmt und regelt seine gesellschaftlichen Verpflichtungen, sie tut das auch sehr häufig mit seinen geschäftlichen Angelegenheiten (und das meist viel glücklicher als er), mit einem Wort, sie betrachtet das Materielle des Berufs als ihren Anteil und ihre Aufgabe, damit dem Künstler sein unbeeinflußtes Schaffen gewährleistet wird.

Die letzte Berliner Statistik hat ergeben, daß von 2 Millionen Berliner Frauen nicht weniger als achthunderttausend berufstätig sind. Sicher hat diese Entwicklung der Frau, ihr Wunsch nach tätiger Anteilnahme am Leben mit dazu geführt, daß die Künstlerehe in unseren Tagen nicht nur auf der Gleichheit der Gefühle beruht, sondern auch auf Lebensteilung im ernstesten Sinne und auf Arbeitsgemeinschaft. Damit ist der letzte Rest des Dämonischen aus dem Leben des Künstlers geschwunden, und der Dämon wohnt und gestaltet nur noch dort, wo in Wahrheit immer nur sein Herrschgebiet gewesen ist, nämlich in der ewigen Rätselhaftigkeit des Kunstwerks.

TAGESGESCHICHTE

Nachdem am 7. Dezember Briand, am nächsten Tage Dr. Stresemann und tags darauf Chamberlain in Lugano eingetroffen waren und bei den üblichen Höflichkeitsbesuchen untereinander Fühlung genommen hatten, wurde am 10. Dezember im Kursaal die 53. Tagung des Völkerbundsrats eröffnet. Es ist seit dem Dezember 1924 das erste Mal, daß der Rat eine seiner ordentlichen Sitzungen anderswo als am Sitz des Völkerbunds, in Genf, abhält. So mußte der ganze Beamtenstab mit dem gewaltigen Aktenmaterial vom Generalsekretariat in Genf nach dem Kursaal und den Hotels von Lugano umziehen. Nach längerer Pause stehen hier auch die drei großen Locarnisten einander zum erstenmal wieder persönlich gegenüber. Alle drei sind als Rekonvaleszenten in die heilenden Gefilde der Tessiner Sonne gekommen. Aber auch die immer noch beharrlich rekonvaleszente Verständigungspolitik könnte eine ordentliche Dosis Auffrischung und Belebung vertragen. Sehr ermunternd war es allerdings nicht, wenn Briand vor Beginn erklärte, Locarno sei kein Schnellzug, und zur lobesamen Tugend der Geduld mahnte. Die gegebene Haltung der deutschen Vertretung war danach: Zurückhaltung und Abwarten.

Die diesjährige Nobelpreisverteilung

Karl W. Hiersemann, Dr.-Ing. e. h., bedeutende Persönlichkeit des deutschen Buchhandels, † am 9. Dezember in Leipzig, 74 Jahre alt.

Dr.-Ing. e. h. Heinr. Kleyer, Kommerzienrat. Vorsitzender des Aufsichtsrats der Adlerwerke, Begründer der deutschen Fahrradindustrie, beging am 13. Dezember seinen 75. Geburtstag.

Dr. Erwin G. Kolbenheyer, namhafter Schriftsteller, bekannt durch zahlreiche Romane, feiert am 30. Dezember seinen 50. Geburtstag.

Dr. e. h. Isolde Kurz, vielgelesene Schriftstellerin, Verfasserin von Gedichten und Erzählungen, Mitarbeiterin der „Illustrirten Zeitung", wird am 21. Dezember 75 Jahre alt.

Das ist der herrliche Ort, wo der Völkerbundsrat tagte: Blick auf Lugano mit dem Luganer See.

ging am 10. Dezember in der üblichen feierlichen Form im Stockholmer Konzerthaus vor sich. Drei der fünf Preisträger waren persönlich erschienen: Die deutschen Professoren Wieland und Windaus und die norwegische Dichterin Sigrid Undset. Für die zwei französischen Preisträger, den Mediziner Prof. Nicolle und den Philosophen Henri Bergson, nahm der französische Gesandte die Preise in Empfang. Die Feier, in der die Verdienste der Ausgezeichneten in Ansprachen gewürdigt wurden, fand dann ihren Abschluß in einem vom schwedischen König gegebenen Festbankett. — Die Nobelpreisstiftung wurde von dem 1896 verstorbenen schwedischen Erfinder Alfred Nobel errichtet, der den Ertrag seines 35 Mill. Mark betragenden Vermögens als jährlich zu vergebende Auszeichnung für kulturelle Großtaten bestimmte.

„Locarno ist kein Schnellzug!" (Briand.)

Eindrücke aus dem Konferenzsaal von Lugano: Dr. Stresemann im Gespräch mit einem japanischen Delegierten. Rechts (sitzend) Briand.

ZUR TAGUNG DES VÖLKERBUNDSRATS IN LUGANO

BOLIVIEN UND PARAGUAY IM KONFLIKT

Es gibt das beliebte Gesellschafts-Fragespiel, zu den südamerikanischen Staaten die zugehörigen Hauptstädte angeben zu lassen. Denn ihre Zahl ist immerhin beträchtlich und der ähnliche Namensklang für unser Ohr so verfänglich, daß Verwechselungen dabei fast nie auszubleiben pflegen — das ist der Witz dieses amüsanten Spiels. Zur Orientierung für künftige Fälle sei deshalb sogleich verraten: Boliviens Hauptstadt heißt La Paz, die von Paraguay Asuncion! Zwischen diesen beiden Staaten ist jetzt ein Streit ausgebrochen: Am 7. Dezember gerieten die Grenzposten in der Nähe von Fort Vanguardia aneinander, dabei wurden 22 Bolivianer getötet und fünf Paraguayer schwer verwundet. Daraufhin sind die diplomatischen Be-

Boliviens Oberhaupt: Dr. Siles, der Präsident des Landes.

Zum Zwischenfall zwischen Bolivien und Paraguay: Ausschnitt aus der Grenzlandschaft des umstrittenen Chaco-Gebiets an der bolivianisch-paraguayischen Grenze.

An der Spitze Paraguays steht: Präsident Dr. Guggiari.

ziehungen zwischen den beiden Ländern abgebrochen worden. — Die Ursachen dieses Konflikts liegen in dem umstrittenen Chaco-Gebiet, das beide Seiten seit langem für sich beanspruchen. In den Jahren 1895 und 1907 wurden hier Grenzregulierungen vorgenommen. Aber im Herbst vorigen Jahres kam es schon zu militärischen Zwischenfällen. Durch Argentiniens Vermittlung wurde damals ein Krieg verhindert. Jetzt ist nun von neuem der Streit entbrannt um dieses 120000 qkm große, von Indianern besiedelte Urwalddreieck des Chaco. Hier sind reiche Petroleumquellen entdeckt worden, an deren Ausbeutung die hinter Bolivien stehenden amerikanischen Finanzmächte ein Interesse haben.

Mexiko, Uruguay, Peru und Chile haben sich schon als Vermittler in diesem Konflikt angeboten, ihr Vorschlag ist aber von Bolivien abgelehnt worden. Desgleichen versuchte sich der in Washington tagende Panamerikanische Kongreß vergeblich an einer Versöhnungsaktion. Dann hat auch der Völkerbundsrat in Lugano am 11. Dezember eine Friedensnote abgesandt, in der er seine beiden Mitgliedstaaten an ihre Pakt-Verpflichtungen erinnert, sie also auf den Weg einer schiedsgerichtlichen Lösung verwiesen hat. —

Bolivien wurde 1539 von den Spaniern erobert. Seit 1825 ist das Land unabhängig von Spanien. Seine Ausdehnung beträgt 1332808 qkm, seine Einwohnerzahl, die zu neun Zehnteln aus Indianern und Mischlingen besteht, 2155000 Köpfe (also etwas mehr als die Hälfte der Einwohnerzahl von Berlin!). Ackerbau, Viehzucht und Bergbau sind die Haupterwerbszweige des Landes. Vor allem besitzt es großen Mineralreichtum, allerdings sind die Metalladern noch wenig ausgebeutet.

Paraguay wurde 1515 entdeckt. In der spanischen Kolonie gründeten damals die Jesuiten ihre einflußreichen Indianermissionen, die einen eigenen christlichen Indianerstaat unter dem spanischen König bildeten. Seine Unabhängigkeit erlangte das Land im Jahre 1811. Die Viehzucht überwiegt unter den Erwerbsquellen vor dem Ackerbau. Die Mineralschätze werden wenig ausgebeutet, auch die Industrie ist nur mäßig entwickelt. Im Kriege blieb Paraguay neutral, während Bolivien Deutschland den Krieg erklärte, ohne jedoch teilzunehmen

Übersichtskarte des Streitgebiets zwischen Bolivien und Paraguay.

Aus der Hauptstadt Paraguays: Regierungsgebäude in Asuncion.

Die Stadt im Talkessel: Blick auf La Paz, die Hauptstadt Boliviens.

ZUM KONFLIKT ZWISCHEN DEN SÜDAMERIKANISCHEN STAATEN BOLIVIEN UND PARAGUAY

Dr. Emanuel Lasker,
bekannter Schachmeister, gebürtig aus Berlinchen in der Mark, feiert am 24. Dezember seinen 60. Geburtstag.

Rechts: Die feierliche Überreichung der Nobelpreise in Stockholm am 11. Dezember: Professor Söderbaum, Vorsitzender der schwedischen Akademie, bei seiner Ansprache an die Preisträger. Vorn (sitzend) die drei persönlich zur Entgegennahme der Preise Erschienenen: (links) Prof. Windaus, Göttingen; Sigrid Undset und Prof. Wieland, München.

Einsturz eines Brücken-Neubaues an der Sieg: Der zusammengebrochene Teil der in der Nähe von Troisdorf (Rheinland) befindlichen Brücke, die aus zwei großen Bogen besteht und 400 m lang ist. Ein Arbeiter kam beim Einsturz ums Leben.

Rechts: Aus der Praxis der Arbeitsdienstpflicht in Bulgarien: Ein „Werkrekrut" erstattet eine Meldung.
Nach bulgarischem Gesetz ist jeder Bulgare, der das 20. Lebensjahr erreicht hat, zu einer achtmonatigen Arbeitsdienstzeit verpflichtet. Er kann sich allerdings durch einen Geldbetrag von 300—1000 Mark freikaufen. — Die Arbeiten dieser Dienstpflichtigen bestehen vor allem in Straßenbau, Kanalisation, Waldaufforstung u. ä.

Links: Segelflugsport bei der Luftpolizei: Vor dem Start des neuen Flugzeugs „Tschudi" in Gatow a. d. Havel, wo am 9. Dezember die Taufe der ersten beiden Segelflugzeuge der Luftpolizei stattfand. (Das Fliegen mit Motorflugzeugen ist der Luftpolizei von der Entente verboten.) — Rechts: Schneeverschüttung auf der Arlbergbahn (Tirol): Die von den Schneemassen umgeworfenen Eisenbahnwagen auf der Station Langen bei dem vor kurzem erfolgten Schneesturz.

Was wird aus Ellen?

Roman von Sophie Hoechstetter.

(1. Fortsetzung.)

„Ich bin gestern heimgekehrt und arbeite nun in Charlottenburg an der Technischen Hochschule weiter, also, wir sind nach wie vor Kommilitonen", sagte Walter Oettingen. „Sagen Sie mir endlich, wohin Sie gehen wollen."

Die Frische seines Wesens belebte sie.

„Wohin? Nun, hier geht man eben durch die Alleen. Und Sie?"

„Ich gehe auch durch die Alleen. Unser Haus ist verödet. Pa und Ma glänzen auf einem grandiosen Tee, und Achim hat Freunde bei sich. Noch zwo Sechzehnjährige. Sie gründen eine neue politische Partei. Mein Vater ist davon entzückt, da er findet, das Parteigründen müsse man als Kinderkrankheit ausschwitzen."

Er lachte. „Können wir nicht irgendwo zusammen Kaffee trinken? Bei den Politikern nicht. Darf ich Sie nicht anderswohin einladen?"

Die Frage stimmte sie heiter. „In eines der prächtigen Restaurants der Alleen?"

„Ich weiß ein Café mit Grammophon. Sie kennen es nicht, Ellen? Nun, da werden Sie Wunder erleben!"

Das Kaffeehaus hatte zwei Kellner, das Grammophon und keinen einzigen Gast. Sie nahmen in einem kleinen Seitenzimmer Platz, Oettingen bestellte Mokka und Kuchen, und Ellen fiel ein, noch nie hatte sie in Berlin ein Herr in ein Café geführt.

„Meint man nicht, man wäre hier in Treuchtlingen, in Dombühl, in Schwetzingen oder Königswusterhausen?" lachte der junge Mann. „Wirklich, ich biete der Landsmännin eine elegante Sache. Ach, tauen Sie doch mal ein wenig auf, Ellen!"

Sie rätselte, woher ihm die gute Laune kam. Er war etwa ein Jahr älter als sie, und sie glaubte, in seinen Augen eine Matrone zu sein oder ein Wesen wie das Fräulein Gertrud im Oettingenschen Haushalt.

„Wissen Sie," begann Walter wieder, „daß ich Ihnen zum erstenmal nicht als Haussohn begegne? Ich bin doch immer dritter Rang! Meine schöne Mutter, mein prächtiger Vater — dann ich. Sie waren immer so gelehrt und fleißig und abgekehrt. Dachten, na ja, die Oettingenschen Buben —"

Sie machte eine höfliche Gebärde und sagte: „Große Herren, meinen Sie, Walter." Und sie fand, er war außerordentlich hübsch geworden. Eine Mischung von Vater und Mutter, gute Hakennase, braunes Haar vom Vater, dazu die schönen blauen Augen, den weichen Mund von Frau Oettingen. Sie wußte wenig von ihm. Sein Studiengebiet, Ingenieurwissenschaft, lag ihr fern.

Ein Flämmchen zuckte in ihr auf. Wenn Walter Oettingen sich für sie interessierte? Ach, hätte sie doch ein schönes Kleid an, wäre sie nicht so müde vom Arbeitstag!

„Wissen Sie, Ellen, in München ist mir mal aufgefallen, es war doch dumm, daß ich nie richtig zum Plaudern mit Ihnen kam. Denn mit Ihnen muß doch gute Kameradschaft sein. Stoßen wir, unsere Tassen erhebend, auf gute Kameradschaft an!"

Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß in solch heiterer Munterkeit sich nicht geheime Affekte äußern. Zugleich war für die Unverwöhnte Walter Oettingens Art ein Ereignis. Er plauderte lebhaft, erzählte von München, von den Bergen, von seinem Examen. Ja natürlich, den Dr.-Ing. habe er in der Tasche. Das konnte sein alter Herr erwarten. Doch nun wolle er noch weiterstudieren, ehe er wieder in die Praxis ginge. Er müsse alle Gebiete seines Berufs beherrschen. Wer das nicht täte, käme nicht zu einer Weltstellung. Und im Sommer müsse er viel Sport treiben, das ewige Büffeln habe ihn zu sehr davon abgehalten.

Das war so der Inhalt seines Sprechens. Ein Film farbiger Bilder rollte ab. Macht, Wille zur Macht mußte der Lebensinhalt sein.

Ellen fühlte sich immer kleiner werden. Ihr Problem war: Wie richte ich es ein, daß ich in diesem Monat neue Schuhe und einen eleganteren Hut kaufen kann?

Walter Oettingen aber sprach von der Eroberung der Welt.

Sie kam aufgeregt nach Hause.

Ihr niedriges, langgestrecktes Zimmer war durch zwei Schränke abgeteilt in Wohn- und Schlafraum. Die weißen Kästen reichten bis zur Decke, schienen sie zu stützen, ein Vorhang lief dazwischen über eine Messingstange. Das Wohngelaß bot Chaiselongue, Tisch, Stühle, Schreibtisch und Bücherschrank, konzentriert auf elf Quadratmeter Raum. Ich habe es doch hübsch, fand sie befriedigt. Das Zimmer kostete nichts, und sie konnte sich hier oben auch Tee kochen oder Eier, also ihr Abendbrot selbst halten.

Das Haus gehörte einem Vetter ihrer Mutter, Onkel Willy genannt. Er war einst Weltreisender gewesen, hatte manches Buch von Wert veröffentlicht und sich in guten Zeiten das reizende Haus hier gebaut. Jetzt, mit seinen achtundfünfzig Jahren, mußte sich Dr. von Herrfurth sehr um Einkünfte bemühen. Er übersetzte fürs Auswärtige Amt, war manchmal überlastet, manchmal unbeschäftigt. Seine Gattin, die strenge, kühle Tante Melitta, befand sich gerade auf einer Verwandtenreise. Sie hatte einen außerordentlichen Spürsinn für Familienstipendien, für ferne, reiche, alleinstehende Verwandte und scheute keine Entdeckungsfahrt. Denn Wolf, der einzige Sohn, auf halbem Freiplatz Sekundaner der Ritterakademie in Brandenburg an der Havel, sollte Karriere machen.

Es war sehr, sehr gut von Tante Melitta, daß sie der Tochter einer Cousine ihres Mannes dies hübsche Zimmer abließ. Mehr konnten die Verhältnisse des Hauses unmöglich anbieten. Ellen liebte ihre Stube. Aber sie hatte eine ungestillte Sehnsucht nach einem kleinsten Raum, der ihr frei gehörte. Ewigen Dank würde sie lieber anderen Dingen gewidmet haben als einem Freiquartier.

Das kleine Dienstmädchen, hoffnungsvolle siebzehn Jahre, mit Gesten, die noch der Milderung bedurften, mit frostroten Händen, herrührend von dem heimatlichen Krug, trat auf und berichtete, der gnädige Herr wünsche Fräulein Amberg zu sprechen.

Der gnädige Herr ließ sich nicht gern so nennen. Aber Tante Melitta wahrte wenigstens innerhalb ihrer Mauern die Sitten glücklicherer Zeiten.

Ellen bürstete sich das Haar, wusch die Hände und dachte, nun, sie konnte Onkel Wilhelm, falls er Unterhaltung wünschte, heute schon erzählen. Hatte sie doch ihren ganzen Bekanntenkreis gesehen! Anne von Berger, Jakob von Planta, Frau Lenter und ein Mitglied der Familie Oettingen! Mehr eigene Beziehungen, mit denen häuslicher Verkehr war, besaß sie kaum.

Der Onkel, eine große Gestalt, hager und hochgereckt, kam ihr lebhaft entgegen. Wie ist dieser fahrende Ritter zu einer so strengen Frau gekommen? mußte man sich immer wieder bei seinem Anblick fragen. Er sah Ellen aus guten, blauen, stark überwölbten, von buschigen Brauen beschatteten Augen an und sagte hastig: „Ein überraschender Brief. Mein Neffe, Fred Steinlein, meldet mir, daß er hier draußen bei uns, in den großen Heilanstalten der Buchenallee, eine Anstellung bekommen hat und übermorgen früh eintrifft. Meine Schwester schreibt dazu, sie bitte um ein paar Tage Gastfreundschaft für Fred, da er auswärts wohnen soll. Was machen wir nun da? Meinst du, Tante hat es gern, wenn wir ihm das blaue Gastzimmer geben? Es ist doch wirklich schön, mit Schreibtisch und Chaiselongue, und vor meiner Waffensammlung wird er sich ja nicht fürchten."

Ellen überkam ein rätselhaftes Gefühl. Sie wollte es wie beschämt verscheuchen und wußte doch auf eine sonderbare Art: die Begegnung mit Fred Steinlein würde etwas anderes sein als heute die Begegnung mit Walter Oettingen.

Sie redete automatenhaft über das blaue Zimmer, die sichere Zustimmung der Tante, fragte den Onkel, ob sie die dort im Schrank verwahrten Sommerkleider in Koffer verpacken und auf den Boden schaffen lassen dürfe, und dergleichen mehr. Dabei mußte sie unablässig denken: Hatte sie nicht immer gewußt, daß sie einmal Fred Steinlein kennenlernen würde!

„Du bist ja auch verwandt mit ihm", fiel dem Onkel ein. „Wunderlich genug, daß ihr euch nie gesehen habt. Der gute Junge", fuhr der Onkel fort, „hat sich einen zwar interessanten, aber doch recht quälenden Beruf gewählt. Psychiater! Ewiger Umgang mit Unnormalen. Aber vielleicht dachte er wie Friedrich Theodor Vischer: Der Wahnsinn ist mir lieber als der Kahlsinn. Ein schlechtes Wortspiel überdies. Nun, der Junge hat etwas gelernt. Und wenn Geheimrat Mendel ihn anstellt, wird er wissen, warum."

Ellen war sich nicht im klaren über die Heilanstalten in der Buchenallee. Der Onkel mußte ihr erst erklären, daß ein ganzer Komplex von Häusern, die so friedlich in dem Garten und an der Allee lagen, abgestufte Aufenthaltsorte für Nervenleidende und geistig Erkrankte waren. Es handelte sich im ganzen um fünf Häuser für Herren und Damen, um ein Kurhaus, in das die Gebesserten zur Rekonvaleszenz übersiedelten, und zwei kleinere Villen, in denen Leichtnervöse oft nur waren, um dem Lärm Berlins zu entfliehen.

Dr. von Herrfurth kam in Stimmung. „Tante wird es zu schätzen wissen, daß wir einen Arzt im Hause haben. Denn natürlich behalten wir den Sohn meiner Schwester da. Mein Gott, wenn man mit einem so tüchtigen Burschen noch mal nach Afrika könnte! Oder nach China. Das Reisen wird ihm im Blute liegen, wie mir. Ach, schlechte Zeiten —"

„Du kannst ihm erzählen", beschwichtigte Ellen, und sah einen Freudenschimmer auf dem Gesicht des Mannes, dessen Vorkriegs-

DEMUT

AQUARELL VON SASCHA KRONBURG

erlebnisse in anderen Erdteilen wenig Interesse mehr fanden. Und höflich gestimmt, bat sie um eine der berühmten Geschichten, sein Vordringen nach Timbuktu. Die Angelegenheit war ihr sehr geläufig. Sie konnte Bemerkungen dazu machen, ohne im eigenen Nachdenken gestört zu werden.

Manfred Steinlein! Durch ihr ganzes Leben hatte man ab und zu in der Familie von ihm gesprochen. Die Eltern kannten ihn auch persönlich. Gerade als Ellen in der Schweiz war, hatte Manfred Steinlein seine Medizinalpraktikantenzeit in Erlangen erledigt und war öfters nach Fürth herübergekommen. Das erschreckte Ellen plötzlich. Sie wollte, so gern sie ihre Schwester hatte, nicht mit ihr auf eine Linie gestellt werden. Sie hörte mit halber Wachsamkeit von den Gefahren und Reizen des Wüstenwegs nach Timbuktu erzählen.

Der vormalige Weltreisende war selig in seinen Erinnerungen. Er durchmaß das Zimmer, stieß Rauchwolken aus, malte farbige Bilder. „Ach, ihr armen Kinderchen, ihr seid in eine schlechte Zeit hineingekommen. Immerfort heißt es sparen und arbeiten und auf einen gesicherten Hafen hinsteuern. In meiner Jugend konnte man sich noch etwas gönnen."

Er trat plötzlich neben Ellen und sagte vertraulich: „Geh ein bißchen aus dir heraus. Lerne nicht unablässig aus Büchern. Wenn jetzt Fred hier ist, wollen wir es uns hübsch machen. Und ganz leichtsinnige Sachen tun. Zum Beispiel" — er sah ins Wesenlose — „ich möchte ein Auto nehmen, die Heerstraße hinausrasen, immer weiter, immer weiter, so in der Idee, irgendwo wartet ein Wunder."

Die Worte rührten sie an. Sie vergaß, daß sie „unablässig" lernen, daß sie Fräulein Iri Kahn unterrichten, ihre Kleider schonen, in der Mensa essen mußte.

Irgendwo wartet ein Wunder...

II.

Ellen kam am nächsten Tag etwas früher aus dem Kolleg und von ihrem Unterricht zurück nach Westend. Sie wanderte durch die Alleen und orientierte sich über die Lage der Geheimrat Mendelschen Anstalten. Sie merkte, daß sie schon sehr oft an den Häusern vorübergegangen war, die, als Klinik bezeichnet, in ummauerten Gärten lagen. Nun wußte sie, es handelte sich um psychiatrische Kliniken. Sie befanden sich an der Grenze des Alleengebiets, hinausgerückt in die Stille der Landschaft. Eine Straße führte vorbei, deren andere Seite Schrebergärten und alte, verwahrloste Obstpflanzungen zeigte. Aus diesem Grunde mochte sie die Birnbaumallee genannt sein. Ein paar alte hohe Bäume hoben sich ab von ganz jugendlichen Reihen. Diese Häuserecke wandte sich nach der Buchenallee und hatte als Gegenüber neuere Baulichkeiten, in denen man gelegentlich Klosterfrauen verschwinden sah.

Nebel und Dämmerung fielen schon. Ellen wanderte die Buchenallee weiter, sah hinter Nebel und Dämmerung ein oft schon in seiner hübschen Anlage bewundertes, großes Landhaus, von dem sie jetzt wußte, daß es das Sanatorium von Geheimrat Mendel war. Und dann konnte sie, langsam weitergehend, wahrnehmen, daß zwei kleinere Villen noch zu dem Komplex gehörten, zu der neuen Arbeitsstätte des unbekannten, erwarteten Vetters. Sie schalt sich töricht. Was hatte sie von Manfred Steinlein zu erwarten? Etwas Belebung der Häuslichkeit, gewiß. Ab und zu vielleicht ein Gespräch. Über seine Chancen, über seine Mutter, über — seine Verlobte. Sie kannte ein paar junge Herren zu Hause, die ihr gern von ihren Verlobten, ihren Zukunftsaussichten und so weiter erzählten. Auch in Genf war ein Student gewesen, der ihre Gesellschaft suchte, um von seiner deutschen Braut mit ihr zu plaudern.

Sie lächelte ein wenig bitter und wünschte, sie möchte wieder Walter Oettingen begegnen. Der sprach doch anderes. Ob sie mal auf einen Sprung zu Frau Oettingen ging? Dann fiel ihr ein, sie wollte ja mit dem kleinen Dienstmädchen die Sommergarderobe von Onkel und Tante aus dem Gastzimmerschrank nehmen und in Koffer packen. Und während sie sich dann diesem Tun hingab — ach, der Tadel der Tante würde nicht ausbleiben, wie immer sie es auch machte — fand sie, wenn Manfred schon öffentlich verlobt wäre, würde der Onkel es erwähnt haben. Also würden die kommenden Gespräche sich nicht gleich um eine Braut bewegen.

Sie saß dann mit dem Onkel beim Abendbrot. „Morgen wird es üppiger bei uns sein", lachte er. „Ich habe an den Kaufmann telephoniert, daß er allerlei herausschickt. Die Ankunft des Neffen muß doch gefeiert werden. Kannst du zu Mittag nach Hause kommen? Später wird Fred ja drüben in den Kliniken essen. Aber so zum erstenmal, die ersten Tage, bis er seine Stelle antritt, soll es doch ein wenig hübsch sein."

Ja, gewiß, Ellen konnte sich freimachen. Sie würde sogar wagen, einmal der Familie Kahn abzusagen.

Der Onkel aß hastig und eifrig den billigen Aufschnitt und plauderte von der Reise des Neffen, der sich wohl jetzt schon auf seiner Nachtfahrt befand. Dann ging er auf Oettingens über. Frau Oettingen hatte angerufen, ob Ellen nicht bald mal käme. Der frühere Weltreisende sprach ein wenig melancholisch von den glänzenden Verhältnissen der Oettingen. Freilich, wer heute viel Geld verdiene, sei ganz ohne Freiheit, sei der ewig beanspruchte Motor eines großen Betriebs. Ellen seufzte, sie verdiente hundert Mark im Monat und war auch ohne Freiheit.

Da schlug draußen die Flurglocke an. Wer mochte noch kommen, abends um halb neun?

„Ich habe doch nicht jemand eingeladen und es vergessen?" rief der Onkel und überblickte die kargen Reste des Abendbrots.

Ellen hörte eine weiche, schön artikulierte Männerstimme, sah den Onkel aufspringen, zur Tür eilen. Und dann klang es draußen: „Ja, lieber Onkel Wilhelm, ich bin nun doch am Tage gefahren, ich will keine Ungelegenheiten machen, nur mich melden."

Ellen wollte sich zur Gleichgültigkeit und Ruhe zwingen. Sie sagte sich in dem sekundenlangen Warten: „Sei keine Närrin, dieser Vetter wird ebensoviel Interesse an dir nehmen wie hundert Studenten, denen du täglich begegnest, wie die vielen, vielen Menschen auf der Untergrundbahn, in den Straßen. Du hast gestern einen guten Kameraden gefunden; bist du toll, noch mehr zu erwarten?"

Dann stand Manfred Steinlein im Zimmer. Der Onkel machte bekannt. Ellen hörte, daß sie ja entfernte Verwandte seien, Vetter und Base, also selbstredend auf du.

Der gute Onkel nahm summarisch der Annäherung jedes äußere Problem. Ellen mußte aufblicken beim Händedruck. Denn Manfred Steinlein hatte eine respektable Größe. Aber — o Glück — er war weder sehr elegant angezogen noch von bestürzender Schönheit. Er schien sogar ein wenig befangen.

„Eine unerwartete Freude," sagte er, und wieder fiel Ellen der reiche, schöne Klang seiner Stimme auf, „als ich die Eltern in Fürth besuchte, war die Erstgeborene des Hauses in der Schweiz."

Ellen lächelte zaghaft. Es berührte sie angenehm, daß er noch das aufgenötigte Du vermied, es ihr überlassend, die Form anzunehmen, die der Onkel vorschlug.

„Aber selbstredend, du bleibst gleich hier. Wir haben Zentralheizung, dein Zimmer ist schon gerichtet, und Abendbrot — liebe Ellen, nicht wahr, du findest etwas zum Abendbrot?"

Sie war froh, hinausgehen zu können. Ihre Füße steckten noch in den alten, braunen Schnürstiefeln. Aber sie konnte hübsche Schuhe anziehen und schickte daher das kleine Mädchen nach oben, sie zu holen. Währenddes besichtigte sie die Speisekammer. Tante Melitta hatte nicht viele Vorräte. Und das hatte seine guten Gründe. War etwas im Hause, so fand sich stets ein Gast, den der Onkel damit bewirtete. Er strömte über von einer Gastlichkeit, der seine Einkünfte nicht mehr gewachsen waren.

Ellen blickte auf Dürftiges und entschied, eine kleine Büchse Erbsen und zwei Spiegeleier mochten angehen. Es war auch keine Wahl. Als diese Begebenheit aufgetragen wurde, fand Ellen den Onkel beim Entkorken einer Weinflasche. „Gut angewärmter roter Pfälzer", verkündete er. „Er stand schon bereit, es ist nämlich heute ein Erinnerungstag. Ich kam eines 25. Novembers zum erstenmal nach Ostafrika."

Der Neffe lächelte höflich. Ellen fand, seine große, weit vorspringende Nase war nur für den ersten Blick erstaunlich gewesen. Jetzt gehörte sie schon zu der nach den Augen hin stark ausladenden Stirn, den schweren Brauen, dem sanften Blick. Der Mund war groß und geschlängelt. Das Kinn wirkte ein wenig dekadent, Müdigkeit lag darin ausgedrückt. Ellen konnte beobachten, denn der Onkel stellte rasche, präzise Fragen, während der Gast, vielleicht ein wenig verwundert, Erbsen und Eier aß. Und Ellen fühlte sich erleichtert. Es lag schon etwas von der Schwere und Verantwortung seines Berufs über Fred, und das schmale, ein wenig disharmonische Gesicht deutete nicht lustige oder gar üppige Studienjahre an. Und wenn Manfred Steinlein lächelte, sprach etwas wie Kraft und Glaube aus seinen Zügen. Sehr hübsch war das lockige, kurz gehaltene Blondhaar. Über der Nasenwurzel zeigten sich schon Sorgenfalten. Er mochte achtundzwanzig Jahre alt sein.

Der Onkel hatte seine Fragen erledigt und knüpfte in seiner flackrigen Weise bei einer Bemerkung des Neffen über seine Fahrt an die eigenen afrikanischen Reisen an, während das kleine Dienstmädchen in besonderer Ungeschicklichkeit den Tisch abräumte. Sie hielt Teller schräg, so daß Bestecke zu Boden stürzten, und polterte an Stühle.

Da sagte der Ankömmling freundlich: „Das lernen wir bald besser, Auguste." Er hatte ihren Namen gehört und behalten, und das kleine Dienstmädchen fühlte sich bis ins Herz durchschaut. Sie verschwand leise und scheu.

„Das wird ein schöner Abend", lachte Onkel Wilhelm behaglich. „Denn der Neffe eines alten Weltreisenden wird ja durch die Fahrt von Bayreuth nach Berlin nicht ermüdet sein. Wir wollen uns so recht in ein schönes Gespräch hineinlegen. Oder mußt du morgen früh um fünf Dienst tun?"

Manfred Steinlein erklärte, er habe sich erst im Laufe des Vormittags zu zeigen, und sein Dienst finge erst übermorgen an. Für schöne Gespräche aber gäbe er Schlaf, Essen und Trinken.

Da schrillte das Telephon auf. Höflich ging Ellen zum Hörer. „Es ist für dich, Onkel, Auswärtiges Amt."

Der Clou der großen Sport-Revue: Ein Reiterpaar springt zum Schluß über die zu fröhlichem Mahle versammelten Jagdgäste.

Dr. von Herrfurth rannte durchs Zimmer. „Nein, nein, das paßt mir nicht, ich will meine Ruhe haben, es paßt mir jetzt überhaupt nicht.“

„Es ist dringlich“, sagte Ellen und reichte ihm den Hörer.

Nach einem kurzen Hin und Her legte der Onkel den Hörer nieder, starrte in Gedanken vor sich hin, nahm den Hörer wieder auf und bestellte: Autoruf. Kleinauto nach Lindenallee, nannte die Nummer.

„Es kommt natürlich ein Tourenwagen! Das ist der ewige Kampf hier draußen. Ja, ihr müßt nun die schönen Gespräche allein führen! Ich bin untröstlich, aber ich muß weg. Es ist eine italienische Note von großer Dringlichkeit da, kein anderer kann es machen als ich — also, ich darf nicht absagen. Da werde ich wohl erst in Stunden wieder einpassieren.“

Er schien trotz seiner Untröstlichkeit sehr vergnügt. Denn er rechnete noch mit einer festen Anstellung im Auswärtigen Amt.

„Halb zwölf werde ich klingeln, ob ich euch noch Gesellschaft leisten kann, Kinder.“ —

Ellen war plötzlich mit dem fremden Vetter allein. Er zog seine Zigarettentasche, bot ihr an, lächelte: „Da sitzen wir zwei fränkischen Landsleute in einem stillen Haus. Es könnte ebensogut bei Eremitage oder in Triesdorf liegen wie in Berlin-Westend. Wir haben wohl ab und zu voneinander gehört, Ellen.“ Er lächelte. „In unserer Familie ist es üblich, daß man nur das Beste voneinander vernimmt. Ein vages Bestes allerdings.“

Sie wurde munter und meinte, über ihr Studium habe sich doch der Verwandtenkreis etwas alteriert.

„Nein, nein, ich hörte nur immer mit vorzüglicher Hochachtung davon sprechen. Während bei mir sich manchmal die gutherzigen Anverwandten damit begnügen mußten, zu sagen, Fred ist schon wieder sehr gewachsen. Sie fürchteten insgeheim, ich könnte zu einer Sehenswürdigkeit aufschießen und den Namen Steinlein auf Messen und Kirchweihen in Schaubuden tragen.“

(Fortsetzung folgt.)

In friedlichem Verein: Der Dompteur mit den Zöglingen während einer Vorführungspause.

BILDER AUS DEM ZIRKUS BUSCH IN BERLIN

GEZEICHNET VON RICHARD DUSCHEK

Seine Majestät der König der Wüste.

Die unentbehrliche Nummer auch des Zirkusprogramms: Tanzgirls bei der Probe . . .

und ihre kritischen Kolleginnen.

Antreten zur Kostümausgabe.

BEI DEN AKTEUREN DER MANEGE: SZENEN AUS DEM ZIRKUS BUSCH IN BERLIN

ZEICHNUNGEN VON RICHARD DUSCHEK

Die große Reit-Attraktion.

Und nicht zuletzt der alte Spaßmacher, der „Dumme August".

Faschings-Vorschau.

Der Maler Herko in einem Anzug aus schwarzem Seidensatin, der einen stilisierten Smoking darstellen soll.

Schwarzer Tüll und schwarzer und weißer Veloursechiffon diente als Material für dieses Phantasiekostüm und den originellen Hut.

ENTWURF
UND AUSFÜHRUNG
ALLER KOSTÜME:
MODEWERKSTATT
DER SCHULE
REIMANN, BERLIN

Eng anliegendes Cowgirlkostüm aus Duvetine, in Lindenblütenfarbe, Gold, Rot und Schwarz gehalten.

Sc
Ko
ein
bla

Auf einer japanischen Handelshochschule,

VON ALFRED MAECKE, NAGOYA

In der Vorlesung.

Saburo Tanaka hat die Aufnahmeprüfung zur Handelshochschule nach heißem Kampfe bestanden. Von etwa 2000 Bewerbern, die sich im allgemeinen alle Jahre melden, konnten nur 10 Prozent aufgenommen werden: doch ihm ist das Glück hold gewesen. Hochaufatmend blickt er auf die bisher verflossenen Schuljahre zurück; 6 Jahre auf der Volksschule und 5 Jahre auf der Mittelschule waren eine harte Zeit. Nun aber liegt alles hinter ihm wie ein böser Traum, und kein „entrance-examination“ (Aufnahmeprüfung) wird weder ihn noch seine armen Eltern mehr ängstigen. Nochmals 3 Jahre Hochschule, dann winkt ihm eine Anstellung als kaufmännischer Angestellter, als Handelslehrer, als Lehrer für Englisch, wenn er sich besonders in diesem Fach ausgezeichnet hat, oder als Regierungsbeamter. So zieht er, die Brust geschwellt von neuen Hoffnungen, bepackt mit seinen Büchern und wenigen Habseligkeiten, in das kleine Stübchen im „Dormitory“ (Schlafhaus) auf dem Grundstück der Hochschule, das er für ein Jahr mit noch zweien der Neuaufgenommenen

…m ersten Frühstück.

…neisten begeben …en ihr frugales …traßenfußbeklei… …ausschuhe oder …t kein Japaner …berkeit beiträgt. … im Winter geht …e Mittagspause … Der äußere Be… …anstalt als dem …ichnis, und der …chen. Sein Be… …ngleich er einer … an Wissensstoff …ulen aus. Seine …hulbildung. Die …studiert und be… …ch und Englisch. … eingerichtet und

…al. Auf jedem Tisch …iskübel und Teekanne.

ment ist ihm gerade gut genug. Da finden wir neben zahlreichen Vorlesungsräumen ein mit den neuesten Errungenschaften moderner Bureautechnik ausgestattetes Musterkontor, einen Schreibmaschinensaal, ein Laboratorium für Warenkunde mit zahlreichen Mikroskopen und einem Warenmuseum, ein psychotechnisches Laboratorium, Physik- und Chemiesaal, ein photographisches Atelier, sogar eine Buchdruckerei für das Zeitungswesen, und, was zu jeder Hochschule gehört, eine reich ausgestattete Bibliothek mit Lesesaal. Umfassend ist der Stoff, der in den drei Jahren geboten wird. Fast droht er den Studenten zu erdrücken; aber unverdrossen geht dieser an seine tägliche Aufgabe, und beinahe scheint es, als ob er weiter nichts als sein Studium kenne, wenn nicht der Sport wäre, der ein Gleichgewicht gegen die ungeheuere geistige Anspannung bildet. Der Sport hat es ihm angetan, darunter besonders der von Amerika eingeführte Baseund Fußball und das Tennisspiel. Daneben gibt es Abteilungen für Reiten, Schwimmen, Laufen, Bergsteigen, Bogenschießen, Speerwerfen und Kugelstoßen, vor allem wird noch viel nach altjapanischer Weise gerungen und gefochten. Im Winter geht es in die Berge zum Schneeschuhlaufen, und wo sich die Gelegenheit bietet, wird auch der Schlittschuh angeschnallt. Dazu kommt die seit 1926 eingeführte militärische Ausbildung der Studenten in 2 bis 3 Stunden wöchentlich, zu der Felddienstübungen und Scharfschießen gehören. So ist neben der geistigen Ausbildung reichlich für die körperliche gesorgt. Aber auch die schönen Künste, wie Malerei und Dichtkunst, werden nicht vernachlässigt. Immer mehr und mehr begeistert sich der Japaner für europäische Musik, vergißt aber dabei seine altjapanischen Instrumente nicht, und bei fast allen Konzerten kommen die japanische Flöte, Samisen und die Harfe (Koto) zu ihrem Recht. Damit er bei all seinen theoretischen Studien die Praxis nicht übersieht, werden von Zeit zu Zeit große Industriewerke und verschiedene Börsen und Handelshäuser besucht, um dann die Ergebnisse später in den Übungen zu verwenden. So herrscht ein reges Leben und Treiben auf dieser Handelshochschule, an deren Spitze ein als Pädagoge und Organisator auch in Deutschland nicht unbekannter Direktor steht, der von seiner Studentenschaft hochverehrt wird.

Dr. Watanabe,
Direktor der Handelshochschule von Nagoya, in Amtstracht.

Das Hauptgebäude der Handelshochschule in Nagoja.

Oben rechts:

Auch in die schwarze Kunst der Buchdrucker wird der japanische Handelshochschüler eingeführt.

Links:

Musikliebhaber unter den Hochschülern: Konzert mit japanischer Flöte, Samise und Koto (Harfe).

Rechts:

Praktischer Unterricht: Handelshochschüler beim Besuch der Reisbörse.

Eine beliebte Unterhaltung: Bogenschützen beim Wettbewerb.

Ringkampf-Gruppe.

Nebenstehend: Japan läßt seine Studenten unter militärischer Führung tüchtig Felddienst üben.

AM RANDE DES JAHRMARKTS / GEMÄLDE VON MARTIN FROST

Wissen und Leben

Die Muttergottes mit der Korallenkette.

(Zu unserer Kunstbeigabe auf Seite 951.)

Diese farbenfreudige Muttergottesdarstellung, ein mittelalterliches Altarbild aus dem Domschatz zu Halberstadt, befand sich früher auf einem der vielen Altäre der Kirche. Der Maler des Bildes, das bald nach dem Jahre 1400 entstanden sein muß, blieb uns mit seinem Namen nicht erhalten. Im Laufe der Jahrhunderte hatte das Gemälde nicht wenig gelitten; nun ist es in der Werkstatt des Provinzialkonservators zu Halle neu gesichert und instand gesetzt worden. — Im Kreis ihrer Heiligen sitzt die Muttergottes, angetan mit der Korallenkette, nach der das Bild benannt wurde. Ihre rechte Hand spielt mit dem Halsschmuck, nach dem auch das Christuskind greift. Mit feierlicher Gebärde sind die heiligen Gestalten zu beiden Seiten der Mutter Maria versammelt: Oben links und rechts Petrus und Paulus, darunter die heilige Magdalena und Barbara, vorn zwei jugendliche Heiligenfiguren. In seiner stimmungsvollen Ruhe und harmonischen Buntheit ist das Gemälde, das hier in vielfarbigem Gummidruck naturgetreu reproduziert worden ist, eines der kostbarsten Stücke aus dem erhaltenen Kunstbesitz des Halberstädter Domes.

Seltsame Insektenzweikämpfe.

Auf einen Zweikampf mit ihresgleichen lassen sich die meisten Insektenarten nur im Falle der Not und wenn sie gereizt werden, ein. In China werden die zu Wettkämpfen gezüchteten und benutzten Kampfgrillen vorher mit einer aus besonderen Wurzeln hergestellten Kraftbrühe gefüttert. Den Grad ihres Kampfmutes erkennt man an dem mehr oder weniger lauten Zirpton, ferner an der Dicke des Kopfes, der Länge der Beine und der Breite des Hinterleibes. Trotzdem müssen die Tiere, wenn sie einander gegenüberstehen, vom Ringrichter erst mit einem Strohhalm gekitzelt werden, sonst machen sie einfach kehrt. So aber deutet jedes Tier das Kitzeln als einen Angriff des vermeintlichen frechen Gegners. Sie geraten aneinander und suchen sich gegenseitig Fühler und Beine herauszureißen. Sieger bleibt das Männchen, dem es zuerst gelingt, dem andern den Kopf zu zerquetschen. Sein Ruhm, der in allen chinesischen Sportberichten widerhallt, wird durch die Anzahl der erledigten Gegner immer mehr gesteigert: der Sieger kann es zum General, zum Marschall und Großmarschall bringen. Sein glücklicher Besitzer und die auf den Sieger Wettenden gewinnen große Summen; die ganze betreffende Stadt- oder Dorfgemeinde aber, aus der die Grille stammt, fühlt sich aufs höchste geehrt, wobei der Glaube an die Wiedergeburt und Seelenwanderung des Menschen eine nicht geringe Rolle spielt. Etwas kultivierter geht es bei den Libellenzweikämpfen auf den Marshallinseln zu. Die Tiere werden nach der Verpuppung in einem Nestchen aus Kokosblättern aufbewahrt und beim Ausschlüpfen sorgsam gefüttert. Dadurch werden sie zahm wie Haustiere. Setzt man sie nun im Garten in einen Strauch, wo sie weitergefüttert werden, so betrachten sie letzteren, ähnlich wie Hund und Katze das Haus, als ihr Eigentum und verteidigen es wütend gegen ihresgleichen. Den ganzen Tag über beobachten Kinder die Annäherung fremder Libellen. Kommt es zum Kampf, so schart sich die ganze, schnell zusammengerufene Gemeinde um die Kämpfer und belohnt den Sieg der Hauslibelle mit großem Jubel und Händeklatschen. Der Futterneid führt auch bei den Ameisenlöwen manchmal zu charakteristischen Zweikämpfen. Der sogenannte Ameisenlöwe ist die Larvenform unserer schwarzgrauen Landlibelle. Dr. Robert Stäger in Bern besaß zwei solcher Tiere, die ihre Fangtrichter knapp sechs Zentimeter voneinander gebaut hatten und den ganzen Winter über bis zum 23. März nichts zu fressen bekommen hatten. Als er nun in den einen Trichter eine Kellerassel warf, wurde sie sofort von dem auf dem Grunde lauernden „Löwen“ ergriffen, aber von Dr. Stäger absichtlich ihm wieder entrissen und in den andern Trichter geworfen, dessen Insasse sie sogleich in Empfang nahm. Jetzt begann der erste Löwe eine wütende Kanonade und schleuderte unaufhörlich Sand nach der ihm vermeintlich durchgegangenen Kellerassel, und zwar ganz richtig nach der dem Trichter des zweiten Löwen benachbarten Seite. Da aber hier wider Erwarten keine Assel getroffen herabstürzte, so machte er sich jetzt daran, die Zwischenwand zu durchbrechen, was auch nach kurzer Zeit gelang. Da der Nachbar seine Beute nicht fahren ließ, so kam es zum Kampf, der jedoch unentschieden blieb, weil Dr. Stäger nicht den Tod eines der beiden wertvollen Kämpen riskieren wollte und sie deshalb trennte. Neuerdings hat Professor Heymons auch interessante Zweikämpfe beim Pillendreher Skarabäus beobachtet. Sie finden stets nur um den Besitz des aus Fäkalien bestehenden Materials statt, aus dem sie ihre Kugeln oder Pillen formen, die sie dann fortrollen und unter die Erdoberfläche versenken. Aber diese Käfer sind doch so „ritterlich“, daß stets nur Männchen mit Männchen und Weibchen mit Weibchen kämpfen. Heymons sah nie ein Männchen mit einem Weibchen kämpfen. Die Tiere gebrauchen als Waffe nicht die Mundwerkzeuge, sondern die starken Vorderbeine, mit denen sie die Beine des Gegners zu umklammern trachten. Dabei stützen sie sich, hochaufgerichtet, Brust an Brust, auf die Hinterbeine. Wenn einer auf den Rücken fällt und der andere auf ihm reitet, so ist das nicht entscheidend, sondern erst, wenn einer so kräftig zupackt, daß man das Chitin knirschen hört. Der Sieger hält dann gewöhnlich den Unterlegenen noch einige Sekunden fest. Dann macht sich der Freigegebene davon, während der Sieger sich der Pille bemächtigt und sie, dabei stets rückwärts laufend, davonschiebt. Weibliche Käfer überlassen ihre oft unter großer Mühe selbst hergestellte und sonst so tapfer verteidigte Pille kampflos jedem beliebigen sich nähernden Männchen, weil dieses als aktiver Partner auch im Skarabäusleben die führende Rolle spielt und die Pille selbst weiterrollt, während das Weibchen ihm nachfolgt. Wenn freilich das Männchen nach Abwehr eines Gegners die Pille weiterwälzt, so nimmt es wenig Rücksicht auf das Weibchen und schleudert es sogar oft unsanft beiseite. Zuweilen geschieht es aber, daß das Weibchen sich an die Pille anklammert; hinten schiebt dann das rückwärts laufende Männchen und vorn das gleichfalls rückwärts laufende, angeklammerte Weibchen. Auf solchen Rollwanderungen ist das Pärchen häufig feindlichen Angriffen ausgesetzt. Kommt ein fremder männlicher Käfer, der die Pille stehlen will, so übernimmt das Männchen die Abwehr. Das Weibchen wartet ruhig den Ausgang des Kampfes ab und schließt sich dann dem Sieger an. So kann es vorkommen, daß ein Weibchen unterwegs mehrmals sein Männchen wechselt. Wird umgekehrt ein Pärchen von einem fremden Weibchen belästigt, so wehrt dieses das Weibchen ab, das Männchen rollt inzwischen ruhig seine Pille weiter, und das siegreiche Weibchen folgt ihm nach Beendigung des Kampfes.

Hermann Radestock.

Die tiefsten Abgründe der Erde.

Als man im Jahre 1925 die Marnahöhle (bei Triest), die man später auch den Bertarelliabgrund nannte, auffand, war sie mit ihren 450 Metern der tiefste Abgrund, den man auf der Erde kannte. Inzwischen sind aber zwei noch tiefere Abgründe entdeckt worden. Der erste ist der Monteneroabgrund, der südlich der Quecksilberbergwerke von Idria in dem Italien zugefallenen Teil des einstigen

Beim Heurigen in Wien / Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Alfred Gerstenbrand

In den Wiener Vororten Grinzing, Sievering, Döbling und anderen wird in den Weinschenken der „Heurige", das heißt der Eigenbauwein des letzten Jahres, „ausg'schenkt". Das traditionelle Quartett mit den „Natursängern" sorgt dann für Stimmung unter den vielen Gästen, die sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzen. Dort erklingt das echte Wiener Lied älterer und neuerer Faktur, eine heitere Weinseligkeit herrscht in den rauchdurchqualmten Lokalen oder des Sommers in den Gärten. Hier erholt sich der Wiener gern von den Sorgen des Tages. Niemand hat die besondere Stimmung beim „Heurigen" besser charakterisiert als der Wiener Dichter Ferdinand Sauter, ein verbummeltes Genie, der dort einmal die Worte ausgesprochen haben soll: „Verkauft's mei G'wand, I fahr in Himmel." Der Wiener „Heurige" ist eines der wenigen volkstümlichen Überbleibsel aus alten Wiener Tagen.

österreichischen Kronlandes Krain liegt. Er wurde am 12. September 1926 unter Führung von Cesare Prez von Mitgliedern der Gesellschaft des 30. Oktobers aus Triest entdeckt. Dieser Abgrund erreicht eine Tiefe von 480 Meter. Auf seinem Grunde befindet sich ein Wasserbecken, das 20 Meter tief ist, so daß einschließlich dieses Wasserbeckens die Gesamttiefe des Abgrunds auf 500 Meter anwächst. Vom Juni 1925 bis zum September 1927 hat ein Höhlenforschungsverein aus Verona unter Leitung des Hauptmanns Cabianca in 1475 Meter Höhe in den Monti Lessini 27 Kilometer nördlich von Verona in der sogenannten Spluga della Preta einen Abgrund entdeckt, der gar bis in 637 Meter Tiefe reicht und damit der bei weitem tiefste aller bisher auf der Erde bekannt gewordenen Abgründe ist. Er besteht aus 10 aufeinanderfolgenden Schächten, von denen einer 120 und ein anderer sogar 159 Meter lang ist. Auch dieser Abgrund endet mit einem kleinen See von 15 Meter Durchmesser, der von unzugänglichen Spalten eingefaßt ist. Der Abfluß dieses Gewässers ist ebenso wie das des obengenannten unbekannt. Der nächste Flußlauf ist die in 125 Meter Höhe, also 1350 Meter unterhalb des Abgrundes dahinfließende Etsch. In dem Abgrund herrschte eine ziemlich konstante Temperatur von 5 Grad Celsius. Um bis zu seiner Sohle hinabzusteigen, hat man an mehreren Stellen Durchlässe, die nur 25 bis 40 Zentimeter breit waren, künstlich erweitern und von Geröll reinigen müssen. Schließlich wurde jetzt auch noch ein weiterer Abgrund entdeckt, der zwar nicht ganz so tief wie die drei genannten ist, aber doch immerhin den vierttiefsten Abgrund der Erde darstellt. Es ist der 1420 Meter tiefe Clanaabgrund. Wie der Montenerоabgrund, wurde er von 1925 bis Februar 1928 von Cesare Prez und Mitgliedern der Gesellschaft des 30. Oktobers erforscht und Federigo-Prez-Abgrund benannt. Er liegt in 560 Meter Höhe, 12 Kilometer nördlich von Fiume, und entwässert in die Recina. — Diese vier gewaltigen und äußerst gefährlichen Abgründe ähneln sowohl einander als auch den übrigen bekannten Abgründen in ihrem Bau außerordentlich. Die an Tiefe ihnen am nächsten folgenden Abgründe sind der Trebicianoabgrund bei Triest mit 329 Meter Tiefe, der von Chourun-Martin mit 310 Meter, der von Sarkotic in Montenegro mit ebenfalls 310 und der von Kacna-Jama in Istrien mit 350 Meter Tiefe.

Prof. Dr. Walter Anderssen.

Der rechtlose Schauspieler.

Lange Zeit haben die Schauspieler mit schweren Vorurteilen zu kämpfen gehabt. Die Kirche behandelte sie halb als Parias. So wollte 1673 der Erzbischof von Paris die Leiche Molières nicht ehrlich begraben lassen, so daß König Ludwig XIV. selbst ein Machtwort sprechen mußte. Im Jahre 1790 wurde dem berühmten französischen Schauspieler Talma von seinem Pfarrer die kirchliche Trauung verweigert, weil Leute wie er unter dem Kirchenbanne ständen. Die bürgerliche Gesellschaft betrachtete sie nicht als Gleichberechtigte, und sogar das Gericht schloß sich dieser Auffassung an, wie ein am 15. Dezember 1826 gefälltes Urteil des Marseiller Gerichtshofs beweist. Der Fall war folgender: Delestrade, Priester der Kirche Saint-Jérôme zu Marseille, hatte das erste Stockwerk eines Hauses gemietet. Der Vertrag besagte, die anderen Stockwerke dürften nur an ruhige Personen von untadelhaftem Betragen vermietet werden. Bald fand der Hausbesitzer Gelegenheit, das zweite Stockwerk an Saint-Alme, den ersten Bassisten des großen Theaters von Marseille, zu vermieten. Sogleich verlangte Delestrade die Aufhebung des Vertrags oder die Zurückweisung des Schauspielers. Man wandte ein: Saint-Alme sei ein ehrlicher und ordentlicher Mann, der friedlich mit seiner gesetzmäßigen Frau und seinen Kindern lebe. Draußen übe er wohl den Beruf eines Schauspielers aus, zu Hause sei er ein ruhiger Bürger, über den sich niemand zu beklagen gehabt habe. Dennoch entschied das Marseiller Gericht: die beiden Berufe seien unvereinbar, die Nachbarschaft unschicklich — und der Pfarrer blieb Sieger... Andere Zeiten, andere Sitten! Heutzutage haben die Schauspieler sich den ihnen gebührenden Platz in der Gesellschaft erobert.

Prof. Dr. Sigismund.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Nach längerer Pause tritt Hans Heyck, der Autor des „Zeitgenossen", mit einem neuen großen Roman auf den Plan. Man greift begierig nach dem Buche dieses Wortführers unblasierter deutscher Jugend, die das Elend der Zeit auf ihren jungen Schultern mit entschlossenem Mute trägt, heißen Herzens Ausschau haltend nach den Möglichkeiten der Befreiung, des neuen Wirkens, neuen Glücks. Und man liest die regenbogenfarbene Geschichte einer abenteuerlichen deutschen Jugend, die, nach uralt deutscher Idealistenart, vom Fernen, Fremden mächtig angesogen, dem Traum vom großen Leben in Welten nachjagt, in denen sie ihrem innersten Gesetz nach nie heimisch werden kann. Mühevoll findet sie den Weg zur Heimat zurück und landet abseits vom großen Leben in der Stille, wo Menschenlärm nicht hindringt, aber die inneren Stimmen in beglückender Deutlichkeit erwachen. Es ist der tausendmal gegangene deutsche Weg. Aber das ewige und das gegenwärtige Leid der unruhvoll und stürmisch das Leben, die Tat, sich selbst suchenden Jugend brandet durch die Stationen dieser über die Meere bis nach Samoa schweifenden Pilgerfahrt und macht sie zu einem Dokument deutschen Schicksals schlechthin. Der Titel, den Heyck seinem bei L. Staackmann, Leipzig, erschienenen Buch gab, sagt alles übrige. „Der Außenseiter" hat er es genannt. Das bezieht sich auf den Helden des Romans, gewinnt aber seine tiefere Bedeutung in der Beziehung auf Deutschlands Schicksal. Und gerade diese dunkle Melodie in der Tiefe leiht dem darüber schwebenden Einzelschicksal besondere Bedeutung und macht es für den deutschen Leser zum aufwühlenden Erlebnis. Im einzelnen gesehen, breitet der Roman eine unerhörte Fülle von buntestem, glänzend gemeistertem Stoff aus. Die Lehrzeit im Riesenbetrieb eines Hamburger Großkaufmannshauses stellt der Behaglichkeit von „Soll und Haben" ein modern gesehenes, prickelndes Konterfei neuzeitlichen Kaufmannslebens gegenüber, das allein schon hinreichen würde, einen Roman zu füllen. Ein reiches Bilderbuch von Welteindrücken, persönlich gesehen und seelisch verarbeitet, schließt sich an. Ein Juwel darin, die Schilderung des samoanischen Inselparadieses, dessen brutale Annektierung durch Neuseeland im Weltkrieg wir miterleben... Abschließend Streiflichter auf das Nachkriegsdeutschland, dessen politischem Chaos der Held nach besten Kräften zu dienen sucht, bis er, auch hier im tiefsten Inneren Außenseiter, seine eigene Welt im künstlerischen Schaffen findet. All das wird getragen und durchleuchtet von jener echt deutschen Rivalität von Gefühl und Geist, die Heycks Schaffen auszeichnet. Phantasie und Herz spannen glühend ihre Flügel aus, aber ebenso stark und lebendig regt sich der Intellekt, der grübelnd kritische Tiefen aufreißt und in faustischem Drang nach letzten Erkenntnissen hindrängt. In all dem mischt sich heißer Überschwang der Jugend auf liebenswerte Art mit sich klärender Mannesreife. Und über beiden steht ein Künstlertum von seltenem Reichtum aller Ausdrucksmittel, das den Lesenden unwiderstehlich in seinen Bann zwingt.

Von ganz anderer Seite her sieht Gustav Renker die deutsche Nachkriegsjugend in seinem Roman „Der Flieger" (L. Staackmann, Leipzig). Er zeichnet

Es gibt eine besonders taktvolle Art des Schenkens. Wenn der Herr der Dame seines Herzens das neue elegante Odol-Etui mit auf die Reise gibt, dann will er damit zum Ausdruck bringen: auch auf der Reise sollst Du modernen Komfort nicht missen – – – Wenn die Dame den Herrn ihrer Wahl bei irgendeiner Gelegenheit mit diesem praktischen Geschenk überrascht, gibt sie mit der gleichen verständnisvollen Geste zu erkennen: auch auf der Reise sollst Du nicht auf die Bequemlichkeit verzichten, für die zu sorgen ich mich verpflichtet fühle – –

Das neue Odol-Reise-Necessaire in dem prachtvoll gediegenen ledernen Etui ist ein passendes Geschenk für jeden Anlaß: elegant, vornehm und praktisch. Sein Inhalt: eine große Flasche Odol mit dem klassischen Patentverschluß – der ein Auslaufen des Inhalts verhindert – und ein flaches Odol-Mundspülglas als Zeichen des souveränen Geschmacks seines Besitzers.

Zu haben in allen vornehmen Fachgeschäften. — Wo nicht erhältlich weisen wir Bezugsquellen nach.

Odol

LINGNER-WERKE
DRESDEN

DESORAT
gegen lästiges Transpirieren und gegen Schweißgeruch

DESORAT
macht – im Gegensatz zu ähnlichen Mitteln – keine Flecke in Kleider u. Wäsche

DESORAT
ist vollkommen unschädlich!

Alle Bewegungen des Sports und des Tanzes wären vollkommenes Glück, wenn .... doch es ist peinlich, mit Damen über Transpiration zu sprechen oder gar Anti-Transpirationsmittel zu empfehlen. Gnädige Frau, verlangen Sie einfach

DESORAT

LINGNER-WERKE A. G.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

in ſeinem Helden den Typ eines neuen, härteren Geſchlechts, das ſich aus den Untiefen und Stürmen der Zeit mit eiſernem Willen emporarbeitet und die Welt beherrſchen lernt. Freilich geht viel vom beſten der deutſchen Seele dabei verloren, aber die Größe des Willens, die eherne Selbſtzucht, die Reſtloſigkeit der Hingabe an den erwählten Beruf entſchädigen dafür. Und ſchließlich leuchtet der alte Idealismus dennoch flammend aus Höchſtleiſtungen, die unternommen und ertrotzt wurden, um der Ehre willen, die damit auf den deutſchen Namen in der Welt fällt. Daß es ein Flieger iſt, der ſolchen Höhenweg ſucht und findet, leiht der Erzählung beſonderen Nachdruck und aktuelle Farben. Die kühnen Profile deutſcher Pioniere der Flugkunſt tauchen mit den Taten Werner Rudins vor uns auf. Hier wird in das innerſte Herz ihres Mannestums hineingeleuchtet, dem nicht der Rekord, ſondern der Fortſchritt, der der Menſchheit damit erſchloſſen wird, und der Dienſt am Vaterland das Entſcheidende ſind. Aber zugleich erſchließt Renker den Rauſch, die Senſationen, das leidenſchaftliche Glück des Fliegens und führt hinein in das Geheimnis des ſeeliſchen Verbundenſeins von Menſch und Maſchine. Hier entfaltet ſich eine eigenartig dämoniſche Romantik, die in dem tödlichen Abſturz in den Alpen ihre tragiſche Höhe erreicht. Die ſpät hervorbrechende Liebe zu einem Weibe hat den Kontakt mit der Maſchine gelockert. Sie rächt ſich, indem ſie mit dem ihr Entfremdeten in den Tod jagt. Dieſe balladenhafte Poetiſierung hat ihr ſchönes Gegengewicht in den großen Naturoffenbarungen gefunden, die Rudin auf ſeinen Flügen erlebt. Die Einzigartigkeit des Naturſchauens beim Fliegen wird mit jener des Bergſteigens zu einem prachtvollen Doppelklang verſchmolzen, der wohl zum erſten Male in der Literatur aufrauſcht. Und gerade hierin wieder liegt ſo viel von deutſchem Schauen und vom Flügelſchlag der deutſchen Seele, daß man fühlt: Auch dies neue Geſchlecht trägt tiefſtes Erbteil der Vorfahren in der gehärteten Schale ſeiner Bruſt. Damit knüpft der Roman den klingenden Faden zwiſchen den Geſchlechtern von einſt und denen von morgen. Erſt wenn ſie den zerreißen, werden ſie völlig aufgehört haben, deutſch zu ſein.

Es iſt äußerſt intereſſant, ſolchem Naturerleben, das immer wieder ſeeliſche Bereicherung ſucht, jenes andere gegenüberzuſtellen, das uns bei den neueren ſkandinaviſchen Dichtern ſo oft begegnet. In ihren Büchern lebt die Natur gewiſſermaßen im Urzuſtande und richtet ſich ſo gewaltig, elementar, drohend auf, daß der Menſch davor wie etwas Kleines, Weſenloſes hinwegſchwindet. Er behauptet ſich ihr gegenüber nur etwa wie ein beſonders intelligentes Tier, das fern iſt von ſeeliſchen Spekulationen, aber freilich mit unerhört geſchärften Sinnen jeden Sturmzug ihres wilden Atems zu belauſchen vermag. Ein neues Dokument ſolchen Naturerlebens hat der Norweger Mikkjel Fönhus in ſeinem Buch „Die Wildnis brauſt“ aufgerichtet, das, von J. Sandmeier und S. Angermann ausgezeichnet überſetzt, in der C. H. Beck'ſchen Verlagsbuchhandlung in München erſchienen iſt. Hier wird die großartig feſſelloſe Wildnis des äußerſten norwegiſchen Nordens aus der Tierperſpektive in wunderſamen Schilderungen typiſcher Tierſchickſale meiſterhaft, mit unheimlicher Sachlichkeit geſpiegelt. In majeſtätiſcher Wildheit und Größe geht die Natur ihren Donnergang durch die Jahreszeiten und ſteht als kalter, gefühlloſer Hintergrund da, vor dem ſich ungezählte Tiertragödien im unabläſſigen Kampfe aller gegen alle abſpielen. Fönhus greift die Lebensgeſchichte des Bären Rugg heraus und läßt dies Raubtierleben mit all ſeinem wilddramatiſchen Auf und Ab als beſondere Strophen der großen Wildnis-Melodie mit unerhörter Anſchaulichkeit vor uns vorüberziehen. Natur, Menſch, Tier drehen ſich als Urfeinde um- und gegeneinander. Aber obwohl beide unter der ehernen Fauſt der Natur bluten, müſſen ſich Menſch und freies Tier auf Tod und Leben bekämpfen, bis eines unterliegt und vertilgt iſt. Den Stadien dieſes Kampfes folgt man herzklopfend und weiß nicht, wem man ſein größeres Mitgefühl ſchenken ſoll von beiden Kämpfern. Beklemmender noch droht dann die unbarmherzige Natur aus der Tragödie eines Habichtneſtes, die ſich in ihrem Verlauf, ihren Zuſpitzungen und ihrem Ende getroſt

neben b…
gleich S…
er verm…
ihnen bl…
herzig m…
lungen …
nungen …
Jen…
der Me…
„Die …
winnen …
an den …
Kampf …
niert g…
rahmen, …
zwiſchen …
derliche, …
pointiert …
rätſelvol…
Labyrin…
läßt die…
weiſe a…
ganze …
haften …
happy …
Rück…
ſpukhaft…
Hier rid…
Größe …
hin und …
wurzelte…
genomm…
Mantel …
das gra…
dieſem …
ſchenkte, …
Reigen …
vom kün…
Auf …
bunt fl…
Rudol…
gefaßt …
ſchienen…
ſchmerzli…
Lebens, …
Schlupf…
beſonder…
deutende …
perſönlic…
Was w…
Betracht…
zwiſchen …
das, was …
und weiterzudich…

ZUM NACHDENKEN

Magisches Kreuzworträtsel.

Die Buchstaben
a a a a a a a a d d e
e e e e e e e e e e f
f f f g g h h i i k k
k k l l l l n n n n o
o r r r r s s s s s s s
t t t t u u u
sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß wagerecht und senkrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1 Menschenrasse, 2 Kleidausschnitt, 3 heiliges Gefäß (Sage), 4 übersehen, loslassen, 5 angeheiratetes Kind, 6 Säugetier.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
a — ar — beu — bo — bre — bu — che — de — der — e — feld — frei — ge — ge — glei — ha — he — he — hei — her — in — ki — klit — ler — li — lip — lup — mar — mer — mi — ne — ni — nik — nis — no — pe — phi — pi — ra — ral — ran — re — re — scha — schall — se — te — ter — tiv — ven — wi — witz — za — ze — zenz
sind 17 Wörter von untenstehender Bedeutung zu bilden, deren zweite und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Friedr. Spielhagen ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) 1 Nordseehafen, 2 grammatischer Ausdruck, 3 ausländischer Vogel, 4 Boot, 5 militärischer Rang, 6 bekannte Stadt des Altertums, 7 Stadt in Persien, 8 Gift, 9 japanischer Ort, 10 deutscher Dichter, 11 Papstname, 12 Vogel, 13 Seeräuber, 14 Stadt in Schlesien, 15 Sonntagsname, 16 Schillersche Dramengestalt, 17 griechischer Philosoph.

Verschieberätsel.

Potsdam — Standard — Barcelona — Weichsel — Wünsdorf — Kleefeld — Hannover

Vorstehende Wörter sind so untereinander zu schreiben, daß zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, einen deutschen Freistaat und dessen Hauptstadt ergeben.

Rösselsprung-Königszug.

dei	nicht	Ruhe	zen	in	zur	du	du
ner	lang	von	gan	der	getan	hast	was
den	mil	fin	best	dich	be	schenkt	wenn
Ge	Schuld	so	la	den	trennst	dem	von
den	Hauch	den	Du	kennst	dir	ganz	ge
du	wicht	bre	an	wenn	nicht	lenkt	ge
von	Gna	tes	das	Teil	die	ist	nur
Got	willst	ein	du	auf	was	dich	Schuld

Abwechselnd ein Rösselsprung und ein Königszug.

Der Stickrahmen.

A E F G H I L M O R S T U Z

Um hochzukommen.

Bald faktisch, bald symbolisch steigen
Oft Menschen auf dem „Wort" empor.
Dies wird — ein Zeichen hol' hervor —
Sich als geeichtes Maß dir zeigen.

Der Renommist.

Man sieht Eins auf bewegter See
Die hohen Wellen krönen;
Zwei—drei als Waffe wird benutzt
Von flotten Musensöhnen.
Das ganze Rätselwort benennt
Den prahlerischen Wicht,
Der viel verspricht, doch wenig hält.
Trau' seinen Worten nicht!

Dreiecks-Problem.

A A A Ä E E E H
I I I L L M N N R
R R R S T T Z

Diese Buchstaben sind in die leeren Kreise so einzusetzen, daß die Buchstaben jedes Dreiecks ein Wort bilden. Beim Pfeilkreis beginnend und in der Laufrichtung des Uhrzeigers gelesen, ist der Sinn der Wörter folgender: 1 Tassosche Frauengestalt, 2 leiser Wind, 3 mythologischer Riese, 4 Fluß in der Schweiz, 5 feiner Spott, 6 Rabenvogel. — Die Buchstaben der Pfeilkreise nennen eine Zierpflanze.

E M D P S I I T D A M D 1 2 3 4 5 6

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4372.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4370.

Scherz-Frage-und-Antworträtsel. 1. Einschalträtsel: Opfer, Gemüse, Traube, Schwelle, Leiste, Fluß, Schach, Ruhm, Leid, Kirsche, Dogge, Lienz, Beleidigung, Runde, Tiger, Weichsel, Rubin, Meter, Schmerz, Braut, Wange, Band, Siegel, Weiche, Mahl, Staat, Alster. — Für welches Geld gibt man nichts? — 2. Versteckrätsel: Fell, Übel, Rind, Stern, Form, Erz, Ring, Sport, Ehre, Nil, Genf, Erle, Locke, Dach. — Fürs Fersengeld.

Rätsel im Rätsel: 1 Hasenfuß, 2 Flegelei, 3 Regenfaß, 4 Reederei, 5 Pflaster, 6 Katarakt, 7 Käuferin, 8 Zichorie, 9 Schalmei. — Segeltuch.

Rebus: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. (Körner.)

Magische Silbenquadrate: I Sepia, Pistole, Alexis; II Olive, Liane, Venedig; III Korsika, Sirene, Kanevas; IV Stakkato, Kabale, Toledo.

Worträtsel: Hof.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Johannisbeere, 4 Banane, 6 Ananas, 8 Esel, 9 Anode, 10 sauer, 12 Erpel, 13 Barbar, 15 Ulan, 16 Base, 18 Genre, 20 Lira, 22 Nero, 24 Marine, 25 Heide, 26 Landregen, 27 Alraune; senkrecht: 1 Hornisse, 2 Johanna, 3 Regina, 4 Basel, 5 Neapel, 6 Adebar, 7 Nassau, 8 Efeu, 11 Erle, 12 Erlangen, 14 Barbara, 17 Tanne, 19 Remagen, 20 Lineal, 21 Herde, 23 Roland, 25 Heine.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4372. 171. BAND A.A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 27. DEZEMBER 1928

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Bad Elster
Moor-, Stahl-, Kohlensäure-, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Wiesbaden
Kurhotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

HARZ

Goslar
Hotel der Achtermann. 120 Z. m. 180 Betten, 27 Z. mit Privatbäder, Kraftwagenunterstände, Fernspr. Nr 1.

Hotel Niedersächsischer Hof. Z. m. fließ. Wass., Café u. Kond. Besitzer beid. Häuser H. Pieper, Fernspr. Nr. 630.

Hotel Hannover. Modern. Haus I. Ranges gegenüb. dem Bahnhof.

Hahnenklee (Oberharz)
Höhenluftkurort, 600 m ü. d. M. Familienfreibad.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

SACHSEN

Dresden
Hotel Bellevue. Weltbekannt, sehr vornehm.

Müllers Weinrest., Marienstr. 46. Architekt. Sehenswürdigkeit.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

THÜRINGEN

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Das Haus mit Bädern und fließendem Wasser. Tel. 22.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania. 70 erstklass. Gasträume, mod. Zimm., Garag.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Hotel-Pension Preußischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Pension Du Bois. Erstklassig, im großen Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Hotel Vier Linden. Am Kurpark, schönste Lage.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanst. f. inn. Krankh.

SCHWEIZ

Arosa
Hotel des Alpes. Bestempfohlenes Familienhaus. Vollpension Sommer von Fr. 13.— an.

Hotel Arosa-Kulm. Aller mod. Komfort, idealste Lage für Sommer- u. Wintersport, 1850 m ü. M.

Eden-Hotel. Jahresbetrieb, fließ. Wasser, Priv.-Bäd. Bes. W. Wettengl.

Sanatorium Arosa. Lungenheilanst., mod. Komf., fl. Wass., sonn. Lage.

Waldsanatorium Arosa. Erstkl. Lungenheilanstalt. Fließ. Wasser.

Basel
Grand-Hotel u. Hotel Euler. Vornehm., altbekannt. Familienhotel I. Ranges am Centralbahnh. Telegramm-Adresse: Eulerhotel.

Hotel Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus, prima Küche.

Hotel Royal. Am B.-Bahnh., alle Zimmer fließ. Wasser, ziv. Preise.

Grand Hotel Victoria u. National. I. R. Zimmer von 6 Fr. an.

Brunnen
Hotel Hirschen, direkt am See, neu renoviert.

Davos
Neues Sanatorium für Tuberkulose.

Locarno
Hotel Metropole. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Park-Hotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber am See. Einziges Haus in großem Park am See.

Lugano
Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Crocefisso. Erholungsheim Quisisana. Mod. Komf., Luftb., Jahresbetr.

Kurhaus und Erholungsheim Monte Bré. Pens. v. M. 8 an, deutsch. Haus.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Pontresina
Hotel Schweizerhof. Pension Sommer Fr. 15.-, Winter Fr. 17.-.

Zürich
Hotel City-Excelsior. Alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zimmer von Schw. Fr. 6.— an.

Vegetarisches Restaurant und Conditorei, Sihlstraße 26/28.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Palace-Hotel. Führ. Haus, 250 Z. Priv. Meerbäd. i. Haus. Ganzjähr.

Laurana bei Abbazia
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Meran
Hotel-Pension Aders, schönste Lage, fließ. Wasser, groß. Park.

Hotel Auffinger, vorm. Hotel Tiroler Hof, Deutsch. Familienh. m. mod. Komf.

Savoy-Hotel. Führendes Familienhotel an der Kurpromenade, unter Schweizer Leitung.

Hotel u. Pension Windsor. Vornehm. Familienh. a. d. Promenade

Neapel
Hotel Continental, am Meer, fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo
Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo
Hotel Regina Palace. Neuestes Haus der Riviera, vornehmes Familienhotel.

Rom
Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges deutsches Haus I. Ranges.

SIZILIEN

Syracus
Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

ÄGYPTEN

Kairo
Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ zur Lektüre auf. ←

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4372. 171. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten-Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 27. Dezember 1928.

PARIS
HOTEL MODERNE
Place de la République.

500 Zimmer. — 300 Badezimmer.
Zimmer ab 30 Frs. Größter Komfort.

Restaurant. — Bar. — Bierstube.

Private Schreibmaschinenräume.
Telegr.-Adresse: Otelderne Paris.

PARIS CERAMIC HOTEL 34, Av. Wagram (Etoile)
Erstkl. Komfort / Mäßige Preise

LANCASTER HOTEL
Haus ersten Ranges
7 Rue de Berri **PARIS** Champs Elysées

DAVOS 3 Sanatorium Seehof. Fliess. Wasser. Prospekt.
Kurhotel Esplanade. Prospekt. Preise ab M. 12.-.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Rein's Durchschreibe-Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.
Kartenregister.

ÖSTERREICHS FÜHRENDES ALPENSEEBAD KURORT
Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit
WARMSTER ALPENSEE EUROPAS (BADEZEIT MAI–OKT.)

Hochschule für Musik in Sondershausen
Dirigieren, Gesang, Klavier, Theorie und Kompositionslehre, sämtl. Streich- und Blas-Instrumente, Harfe usw.
Vollständige Ausbildung für Oper und Konzert.
Ausbildung für den Lehrberuf. Prüfungen unter staatlicher Aufsicht. Mitwirkung im staatlichen Lohorchester, Freistellen für Bläser- und Streichbassisten. **Eintritt Ostern, Oktober u. jederzeit.** Prosp. kostenlos.

Keilhau bei Rudolstadt in Thüringen. Fernruf 185.
Landerziehungsheim für Knaben, gegründet 1817 von Friedr. Froebel, staatlich **anerkannte Oberrealschule.** Zeugniserteilung für Obersekunda und Abitur. Internat und eigenes Gut. Wahlfrei Latein und Spanisch. Ständige Aufsicht, kleine Klassen, gesunde Lage im Talkessel, von Bergwäldern umgeben. Drucksachen durch die Anstaltsleitung.

AUREOL
seit 32 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt und natürlich
in allen Nuancen
vom hellsten Blond
bis zum tiefsten Schwarz

Probekarton zu 1 Portion	M. 1.75
Probekarton zu 2 Portionen	M. 3.15
Original-Karton zu 4 Portionen	M. 5.25

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
BERLIN, Markgrafenstr. 26.
Ueberall erhältlich.

DIE FRANZÖSISCHE RIVIERA
DER EWIGE FRÜHLING

JUAN LES PINS
mit seinem wundervollen Kasino.
5 km von Cannes. 20 km von Nizza.

LE PROVENCAL
Das mit raffiniertem Luxus ausgestattete Palasthotel am Strande.
Einzig in seiner Art an der Riviera.
DIREKTION: J. E. PACCIARELLA,
Besitzer der Hotellerie du Grand Cerf Evreux.

CANNES HOTEL GONNET ET DE LA REINE
an der Croisette. Haus allerersten Ranges.
Berühmt durch seine traditionelle, hervorragende französ. Küche.

AGAY Hotel des Roches Rouges
Südlage — Großer Park — Prachtv. Panorama
Erstkl. Fam.-Hotel — Tennis — 300 m vom Meer — Mäßige Preise.

MONTE-CARLO MIRABEAU-HOTEL
Beste Lage
Vornehmes Heim — Renom. Küche.

JUAN-LES-PINS FREDERIC'S PALAIS MIRASOL
Tee-Salon, Confiserie. — Zimmer u. Pension. Bes. F. Schipper.

NIZZA GRAND HOTEL O'CONNOR GIRAUDY
200 Zimmer mit Privattelephon, 100 Badezimmer, vornehmes Heim.

NIZZA
ASTORIA HOTEL
Erstklassig!
Vornehmes Heim
Beste reichhaltige Verpflegung
A. UHRING, Besitzer.

Monte-Carlo. Hôtel Prince des Galles
I. Ranges. — Prächtiger Garten. Marcel Rey, Besitzer.

MONTE CARLO. HOTEL TERMINUS.
Das ganze Jahr geöffnet. Beste Lage gegenüber dem Kasino. Aussicht aufs Meer. Vollständig renoviert und mit höchstem Luxus ausgestattet. Zimmer mit Badezimmer und Telephon. Mäßige Preise. Erstklassige Küche. Deutsches Haus.

NIZZA Das PALACE-HOTEL
Das Hotel der vornehmen Gesellschaft.
Zentral. Besitzer: W. Meyer.

BEAULIEU S/MER. HOTEL VICTORIA
100 Zimm. Komfort. Meeresans. Garten.

BEAULIEU S/MER. EMPRESS HOTEL
Renov. Südl. Gute Küche. Pens. ab 45 Frs.

NIZZA HOTEL DU LOUVRE
Das ganze Jahr geöffnet.

BEAULIEU S/MER. HERMOSA HOTEL
Ren. Küche. — Garten. — Mäßige Preise.

MENTON HOTEL MAJESTIC
Das neueste Haus. Neue Leitung. Vornehmes Heim, beim Casino Municipal u. Stadtpark. Restaurant I. Ranges, American-Bar.

NIZZA HOTEL SCRIBE
I. Ranges, von Deutschen bevorzugt.

MENTONE DIE PERLE DER RIVIERA
Ewiger Frühling — Das mildeste Klima Europas
10 Minuten von MONTE CARLO **SAISON OKTOBER — MAI**
Prachtvolle Promenaden und Ausflüge ★ Alle Attraktionen ★ Jeder Sport ★ Kasino (Boule, Baccarat usw. usw.)
Auskünfte kostenfrei durch: **SYNDICAT DES HOTELIERS, PAVILLON MENTONAIS, MENTON (A. M.)**

MENTON Französische Riviera
HOTEL IMPERIAL
Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo. 350 Zimmer mit Bad. — Großer Park.
Erstklassiges französisches Restaurant.
GRUPPE DER HOTELGESELLSCHAFT RITZ-CARLTON, LONDON.

MENTON WINTER PALACE
300 Zimmer
200 Badezimmer
★
Gleiche Leitung
ILES-BRITANNIQUES
ZENTRAL

MENTONE ORIENT-HOTEL
Das allerbeste, erstklass. Familienhotel.
Zentral mit großem Park. L. Brunetti.

MENTONE HOTEL MENTON & DU MIDI
Das zentralgelegene reputierte Haus am Meer.
BESTRENOMMIERTES RESTAURANT
Telegr.-Adr.: Mentonmidi-Menton. G. de SMET, Bes. u. Direktor

---

MENTONE HOTEL BELLEVUE & D'ITALIE
I. Rang. — Große Palmengärten.
Reput. Küche. Kraftwagen zum Bahnhof. Mäßige Preise.

CAP-MARTIN HOTEL RIVA-BELLA
Omnibus Monte-Carlo u. Menton.
Park. Tennis. Erstkl. Kundschaft.

NIZZA HOTEL PETROGRAD & PLAGE
Promenade des Anglais. — Garten a/Meer.
Jeder Komfort. Bes. Lanzrein-Bircher.

Den Lesern der Leipziger Illustrirten Zeitung steht unsere Vertretung in Paris, 44 bis, Rue Pasquier, mit jed. Rat in Reise- od. Hotelangelegenheiten unverbindl. zur Verfüg. Daselbst liegt auch die Illustrirte Zeitung auf.

NIZZA **Hotel NEGRESCO** Promenade des Anglais

Gleiche Verwaltung:
SEVILLA: Alfonso XIII
PARIS: Claridge
LYON: Palace
MADRID: Palace
„ Ritz
BRÜSSEL: Palace
„ Astoria
ARDENNE (Belgien): Chateau d'Ardenne
SAN SEBASTIAN: Continental
SANTANDER: Real

Heidelberg, Töchterpensionat Scheffelhöhe
gegen. Schloß, alls. Ausb., staatl. gen., k. u. warm. W. in all. Zimm., Z.-Heiz.

DIE ASTROLOGIE
Entwicklung, Aufbau und Kritik.
Von Professor Dr. Arthur Krause.
Mit 50 Abbildungen. Geb. RM. 7.50.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig C 1.

DIE JUNGE FRAU
Betrachtungen u. Gedanken über Schwangerschaft, Geburt u. Wochenbett.
Von Dr. Wilhelm Huber, Leipzig. 4., verbesserte Aufl. Ganzleinen 5.50 RM.
„Man merkt es auf jeder Seite, dass es den jungen Frauen nützen will, denn alle Fragen, die berührt werden müssen, werden so abgehandelt, dass ein Irrtum darüber, wie sich die junge Frau zu verhalten hat, gar nicht entstehen kann". *Leipziger Neueste Nachrichten.*
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig C1, Reudnitzer Str. 1–7.

Illustrirte Zeitung

Phot. E. Gyger, Adelboden.

WINTERZAUBER IM HOCHGEBIRGE

AM HAHNENMOOS-PASS BEI ADELBODEN (SCHWEIZ)

Feierliche Übergabe der amerikanischen Spende für ein neues Lehrgebäude der Heidelberger Universität durch den amerikanischen Botschafter Dr. Schurman am 17. Dezember: Dr. Jacob Gould Schurman mit dem Rektor der Universität, Prof. Heinsheimer, und den Vertretern der Studentenschaft nach dem Festakt in der Stadthalle, bei dem er zum Ehrenbürger von Heidelberg ernannt wurde.

Ein Denkmal für den U-Bootshelden Otto Weddigen, der mit „U 9“ am 22. September 1914 drei englische Panzerkreuzer versenkte († 1915): Modell des von Ernst Paul Hinkeldey entworfenen Males, das die Vaterstadt Herford Weddigen zu errichten plant.

Schadenfeuer in Berlin: Das brennende Gebäude in der Neuen Friedrichstraße, wo am 17. Dezember in einer Spielwarenfabrik Feuer entstand.

Königinnen der Gelbsterne: Nach der Wahl der neuen deutschen Modekönigin für 1929 auf dem „Ball der Mode“ in Berlin am 13. Dezember.
Von links aus (sitzend): Die Modeköniginnen von Frankreich (Micheline Peguard), von Deutschland (Alice Hoppe), von Österreich (Liesel Spindler) und von Ungarn (Maria Szoeggye). Rechts stehend neben der deutschen Modekönigin: Vizekönigin Charlie Scharlau.

Aus der internationalen Gesellschaft: Graf Folke Bernadotte, ein Neffe des schwedischen Königs, verläßt mit seiner jungen Frau, Estelle Manville, der Tochter eines amerikanischen Millionärs, nach der Trauung unter den gekreuzten Klingen schwedischer Offiziere die Kirche in Neuyork.

Denkt gute Gedanken!

EIN MAHNWORT FÜRS NEUE JAHR VON MAX HAYEK

Kein Mensch weiß zu sagen, was ein Gedanke ist, woraus er besteht, wie er zustande kommt, kein Mensch hat einen Gedanken je gesehen. Der Gedanke ist wie Gott, von dem in der Schrift ausgesagt wird, daß ihn kein Mensch noch gesehen hat. Und der Gedanke ist Geist. Genau wie Jesus sagte, daß Gott Geist sei. Unsichtbar, ungreifbar, irreal und unkörperlich, ist der Gedanke dennoch so wirklich, wie irgend etwas in der stofflichen Welt wirklich ist, ist er doch so real und gewaltig, wie irgendeine Kraft in dieser Welt real und gewaltig ist. Ja, es bleibt zweifelhaft, ob es in dieser Welt etwas Realeres und Gewaltigeres gibt als den Gedanken. Wir denken, sinnen, planen, entwerfen, wir sprechen, schreiben, zeichnen, malen: und immer sind es Gedanken, die wir verwandeln, sei es in Dichtungen oder Epigramme, in Graphiken oder Gemälde. Der Gedanke dringt aus einer geistigen Welt auf uns ein und verlangt von uns irgendeine Verstofflichung, er will durch uns sozusagen irdisch werden, seine Mission auf Erden erfüllen, Erdengut, Menschheitsgut werden. Die Bücher aller Völker und Zeiten sind nichts anderes als der aufgehäufte Weltvorrat an Gedanken. Der geheimnisvolle Apparat unseres Gehirns ist wie die Antenne, die eine Sendung von ferne her oder nahe her aufnimmt und weitergibt, doch ohne vom toten Mechanismus einer materiellen Antenne zu sein. Denn wir können Gedanken „verarbeiten", wir können sie metamorphosieren und in Gestalt, Kraft und Intensität verändern.

Kann ein Mensch einen eigenen Gedanken denken? Hat ein Mensch je einen eigenen Gedanken gedacht? Gibt es eigene Gedanken?

Kein Mensch von weiter reichender Erkenntnis wird den Mut haben, diese Fragen unbedingt zu bejahen. Als Haydn einmal seine „Schöpfung" anhörte, wurde er von der Stelle „Es werde Licht!" so sehr überwältigt, daß er, den Blick zum Himmel gerichtet, ausrief: „Nicht von hier, von dort kommt alles!" Die ganze Bibel will uns beweisen, daß wir nichts wissen können, und daß alles Wissen einzig bei Gott ist. Bei Jakobus ist zu lesen: „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts!" Und kein wahres Genie noch hat sein Werk für sich in Anspruch genommen. Es wußte im Tiefsten, daß ihm alles geschenkt worden sei, daß es lediglich Instrument, Organ einer schöpferischen Macht gewesen sei, die sich durch es verkündete und offenbarte. Ein Koloß wie Anton Bruckner widmete deshalb eine seiner Symphonien dem lieben Gott. Der österreichische Katholik fühlte nicht weniger tief seine Ohnmacht als der deutsche Protestant Luther, der die Zeilen schrieb: „Mit unserer Macht ist nichts getan!" Diese Demut des Menschen, sich als Instrument oder Organ einer schöpferischen Macht zu fühlen, die allein schöpferisch zu nennen ist und alle Menschenmacht überiteigt, diese Demut findet in den Worten des Vaterunsers, wo es heißt: „Dein Wille geschehe!", ihren klarsten Ausdruck. Es ist die Stellung des religiösen Menschen zu den Taten des Lebens an ihm, und gewiß hat kein Mensch diese Worte erhabener vorgelebt als Jesus, der Menschensohn. Er ist es, der von sich aussagt, daß der „Vater" durch ihn spreche, daß seine Gedanken nicht seine Gedanken seien, sondern daß alles Offenbarung des „Vaters" sei, Verwirklichung des Vaterwillens und Vatergeistes durch ihn. In den Worten Jesu, in seinen Parabeln und Lehren erkennen wir die höchsten und tiefsten Gedanken, die je gedacht wurden, hier ist alles in Gleichnisse von wunderbarer Originalität und Lebensfülle aufgelöst, hier sind wirkliche Gedanken von „erster Hand" Wortgestalt geworden, ja, Fleisch und Blut. Und doch werden auch die Worte Jesu auf frühere Dokumente zurückgeführt, wird auch ihnen die Originalität abgesprochen.

„Die Worte, in denen ich denke, sind nicht die meinen. Sie gehören der Menschheit an. Millionen von Menschen haben sie geschaffen, geprägt, sie sind geworden wie ein Korallenriff, in das meine Gedanken hineinkriechen. Originelle Ideen? Wo willst du sie finden? Alle Ideen, die es gibt, sind schon da — treiben im Meer der Ideen. Ich, eine Auster, nehme einige davon in mir auf und bezeichne sie als die meinen!" so sagt der Amerikaner Frank Crane.

Aber gerade welche Gedanken und Ideen ich in mir aufnehme, das ist von entscheidender, von segensvoller oder verhängnisvoller Wichtigkeit. Denn Gedanken sind Wirklichkeiten, lebendige Kräfte, furchtbare oder liebliche Gewalten, Aufbauer oder Zerstörer, Freunde oder Feinde, Helfer oder Verderber, Lebensverlängerer oder Lebensverkürzer, tödlich oder heilend. Gedanken sind Beglücker oder Vernichter des Glücks, Mutgeber oder Verzweiflungsbringer, Beschützer und Verteidiger, Rückhalt und Stütze, oder sie sind wie die Wasserflut, die hereinbricht und Katastrophen schafft. Die ganze stoffliche Welt, die wir schauen — was ist sie anderes als der verwirklichte Gedanke? Die Brooklyn-Brücke wurde gedacht, ehe sie gebaut wurde. Die Schreibmaschine, mit der diese Zeilen niedergeschrieben wurden, mußte gedacht sein, ehe sie konstruiert werden konnte. Und der Gedanke hat große Macht über den Stoff. Denken wir an das Phänomen der Hypnose! Wie da der Mensch, des eigenen Willens beraubt, dem Gedanken eines anderen Menschen gehorsam ist, wie da ein Mensch heiter oder traurig ist — genau wie der Hypnotiseur es befiehlt. Nicht anders ist's im Leben! Der Mensch, den freudige Gedanken bewegen, zeigt dies in seinem ganzen Wesen, der Mensch, den Sorge bedrückt, muß dies deutlich machen: der Stoff ist das Manifestationsmittel des Gedankens oder einer geistigen Welt. Doch damit ist uns ein Weg gewiesen, das Leben zu meistern und seiner froh zu werden. Denn wir haben nur einen Feind: den Gedanken. Wir haben nur einen Freund: den Gedanken. Furcht, beispielsweise, ist ein Gedanke, der Macht über uns gewinnen kann. Er ist ein Gedanke aus einer Sphäre, die wir keine Macht über uns gewinnen lassen dürfen. Liebe ist ein Gedanke aus hoher Sphäre, wenn es sich um wahre Liebe, also um dienende Liebe handelt. Hier sollen wir uns öffnen. Denn soweit wir der Welt offen sind, soweit ist sie uns offen, und nur das Auge der Liebe sieht wirklich, nur das Auge der Liebe erkennt wirklich. Ohne Liebe kann kein Mensch ein Mensch sein. Die Liebe erst macht den Menschen zum Menschen. (Hier webt eines der großen Geheimnisse der Welt, hier ist die Pforte zu den Mysterien der Seele.) Jeder Gedanke der Liebe baut auf. Gedanken der Liebe rufen Blumen aus dem Erdreich unserer Seele. Liebe ist Leben und gibt Leben. Wir sind nirgends besser, als wo wir geliebt werden, und nirgends weiser, als wo wir lieben. (Nicht die Verwirrung durch den Eros ist hier gemeint, sondern jene höhere Liebe, die Geist geworden ist.) Haß zerstört. Er mag berechtigt sein, er mag durch Böses hervorgerufen worden sein: er zerstört dennoch. Kein wahrhaft Weiser hat je gehaßt. Haß ist Kraft aus unterer Welt, und ein Gedanke des Hasses zerreißt das zarte Gewebe der Seele, das dann nur viele Liebe wiederherstellen kann.

Erkennt man solcherart die Kraft der Gedanken, so möchte man den Menschen zurufen und immer wieder zurufen: Denkt gute Gedanken! Denn Gedanken sind auch fernwirkend. Jeder hat das erlebt, es ist experimentell nachzuweisen. Gedanken sind Fernhintreffer im guten oder schlechten Sinne, beruhigende, lindernde, wohltätige Kräfte, große, mächtige Dinge, und wir sollten sehr auf sie achthaben. Aber wir tun es nicht. Wir lassen zu vielen Gedanken Einlaß, die unser Geisteshaus niemals betreten dürften, und wir lassen unsere eigenen Gedanken ziellos treiben, ohne sie recht in der Gewalt zu haben und bedeutenden Zwecken dienstbar zu machen.

„Ich habe euch Macht gegeben, auf Skorpione zu treten", sagte Jesus zu seinen Jüngern. So ist auch uns, wenn wir in einem hohen Gedanken stehen, Macht gegeben, allem standzuhalten, was uns als Gegnerschaft schädlich entgegentritt. Wer einem hohen Gedanken die Treue hält, dem hält auch dieser Gedanke die Treue. Und ein solcher Gedanke erweist sich zuletzt stärker und kräftiger als der große, scheinbar unüberwindliche Widerstand der Welt.

TAGESGESCHICHTE

Heidelberg feierte am 17. Dezember die Übergabe der vom amerikanischen Botschafter vermittelten amerikanischen Stiftung für ein neues Vorlesungsgebäude der Universität. In der Festhalle wurde ein Festakt veranstaltet, bei dem der Rektor der Universität, Prof. Heinsheimer, die Begrüßungsworte sprach. Dann übergab Botschafter Schurman mit einer herzlichen Ansprache die 500 000 Dollar betragende Spende von amerikanischen Freunden der Universität Heidelberg. Rektor Prof. Heinsheimer dankte dem Botschafter und den Stiftern, und Oberbürgermeister Prof. Walz ernannte Schurman, den bereits der Ehrendoktorhut von Heidelberg schmückt, zum Ehrenbürger der Stadt Heidelberg. — Der nunmehr 75 jährige Botschafter, Prof. Dr. Jacob Gould Schurman, hat sich durch das Zustandebringen der reichen Spende, von der fast die Hälfte von John D. Rockefeller jun. stammt, ein neues hervorragendes Verdienst um die Universität Heidelberg, deren Student er selbst einmal war, und damit um das gesamte deutsche Geistesleben erworben.

Von einem verheerenden Brandunglück wurde am 18. Dezember das Haus Schönleinstraße 5 im Süden Berlins betroffen. In einer im Hinterhaus des Grundstücks gelegenen Radiofabrik entstand durch Explosion eine riesige Stichflamme, die sofort auch die oberen Stockwerke in Brand setzte. Unter den Arbeitern und Angestellten der in diesem Grundstück untergebrachten Firma entstand eine Panik. Die vom Feuer aufs schwerste bedrohten Menschen konnten sich sämtlich retten oder von der Feuerwehr in Sicherheit gebracht werden. Über dreißig Personen erlitten allerdings Verletzungen, zwei von ihnen starben im Krankenhaus. Der Feuerwehr gelang es schließlich, den Brand zu lokalisieren. — Schon am Vortage wütete in Berlin, in der Neuen Friedrichstraße, ein Großfeuer, das in einer Spielwarenfabrik beträchtlichen Schaden anrichtete.

Ganz Norwegen ehrte am 14. Dezember seinen großen Forscher Roald Amundsen. An diesem Tage erreichte vor 17 Jahren nach einer Überwinterung in der Arktis und zweimonatigem Kämpfen in Nacht und Eis Amundsen als erster den Südpol. Nun feierten die Norweger den 14. Dezember als Gedenktag für den bei der Hilfsexpedition für Nobiles Mannschaft (Juli 1928) ums Leben gekommenen Forscher. Um 12 Uhr mittags senkten sich alle Flaggen auf Halbmast, aller Verkehr und jede Arbeit ruhten zwei Minuten lang, von den Kirchen läuteten die Glocken. In der alten Oslo-Feste Akershus fand die Hauptfeier statt, an der König und Kronprinz, Abordnungen der Garnison, der Regierung, der Behörden und die diplomatischen Vertreter teilnahmen. In allen Schulen wurden Feiern abgehalten, ebenso in den verschiedenen Vereinen und Korporationen. Die Kirchen veranstalteten Gedenkgottesdienste. Auch wurde an diesem Tage ein Amundsen-Fonds gegründet, dessen Zinsen für Ausgaben verwandt werden sollen, die zu Amundsens Lebenswerk in Beziehung stehen, also vor allem für die geographische Forschung. — Am 16. Dezember fand dann in Borge bei Sarpsborg, Amundsens Geburtsort, die Enthüllung eines Gedenksteins für den Forscher statt. Kronprinz Olaf stellte in seiner Rede die Gestalt Roald Amundsens dem norwegischen Volke als leuchtendes Vorbild hin.

In Afghanistan gärt es noch immer. (Vgl. unseren Beitrag in Nr. 4370.) Die Hauptstadt Kabul ist vom Verkehr abgeschnitten; nach gewissen Nachrichten schweben König Aman-Ullah und seine Gattin in Gefahr, gehen die Regierungstruppen zu den Aufständischen über. Die gegenwärtige Verschwörung geht von den östlichen Grenzstämmen aus. Die Revolte hat sicherlich nur innerpolitische Gründe; denn die in Betracht kommenden Mächte: Rußland, England und die Türkei, haben an den jetzigen Unruhen kaum Interesse. Vielmehr tobt hier der Kampf zwischen der orthodoxen Richtung und den reformatorischen Bestrebungen der Königspartei. Aman-Ullah, der mit 28 Jahren den Thron bestieg, hat dem Lande eine neue Verfassung gegeben, seine Selbständigkeit durchgesetzt, hat seinem Volke zahlreiche moderne Bildungsstätten geschenkt, die Zivilisation des Landes gehoben und ist auch gegen altüberlieferte Sitten und Gebräuche vorgegangen. So führte er anläßlich der zehnjährigen Unabhängigkeitsfeier im August 1928 in Afghanistan die europäische Kleidung ein und hob den Schleierzwang für Frauen auf. Durch diese Maßnahmen hat er sich die Gegnerschaft der mohammedanischen Geistlichkeit zugezogen, wodurch der Widerstand im Volke gegen die Reformbestrebungen des Königs immer wieder geschürt wurde. Die Hinrichtung hochgestellter Persönlichkeiten, die sich dem König widersetzten, im Oktober und November, hat der Gegenbewegung sicherlich den Anstoß zum Losschlagen gegeben.

Rege Teilnahme der Londoner Bevölkerung am Ergehen des erkrankten Königs Georg V.: Ansammlung vor dem Buckingham-Palast in London während des Aufziehens der Wache in Erwartung neuer Nachrichten über das Befinden des Königs.

Prälat Dr. Ludwig Kaas,
Mitglied des Reichstags, Professor für Kirchenrecht an der Universität Bonn, der auf dem Kölner Zentrumsparteitag als Nachfolger von Dr. Marx zum Vorsitzenden des Zentrums gewählt wurde.

Dr. Raimund Friedrich Kaindl,
früher Universitätsprofessor in Czernowitz, jetzt in Graz, verdienter Erforscher des Deutschtums im Osten, kann jetzt auf eine 40jährige Lebensarbeit für das Deutschtum zurückblicken.

Norwegens Trauer-Gedächtnisfeier für Amundsen: Die Menschenmenge in der Hauptstraße von Oslo, der Karl Johans Gade, während der zwei Minuten des Schweigens am 14. Dezember zum Gedächtnis des norwegischen Polforschers Roald Amundsen, der im Juli 1928 bei einer Hilfsexpedition für Nobile verschollen ist.

Einweihung einer Drahtseilbahn Chantarella—Corviglia bei St. Moritz am 15. Dezember: Ein Wagen vor der Station Corviglia (2489 m). Im Hintergrund (Mitte) die Hütte Corviglia, links der Piz Nair.

Mexikos neuer Präsident tritt sein Amt an: Der auf 14 Monate provisorisch eingesetzte neue Präsident (an Stelle des ermordeten Präsidentschafts-Anwärters Obregon) Emilio Portes Gil bei der Eidesleistung für die Verfassung. Ganz links sein Amtsvorgänger Calles.

Afghanistan im Aufruhr: Zum Kampf gegen die Aufständischen einsatzbereite afghanische Regierungstruppen vor dem Abmarsch.

NACH DEM FESTE: ANDRANG AN DER UMTAUSCHSTELLE EINES WARENHAUSES / ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Wieviel Qual hat erst vor dem Feste die Wahl der Geschenke für den Weihnachtsgabentisch bereitet! Aber was nützt es, daß der Beschenkte sich angeblich aufrichtig freut und mit dem Dank nicht kargt, wenn die Handschuhe doch eine Nummer zu klein sind, wenn der kleine Max lieber einen Rappen statt eines Schimmels sein eigen genannt hätte und Oma dem wunderbaren Radioapparat einen prosaischen Fußsack vorzieht! — Da heißt's eben versuchen, einen Umtausch zu erwirken und dem falsch Beschenkten als Ersatz die restlos befriedigende Gabe zu verschaffen!

Unergründliches Ostasien.

ZUR AUSSTELLUNG OSTASIATISCHER KUNST IN DER KESTNER-GESELLSCHAFT IN HANNOVER.

Chinesische Steinskulptur (Kanton, Südchina).

Europa und Ostasien, seit Jahrtausenden tiefer als durch ein Weltmeer voneinandergeschieden, berühren sich in unserem Zeitalter der Technik und des modernen Verkehrs lebhafter denn je zuvor. Und seitdem die französischen Impressionisten Japan und den Ausklang der Ukiyoye-Schule entdeckt und namentlich in Hiroshige ihren willkommenen Meister vorgefunden haben, berühren sich die westliche und die Kunst des Fernen Ostens immer mehr auf ihrer Bahn.

Priesterin. Holzplastik von der Insel Bali.

Holzgeschnitzte Löwenfigur von der Insel Bali.

Brücke im Regen. Farbenholzschnitt von Hiroshige aus den 100 Ansichten von Yedo.

Aber wer den Ursprung der chinesischen und der mit ihr verbundenen japanischen Kunst zurückverfolgt, stößt auf eine ihm völlig fremde, unerschöpfliche und einzigartige Welt. Während Indiens Kunst ohne den Einfluß von Mesopotamien her nicht denkbar ist, während die Griechen willig Überlieferungen aus tartarischem Zentrum aufgriffen und Ägypten manches Kunstwerk der Frühzeit innerafrikanischen Motiven verdankt, ist die chinesische die einzige Kunst der Welt, die aus drei gleich schöpferischen Quellen gespeist wird. — Zunächst, d. h. vom großen Kaiser Yü der Hsia-Dynastie (2205—1766 v. Chr.) bis zu dem Tyrannen Tsin, sind in China jene Kräfte primitiver Gestaltung lebendig, die, von den australischen Inseln ausgehend, an der Küste des ganzen Pazifischen Ozeans bis Peru und Alaska spürbar sind. — Auf diese ozeanische Zeit folgt unter der Han-Dynastie (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.) die Berührung mit der Kultur des Mittelmeers, indem unaufhörlich Karawanen der Han über das „Dach der Welt“, das Hochland von Pamir, wandern und Seide gegen Glas, Stahl und Pferde eintauschen. — Nach dem Untergang der Han dringt der Buddhismus vor, im romantischen Süden, bei den Taoisten, schneller als bei den Konfuzianern; und China erhält eine neue Kunst.

Wo endlich, wie auf Bali, der Buddhismus sich vor dem Ansturm des Islams von Java hergeflüchtet hat, da stößt die indische unmittelbar auf alte ozeanische Kunst, und beide bestehen friedlich nebeneinander. Hans Pusen.

Holzgeschnitzte Figur eines lauschenden Alten. Schmuckfigur am Gamelan (Musikinstrument).

Film-Vorschau

Die englische Flotte vor der Schlacht bei Trafalgar (1805). Bild aus dem Film „Die ungekrönte Königin", der Admiral Nelsons letzte Liebe behandelt. (Phot. Defina.)

Ein interessantes Tonfilm-Experiment: Die Chinesin Grace Chiang, die in dem Hapag-Weltreisefilm „Die Melodie der Welt" auftritt. (Phot. Tobis.)

Ein Film aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege: General Wellington (Humberstone Wright) und Blücher (Otto Gebühr) im Gespräch; Szene aus dem Film „Waterloo". (Phot. Emelka.)

Eine Parodie auf die antike Sagenwelt: **Maria Corda** als Helena und **Ricardo Cortez** als Paris in dem Film „Das **Privatleben** der schönen Helena". **(Phot. Defina.)**

Alt-Rußland — das beliebte Filmmilieu: Albert Steinrück als Zar in dem Film „Der Zarewitsch". (Phot. Hegewaldfilm.)

(Hierzu der Artikel „Bevorstehende Filmpremieren" auf Seite 1006.

Neue Kleider – neuer Schmuck

Neuartige Broschen. Entwurf und Ausführung: C. M. Weishaupt Söhne, Hanau.

Blaues Crêpe-Satin-Kleid mit weißem und rotem Blendenaufputz. Der Kragen läuft einseitig in einen fichuartigen Revers aus. Trägerin: Die Filmschauspielerin Vibrun. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Oben links: Die Schauspielerin Marion Mill zeigt ein schwarzes, mit Stahlperlen besticktes Crêpe-Georgette-Kleid, das eine weiße perlenbestickte Garnitur belebt. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien. Sehr schick ist die eng anschließende Toque aus beigefarbenem Velours.

Oben rechts: Marion Mill in einem Prinzeßkleid aus braungoldfarbenem Crêpe Satin, in englischem Stil gehalten und mit Glasknöpfen und rosa Band garniert. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Unten rechts: Durchbrucharbeit ziert das grüne Mongolkleid mit glockig geschnittenem Rock, das Renée Peter trägt. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Moderne Armbänder.
Entwurf und Ausführung: C. M. Weishaupt Söhne, Hanau.

Photos (Kleider): Kitty Hoffmann. — Spezialaufnahmen (der Kleidermodelle) durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Was wird aus Ellen?

Roman von Sophie Hoechstetter.

(2. Fortsetzung.)

Messen und Kirchweihen! Ellen war jählings daheim, umgaukelt von dem einstigen Zauber der Darbietungen fahrenden Volkes, bunter Luftballone, dem Getön der Karusselle. „Hast du auch die Sehnsucht nach dem grünen Wagen gehabt?" fragte sie und kam ins Erzählen. Die altberühmte Familie Knie, die neuerdings berühmte Familie Strohschneider, beides Seilkünstler, waren auch Fred bekannt. Winde, die Tochter der Luft, war jedoch nur in Bayreuth, Kamilla, die Bezwingerin der Löwen, nur in Fürth aufgetreten. Hingegen hatte Lindners Weltkinematograph sowohl Ellens als auch Manfreds Kinderherz die ersten Augeneindrücke wilder Leidenschaften vermittelt.

Sie kamen durch diese wunderlichen Erinnerungen rasch in eine äußerliche Vertraulichkeit.

Sie setzte sich am andern Abend fort.

Fred erzählte bestürzt von der Eleganz seiner neuen Kollegen. Er konnte mit seiner Garderobe nicht neben ihnen bestehen und mußte sich unbedingt einen neuen Anzug kaufen. Ob er nachher Ellen an der Universität abholen dürfe, um ein paar Sehenswürdigkeiten mit ihr zu besichtigen?

Sie trafen einander am Denkmal Wilhelm von Humboldts.

Ellen fragte, was er zu sehen wünsche: erst die Universität natürlich, aber dann stünde man hier im Zentrum von Möglichkeiten: das Kronprinzenpalais mit modernster deutscher Kunst und mit einer guten Übersicht über die großen französischen Maler und Plastiker des 19. Jahrhunderts. Das Schloß! Das alte herrliche Schloß, mit all seinen Erinnerungen, die nicht ausgetilgt werden konnten, auch wenn in manchem Raum recht störend die Vitrinen mit kunstgewerblichen Dingen stünden. Oder die Nationalgalerie? Wollte er rasch hinauf zu Feuerbach, Leibl, Menzel, Böcklin? Oder in die Herrlichkeit des Kaiser-Friedrich-Museums? Bis drei Uhr sei alles geöffnet. Und jetzt wäre es zwölf.

Sie standen im Hof der Universität vor dem Denkmal von Helmholtz'.

„Der Mediziner muß ihm doch seinen Respekt bezeigen", meinte Ellen, und Fred zog rasch den Hut.

„So machen wir es in Bayreuth vor Jean Paul", erklärte er lachend und fuhr fort: „Höre Ellen. Von morgen ab bin ich im Dienst. Mit einem freien Nachmittag in der Woche, einigen Sonntags- und Abendstunden. Bist du fürchterlichen Anstrengungen gewachsen, kannst du das Mittagessen bis drei Uhr hinausschieben?"

Sie bejahte. Es hatte Tage oder, besser gesagt, Wochen gegeben, in denen sie das Mittagessen einfach ignorierte. Sofern man nicht einen Apfel und eine Semmel als eine Hauptmahlzeit erklären konnte.

„Das ist herrlich", rief Fred. „Ich möchte nämlich in den drei Stunden folgendes sehen: das Schloß nimmt etwa eine Stunde, vorher kann man sich in einer halben Stunde Lehmbruck, Marc und Liebermann, Manet und Monet, Renoir und Cézanne und Rodin im Kronprinzenpalais betrachten, und dann bleiben noch, die Wege abgerechnet, vierzig Minuten für das Kaiser-Friedrich-Museum."

Sie lachte. „Du bist Nervenarzt, du mußt es wissen, ob man dann nicht einen Nervenschock hat. Ob nicht ein Augenleiden einsetzt, wollen wir Helmholtz fragen. Doch, wenn du diesen Gefahren wirklich die Stirn bieten willst, komm rasch. Dann zeige ich dir hier nur die Aula. Die Büsten aller bemerkenswerten Berliner Professoren sind darin etwas kleinlich ausgefallen — drüben im Kronprinzenpalais wirst du andere Kunsteindrücke haben."

Sie war sehr belustigt und weit entfernt davon, den Vetter für oberflächlich zu halten. Sie selbst hatte sich im vorigen Jahr wie eine Verhungerte nach Schönheit in die Museen gestürzt. Und sie wußte genau Bescheid. Sie kannte den Platz jedes der wichtigen Kunstwerke. Sie kannte auch das alte Hohenzollernschloß. Kam sie doch aus den hohenzollernschen Stammlanden, wo die Vorfahren einst Amtleute, Prediger oder Leibärzte der fränkischen Markgrafen gewesen waren. Auf ihre Kenntnisse stolz, machte sie die Führerin im Kronprinzenpalais. Sie erwähnte, daß Friedrich Wilhelm III. und Luise hier ihre Ehe begründet hatten; sie sah freudig in den großen Spiegeln des Treppenpodests, daß es sich recht hübsch ausnahm, neben einem hochgewachsenen jungen Mann hinaufzuschreiten, und sie führte mit der Gewandtheit eines Privatbesitzers zu den Gemälden und Skulpturen, die Fred sehen mußte.

Der Farbenrausch, die Lichterkenntnisse, die malerischen Probleme eines Jahrhunderts der großen Wandlung, in offenbarenden Einzelstücken vereinigt in einem Zimmer, Frankreichs große Epoche der Malerei, zusammengedrängt in zehn, zwölf Bilder?

Fred Steinlein staunte. Diese überwältigende Konzentration hatte er nicht erwarten können.

Interessierte Blicke, rasches Mitfühlen, zwingender Eindruck. Dies alles, was hier so friedlich hing, war einst Revolution gewesen, war in unerhörten Kämpfen erwachsen.

Fred Steinlein sagte leise, bewegt, das Wort „L'œuvre" und fühlte sich verstanden. Fragte aber doch: „Du kennst Zolas Buch? Es hat mich namenlos herumgeworfen. Angesichts solcher Leiden um das Werk müßte man sich verkriechen, wenn man nicht wenigstens ein soziales Lebensziel hätte."

Ellen war ihm gut für dieses Wort.

Sie stürmten über die Schloßbrücke.

Um drei Uhr konnten sie sich sagen, ihre Unternehmung war glänzend gelungen. Ein wenig übermüdet zwar, aber ganz bezaubert von dem Reichtum an Eindrücken, vom letzten Gelingen, daß noch Zeit gewesen war, die Flora-Büste, die heiligen drei Könige von van der Goos und einige Holbeins und Tizians im Kaiser-Friedrich-Museum zu erhaschen, saßen sie in einem Restaurant am Schloßplatz zum Mittagessen.

„Was kann man nun heute noch machen?" fragte Fred. „Theater? Es ist mein letzter Tag der Freiheit."

Gab es Unter den Linden ein Theaterbureau? Ellen wußte es nicht genau, aber sie fand, es sei richtig, daß Fred die alte Königliche Straße durchschritte. Der letzte Novembertag ging in seine frühe Dämmerung ein. Noch brannten die Bogenlampen nicht; in wie verwischtem Umriß und doch so seltsam eindrucksvoll, tauchte das Zeughaus auf. Der alte König Fritz kam schattenhaft aus dem Nebel, war ein paar Augenblicke lang eine fast gespensterhafte Gestalt. Dann flammte das elektrische Licht auf.

Eine Hand berührte plötzlich Ellens Arm: „Du bist in den Anblick des Alten Fritz versunken?" fragte Anne von Berger. Sie trug eine kostbare Pelzjacke, und ihr südlich-dunkles Gesicht war halb vergraben unter dem tief eingezogenen Hut. Ellen stellte ihren Vetter vor, und die Wienerin sagte in liebenswürdig dringlichem Ton: „Ist Jausenzeit, Teezeit vielmehr. Wir könnten ein bißchen bei mir plauschen, wenn es angenehm ist. Der Planta ist auch zu Hause, wird sich freuen, den Herrn Doktor kennenzulernen."

Niemals hätte sich Ellen getraut, Herrn von Planta und Anne von Berger auf einem Spaziergang zu unterbrechen und in ihre Stube zu bitten. Sie war hilflos vor der nicht ganz gelegenen Einladung. Fred war es auch, und so sagten beide „mit tausend Freuden" zu und begaben sich mit in die Pension am Kupfergraben. Theaterkarten konnte man wohl an der Abendkasse noch bekommen.

Ellen wäre lieber bis dorthin allein mit Fred geblieben. Aber nun tat es ihr doch wohl, daß sie vor der äußerlich so bevorzugten Freundin einmal nicht allein, mit Büchermappen beladen und aus der Sphäre ihres Fronunterrichts kommend, in Annes elegantem Zimmer und vor Herrn von Planta auftrat, sondern in Gesellschaft eines jungen, stattlichen Verwandten. Wie gut Fred der neue Anzug stand! Es war wirklich nett, daß er nicht in seinen alten Kleidern neben Planta sich zeigen mußte.

Der Schweizer und die Wienerin wirkten aber dennoch neben Fred und Ellen wie aus einer anderen Welt. Sie waren so weitgereist, sie waren beide aus reichen Familien, sie besaßen die angeborene geschulte Leichtigkeit des Gesprächs und eine vollkommene Freiheit des Tons, des Benehmens. Respektvollst hörte Fred Steinlein, daß sie die Tochter eines der berühmtesten Kliniker Wiens war, während Fräulein von Berger gelegentlich große alte Namen mit demselben Gleichmut nannte, wie sie von irgendwelchen Studenten oder der Pensionsbesitzerin sprach.

Herr von Planta, helleuchtend in seiner mädchenhaften Hautfarbe und dem ährenblonden Haar, erwähnte flüchtig, daß er in Paris, Oxford und Bern Nationalökonomie studiert habe, in Zürich promoviert. Vor Fred tat sich eine Art Weltpanorama auf, und er bestaunte, in welcher Selbstverständlichkeit dieser vielleicht fünfundzwanzigjährige Herr auch über medizinische Probleme Bescheid wußte. Er nannte die neueste Schule der Individualpsychologie, der Fred leidenschaftlich angehörte, und auf Freds Frage, woher er das wisse, sagte er lächelnd, das sähe man doch seinem Wesen an. Er könne doch unmöglich ein ärztlicher Techniker, er müsse Seelenarzt sein. Wahrscheinlich auch ein wenig in der Linie der Anthroposophie oder der Christengemeinschaft.

Planta warf rasch hin: „Nicht wahr, das Christentum, also der Erlösungsgedanke und das Ideal der christlichen Nächstenliebe, ist für Sie nicht *noch*, sondern *wieder die* Religion, *die* Moral, *die* Psychologie, *die* Erlösung?"

Fred Steinlein lächelte zaghaft: „Bin ich unter Hellsehern?" und wandte sich intensiver Herrn von Planta zu.

Ellen grübelte, ob die Freundin verlobt sei. Sie suchte auf die simpelste Weise nach dem Geheimnis, entdeckte aber keinen neuen Ring unter den schönen Edelsteinen an Annes Händen. Anne sprach von einem Theaterstück, das sie gefesselt hatte, und von Kollegs, die sie grausam langweilten. Und klagte, sie habe es dem Papa abgetrotzt, den Doktor machen zu wollen, aber das sei faktisch, als müsse man monatelang durch märkischen Sand sich quälen. Wenn man jetzt zum Beispiel auf Capri oder in Ägypten wäre, würde man so ruhig sich dem Nichtstun hingeben können. Sie schloß seufzend, Berlin sei eine gar so fleißige Stadt. Ja, und der Planta halt, der sei auch angesteckt von dem Arbeitsfieber und wolle den Lizentiaten erreichen.

Planta, hellhörig, rief lachend herüber: „Sie hat ja die Doktorarbeit schon fertig. Das bißchen Mündliche fürchtet sie. Gerade als ob sie Sorge haben müßte. Aber die Österreicher müssen so tun. Sie sind durchtränkt von ältester Kultur und plauschen wie Kinder."

Er grüßte sie mit den Augen, sie gab den Blick zurück, machte ein unauffälliges Zucken. Nach ein paar Minuten bat Planta, der Herr Doktor Steinlein möchte doch ein wenig mit ihm auf sein Zimmer kommen, er wolle ihm rasch etwas vorlesen, eine Stelle, zu ihrem Gespräche passend. Sie beurlaubten sich.

Anne von Berger sah Ellen herzlich an, streichelte ihr flüchtig die Wange und sagte mit ihrer weichen, lässigen Stimme: „Einen großen Gefallen könntest mir halt tun, Ellen. Aber unbescheiden will ich nicht sein. Wenn du deinen Verwandten lieber allein hast, so sag' es. Er gefällt mir ausgezeichnet. Der macht seine Karriere. Der hat so was Liebes an sich. Weißt du, Ellen, Jakob Planta und ich — nun ja, man merkt es wohl. Nein, nein, keine Gratulation, bis einmal den Bubenkopf der Myrtenkranz ziert. Alsdann kannst mir wünschen, daß mir der Planta lebenslänglich nicht anders vorkommt als jetzt."

„Oh", stieß Ellen hervor. „Aber ich darf doch sagen, daß es mich freut?"

„Ja, natürlich, das därfst, bist ein Gutes. Alsdann versteh, den Abend bin ich mit Jakob zu der Lenter eingeladen, und wir haben auch zugesagt. Und nun gibt gerade die Schweizer Botschaft einen Ball, der Jakob hat es vergessen. Also, wenn du heut zu der Musik der Lenter gingest, auf zwei rechnet sie. Und wenn doch der Vetter musikalisch ist, wär's so ein Opfer?"

Ellen sprach vom Theater. Doch die Freundin wußte vorzubeugen, an der Abendkasse gäbe es nie Karten. Und wenn man einen Ortsfremden führen könne, sei dies noch mehr geboten als ein Theaterplatz, der jedem möglich ist.

„Aber, ob Frau Lenter den Tausch will?"

Der weichen Eindringlichkeit der Österreicherin war nicht zu widerstehen. „Ich frage schnell beim Vetter, und dann telephoniere ich", sagte sie, das Zimmer verlassend.

Wir werden als Ersatzstücke benutzt! dachte Ellen in großer Unzufriedenheit. Doch ihr wäre es schwergefallen, Fred bei Frau Lenter einzuführen. Sie blieb immer noch so geniert.

Anne kam lächelnd zurück. „Alsdann, alles ist abgemacht. Die beiden Herren oder, wie man in Berlin sagen muß, unsere Zwo sind in eifrigster Unterhaltung. Nun Ellen, jetzt habe ich noch etwas Wichtiges mit dir zu reden. Wie lange gedenkst du noch, die gute alte Zeit durch einen Haarknoten zu vertreten? Oder glaubst du, daß du das ewige Leben in dieser bolschewistischen Zeit hast und dereinst als das neue Frauenwunder mit angewachsenem Zopf giltst?" —

Fred saß in Plantas Zimmer. Der Schweizer hatte eigene Bücherschränke und Ledermöbel da, gemischt mit einigem Pensionshausrat. Die neue Bekanntschaft interessierte Fred. Der alte Name gab dem weltmännischen Wesen, der energievollen und sehr gütigen Art des Schweizers noch einen besonderen Reiz. „Sie müssen mich einmal zu Hause besuchen", hatte er gleich beim Eintritt in seinen Wohnraum gesagt. „Die Schweiz nicht zu kennen, ist nur entschuldbar, wenn man bisher keine Zeit hatte, zu reisen. Nun aber werden Sie ab und zu mal Urlaub haben."

Fred war angenehm berührt, in Herrn von Planta einen Bekannten zu gewinnen. Natürlich würde er durch ärztliche und fachärztliche Vereinigungen bald Beziehungen anknüpfen. Doch schätzte er Gespräche mit Menschen anderer Interessensphären.

Herr von Planta, der mondäne Vertreter von Kulturkreisen, hatte ihn am Teetisch frappiert durch einige Bemerkungen über den Kommunismus als die große Idee der Zeit. Fred antwortete, daß der Kommunismus sich natürlich theoretisch vertreten lasse. Als politische Aktionspartei hingegen könne sie unmöglich dem sympathisch sein, der mit seiner Person eine neue Form alter Kultur und Tradition verwirkliche.

„Ich werde Ihnen etwas vorlesen," rief Planta befeuert, „ich muß nur mein Manuskript suchen. Ich war neulich einige Tage verreist, und wenn man in Pensionen oder Hotels wohnt, macht man vorher Ordnung, verschließt alles in Schränke und Koffer."

Fred war aufs neue angeregt. Er selbst besaß auch ein Manuskript, in dem er seine bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse niederlegte und neue Schlüsse zog, und fühlte sich geehrt, daß Herr von Planta ihn an seinen Gedanken teilnehmen lassen wollte.

Der elegante junge Herr durchsuchte den Schreibtisch, wandte sich an einen Schrank, kehrte erstaunt zum Schreibtisch zurück, sah erneut den Inhalt der Schubladen durch. Plötzlich lachte er. „Ich habe die Arbeit ja Fräulein von Berger gegeben. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Ein paar Minuten später waren die beiden jungen Damen in Plantas Zimmer.

„Also, wir sollen suchen, Jakob. Vier Menschen sehen mehr als zwei", sagte Anne von Berger in etwas trägem Ton. „Hast du das Manuskript vielleicht noch in deiner Handtasche, in deinen Koffern?" Sie wandte sich erklärend zu Fred: „Er war nämlich am Rhein, bei seinen Verwandten. Er ist doch ein halber Rheinländer."

Planta wehrte heftig ab. „Ich werde doch nicht mein Manuskript in meinen Schrankkoffer oder zu meiner Wäsche legen, Anne!"

Er lief aber doch zum Schrank, entnahm ihm zwei bestürzend elegante flache Lederbehälter, öffnete sie. Der eine hatte eine silberne Reiseeinrichtung, der andere war vollkommen leer.

„Sehen Sie doch, bitte, nach, Herr Doktor." Fred blickte auf Bürsten, Spiegel, Flakons in Silberfassung, dachte flüchtig, wann er einmal so etwas Ähnliches besitzen werde, und sagte dann, er getraue sich vielleicht den Inhalt der Kristallgefäße zu analysieren, glaube aber nicht, daß die Ideen Herrn von Plantas sich ins Spirituelle von flüchtigen Essenzen verwandelt hätten.

„Oh, das wäre ein Problem, eine okkulte Frage", meinte Anne von Berger. Sie kniete vor dem Schrank, reichte Ellen allerlei Papiere. Es waren Kostbarkeiten. Zum Beispiel die französische Erstausgabe von Oskar Wildes „Salome" in weißem, weichem Umschlag, einige Briefe von Rainer Maria Rilke in einer Mappe, Handschriften anderer Dichter und viel schönes ungebrauchtes Büttenpapier.

Ellen hätte gern näher zugesehen. Doch Anne nahm die Sachen wieder zurück, stand auf, glättete ihr dunkles Haar, das sich über die Wangen gebreitet hatte.

„Jakob, hier ist es gewiß nicht."

Sie suchten weiter. Fred und Ellen bekamen plötzlich eine Vertraulichkeit zu Herrn von Plantas Wohnraum. Für beide war es eine Spur von Reiz, zu sehen, was ein so mondäner Herr alles besaß. Aber, dachte Fred melancholisch, es hilft ja doch nichts, wenn ich es mir absehe, denn ich kann es mir nicht anschaffen.

Der Verfasser der Handschrift war in eine Sofaecke gesunken und dachte nach. Plötzlich schnellte er hoch, lachte, ging auf Anne von Berger zu und sagte: „Wie sind wir vergeßlich! Du hast ja das Manuskript mit nach Birkenhof zu deiner Tante genommen. Es liegt also drüben bei dir."

Fred und Ellen wandten sich vom Inhalt einer Kommode ab. Sie hörten eine gelassene, gedehnte Antwort. „Freilich, Jakob. Aber ich gab es dir doch zurück, ehe du nach Köln fuhrst. Ich habe es doch mit der äußersten Sorgfalt behandelt!"

Er senkte die Stirn. „Ja, wann hast du es mir gegeben?"

„Nun, bei meiner Rückkehr. Du trugst es dann in dein Zimmer."

„In mein Zimmer? Natürlich hätte ich es in mein Zimmer getragen, in meinen Schreibtisch geschlossen. Aber du gabst es mir wirklich nicht wieder."

Anne von Berger hatte weiche, träge Gebärden.

„Ich glaube es ganz bestimmt zu wissen. Du sagtest noch: ‚Verzeih nur die flüchtige Schrift, oft kommt man den Gedanken nicht schnell genug nach.'"

Er überstürzte sich: „Aber das sagte ich doch nicht jetzt. Das war ja im Oktober, als du den zweiten Teil lesen wolltest, Anne."

Sie stand in Nachdenken, war aber immer noch ganz ruhig. „Dann müssen wir eben bei mir suchen. Sollt' ich denn einen Gedächtnisschwund haben?"

Fred und Ellen sahen einander stumm an und überlegten, ob sie vielleicht sich verabschieden sollten. Aber Anne rief sie nun in lebhafterem Ton zu Hilfe beim Suchen, und man wechselte in das andere Wohnzimmer.

Es ist ein grünes Paket, es könnte hinter die Bücherreihen gefallen sein, bedachte Planta und stellte Fred an, nachzusehen.

Sie waren eine Weile beschäftigt. Vor Ellens Augen tauchte Spitzenwäsche auf, sie sah eine Menge luxuriöser Kleinigkeiten, die Dinge einer Tochter aus reichem, vornehmem Hause.

Fred war bei schönen Büchern. Aber es fand sich nichts.

Nun sank Anne in einen Lehnstuhl. „Wie stehe, nein, wie sitze ich da! Habt ein Erbarmen mit mir! Ich bin doch weder das Carlylesche, auf ewig berühmte Dienstmädchen, das die Geschichte der Revolution verbrannt hat, noch Hedda Gabler aus dem Hause Ibsen, die bewußt einem ewigen Werk den Flammentod bereitete. Ich bin keine so berühmte Person!"

Sie mußten lachen. Doch Fred griff das Wort Dienstmädchen auf.

„Personal ist immer neugierig, Herr von Planta. Vielleicht hat irgend jemand in dem grünen Paket — Sie ließen es vielleicht doch unverschlossen liegen — Briefe vermutet! Es gibt unter dem Personal Leute, denen Briefe, auch wenn sie sie nur schwer entziffern können, eine Faszination bereiten — — —"

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsmärchen der deutschen Bühne

„Wer hat in meinem Bettchen geschlafen?“ Szenenbild mit Schneewittchen (Lotte Gruner) und den sieben Zwergen aus der Märchenaufführung „Schneewittchen“, Bearbeitung und Musik von E. A. Herrmann, im Dresdener Staatl. Schauspielhaus. (Phot. U. Richter.)

„Das neugierige Sternlein“: Die achtjährige Ruth Iris Witting in der Aufführung des gleichnamigen Märchens von A. Bethe-Kuhn im Theater am Nollendorfplatz, Berlin. (Phot. Atelier „Elite“.)

Rechts: „Dornröschen“, Märchen von Erich Kühn, im Stadttheater zu Frankfurt a. d. O. Von links nach rechts: Koch (Paul Albin), Königin (Herta Ritter), König (Otto Kempert), Hofmarschall (Helmut Peine), Fee der Liebe (Margarete Cabisius), Dornröschen (Agnes Pellmack), Heinz (Arno Aßmann), Hinz (G. Kurz). (Phot. M. Nakonz.)

„Die Zauberkutsche“, Dichtung von Walther Brügmann und Hans Reimann, mit Musik von Georg Kießig. Szenenbild aus der Uraufführung im Alten Theater zu Leipzig. Links die Räuber, auf der Kommandobrücke der Kapitän (D. v. Oppen), rechts vorn die Kinder in der Zauberkutsche mit ihrem Begleiter Bimbo. (Phot. S. Genthe.)

„Frau Holle“ (Zelia Normann) in dem gleichnamigen Märchen von M. Behrle-Zoellner im Schauspielhaus Hannover.

Wikinger der Südsee

Viereckfegelboot mit Ausleger auf den Hermit-Inseln (westlich von den Admiralitätsinseln).

Bisher waren wir es gewohnt, in den Normannen die größten und wagemutigsten Seefahrer zu sehen. Als Wikinger tauchten sie mit ihren „Wellenrossen" plündernd an Englands und Frankreichs Küsten auf, stießen, von Abenteuerlust und Landhunger getrieben, bis zu den sonnigen Gestaden des Mittelmeers vor und wagten sich mit ebenso unerhörter Kühnheit in die Regionen des Eismeers, besiedelten Island und Teile Grönlands, ja, sie berührten um das Jahr 1000 sogar die Küste Nordamerikas! Ihnen an Wagemut und nautischem Können gleich, wenn nicht gar überlegen, sind die um die gleiche Zeit oder doch wenige Jahrhunderte später auftretenden braunen, schwarzhaarigen Völkerscharen, die sich vom Malaiischen Archipel aus ostwärts ins Meer hinauswagten und die „kleinen" und „vielen" Inseln des Stillen Ozeans besiedelten, weshalb man sie Mikronesier (Kleininselbewohner) und Polynesier (Vielinselbewohner) nannte. Welche Strecken bei dieser westöstlichen Wanderung, die in mehreren Zügen erfolgte, zurückgelegt wurden, läßt die Entfernung der Palau-Inseln im Westen von der im Osten gelegenen Osterinsel zur Genüge erkennen. Die Länge dieses gesamten Wanderwegs beträgt 121 Längengrade, also ein Drittel des Erdumfangs. Größere Einzelstrecken, die zurückgelegt wurden, sind die Routen Tonga—Neuseeland = 1600 km, Phönix-Inseln—Hawai = 2800 km. In Wirklichkeit wurden jedoch bei diesen Vorstößen in zunächst unbekannte Gebiete weit größere Strecken im Boot durchmessen, denn ein jeder Vorstoß erfolgte nie geradlinig, sondern mußte sich den augenblicklichen Wind- und Strömungsverhältnissen anpassen. Auch nach der Besiedlung der einzelnen Inselgruppen blieb die Wanderlust rege. Sie machte sich in weiten Handels- und Besuchsfahrten und auch in Raubzügen Luft. So wissen wir, daß die Hawai-Insulaner ihre Freunde auf den Gesellschafts-Inseln regelmäßig besuchten und die Rückreise von da östlich über die Marquesas-Inseln wählten. Dabei wurde eine Strecke von fast 40 Breitengraden, das sind 4400 km, durchmessen! Reger Schiffahrtsverkehr bestand noch zur Zeit der ersten Entdecker unter den Inselgruppen Fidschi, Tonga und Samoa. Besonderen Schrecken verbreiteten die Tonganer, die z. B. Kriegszüge nach den nördlich gelegenen Ellice-Inseln unternahmen, wobei die ihnen tributpflichtige Insel Rotuma als Etappe diente. Aber auch die Inseln Tukopia, Sikayana und Neue Hebriden blieben vor ihren unliebsamen Besuchen nicht verschont.

Es ist klar, daß derartige nautische Leistungen nur mit geschulten Mannschaften unter dem Kommando umsichtiger Kapitäne auf seetüchtigen Booten möglich waren. Was diese Boote betrifft, so handelt es sich um recht beträchtliche Fahrzeuge, die aus zwei untereinander verbundenen Bootskörpern bestanden (Doppelboote) und 30—40 m Länge erreichten. Über den beiden Bootskörpern war eine Plattform errichtet, auf der sich eine Hütte, ein Feuerherd und der Mast mit dem geflochtenen Dreieckfegel befanden. Der Hohlraum der beiden Bootskörper barg Proviant (Fische, Früchte, Konserven, Wasser). Schiffe von dem obengenannten Ausmaß konnten immerhin 200 bis 300 Menschen tragen. Die Schiffsmannschaft setzte sich aus der Elite der Inselbevölkerung, aus jungen, kräftigen Leuten, zusammen. Die Schiffskapitäne wurden schon in jungen Jahren auf besonderen Navigationsschulen vorgebildet. Bei dem Fehlen gedruckter Seekarten und sonstiger Instrumente, wie sie die moderne Schiffahrt kennt, war diese Vorbildung besonders schwierig. Man teilte die Schiffsrouten jeweils in Einzelrouten auf, die nach dem Stand der Sonne oder einzelner Sternbilder festgelegt waren. Da man Schriftzeichen nicht kannte, war es nötig, die zahllosen Kurse im Gedächtnis zu behalten. Als weitere Hilfsmittel kamen für die Navigation die Strömungsverhältnisse, das Auftreten von Fisch- und Vogelschwärmen u. dgl. m. in Frage. Die einzigen Insulaner, die eine Art Seekarte ersonnen hatten, waren die Marshall-Insulaner. Sie bedienten sich zur Instruktion ihrer angehenden Kapitäne sogenannter Stabkarten, die aus sich verschiedentlich kreuzenden Palmblattrippen mit darauf angebundenen Muscheln bestanden. Letztere bezeichneten die Lage der Inseln, erstere den Verlauf der Strömungen und Dünungen.

In der Nußschale auf dem Ozean: Segelboot von Faraulip, einer kleinen Inselgruppe der Karolinen.

Die Glanzzeit der polynesischen Schiffahrt ist vorüber. Zu den wenigen Europäern, die noch die Flottenmacht dieser Wikinger in alter Pracht haben schauen dürfen, zählen auch zwei unserer Landsleute, Johann Reinhold Forster und sein Sohn Georg. Beide nahmen als Wissenschaftler an der zweiten Expedition des englischen Kapitäns James Cook 1772—1775 teil und waren im Hafen von Tahiti Zeugen einer Flottenparade, an der nicht weniger als 159 große und 70 kleinere Doppelboote mit einer Besatzung von 1500 Kriegern und 4000 Schiffsleuten beteiligt waren. Die letzten Doppelboote wurden 1884 bei den Fidschi-Insulanern gesehen, während das letzte samoanische dem Deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht wurde. Wegen Transportschwierigkeiten mußte es auf Apia gelassen werden.

Während das Doppelboot und damit die Hochseeschiffahrt der Polynesier der Geschichte angehören, finden wir bei einigen von der europäischen Kultur weniger in Mitleidenschaft gezogenen Inselvölkern Mikronesiens und Melanesiens mit stattlichen Segeln versehene Auslegerboote, mit denen noch heute eine gewisse Hochseeschiffahrt betrieben wird. Der Rumpf dieser Boote besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, der an der einen Seite

Auslegerboot mit Unterkunftshütte und Plattform für den Aufenthalt am Tage (Riff-Inseln in der Santa-Cruz-Inselgruppe).

den Schwimmer oder Ausleger trägt. Diese Vorrichtung soll das Umschlagen des schmalen Bootes verhüten. Quer über Bootskörper und Ausleger liegt eine Plattform mit der Unterkunftshütte. Verschiedentlich ist der Bootskörper durch aufgesetzte und mit Bast und Harz verkittete Planken erhöht worden, wodurch das Boot an Seetüchtigkeit gewinnt. Wahrhaft imposant wirken die großen, mit krebsscherenartigen Segeln ausgerüsteten „Lakatois" des Papuagolfs, mit denen die melanesischen Küstenbewohner ihre Töpferwaren zu westwärts wohnenden Stammesgenossen bringen, um Sago einzutauschen. Eleganter sind dagegen die kleineren Segler der Santa-Cruz-Inseln, die wegen ihrer Seetüchtigkeit von den nördlicher wohnenden Inselvölkern stark begehrt sind. Mit diesen Booten unternehmen die Insulaner noch heute weite Fahrten nach den im Osten gelegenen polynesischen Inseln, wo sie feine Matten und Rindenstoff gegen Perlmutterschmuck eintauschen. Große, reichverzierte Boote mit Vierecksegeln treffen wir noch an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land und auf den davorgelagerten Inselgruppen an. Das hier wiedergegebene Boot von den Hermit-Inseln kann man heute im Berliner Museum für Völkerkunde bewundern, wo es Aufstellung gefunden hat. — Wesentlich anders sind die Boote, mit denen die Salomon-Insulaner ihre wenn auch nur kurzen Seereisen von 200—300 Seemeilen innerhalb ihrer Inselgruppe unternehmen. Es sind schwarz bemalte Plankenboote, die außerordentlich geschmackvoll mit Muscheln und Perlmutterscheiben verziert sind. Diese Boote haben weder Ausleger noch Segel, sondern werden lediglich durch Ruderer vorwärts bewegt.

Diese Reste einer einstigen stolzen Hochseeschiffahrt werden in nicht allzu ferner Zeit gänzlich vernichtet sein. Die Bootbaukunst gerät mehr und mehr in Vergessenheit, da die Eingeborenen jetzt infolge des durch den Koprahandel erzielten Gewinns in der Lage sind, sich europäische Boote zu kaufen. Andererseits werden heute den Eingeborenen von den unaufhaltsam vordringenden Händlern alle nur erdenkbaren „Herrlichkeiten" angeboten, so daß die Handelsfahrten immer seltener angetreten werden. Dr. Hans Damm.

Bemaltes Plankenruderboot der Salomoninseln mit aufgesetztem Muschelschmuck und eingelegten Perlmutterscheiben.

Papua an der Collingwood-Bucht, im Osten Neuguineas, beim Bootsbau.

Vor Port Moresby an der Südostküste Neuguineas: „Lakatoi", ein großes Boot mit eigentümlichen, krebsscherenartig ausgeschnittenen Segeln.

Ein Handelskanu am Nordufer von Kaiser-Wilhelms-Land.

Weihnachts-Flor

EIN BELIEBTER WEIHNACHTSSTRAUCH: MISTELZWEIGE IN VASE

DIE UNSCHEINBAREN BLÜTEN DES WEIHNACHTSSTERNS (POINSETTIA PULCHERRIMA) INMITTEN DER PRÄCHTIGEN WEISSROSA HOCHBLÄTTER

CHRISTROSEN (HELLEBORUS)

CHINESISCHER WINTERJASMIN IN VOLLER BLÜTE

(SÄMTLICHE PHOTOS: „GARTENSCHÖNHEIT")

Der Brautraub

NOVELLE VON V. FRANIEL

„Spielst du noch eine Partie mit mir, Fred?"
Der Angeredete winkte ab.
„Ich denke nicht daran, bei der Hitze — und nach dem Tee. Vielleicht einer der anderen Herren..."

Keiner schien begeistert. Es saß sich so angenehm unter dem Schatten der riesigen Ulmen, und Bob war ein gefürchteter Gegner, dessen scharfes Spiel jeden Partner auspumpte.

Bob steckte, verärgert, seine Pfeife wieder in den Mund. Aber Frau Grace, die ihn lachend beobachtet hatte, stand auf und rief:

„Komm, Bobby, ich spiele mit dir, sonst bist du wieder den ganzen Abend unverdaulich."

Bob grinste, steckte seine Pfeife ein und schlenderte hinter seiner Frau auf den Tennisplatz.

„Wäre mir auch lieber gewesen, wenn sich ein anderer gefunden hätte als die einzige Dame unserer Gesellschaft. Ich schätze, daß bei den Milns die Flitterwochen auch nie zu Ende gehen", knurrte Oberst Wenham. „Möchte überhaupt wissen, wie der mundfaule Mensch zu dieser lebhaften kleinen Frau kam!"

„Na, darüber könnte ich Ihnen erschöpfenden Aufschluß geben, Oberst. Gestohlen hat er sie!" lachte Fred Reynolds.

„Machen Sie keine schlechten Witze, Reynolds. Wenn es das gäbe, würde ich Sie um das Rezept bitten und mir für meine alten Tage auch noch so eine Prachtfrau holen."

Nun bedrängten auch die anderen Reynolds, die Geschichte zum besten zu geben. Schließlich gab er nach.

„Na, Bob kann ja nichts dagegen haben, wenn ich die Sache erzähle; sie war ja ganz korrekt und ist gut abgelaufen. Gemütlich war das Ganze ja nicht, dafür aber haben zwei Menschen einander gefunden, bei denen, wie Sie richtig sagen, Oberst, die Flitterwochen nicht enden werden."

Fred Reynolds setzte sich zurecht und begann:

„Die alten Milns, Bobs Eltern, und die Herfords — Sie wissen, daß Grace früher Herford hieß — hatten da oben in den Adirondacks Landhäuser, die aneinandergrenzten. Den ganzen Sommer über wohnten beide Familien auf dem Lande, und Grace und Bob steckten immerfort beieinander. Grace war damals ein kleines Mädel von sieben Jahren und lebhaft wie eine Hummel. Bob gab ihr mit seinen vierzehn Jahren den schützenden Ritter ab. Reden tat er schon damals nicht viel, er zog nur hinter Grace her und paßte auf sie auf. Er stahl Äpfel für sie und verhaute die Jungen, wenn sie Grace nicht genau so behandelten, wie er es wollte.

Daß Bob schon damals in Grace ein wenig verschossen gewesen wäre, will ich nicht behaupten.

Grace aber mochte Bob ganz sicher nicht. Die Äpfel und die Boxkämpfe mit den anderen Jungen ließ sie sich schließlich gefallen. Daß aber Bob sie nicht aus den Augen ließ, auch wenn es ihr einmal nicht paßte, brachte sie oft so in Zorn, daß sie ohne Anlaß auf ihn losdrosch und ihn bei jeder Gelegenheit anfuhr. Bob steckte das alles gelassen ein und war doch wieder hinter ihr drein.

Meine Eltern wohnten damals durch zwei Jahre am anderen Ufer des Sees in Burlington und kamen öfters zu Herfords herüber. Mir gefiel der schweigsame Junge, und wir schlossen uns aneinander an, obwohl ich um fünf Jahre älter war und schon im nächsten Jahre nach Yale sollte.

Die folgenden Jahre verlor ich die beiden aus den Augen.

Ich hatte meine Studien vollendet und war Zeitungsmann geworden. Der Beruf gefiel mir nicht sehr; er war mir zu atemraubend. Ich fing an, Geschichten zu schreiben, und als meine erste größere Arbeit Erfolg aufwies, beschloß ich, Schriftsteller zu werden.

Ich hatte viel Zeit und lief in Neuyork umher, um Studien für meine Schreibereien zu machen. Als ich eines Tages im Zentralpark saß, kam Bob an mir vorbei. Ich rief ihn an. Er schien erfreut, mich wiederzusehen, und setzte sich zu mir. Er hatte, wie ich, in Yale studiert, war dann in London und Deutschland gewesen und Chemiker geworden. Von Haus aus reich, betrieb er ein Privatlaboratorium, in dem er seinen Versuchen nachging.

Nun kamen wir öfters zusammen. Ich hatte mir angewöhnt, ihn in seinem Laboratorium aufzusuchen. Er war ein bequemer Freund. Tagelang schwiegen wir uns an. Während er mit seinen Retorten und Tiegeln hantierte, saß ich an seinem Schriebtisch und arbeitete an meinen Geschichten. Es war wunderschön — zwei Jahre lang ging das so.

Meine Beziehungen von früher hatte ich natürlich weitergepflegt und erhielt darum eines Tages eine Einladung zu einem Rout beim englischen Gesandten. Ich forderte Bob auf, mitzukommen. Anfangs wollte er nicht, ließ sich aber schließlich doch bereden.

Als wir hinkamen, war auch Grace da mit ihren Eltern. Fast hätte ich sie nicht erkannt. Was war aber auch aus dem wilden kleinen Mädel für eine feine junge Dame geworden! Also, Grace war da, und Bob sah sie nur immerzu an. Reden tat er nicht mehr, als unbedingt nötig war, aber genau so wie früher war er immer in ihrer Nähe.

Von dem Tag an war Bob wie ausgewechselt. Während er früher aus seiner Höhle nicht herauszubringen war, forderte er mich jetzt alle Augenblicke auf, mit ihm irgendwohin zu gehen, in ein Theater oder ein Konzert, und jedesmal war auch Grace da.

Eigentlich ärgerte ich mich ein wenig über ihn. So gerade nur als Elefant mitgenommen zu werden, war nicht mein Fall, und Grace gefiel mir selbst so gut, daß ich mich sicher in sie verliebt hätte, wenn Bobs Fäuste nicht gewesen wären.

Eines schönen Tages fragte er mich, ob ich ins alte Land mit hinüberwollte, so auf ein paar Monate. Ich hatte nichts dagegen. Bob besorgte die Plätze, und als wir an Bord kamen, war Grace auch da. Ich hätte es mir eigentlich denken können.

Natürlich machte sich Bob gleich an sie heran, und bald waren wir unzertrennlich. Grace lachte gern, ich auch, da gab's den ganzen Tag lustige Wortgefechte. Bob saß dann dabei, rauchte seine Pfeife und redete so wenig wie möglich.

Ursprünglich wollten wir in Paris länger bleiben. Bob hatte versprochen, uns die Stadt zu zeigen. War es seine ernsthafte Art, mit der er uns den ganzen Tag in Museen und Palästen herumführte, oder hatte Grace die Bevormundung satt? Ich weiß es nicht, kurz, eines schönen Tages — wir waren kaum eine Woche da — erklärte sie, sie finde es dumm, immer nur langweilige Häuser und Bilder anzusehen. Das könne sie zu Hause auch.

‚Ich will Land und Leute sehen und bin nicht über den Teich gekommen, um immer wieder dort hinzulaufen, wo alle Amerikaner waren. Jetzt fahre ich in die Schweiz.'

Gut, wir fuhren in die Schweiz, ohne uns weiter zu erkundigen, ob Grace Wert auf unsere Anwesenheit legte.

In der Schweiz waren wir überall da, wo die anderen Leute auch waren. Wir wohnten in famosen Hotels, fuhren mit der Jungfraubahn, krochen auf Bergen und Gletschern herum; eigentlich war es immerzu dasselbe und gar nicht nach Graces Geschmack. Auch Italien gefiel ihr nicht, an den Seen waren ihr wieder zu viele Amerikaner, Mailand nannte sie eine Fabrikstadt, und in Venedig war es auch nicht besser als in Paris. Paläste und Bilder, nur ein wenig mehr Fremdenindustrie und Wasser, das nicht sehr gut roch. Wenn man sich ärgern will, findet man in jeder Suppe ein Haar.

Grace war sehr enttäuscht und sagte es auch, als wir am Lido im Sande lagen. Sie hatte sich offenbar vorgestellt, daß ganz Europa voll von Abenteuern stäke, so wie früher unser Westen. Am liebsten wäre sie schnurstracks nach Hause gefahren.

Ein Herr, der sich neben uns nach dem Bade sonnte, hatte unser Gespräch belauscht. Er lachte und meinte in perfektem Englisch, wenn Miß wirklich ein halbwildes Land kennenlernen wolle, dann sollten wir doch die andere Seite des Adriatischen Meeres besuchen. Der Mann stellte sich als Conte Stepan Prosulic vor und behauptete, einem alten Geschlecht aus Ragusa anzugehören.

Grace war entzückt von der neuen Bekanntschaft und konnte nicht genug hören, was der Conte von seiner uralten Vaterstadt zu erzählen wußte. Mir gefiel der Kerl gleich nicht. Er war zwar ein sehr hübscher Bursche, und als wir dann auf der Terrasse beim Tee saßen, sah ich auch, daß er sehr elegant war, seinen Augen aber traute ich nicht; er konnte niemanden gerade ansehen und flitzte immer mit ihnen so herum. Ich sagte es Bob. Der zuckte die Achseln und verließ sich, wie immer, im Notfall auf seine Fäuste.

Der Conte brachte es denn auch richtig fertig, daß Grace nach Dalmatien reisen wollte. So fuhren wir nach Triest und dann weiter mit dem Dampfer nach Süden. Land und Leute kannte der Mann, das muß ich bestätigen. Jede der vielen kleinen Inseln, jeden Berg und jedes Fischerdorf nannte er beim Namen, und das Mundwerk ging ihm den ganzen Tag, wenn er die Sitten der Menschen schilderte, die dieses schöne und doch so arme Land bewohnen.

Einmal erzählte er vom Brautraub.

‚Wird ein Mädchen heiratsfähig, dann sucht ein Bursche aus einem näheren oder ferneren Dorf es zu gewinnen. Mit der einfachen Werbung ist die Sache aber nicht abgetan, die Sitte verlangt, daß die erste Werbung abgelehnt wird. Der Bursche muß dann die Braut stehlen. Die Kameraden seines Dorfes helfen ihm dabei, sie lauern tage- und wochenlang auf eine günstige Gelegenheit. Meist gelingt es ihnen, wenn die Mädchen abends zum Brunnen

kommen, um den Tagesbedarf an Wasser zu holen. Haben sie das Mädel, dann geht es über Stock und Stein, bis sie das Dorf des Bräutigams erreicht haben. Dort wird die Braut versteckt, und der Handel wegen der Mitgift beginnt. Sind aber die Burschen des Dorfes, aus dem das Mädchen entführt wurde, nicht einverstanden, dann versuchen sie, die Braut zurückzustehlen. Dabei setzt es natürlich regelrechte Kämpfe. Früher schossen sie aufeinander, jetzt prügeln sie sich nur. Daß dabei manch einer nicht gerade sanft behandelt wird, ist selbstverständlich.'

Grace bekam bei solchen Erzählungen immer ganz glänzende Augen. Das Land mit seinen uralten Bauten und seinem bunt gekleideten Volk schien die richtige Staffage für solch romantische Sitten.

Langsam waren wir von Stadt zu Stadt gefahren. Der Conte erwies sich als glänzender Führer. In Spalato bemerkte ich, daß er da eine Menge Bekannter habe. Es waren dem Aussehen nach nicht immer Gentlemans, in einem Lande aber, wo der Millionär wie ein Bauer aussieht, hat dies nichts auf sich.

Am zweiten Abend saßen wir auf der Hotelterrasse und sahen dem Getriebe im Hafen zu. Der Conte setzte sich zu uns und erzählte, er habe soeben erfahren, daß in Dugoselo, einem Orte weiter drinnen im Lande, ein Brautraub vor sich gehen sollte, ob wir uns das nicht ansehen wollten.

Grace war gleich dabei, Bob riet ab. Er war nicht neugierig darauf, zu sehen, wie ein Bauernmädel wie ein Sack auf ein Pferd geworfen und weggeschleppt wird. Grace sagte anfangs gar nichts, als aber der Conte sich entfernte, fuhr sie Bob an:

‚Robert' — wenn sie in Wut war, sagte sie immer Robert zu ihm — ‚ich habe mir deine Bevormundung bisher gefallen lassen. Ich bin aber nicht nach Europa gefahren, um nach deinen Ratschlägen zu leben' — als wenn sie das je getan hätte! — ‚Jetzt aber will ich einmal nach meinem Kopfe handeln. Du bleibst hier oder fährst weiter, wie es dir beliebt. Ein amerikanisches Mädchen von 21 Jahren braucht keine Kinderfrau mehr.'

Ganz schwarze Augen hatte sie bekommen vor Zorn, und als sie fertig war, stand sie auf und ging ins Hotel hinein.

‚Kinderfrau' hatte sie Bob genannt. Der war äußerst verärgert und biß auf seiner Pfeife herum, daß es knirschte. Mir war die Situation auch nicht gerade angenehm. Wir saßen da wie die abgekanzelten Schuljungen. Still aßen wir zur Nacht und gingen zu Bett. Grace sahen wir an dem Abend nicht mehr.

Am anderen Morgen warteten wir mit dem Frühstück auf sie, sie kam aber nicht. Mir wurde die Zeit zu lang; ich ging daher zum Portier und fragte, ob sie schon aufgestanden wäre.

‚Aber natürlich,' antwortete der Mann, ‚Miß Herford ist schon in aller Frühe mit dem Herrn aus Ihrer Gesellschaft weggefahren. Er hat sie im Auto abgeholt, und Miß Herford hatte das Kostüm einer Bäuerin an, das der Herr noch gestern abend schickte.'

Mit dem Brief, den Grace zurückgelassen hatte, ging ich zu Bob. Wir lasen das Schreiben gemeinsam. Drinnen stand:

‚Lieber Bob! Es tut mir leid, daß ich Dich gestern angefahren habe, Du wirst aber begreifen, daß ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen kann, bei so einer aufregenden Sache wie einem Brautraub mit dabeizusein. Oh, wie mich meine Freundinnen um das Abenteuer beneiden werden! Morgen bin ich wieder zurück. Wenn Du, beleidigt, wegfahren solltest, dann würde ich es natürlich sehr bedauern, ich könnte es aber nicht ändern. Übrigens geht, wie mir gesagt wurde, morgen kein Dampfer, da wirst Du wohl warten müssen. Grüße Fred. Auch Dich grüßt Grace.'

Einen so an der Nase zu führen, das war wieder einmal die echte Grace. Daß wir auf sie warten mußten, hatte sie auch schon herausgefunden. Oh, wie sie uns auslachen würde, wenn sie wiederkam! Ich hörte sie förmlich. Den ganzen Tag und den folgenden saßen wir ums Hotel herum. Bob ärgerte sich, sagte aber nichts.

Als Grace am Abend noch nicht zurück war, ging ich wieder zum Portier und fragte ihn, wohin Grace und der Conte gefahren wären. Er wußte es nicht, schien aber beunruhigt über ihr Ausbleiben.

Nach dem Abendessen, als wir wieder wartend vor dem Hotel saßen, kam er und berichtete, daß er den Chauffeur gefunden habe, mit dem Grace wegfuhr. Er brachte den Mann gleich mit, es war ein Lohnchauffeur, der leidlich englisch sprach.

Er war verärgert, weil er sich vom Conte betrogen glaubte. Nach seinem Bericht waren die beiden nach Livno gefahren, etwa vierzig Meilen im Lande. Dort hieß ihn der Conte warten. Ein Mann, den der Chauffeur zu kennen glaubte, habe mit Pferden gewartet, und Grace und der Conte seien weggeritten. Als das Paar bis zum Mittag nicht wiederkam, war er wieder nach Hause gefahren, überzeugt, daß der Conte ihn um die Taxe geprellt habe.

Bob hatte ruhig zugehört. Als der Mann fertig war, befahl er ihm, Benzin zu nehmen und uns beide noch in der Nacht nach Livno zu bringen. Den Rat, die Polizei zu verständigen, lehnte Bob ab. In Livno forderte er den Chauffeur auf, den Mann zu suchen, der mit den Pferden gewartet hatte. Der wurde nun allerdings nicht gefunden, dafür brachte der Chauffeur einen Jungen, der dem ganzen Zug hoch oben im Gebirge begegnet war. Grace hatte ihn angesprochen, er hatte aber kein Wort verstanden, doch schien es ihm, als ob Grace nicht weiter wollte. Der Conte hatte aber ihr Pferd beim Zügel genommen, und so mußte sie wohl oder übel mit.

Als wir dem Jungen eine größere Note zeigten, erklärte er sich bereit, uns zu führen. Der Morgen war mittlerweile angebrochen. Wir kauften noch etwas Proviant, den der Junge trug, und brachen sofort auf. Der Chauffeur ging mit. Stundenlang wanderten wir bergauf, bergab durch Wald und kahle Strecken; als wir an den Ort kamen, an dem der Junge dem Zug begegnet war, hielten wir Rat.

‚Fünf Stunden im Umkreis sind nur drei Häuser', meinte der Junge. ‚Eins gehört meinem Onkel. Dort sind sie sicher nicht. Im zweiten wohnt eine Frau allein, und das dritte ist eine Holzfällerhütte, die jetzt aber nicht bewohnt ist. Vielleicht sind sie dort.'

In der Hütte aber fanden wir sie nicht. Das war eine ganz verfallene Holzbude. In ihr konnten Grace und die anderen unmöglich gewesen sein. Blieb also nur die Hütte der alten Frau.

Mittlerweile war es ganz finster geworden. Wir aßen, was wir mitgebracht hatten, und stolperten dann mehr, als wir gingen, durch den Wald. Wie der Junge das Haus in dieser ägyptischen Finsternis fand, ist mir heute noch ein Rätsel. Er fand es aber doch; nach Stunden waren wir da.

Auf einer Waldlichtung stand ein winziges Steinhaus, sogar das Dach war von Steinplatten. Es war noch Licht darinnen. Der Junge wollte allein hinschleichen, Bob ging ihm aber nach, der Chauffeur und ich krochen gleichfalls näher. Vorsichtig näherten wir uns dem Mauerloch, das ein Fenster sein sollte, und lugten hinein.

Ja, da war Grace. Sie lag auf einem Haufen Blätter, über den eine Decke geworfen war, und sprach mit dem Conte. Der war nun nicht mehr der elegante Herr, als den wir ihn kannten, und trug jetzt die Tracht des Landes. Wir hörten, was er sagte.

‚Miß Grace, es wird nichts anderes übrigbleiben, als daß Sie meinem Wunsche Folge leisten. Da Sie so liebenswürdig waren, Ihr Scheckbuch im Zimmer liegenzulassen, habe ich es auf alle Fälle mitgebracht. Hier ist auch Ihre Füllfeder. Bitte, schreiben Sie einen Scheck auf zwanzigtausend Dollar, und Sie sind morgen frei... Wie, Sie wollen nicht? Aber Miß Grace, überlegen Sie doch! Hier findet Sie niemand, auch Ihre Freunde nicht, die sicher geduldig warten, auch wenn es eine Woche dauert. Es würde mir leid tun, wenn ich Mr. Miln, der doch Ihr Freund ist, in der Sache belästigen müßte. Ich bin überzeugt, sobald ich ihm etwa so den kleinen Finger Ihrer hübschen Hand schicken würde, wäre er bereit, das Doppelte zu zahlen, wenn er den Rest unversehrt bekäme.' Dabei faßte der Schuft nach Graces Hand und zog ein Messer aus der Tasche.

Grace schrie auf und suchte sich zu befreien.

‚So weit sind wir ja noch nicht, mein Täubchen; das kommt ja erst, wenn Sie sich weiter weigern. Was für einen hübschen Ring Sie da tragen! Darf ich ihn zum Andenken behalten?' Er streifte ihr den Brillantring ab, den sie als einzigen trug. Grace schluchzte.

‚Wer verbürgt mir, daß ich frei werde, wenn ich unterschreibe? Sie sind doch kein Gentleman, dem ich glauben könnte. Bob hatte recht, als er mir abriet.'

‚Sehr intelligenter Bursche, Ihr Mr. Bob. Er hat den Braten offenbar früher gerochen als Sie. Seine ganze Klugheit nützt ihm aber nichts. Was Ihre Rückkehr anlangt, so können Sie versichert sein, daß ich Wort halte. Auch wir Ritter von der Straße halten ein, was wir versprechen. Wollen Sie jetzt unterschreiben oder nicht?'

Grace sah ein, daß es anders nicht ging. Seufzend nahm sie die Feder und füllte den Scheck aus, den der Gauner einsteckte.

‚Ich werde Sie jetzt allein lassen. Die Alte habe ich weggeschickt, morgen früh wird sie kommen und Sie bis zur Straße führen, dann können Sie den Weg nicht verfehlen. Wenn Sie nächstens wieder einmal Lust nach Abenteuern haben sollten, dann stehe ich Ihnen gern zur Verfügung, bei gleichem Honorar natürlich.' Höhnisch verbeugte er sich und verließ die Kammer, die er hinter sich verschloß.

Als der Schuft das Zimmer verließ, schlich Bob um das Haus herum zur Tür. Schon trat auch der Conte heraus. Weit kam er allerdings nicht, da hatte er einen famosen Kinnhaken weg, daß er krachend auf die Steine flog. Wir waren sofort über ihn her und banden ihn mit seinem und des Jungen Gürteltuch, daß er sich nicht rühren konnte. Dann stürmte Bob ins Haus, zerbrach mit einem einzigen Fußtritt die Tür zur Kammer und war bei Grace.

Weinend und schluchzend hing sie an seinem Hals und küßte ihn immerfort. Na, da hatten wir anderen nichts dabei zu suchen und nahmen unterdes dem Conte den Scheck und den Ring ab.

Dann gingen wir weg. Den Kerl ließen wir liegen; mochte die Alte ihn befreien, wenn sie kam.

Wieder wanderten wir fast die ganze restliche Nacht, bis wir nach Livno kamen. Bob trug Grace den ganzen Weg. Der Chauffeur führte uns nach Spalato zurück.

Als wir wieder vor dem Hotel saßen, sagte ich zu Grace:

‚Du weißt, daß die Braut dem gehört, der sie zurückraubt.'

‚Ja, ich weiß es und habe auch gar nichts dagegen.'

Bob schwieg, wie gewöhnlich, er nahm nur die Pfeife aus dem Mund und küßte Grace die Hand.

So habe ich schließlich auch noch für ihn geworben, der ich Grace doch auch ganz gern für mich gehabt hätte."

HAFEN IN SYRAKUS

AQUARELLE
VON ERNST HUBER

IDYLL AUS VENEDIG

MEISTERWERKE EUROPÄISCHER KUNST IN AMERIKANISCHEM PRIVATBESITZ

Der erste, der, bei Anbruch dieses Jahrhunderts, den Warnruf vor der Kunstauswanderung nach Amerika erhob, war Wilhelm v. Bode, der damalige Generaldirektor der Berliner Museen, der wohl als einziger Europäer schon um diese Zeit den Weltmarkt der Kunst vollkommen zu überblicken vermochte. Er schrieb einen Aufsatz „Die amerikanische Gefahr", der durch alle Zeitungen Europas ging und lebhaftes Aufsehen erregte. So komisch das heute klingen mag, wo es erst ein Vierteljahrhundert her ist: Man lächelte beinahe überall über Bode, man fand, daß er übertrieb, man raunte sich schmunzelnd zu, daß einer der geschicktesten Käufer des Kunstmarks die neue, materiell überlegene Konkurrenz fürchte und möglichst ausschalten wolle! Das war, wie gesagt, vor 25 Jahren. Heute sind wir in der Tat so weit, daß wir überhaupt nicht mehr in der Lage sind, ein Werk ersten Ranges, wenn es einmal auf den Markt gerät, gegen die amerikanische Konkurrenz in Europa zu behalten. Wir haben — um es an ein paar Beispielen schlagend zu beweisen — in ganz Europa nur noch einen einzigen Vermeer in Privatbesitz, während in Amerika der Sammler Widener allein deren drei besitzt. Es gibt in europäischen Privatsammlungen nur noch einen Raffael von absoluter Qualität, während allein im letzten Jahre vier nach Amerika gewandert sind! Mit der neueren Kunst geht es immerhin sehr ähnlich. Wir sind in Deutschland z. B. stolz darauf, in Berlin einen Degas von ganz großer Qualität zu besitzen, den Degas der Sammlung Gerstenberg. Aber Havemeyer drüben hat im sogenannten „goldenen Zimmer" seines Hauses allein deren zwanzig an der Wand hangen, und von den Werken Corots besitzt Amerika heute rund drei Viertel seiner gesamten Produktion. Dabei gibt der Amerikaner merkwürdig schnell zu, wenn er sich geirrt hat, und zahlt dafür. Er hat einmal für ungeheuere Preise die Werke Millets nach Amerika geholt, und er stößt sie seit Jahren wieder mit Verlust nach Europa ab, seit er seine Überschätzung erkannt hat. Der Amerikaner ist vollkommen fern von jener europäischen Leidenschaft des Preisehaltens, und er, der die höchsten Preise bezahlt, erträgt Verluste auf dem Kunstmarkt, ohne mit der Wimper zu zucken. Beides, die unlimitierten Preise und die Gleichgültigkeit gegen materielle Verluste, macht den Amerikaner als Kunstkäufer doppelt furchtbar für die europäische Konkurrenz. Diese Verbindung ist nicht mehr zu schlagen. Der europäische Kunstmarkt ist heute so sehr an ein materielles Rückgrat gebunden, daß er vollkommen von Amerika abhängt. Nirgends, auch nicht in England, finden sich noch Sammler, die so idealistisch, die so ohne Rücksicht auf Preise sammeln können wie die Amerikaner.

Denn das Kunstsammeln der Amerikaner ist tatsächlich der rücksichtsloseste Idealismus, den die Welt seit den Zeiten der alten absoluten Fürsten jemals gesehen hat. Einige dieser absoluten Fürsten, ein Philipp von Spanien oder ein Rudolf von Österreich, sind die eigentlichen Ahnen der amerikanischen Milliardäre. Sie ruinierten ihre Finanzen für Kunstwerke. Ein Rudolf hatte nicht die Gelder mehr, seine Soldaten zu bezahlen, weil er sie in Italien für Kunstwerke ausgab, und fiel dem ersten Aufstand wehrlos zum Opfer. Es ließe sich sehr wohl denken, daß es dem einen oder anderen amerikanischen Milliardär heute auf industrielle Weise unter Umständen ähnlich gehen könnte. Die Summen, die sie der Kunst zum Opfer bringen, sind ungeheuerlich; man schätzt sie schon bei Morgan, der ja noch verhältnismäßig billig kaufte, auf mehr als 200 Millionen Mark. Selbst ein Mann wie Ford, von dem die bösen Zungen behaupten, er könne überhaupt nicht schreiben, und seine vielbesprochenen Bücher seien von seinem ersten Sekretär verfaßt, baut jetzt das Museum in Detroit mit einem Aufgebot von Millionen auf, das sich in fast phantastischer Weise summiert. Und sein Sohn Edsel, der im Kuratorium sitzt, ist bereits ein wissenschaftlich durchgebildeter Kunstkenner.

Natürlich ist das alles nicht etwa so zu verstehen, daß sich nun Europa vor einer absoluten Kunstverarmung zu fürchten hätte. Die größten Kunstwerke aller Epochen sind bereits seit langem in den europäischen Museen gesichert. Die Amerikaner sind hier trotz ihrer Schnelligkeit eben doch um 50 und 100 Jahre zu spät gekommen. Und wenn nicht die vereinigten Staaten von Europa einmal einen Krieg gegen die vereinigten Staaten von Amerika verlieren und eine Kunstkontribution auferlegt bekommen, so wird das Metropolitan Museum in Neuyork wohl niemals mit den großen Museen europäischer Hauptstädte konkurrieren können. Aber bezweifeln darf man nun nicht mehr, daß alles, was in Europa noch in Privatbesitz locker wird, unfehlbar nach Amerika hinüberwandert. Das ist fast wie bei den Häuptern der Hydra. Für jeden amerikanischen Milliardär, der stirbt und sein Museum abgeschlossen dem Volke hinterläßt, erstehen in irgendwelchen unbekannten Winkeln dieses merkwürdigen Landes sofort wieder zwei neue Milliardäre, die mit frischer Kraft den europäischen Markt beherrschen. Sie kommen aus den eigentümlichsten Berufen her. Sie sind Eisenbahnkönige und Richter, sie sind aber auch Zirkusbesitzer und Schlächter: Für die Sache, die Leidenschaft zum Kunstsammeln, macht das nicht den geringsten Unterschied aus! Der Amerikaner, ein Mensch, der sich, wie man an jedem in Europa reisenden Amerikaner beobachten kann, unter Umständen um einen Dollar mit dem Hotelportier streitet, kennt keine finanziellen Grenzen, sobald es sich um ein Kunstwerk handelt. Als Morgan dem deutschen Uhrensammler Marfels seine Uhrensammlung in Auswahl abgekauft hatte, überfiel Marfels die Reue. Er sah mit Betrübnis die Reste seiner Sammlung, die ihm als solche höchst unvollständig erschien, und er bot Morgan ein Reugeld an. Morgan empfing ihn auch und fragte nach der Höhe des Reugeldes. Marfels bot 25000 Dollar, damals für deutsche Sammler eine große Summe! Da lächelte Morgan und nahm auch noch den Rest der Sammlung für eine Million. Als Huntington entdeckte, daß Amerika so gut wie gar keine Beispiele der großen englischen Bildnismalerei besitze, gab er einfach Duveen einen unlimitierten Auftrag auf jedes große Werk englischer Bildnismalerei, das in Europa über den Markt ging. Er fing mit dem Sensationspreis von 2 Millionen Mark für den berühmten „Blue boy" von Gainsborough an, und es steigerte sich bis zu 3500000 Mark für das Bild, ohne daß jemals zwischen Duveen und seinem Auftraggeber eine Meinungsverschiedenheit eingetreten wäre! Und als Huntington starb, nahmen andere, wie Ellis und Ringling, die Beherrschung des europäischen Kunstmarkts in die Hand. Zahlten 3 Millionen Mark für die zweite „Cowper-Madonna" des Raffael und brachten für 12 Millionen die einzige wissenschaftlich umfassende Sammlung italienischer Bilder in England nach Amerika, die Sammlung Benson.

Hinter dieser Einigkeit von Männern, die einander sonst im Leben oft so wild befehden, hinter einer Einigkeit, die sich sogar häufig in gemeinsamen Aufträgen und Käufen kundgibt, steht natürlich ganz etwas anderes als eine rein private Leidenschaft, sosehr auch Männer wie Morgan und Huntington tatsächlich persönlich fanatische Kunstliebhaber waren. Und man muß der unwiderstehlichen Gewalt, die das amerikanische Kunstsammeln zum Herrscher des Weltmarkts macht, nachgehen, man muß hinter ihre Gründe kommen, um diese neuartige kulturgeschichtliche Erscheinung zu verstehen. Dann erst wird man ihren ganzen Ernst begreifen, ihre unabwendbare Gefahr, ihre weltgeschichtliche Rolle.

Jan Vermeer van Delft: Der Brief.
(Sammlung Widener, Philadelphia.)

Amerika ist Kolonialland und Kolonialvolk. Die ursprüngliche Bevölkerung ist völlig in der Einwanderung aufgegangen. Und diese Einwanderung zeigte kein einheitliches Gepräge. Alle europäischen Nationen haben an jener neuen Menschenmischung ihren Anteil, die sich „Amerikaner" nennt, und wenn auch der angelsächsische Typ dank seiner Zähigkeit die Hauptprägung gegeben hat, ist und bleibt der Amerikaner doch eine Mischung. Er sieht sich auch als solche an, und es ist seiner Eitelkeit nicht übelzunehmen, wenn er glaubt, der Erbe der veralteten und verrotteten alten europäischen Kulturnationen zu sein, von denen das Beste und Bleibende in seinem neuen Typ aufgegangen sei, während er das Antiquierte und Abgestorbene nicht übernommen habe. Das mag in dieser Form herb klingen, es ist aber tatsächlich das amerikanische Evangelium, das Glaubensbekenntnis jedes überzeugten Amerikaners.

Dieser gemischte Typ hat mehr als ein Jahrhundert gebraucht, um sich als ein neuer Rassencharakter wirklich zu bilden und durchzusetzen. Die Geschichte der inneren, politischen und sachlichen Kämpfe Amerikas ist die Geschichte dieses Typs, sie gehören zu seiner Entwicklung wie das Zahnen und die Flegeljahre. Der Amerikaner hat so gut wie keine Hilfe von außen gehabt, er hat sich selbst, sein Land, seinen Staat, seine Weltmarktstellung und seine politischen Ansprüche ganz aus sich selbst heraus gebildet, durchgesetzt und zur Geltung gebracht. Das war nur möglich, indem er einfach die ganze geschichtliche Zivilisation der Menschheit übersprang und sofort an die letzte Entwicklung anknüpfte. Er hat es sich leicht und schwer gemacht. Jedenfalls steht er

um die Jahrhundertwende als das entscheidende Volk der Welt da, zugleich aber auch als das geschichtsloseste.

Und nun setzt der Rückschlag ein. Der Amerikaner, der, im Gegensatz zum Europäer, von hinten angefangen hat, muß sich jetzt zurückarbeiten: er muß die Kultur und die Tradition, die jedem neugeborenen Europäer schon in die Wiege gelegt werden, seinerseits erst für sein Land erwerben und schaffen! In alten Zeiten trat in solchen Fällen eine Völkerwanderung ein. Der kräftige, aber kulturlose Stamm setzte sich in einem Kulturlande fest, unterdrückte die Eingeborenen und bemächtigte sich ihrer Kultur. Der Amerikaner hat den moderneren Weg, den Weg des 20. Jahrhunderts: Er kauft die alte Kultur und überführt sie nach Amerika. Er bezahlt die besten Lehrer, er gründet die führenden Universitäten, und Sinclair Lewis, der in seinem Roman „Babbitt" die Geschichte der amerikanischen Philister geschrieben hat, vielleicht das bedeutendste Buch seit den „Pickwickiern" von Dickens, läßt seinen Babbitt, den Normal-Amerikaner, sagen: „Jede amerikanische Stadt hat einen gemeinsamen Ehrgeiz: die schönste Badeanstalt, die gelehrteste Universität und das vollkommenste Museum."

Thomas Lawrence: Pinkie.
(Sammlung Huntington, Philadelphia.)

Wir haben diesen Umweg gehen müssen, um zu dem Kern des amerikanischen Kunstsammelns und zu der Psychologie des großen amerikanischen Sammlers zu gelangen. Wo keine Geschichte mit ihrer langen Entwicklung vorliegt wie in Europa, da entsteht auch nicht das Museum als eine natürliche Folge der allgemeinen kulturellen Entwicklung im allmählichen Aufbau von Jahrhunderten. Und Amerika, das erst jetzt — nicht einmal mit besonderem Glück — beginnt, eine Art Völkerkundemuseen aufzubauen und Heimatsmuseen, ist sachlich und kulturell ein Kind Europas. Will es Dokumente seiner Vorzeit, der Bedingungen seiner Entstehung sammeln, so muß es europäische Dokumente sammeln. Es steht wirtschaftlich an der Spitze der Weltvölker, und es hat natürlich auch den Ehrgeiz, kulturell zum mindesten auf die gleiche Linie zu gelangen. Und da treten seine Milliardäre in eine Front, wie im alten Europa, das anders gegliedert war, die kunstsammelnden Fürsten in eine Front getreten sind. Das Ganze sieht demokratischer und gemischter aus, im Urtrieb ist es genau dasselbe. Hier wie dort gibt die Macht ihre beste Kraft daran, Kultur zu schaffen und zu sammeln. Die amerikanischen Milliardäre als Kunstsammler sind rein als Exponenten ihrer Nation zu betrachten, als eine neuzeitliche Form für die alten dynastischen Museumsgründer. Sosehr Selfmademan der Amerikaner ist, geboren ist er auch irgendwo. Es braucht nicht immer Neuyork zu sein. Oft ist es ein kleiner Fleck im Westen, der beinahe nichts enthält als Fabriken von Corned beef. Aber der amerikanische Milliardär liebt diesen Fleck genau so sentimental wie der unpraktische Europäer seinen Geburtsort, und er möchte ihn in Amerika besonders auszeichnen. Der Weg zur Auszeichnung aber ist Kultur! Der Amerikaner, wirklich reich geworden, steht erst jetzt vor seiner eigentlichen Lebensaufgabe: dem noch nicht vorhandenen Museum seiner Vaterstadt, das seinen Namen in seinem Land unsterblich machen wird ... Überall in diesem Lande schießen in den Städten und Ortschaften Museen empor mit einem Aufwand von Geld, den sich kein europäisches Land leisten kann. Oft sind diese Leute, wie Huntington, schon alt, wenn sie anfangen können, und sie suchen dann in 10—20 Jahren zu leisten, was eine europäische Großstadt in einem Vierteljahrtausend geschaffen hat.

Thomas Gainsborough: Der blaue Knabe (the blue boy).
(Sammlung Huntington, Philadelphia.)

Es ist ein großartiges und rührendes Schauspiel von einer in der Entwicklung der Menschheit begründeten Unwiderstehlichkeit. Wir wehren uns dagegen mit allen Kräften unserer alten Kultur. Aber wir sind in den letzten 20 Jahren allmählich zur Einsicht gekommen, wie wenig das nützt. Lothar Brieger.

Rembrandt van Ryn: Polnischer Reiter.
(Besitzer: M. Frick, Neuyork.)

SCHWEDENBROT.

Schwedische Bäuerin beim Ausrollen des „Dünnbröd" (Knäckebrot). Das Federbündel dient zum Lochen der Teigmasse.

Die älteste Brotform war der dünne Fladen, der — schnell durchgebacken — möglichst wasserfrei ist, die meisten Geschmacksstoffe enthält und dem Betätigungsdrang des Gebisses zusagt. Nur dieses trockene Fladenbrot ist gemeint, wenn in der Bibel von Brot die Rede ist, dasselbe Brot, das wir heute noch im ganzen Orient finden, das sich als Knäckebrot (Dünnbrot — Lochbrot) in Schweden und im übrigen Skandinavien und zum Teil in einigen Tälern Südtirols bis auf unsere Zeit erhielt.

Der Laib oder Wecken, der sich im neueren Backverfahren allmählich eingebürgert hat, ist also gewissermaßen nur eine entartete Entwicklung, das wasserhaltige Zwischending von Brei und Brot. Aus reiner Bequemlichkeit wurde das kleiefreie Feinmehl allein verbacken, das allerdings auch den technischen Vorteil der Haltbarkeit besitzt, den ausgemahlenes Vollmehl nicht hat. Mit der Kleie werden jedoch gerade die lebenswichtigsten Stoffe entfernt, weshalb unsere meisten Broterzeugnisse durchaus nicht als Vollnahrung anzusprechen sind, selbst wenn man sog. Vollkornbrote in Laibform in Erwägung zieht, die immer schwer verdaulich bleiben, weil im Laibinnern nie die erforderliche Temperatur von 101 bis 102° entstehen kann, die zur Behandlung der zähwandigen Kleiezellen erforderlich ist, um diese mit Dampfdruck zu zerreißen, die entsprechende Lockerung und die Erschließung des wertvollen Inhalts herbeizuführen.

Die unerklärliche Abwendung von der „richtigen Brotbereitung", wie sie in Schweden in ländlichen Heimbäckereien und seit Jahrzehnten zum größeren Teil bereits fabrikatorisch durchgeführt wird, veranlaßte den deutsch-schwedischen Ernährungsphysiologen und Nahrungsmittelchemiker Dr. W. Kraft, auch bei uns in Deutschland mit aller Energie auf die Einführung des schwedischen Backverfahrens hinzuwirken, auf die zweckmäßigste Nahrungsform des Getreidekorns: das Flachbrot (Knäckebrot), bei dem allein eine 100prozentige Vermahlung vollwertig ausgenutzt wird. Die Lehre vom „richtigen Brot" verlangt dabei noch weiter, daß das Mahlgut nicht erhitzt werden darf und das Mehl sofort zu verarbeiten ist, um jede Schädigung der wertvollsten Stoffe zu vermeiden. Dabei erfolgt das Einteigen des gröberen oder feineren Mehls mit der 1- bis $1^3/_4$fachen Wassermenge, während die kräftige Durcharbeitung $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Stunden erfordert und nur wenig oder gar keine Hefe in Anwendnug kommt. Grundbedingung ist dabei die Fladenform, in dünnen Scheiben von 4 bis höchstens 6 mm Stärke, die allein den Backprozeß in kräftiger Hitze bei kurzer Zeitdauer ermöglicht. — Das schwedische Landbrot wird in runden, flachen Kuchen hergestellt, mit einem ausgestanzten Loch in der Mitte, um es zum Aufhängen in den luftigen, trockenen Vorratskammern auf Stangen reihen zu können, wodurch der Brotbedarf monatelang eingedeckt ist. In den Städten haben sich hingegen mehr die kultivierteren, keksförmig geschnittenen Brotkuchen behauptet, die in handlichen Kartons pfundweise abgepackt werden. Das sehr feinporige und fast wasserfreie Knäckebrot hat einen hocharomatischen, kräftig reinen Geschmack, der naturgemäß infolge des scharfen Ausbackens erst beim Kauen durch die lösende Wirkung des Speichels voll zur Geltung gelangt. Das Schwedenbrot wird niemals altbacken oder gar schimmelig, sondern ist geradezu unbegrenzt haltbar beim Liegen an trockener Luft, immer gleich frisch-knusperig. Infolge seines porösen Gefüges und der Feinheit der spröden Porenwände kaut es sich angenehm, wobei den Zähnen eine gründliche, der Zahnkonstruktion angemessene Arbeit zugeteilt wird und das Gebiß gekräftigt und erhalten bleibt. Wenn die Schweden unter allen Kulturvölkern die besten Zähne aufzuweisen haben, so verdanken sie dies hauptsächlich ihrem „Knäckebröd".

Inwieweit die unwandelbare Stetigkeit der Schweden in der Beibehaltung ihres ursprünglichsten und zugleich besten und vollwertigsten Volksbrotes zur Nachahmung angeregt hat, beweist dessen Einführung im Lande der größten Brotnährschäden, dem Lande des Weizens, in Nordamerika, ferner auch in England und schließlich selbst der vielversprechende Anfang des Knäckebrotverbrauchs in Deutschland seit Aufnahme der Eigenfabrikation nach schwedischem Muster. Von Deutschland aus wird zum Teil auch die Versorgung anderer Länder und selbst der Tropen mit dem ausgezeichneten, nahrhaften und haltbaren Dauerroggenbrot neuerdings durchgeführt. Ing.-Chem. H. A. Kirsch.

Ausstechen der Brotfladen mittels Ringform und Lochen des Dünnbrotes durch den in der Mitte befindlichen Stanzring. Der seitlich stehende Stichel dient zur durchgehenden Durchlochung der fertigen Teigkuchen.

Herstellung von Knäckebrot im Großbetrieb: Die fertig geformten, feingelochten Teigkuchen werden vom laufenden Band abgenommen, bei der Weichheit des Teiges eine schwierige Arbeit. Alle Abfallstoffe gehen durch ein seitliches Transportband wieder in den Teigvorratsbehälter zurück.

Deutsches Knäckebrot in seiner Urform als Fladenbrot und der üblichen Gebrauchsform keksartig geschnittener Brotkuchen.

Deutsche Weihnachtsspiele in Ungarn.

Festlich gekleidete Mädchen mit dem „Crisstkindl" in Cseledoboka.

Aus dem Herodesspiel in Pári. Die Darsteller zeigen in ihrer Kostümierung einen ergötzlichen Mischmasch von Gegenwartswirklichkeit und Phantasie.

Im 18. Jahrhundert muß es in ganz Deutschland, vor allem im Süden, geistliche Volksschauspiele gegeben haben, d. h. dramatische Darstellungen, die von Laien, meist schlichten Handwerkern oder Bauern, vor ihresgleichen gespielt wurden: Volkskunst für das Volk. Bis auf Oberammergau, das jedoch seinen ursprünglichen Charakter vollkommen geändert hat, ist diese Volksschauspielkunst nirgends mehr erhalten. Noch vor ein bis zwei Generationen konnte man hier und da, vor allem in Böhmen, Schlesien und Steiermark, Reste davon sehen, und eifrige Gelehrte retteten wenigstens etwas von den Texten und Melodien vor gänzlichem Vergessen.

Und doch gibt es einige Landstriche in Europa, wo in deutscher Mundart dieses alte Volksgut noch alljährlich ein schlichtes Bauernvolk erfreut: nämlich in einigen deutschen Sprachinseln des Auslandes, besonders in Ungarn. Schon Karl Julius Schröer, der verdienstvolle Herausgeber des durch neuere Aufführungen wieder in weiten Kreisen bekannt gewordenen Oberuferer Paradeisspiels, machte 1862 auf die Bedeutung der auslanddeutschen Siedlungen für Erforschung alter deutscher Bräuche aufmerksam. Denn dort, in Abgeschlossenheit vom großen Verkehr, isoliert durch fremde Sprache und Sitte, ist der günstigste Boden für ein Erhalten alten Herkommens und alten Brauches.

Im heutigen Rumpfungarn mag es noch an die fünf Dutzend deutscher Dörfer geben, in denen Jahr für Jahr ein Christkindl-, Paradeis- oder Herodesspiel von Kindern oder jungen Leuten gespielt wird. Wohlgemerkt: nicht im Wirtshaus auf der Bühne, sondern in den Bauernstuben, einstudiert durch ältere Männer oder Frauen, denen Schreiben eine ungewohnte Arbeit bedeutet! Natürlich sind die von Geschlecht zu Geschlecht immer nur mündlich überlieferten Texte bisweilen arg verstümmelt, oft bis zur Unverständlichkeit. Aber das macht diesen einfachen Menschen nichts aus. „Das Chrischtkindje geht stark schee" — so hört man's immer wieder sagen.

Vom Paradeisspiel in Liptód.

Auch als Mensch des 20. Jahrhunderts kann man seine Freude daran haben: allein schon an den prächtigen, blütenweiß gestreiften Gewändern, den bunt glitzernden Brautkränzen oder den hellen Glöckchen, die zum Gesang im Takt erklingen! Der Aufführungstag ist überall der 24. Dezember. Schon vom zeitigen Mittag an geht die Spielschar von einem Haus zum andern und „macht ihre Sach". Denn lang sind die Spiele nicht mehr: in höchstens einer Viertelstunde ist eins vorbei, und doch ist es für die Spieler eine große Anstrengung, bis sie überall im Dorf gewesen sind. Oft dauert es bis spät abends, und in manchen Orten ist es Sitte, daß das Spiel zum letztenmal um Mitternacht vor der Kirche gespielt wird, ehe die Mette beginnt. — Dann ist die Herrlichkeit vorbei, und es dauert wieder ein Jahr, bis die Hirten mit ihren dicken Pelzen und Stecken, Maria, mit dem Jesuskindlein im Arm, Joseph, der strenge Wirt, und die Engel wiederkommen und die Weihnachtsgeschichte lebendig erstehen lassen. Dr. R. Hartmann.

Pécsvárader Weihnachtsspiel.

Vor dem Abflug: Der Photoapparat wird dem Fluggast hineingereicht. Die Aufnahmen sollen nach vornherein über den Motor gemacht werden.

Ich fliege Sturz!

„Also, Sie wollen mit mir fliegen?" begrüßt mich Dr. Gullmann, der Leiter der Sächsischen Fliegerschule.

„Ja, aber vorher möchte ich doch so einiges wissen über die Figuren, die Sie mit mir machen werden, damit ich nachher weiß, was los ist. Es ist immer ein beruhigendes Gefühl, wenn man für etwas Fremdartiges wenigstens einen Namen weiß."

„Nun, wir werden alles, was es so gibt, ausführen. Den ‚Looping' kennen ja die meisten Leute: Die Maschine macht in der Flugrichtung eine vollkommene Drehung, ein Salto. Sie wird nach oben ‚gezogen' und fällt über die Rückenlage wieder in die normale Flugrichtung zurück. Der ‚Immelmannturn' geht folgendermaßen: Das Flugzeug wird gezogen und dann auf einen Flügel gestellt. Es dreht sich dann gewissermaßen um diesen Flügel herum und macht dabei eine Kehrtwendung von 180 Grad, nach der es normal weiterfliegt. Eine feine Sache ist der ‚Rolling', zu deutsch die ‚Rolle': Die Maschine wird auf einen Flügel gestellt, so daß sie mit dem Rumpf parallel, mit den Tragdecken aber senkrecht zur Erdoberfläche fliegt. Sie wird nun in der gleichen Richtung weitergedreht, so daß sie in Rückenlage und dann senkrecht auf den andern Flügel und endlich wieder in die normale Fluglage kommt. Beim gut ausgeführten Rolling darf das Flugzeug nichts an Höhe verlieren, während es um die Längsachse eine vollkommene Drehung macht. Beim ‚Abtrudeln' fällt die Maschine wie ein vom Baum fallendes Blatt kreiselnd nach unten; der Motor ist dabei gedrosselt, weil sonst die Belastung der Tragdecks zu groß würde und die Gefahr des Brechens bestünde. Beim ‚Männchenmachen' wird die Maschine gezogen und, wenn sie fast senkrecht auf dem Schwanze steht, gedrückt, so daß sie gewissermaßen hinunterfällt; die Flugbahn ist dann eine Wellenlinie. — So, das wäre das Wichtigste. Geben Sie mir Bescheid, falls Ihnen schlecht wird; dann höre ich sofort auf!"

Hoffentlich nicht nötig, dachte ich.

Der kleine Udet-Zweisitzer-Zweidecker der Bayerischen Flugzeugwerke ist schon auf den Startplatz geschoben. Hinten sitzt der Pilot. Ich klettere hinein: ein Monteur schnallt mich fest. Um den Leib herum läuft ein Gürtel, der am Sitz festgemacht ist; über jede Schulter kommt ein Traggurt, dessen Enden am Gürtel befestigt werden. Wenn ich geradeaus gucke, sehe ich ein Stückchen Motor, spielende Ventile und einen matten Kreis: den drehenden Propeller. Die Klötze werden unter den Rädern weggenommen; der Motor kommt auf Touren; wir rollen immer schneller; wir fliegen schon. Ein paar Platzrunden, und wir sind vielleicht vier- oder fünfhundert Meter hoch. Bis jetzt ging es ganz ruhig zu, viel ruhiger als etwa in einem guten Auto. Plötzlich . . .

Es ist ein bißchen viel, was ich zugleich will: Aufpassen, wie sich das Flugzeug und die Erde und ich mich selbst benehmen. Vorläufig habe ich nur wegbekommen, daß die Maschine zunächst gedrückt wurde. Gleich darauf wird sie gezogen; es ist, als ob ich nach hinten fiele; fast senkrecht stehen wir; die Erde ist weg; der blaue Himmel über mir und ein merkwürdiges Fahrstuhlgefühl in mir. Schon saust die „Kiste" wieder nach unten; senkrecht fliegt die Erde unheimlich schnell auf uns zu; mein Inneres weiß nicht recht, was los ist; unwillkürlich habe ich die Augen geschlossen, und als ich sie öffne, fliegen wir wieder geradeaus.

Was war das? Ach so, ein ‚Männchen'! Schon wieder eins! Komisch, wenn man so nach unten saust! Mein Körpergefühl kommt langsam durcheinander. Schon wieder eins . . . Nein, jetzt kommt ja was anderes: Die Erde war nach vorn unten weggesackt; mein Magen wandert plötzlich in die linke Schulter; wir stehen auf dem linken Flügel, links ist die Erde zu sehen; wir sausen auf sie zu. Mir ist so nach Mischung von Riesenluftschaukel, Achterbahn und Karussell; irgend etwas muß sich, nach meinen Körpersensationen, gedreht haben; die Erde hat so merkwürdige Bewegungen ausgeführt; es geht schon wieder geradeaus . . . Noch mal dasselbe; ein ‚Turn' . . . Das mit dem Schwerpunktgefühl ist zu komisch. Als ob man in einer Riesenluftschaukel nach allen Richtungen im Raum durcheinandergewirbelt würde . . .

„Achtung! Jetzt kommt Rolling!" brüllt Dr. Gullmann mir von rückwärts zu.

Schon stehen wir auf dem rechten Flügel; aber ehe ich die Situation ganz erfaßt habe, sausen wir etwas vornüber und drehen weiter; der Schwerpunkt in mir hat sich fühlbar mitgedreht; nanu, ich sitze ja mit den Schultern in den Traggurten — Rückenflug — die Erde dreht sich weiter, ehe ich sie genau anschauen kann; mein Magen wandert von der Brust in normale Lage auf dem Umweg über rechte Körperseite; die verkehrte Welt dreht sich: schon wieder geradeaus. Ich finde, daß dieser Eindruck bisher der stärkste war. Wir machen das noch viele Male; ich merke, wie ich anfange, unter der Kombination kalt zu schwitzen. Es kommt mir bald so vor, als ob der Magen nicht mehr lange mitmachen will; aber ich weiß aus meiner Seefahrtzeit, daß er durchhält, wenn es auch schwerfällt.

Jetzt geht es vorn hoch; der Motor läßt nach, die Erde ist plötzlich von hinten wieder da: Looping! Noch drei Loopings folgen. Sie kommen mir, nach dem Rolling, eigentlich recht harmlos vor; stundenlang könnte ich das mitmachen. Schon wieder . . . nein, wir bleiben ja mittendrin stecken; ich hänge in den Gurten; etwas Blutandrang zum Kopf. Jetzt fliegen wir auf dem Rücken. Wohl einige Minuten, so kommt es mir wenigstens vor, bleiben wir so; die Gelegenheit ist günstig, sich die Welt von oben und auf dem Kopf stehend anzusehen. Unmittelbar oben ist die Erde; am Horizont Häuser verkehrt: Seestadt Leipzig; als Untergrund ein blaues Meer: der Himmel, in dem die Abendsonne schwimmt. Wir fliegen endlich wieder „richtig".

Mir fällt plötzlich ein, daß ich mich doch auf Angst beobachten wollte. Fast lächerlich kommt mir der Gedanke daran vor; da surrt der Motor, da sind die tanzenden Ventile; über, unter, neben mir, vorn oder hinten, je nachdem, die Erde; es ist ein herrliches, siegessicheres Gefühl, ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts zu sein.

Der Motor läuft langsamer; die Maschine senkt sich vornüber: wir trudeln. Fast senkrecht scheint die Erde auf uns zuzukommen, sich, im Kreise sausend, uns entgegenzuschrauben. Das Trudeln ist, wider Erwarten, so gut wie gar nicht mit unangenehmen Empfindungen verbunden. Schon „fängt" der Pilot die Maschine wieder „ab"; im Gleitflug geht es das letzte Stück hinab; ein dumpfes Poltern; die Räder haben den Erdboden berührt; wir rollen noch, stehen schon; irgend jemand schnallt mich los; etwas benommen vom Trommelfeuer der Eindrücke und Empfindungen, klettere ich vom Sitz auf die Erde.

Dr. Gullmann, der Leiter der Sächsischen Fliegerschule, beim Rückenflug über Leipzig.

„Nun, wie hat es Ihnen gefallen?"

Ich schüttle dem Flieger dankend die Hand: „Großartig! Noch viel besser, als ich gedacht habe. Bloß mein Magen fühlt sich jetzt, da ich wieder festen Boden gewonnen habe, reichlich viel schlechter als in der Luft. Es war zuviel auf einmal. Eine halbe Stunde Sturzflüge war für ihn eine etwas starke Zumutung. Ich werde ihn durch einen Kognak beruhigen. Aber wenn Sie mich morgen wieder mitnehmen würden, ich wäre sofort noch mal dabei. Hals- und Beinbruch!" Richard Lehmann.

Wie die Welt beim Rückenflug aussieht: Der gespenstische Schatten ist der Zylinder und Auspuff des Motors; das Bild wurde beim Rückenflug von dem mit dem Kopf nach unten hangenden Beobachter über Leipzig aufgenommen.

Porträte aus dem Tierpark

PHOTOGRAPHISCHE STUDIEN AUS DEM ZOOLOGISCHEN GARTEN IN HALLE A/S. VON DR. F. HAUCHECORNE

Sieht aus wie ein stoischer Philosoph und ist doch nur ein — Kamel im Winterfell.

Keine Angst, ich bin bloß müde: Gähnender Leopard.

Eine Laune der Schöpfung: Kopf eines Tapirs.

Wenn die Gitter nicht wären! Sundatiger in Lauerstellung.

Ein niedliches Zookind: Junges Lama.

Wissen und Leben

Bevorstehende Filmpremieren.

(Hierzu die Bildertafel auf Seite 989.)

Amerika dreht in ständig zunehmendem Maße europäische Filme. Hollywood hat erkannt, daß Stoffe, die der Literatur und der Geschichte der Alten Welt entnommen sind, dem Geschmacksempfinden der großen Masse und zugleich auch den Wünschen des anspruchsvolleren Kinobesuchers in Europa gerecht werden. Aus der Menge dieser Filme mögen zwei besonders beachtenswerte herausgegriffen werden, die in Kürze zur Uraufführung gelangen.

Wer sich wirklich gut unterhalten und so recht von Herzen lachen will, der sehe sich unbedingt „Das Liebesleben der schönen Helena" an. Man kommt bestimmt auf seine Kosten, denn die Handlung ist eine der entzückendsten und geschmackvollsten Parodien, voller köstlicher Anspielungen auf das Eheleben aller Zeiten. An geschichtliche Begebenheiten anknüpfend, wird mit so viel Humor und geistvollem Witz gespielt, daß selbst der verknöchertste Griesgram Tränen lachen muß. — Paris, Prinz von Troja, entführt Helena, die Gattin des Königs von Sparta, Menelaos'. Ein mehr fröhlicher als frischer Krieg entbrennt. Das bekannte hölzerne Riesenpferd wird als Siegestrophäe in die Stadt Troja gebracht. Nachts entsteigen ihm hundert Griechen, öffnen die Tore und bezwingen die Trojaner. Menelaos verzeiht Helene und bringt sie nach Sparta zurück. Helena verspricht, sich zu bessern. Da erscheint Telemach, Prinz von Ithaka, und schon wird Helena ihren guten Vorsätzen wieder untreu. Resigniert begibt Menelaos sich zu einer — Angelpartie; wenn Helena seine Abwesenheit zu einem „Abstecher" nach Ithaka benutzt — so ist es eben der Wille der Götter! —

Ein zweiter amerikanischer Großfilm betitelt sich „Die ungekrönte Königin" und behandelt die bekannte Liebestragödie des englischen Admirals Lord Nelson und der Lady Hamilton, Gattin des britischen Gesandten am Hofe des Königs von Neapel. — England führt Krieg gegen Frankreich. Die englische Flotte läuft den Hafen von Neapel an, um Wasser und Lebensmittel an Bord zu nehmen. Der König von Neapel weigert sich, dem Wunsche der Engländer nachzukommen. Admiral Nelson versucht, durch Lord Hamilton eine Audienz beim König zu erwirken — doch vergebens. Lady Hamilton, die sich auf den ersten Blick in Nelson verliebt, nimmt sich seiner Sache an, und es gelingt ihr, den König umzustimmen. Auch Nelson fühlt sich zu der schönen Frau hingezogen, und nun entwickelt sich eine immer stärker werdende Leidenschaft bei den beiden Menschen, der der Tod Nelsons in der Seeschlacht bei Trafalgar ein jähes Ende bereitet.

Auf geschichtliche Tatsachen geht auch der deutsche Film „Waterloo" zurück. Bei Schleißheim in Bayern und im Isartal sind die Armeen Blüchers, Wellingtons und Napoleons zusammengeführt worden, um die denkwürdige Schlacht bei Waterloo wieder lebendig werden zu lassen. Blücher, der Held, ist Otto Gebühr. Mehr als 2000 Komparsen sind in die Uniformen der verschiedenen Nationen gesteckt worden, um bei dem großen Treffen bei Belle-Alliance mitzuwirken. Der Film, dessen Aufnahmen zur Zeit noch nicht beendet sind, erscheint Mitte Januar und dürfte im Rahmen der gegenwärtigen Spielzeit ein ganz besonderes Ereignis werden.

Dem Film „Der Zarewitsch", der in Rußland spielt, liegen das gleichnamige Drama von Gabriele Zapolska sowie die bekannte Operette von Franz Lehár zugrunde. Das Geschehen bewegt sich um den jungen Thronfolger, der revolutionären Umtrieben und Verschwörungen durch ein Attentat zum Opfer fallen soll. Durch geschickte Verkleidungen gelingt es ihm jedoch, zu entkommen. Der Film bringt eine Fülle von spannenden Momenten und hebt sich von den oft zum Klischee erstarrten Russenfilmen in bemerkenswerter Weise vorteilhaft ab.

„Die Melodie der Welt" ist ein Sprech- bzw. Tonfilm, der ein ungemein interessantes Experiment darstellt. Man hat Stimmen von Menschen verschiedener Rassen und Nationen, Tier- und Naturlaute sowie mechanische Geräusche aller Art sowohl im Freien als auch in geschlossenen Räumen aufgenommen und auf den Filmstreifen gebannt, um sie zu einer Melodie der Welt zu vereinigen. Wir sehen also nicht nur das, was auf der Leinwand vorgeht, sondern wir hören es auch und werden durch die von den tönenden Vorgängen hervorgerufene Illusion der Wirklichkeit des Geschehens in überzeugender Weise nahegebracht. — Dieser Film ist mit zu dem Interessantesten zu rechnen, was das Kino in nächster Zeit zu bieten hat. **Otto Behrens.**

Der Maler Ernst Huber.

(Siehe die Abbildungen auf S. 999.)

Der traditionelle Zauber Wiens hat seit den Zeiten der Romantik seine lebendige Wirksamkeit nicht verloren. In einer Architektur von beschwingter Heiterkeit, zwischen den anmutigen Hängen seiner Weingelände mildert sich der Maschinenrhythmus der Gegenwart. Eine ungezwungene Verbindlichkeit der Lebensformen gibt der Gesellschaft ihre Note, und der Künstler, hineingeboren in eine Sphäre von alter Kultur, erhält von vornherein die Gabe sicheren Geschmacks mit auf den Weg. Ernst Huber, dessen Bilder seit den letzten Jahren in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erregt haben, und der erst kürzlich in Nürnberg durch die Verleihung einer Medaille ausgezeichnet wurde, ist im besten Sinne ein Repräsentant dieses Wienertums. Der junge Maler, gleich weit entfernt von Banalität wie von Snobismus, besitzt etwas von jenem beglückenden Gleichgewicht, dessen höchste und klassische Gestaltung wir an Schuberts Musik bewundern. Ein feinnerviges Talent, findet er seine höchst persönlichen Ausdrucksmittel: schon die Technik seiner Malerei, die sich mit dem jeweiligen Material überraschend zu wandeln weiß, ist von einer ganz eigenen, schwebenden Leichtigkeit. Ölfarbe wie Aquarell geben mühelos ihre äußersten Möglichkeiten her, saugen das Licht zu tonigem Helldunkel ein oder strahlen es perlmutterhaft irisierend aus, und sein zeichnerischer Stil hat den Charme unmittelbarster Improvisation. Es ist charakteristisch, wie er den Menschen in die Natur stellt — immer gesellig, immer als Vielheit, nie als einzelne Gestalt. In schattenkühlen Wäldern (man ist versucht, sie mit dem Lieblingswort einer empfindsamen Vergangenheit als „Haine" zu bezeichnen) haben sich schlankbeinige und hellgekleidete Mädchen eingefunden; man spielt, plaudert, hat sich zum Picknick ins Gras gesetzt... Jedenfalls ist man guter Dinge. Oder der Schauplatz ist eine Straße in Jaffa, Orient mit Arabern in weißem Burnus und Türken mit rotem Fes, mit schaukelnden Kamelen und trottenden Mauleseln, dem buntesten und heitersten Treiben unter dem sorglosen Blau südlichen Himmels. Und unfehlbar taucht Venedig auf, das romantische Hochzeitsreiseglück seiner Architektur aus Zuckerguß (Hand aufs Herz, es ist und bleibt unsere „große Liebe"!), mit seinen tausend Reflexen, die schon im 18. Jahrhundert Francesco Guardi gereizt haben und die so recht etwas für Ernst Huber sind. Denn auch er sieht die Welt als Gewimmel — „punktuell", wie Heinrich Wölfflin es anläßlich der Veduten des venezianischen Rokokomeisters formulierte — ob er nun eine Eisbahn schildert, auf der die bunten Pullover-Figürchen ihre Bogen schlagen, oder eine Karawane, die als feinziselierte Silhouette am Horizont der Wüste entlangzieht. Dabei weicht er taktvoll der Verführung zur Illustration aus, die eine Gefahr für die Geschlossenheit des Bildganzen wäre, und kennt seine Grenzen zu gut, um der naheliegenden Steigerung ins Dramatische zu verfallen. Er bleibt, der er ist, lyrisch gestimmter Spaziergänger durch jene „weite Welt", von der Eichendorff träumte, und die ihm im breitesten Ausmaß vertrautes Gebiet und unversieglicher Anreiz eines Werkes geworden ist, das sich in spielfreudiger Fülle zu immer neuen Schöpfungen von gewinnender Grazie und erlesenem Reiz der künstlerischen Handschrift entfaltet. **Wolfgang Born.**

Ein deutscher Tropenpionier als Jubilar: G. F. J. Bley, der 1928 das 50-Jahr-Jubiläum seines Aufenthalts auf Java feierte, inmitten des Blumenschmucks zu seinem 70. Geburtstage. (Vgl. untenstehenden Beitrag.)

Ein deutscher Tropenpionier.

Am 9. Mai 1878 landete G. F. J. Bley (s. obere Abbildung auf dieser Seite) auf der Insel Java und hat nun 50 arbeitsreiche Lebensjahre in seiner zweiten Heimat, in den Tropen, gelebt. Dies ist eine Seltenheit für einen Europäer, da Tropenjahre, wie Kriegsjahre, sagt man, doppelt zählen. In dem durch Bismarcks Kiebitzeier bekannt gewordenen Städtchen Jever in Oldenburg am 10. September 1856 geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und dann das Polytechnikum Mitweida, damals das einzige Institut in Deutschland, um Maschineningenieure heranzubilden. Nach kurzer Tätigkeit bei Borsig in Berlin entschloß sich der 22jährige Jüngling, da er als Ingenieur im Deutschland der berüchtigten Gründerjahre wenig Aussicht hatte, nach Java auszuwandern. Hier hat er anfangs als Ingenieur in Zuckerfabriken, dann als Administrator mehrerer Kaffeeplantagen und durch Einführung der Teekultivierung sowie durch Hinweise zur Erhöhung der Kapokausfuhr wertvolle Pionierarbeit geleistet, wobei ihm immer wieder seine Kenntnisse als Maschinenbau-Ingenieur zustatten kamen. Während des großen Krieges fanden deutsche Flüchtlinge, die nicht mehr nach ihren Besitzungen auf Samoa zurückkehren konnten, da vom Krieg unterwegs überrascht, auf lange Zeit gastfreie Stätte bei unserem Jubilar. Ohm Bley, wie er von Eingeborenen und Europäern genannt wird, hat die Gefahren der Tropen an sich erlebt: Schlangenbiß; Eingeborenengift; Malaria und Schwarzwasserfieber; Erdbeben und Sturz mit seinem Reitpferd vom steilen Berghang. Sie haben ihn in seiner Jugend nicht umzubringen vermocht, und in voller Rüstigkeit hofft nun der 73jährige mit seinem trotz allem deutsch gebliebenen Herzen, das hohe Alter seines 93 Jahre alt gewordenen Vaters zu erreichen.

Amorphophallus titanum Becc. (Sumatra)

Blumenwunder der Tropen: Eine riesige Arazee Amorphophallus titanum im Botanischen Garten von Buitenzorg auf Java. Aufnahme von G. F. J. Bley.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Umschlagbild dieses Heftes gibt ein Gemälde „Delphinreiter" von Carl Seifert, Leipzig, wieder.

WALTER VON DER VOGELWEIDE

ZUM GEDÄCHTNIS DES MINNESÄNGERS ANLÄSSLICH SEINES 700. TODESJAHRES

Als Martin Opitz im 4. Kapitel seiner „Deutschen Poeterey“ (1624) die erste Skizze einer deutschen Literaturgeschichte zu geben versuchte, ist aus mittelhochdeutscher Zeit der einzige, der ihm mehr ist als ein Name, und aus dessen Werken er Proben zu geben wagt, als Beispiel einer einst hohen Kunst: Walter von der Vogelweide, „Keyser Philipses geheimer raht“. Und wenn wir heute, gegründet auf eine tiefere Kenntnis jener großen geistigen Blütezeit, als sie das 17. Jahrhundert haben konnte, einen wählen sollten, in dem sich uns alles verkörperte, was damals an lyrischem Können und Empfinden lebendig war, wir würden wiederum den gleichen wählen wie Martin Opitz: Herrn Walter von der Vogelweide. Es gibt unstreitig unter seinen Zeitgenossen solche, die in ihrer Eigenart sich schärfer ausprägen, die schöpferischer und ursprünglicher als er die Sprache meistern, die reiner das Ideal des Minnedienstes zeigen, und deren feine, gehaltene Dichtungen als Kunstwerke höher zu werten sind als die seinen. Aber wir haben keinen, der uns so unmittelbar lebendig ist wie er, und was ihm auf der einen Seite an Vollkommenheit gebrechen mag, das ersetzt er durch die Ganzheit und Vielseitigkeit seiner Persönlichkeit. Es ist kein Zufall, daß er seinen Ruhm, als „meisterinne das große Konzert der Nachtigallen zu leiten und zu führen“, durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt hat. „Hei, wie diu über heide mit hoher stimme schellet!“ So hat schon Gottfried von Straßburg von ihm gedichtet, und noch heute ist Walter für uns der Inbegriff mittelalterlicher Lyrik überhaupt.

Von seinem äußeren Leben wissen wir wenig. Die verschiedensten Vogelweidhöfe streiten sich um die Ehre, seine Heimat gewesen zu sein, und wenn man jetzt seines Todes gedenkt, so beruht das auf einer Annahme: sein letztes datierbares Gedicht weist in das Jahr 1228. Er war ein Ritter aus niederem Adel, dem es erst spät gelang, ein eigenes Lehen zu erhalten. Durch Jahre hindurch ist er von Fürstenhof zu Fürstenhof gezogen, überall seine Kunst übend. Gutes und Schlechtes hat er dabei erfahren, und seine Gedichte wissen von stolzem Übermut und bitterem Klagen. In bunter Folge ziehen die Bilder seines Lebens an uns vorüber: der Babenberger Hof in Wien, der kunstbeflissene Kreis auf der Wartburg, die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, die Gestalt des unglücklichen Königs Philipp, von dem der Dichter die Genesung des Reichs von schwerer Krankheit erhofft, der wilde Welfe Otto, der nach unruhvollen Jahren wenig gefestigter Herrschaft dem aufgehenden Gestirn des Stauferjünglings Friedrich weichen muß. Und dieser Friedrich II. ist es, dem der Dichter schließlich zujubelt. Friedrich ist nicht ohne Walter zu denken, durch Walter hat seine Regierung wie das ganze staufische Geschlecht jenen Glanz erhalten, den wir mit dem staufischen Hause verbinden. Aber auch Walter fand in Friedrich das seiner Persönlichkeit und seinem Können würdige Objekt. Am staufischen Hofe findet der unstete Wanderer eine bleibende Statt, hier schafft er sich einen Wirkungskreis, er wird in politischer Mission verwendet, er übersieht das ganze Getriebe der politischen Machenschaften, er sieht die Fäden zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem Antipoden in Rom hin und wider laufen, er wendet das Gesicht auch nach Osten hinüber. Kreuzzugstimmung leuchtet herein, und der Zug des Kaisers nach dem Orient reißt auch ihn mit; im Getümmel des Kreuzzugs 1228/29 verliert sich seine Spur.

Liebesdichtung ist die eine Seite seiner dichterischen Tätigkeit. Feingeschliffene Verse zum Lobe deutscher Frauen und deutscher Sitte hören wir von ihm. Und als Vorklang des Volksliedes des ausgehenden Mittelalters erschallt bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts sein bekanntes „Unter der linden an der heide . . .“ Aber ein wesentliches Gebiet ist auch das politische Lied, der Spruch, wie es zu jener Zeit heißt. — Die Nachwelt hat ihn nicht vergessen. Der

Die Vogelweide in Würzburg. (Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ vom Jahre 1862.)

Das Bild zeigt den „Lusamgarten“ (Lustgarten) und den romanischen Kreuzgang an der Neumünsterkirche in Würzburg, jetzt im dortigen Luitpoldmuseum aufgestellt. Innerhalb dieses Kreuzgangs befand sich das Grab Walters von der Vogelweide. Er hatte einen Teil seines Vermögens für Fütterung der Vögel an diesem Orte bestimmt.

Meistersang, der den Minnesang ablöst, nennt ihn mit Achtung unter seinen Vätern, die beginnende Neuzeit kennt noch lebendige Spuren von ihm. Im 18. Jahrhundert hören wir die Größten der Nation ihn loben. Das deutsche Volk hat ihm in Bozen ein Denkmal gesetzt, ein Denkmal, das, mit dem Antlitz nach Süden, heute mehr denn je ein Symbol seines Lebens und seines Wirkens darstellt.

Dr. Elisabeth Karg, Gasterstädt.

Im folgenden geben wir einige Proben aus Liedern Walters von der Vogelweide in der sich eng an den altdeutschen Urtext anschließenden Übertragung von Walther Bulst (Tempel-Verlag, Berlin und Leipzig). Sie sollen Zeugnis geben von der unvergänglichen Innigkeit und Gemütstiefe, von der schlichten Natürlichkeit, die sich in seinen aus heiterem Lebensmut und auch aus melancholisch bitterem Ernst geborenen Weisen offenbaren.

Winterklage.

Uns hat der Winter geschadet überall:
Heide und Wald sind beide nun fahl,
da manche Stimme vielsüße inne hall.
Sähe ich die Mägde an der Straße den Ball
werfen! so käme uns der Vögel Schall.

Möchte ich verschlafen des Winters Zeit!
Wache ich dieweile, so ist er mir leid,
daß seine Gewalt ist so breit und so weit.
Weiß Gott er läßt doch dem Maien den Streit:
so lese ich Blumen, da nun liegt der Reif.

•

Ohne Freunde — ohne Freuden.

Ich freudehilfeloser Mann,
warum mach ich mannigen froh,
der mir des nicht danken kann?
Owe wie tun die Freunde so?
Ja Freund! Was ich von Freunden sage!
Hätt ich einen, der vernähm auch meine Klage.
Nun hab ich nicht Freund, nun hab ich nicht Rat:
Nun tu mir wie du willst, minnigliche Minne,
seit niemand zu mir Gnade hat.

•

Lob deutscher Art.

Deutsche Mann sind wol gezogen,
recht wie Engel sind die Weib getan.
Wer sie schilt, der ist betrogen:
ich kann ihn anders nicht verstahn.
Tugend und reine Minne,
wer die suchen will,
der soll kommen in unser Land: da ist Wünne viel:
lange müsse ich leben darinne!

Denkmal Walters von der Vogelweide zu Bozen. (In der Nähe von Waidbruck in Südtirol stand vermutlich Walters Wiege.)

Süße Minne . . .

Süße Minne, nun nach deiner süßen Lehre
mich ein Weib also bezwungen hat,
bitt sie daß sie ihre weibliche Güte gegen mich kehre:
so mag meiner Sorgen werden Rat.
Durch ihrer lichten Augen Schein
ward ich also wol empfangen,
gar zergangen
war das Trauren mein.

•

Selbstzucht.

Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut jener, der sich selber zwinget
und alle seine Glieder in Hut bringet
Aus der Wilde in stäter Zuchte Hafen.
Geliehene Zucht und Scham vor Gästen
mögen wol eine Weile erglästen:
der Schein nimmt schnelle zu und ab.

•

Der Minne Seligkeit.

Ich hab den Mut und die Sinne gewendet
an die Reine, die Liebe, die Gute.
Das müß uns beiden wol werden vollendet,
wes zu begehren ich wag von ih'r Hulde.
Was ich je Freuden zur Welt gewann,
das hat ihre Schöne und ihre Güte gemachet,
und ihr roter Mund, der so lieblich lachet.

•

Elegie.

Owe wohin sind verschwunden alle meine Jahr!
Ist mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?
Das ich je wähnte daß es wäre, war das nicht?
Darnach hab ich geschlafen und weiß es nicht.
Nun bin ich erwachet, und ist mir unbekannt,
das mir hievor war kündig wie meine andere Hand,
Leute und Land, da ich von Kinde bin erzogen,
die sind mir fremde worden recht als es sei gelogen.
Die meine Gespielen waren, die sind träge und alt.
Verbrannt ist das Feld, verhauen ist der Wald:
nur daß das Wasser fließet wie es weiland floß.
Fürwahr ich wähnte mein Unglück wurde groß.
Mich grüßet mancher träge, der mich kannte eh wol.
Die Welt ist allenthalben Ungnaden voll.
Als ich gedenke an mannigen wünniglichen Tag, —
die mir sind entfallen recht wie in das Meer ein Schlag,
immermehr owe.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Trick, 5 Blasinstrument, 6 Planet, 8 päpstlicher Hof, 9 Baumaterial, 11 Weste, 14 asiatisches Hochland, 15 Universitätsfesthalle, 16 Organ des Kopfes, 19 Göttin der Kunst, 21 roher Holzblock, 23 dünner Spinnfaden, 24 Pelztier, 25 Paradies, 26 Mahlprodukt, 27 inneres Organ; senkrecht: 1 Larvengespinst, 2 Zahl, 3 mutlos, 4 nordische Göttin, 5 ostdeutscher Fluß, 7 Blutsauger, 9 Feldnachtlager, 10 moderner Tanz, 12 Aufwand, Prunk, 13 altdeutsche Münze, 17 Laubbaum, 18 Hunnenkönig, 19 Künstler, 20 schwaches Tau, 22 Erdstrich, Gebiet, 23 Geheimgericht.

Silbenrätsel.

a — al — bach — bee — ber — di — dier — dros — dung — er — erd — feu — fie — ga — gum — i — ka — la — lan — let — li — me — mi — ni — nord — not — ra — re — ri — sel — so — tant — tor

Anfangs- und Endbuchstaben der zu suchenden 10 Wörter, beide von oben nach unten gelesen, nennen einen deutschen Dichter.

1 Zeigt sich an dir das Rätselwort,
Dann frage einen Arzt sofort.

2 Gibst du noch diese Frucht hinein,
Dann schmeckt die Bowle sicher fein.

3 Das Wort kannst du ersparen dir,
Schreibst du stets richtig aufs Papier.

4 Im Frühling, wenn es sprießt und blüht,
Singt dir dies Wort manch herrlich Lied.

5 Es dürfte rasch gefunden sein,
Dies Wort in Schillers „Wallenstein".

6 Das Wort wird wenig dir behagen,
Läßt du dich von dem Flugzeug tragen.

7 Obwohl es lebt in warmem Land,
Ist dieses Kriechtier dir bekannt.

8 Gar mancher, dem zu eng sein Haus,
Der wandert nach dem Worte aus.

9 Von manchem Menschen wird gesagt,
Daß er als Wort an Kunst sich wagt.

10 Aus dieses Malers Meisterhand,
Gar manches schöne Bild entstand.

Füllrätsel.

p	e								flüssiger Welthandelsartikel
	p	e							Musentempel
		p	e						Stadt in Galiläa
			p	e					deutsche Industriegegend
				p	e				erster Gang beim Diner
					p	e			frühere Waffe
						p	e		Wasserfahrzeug
							p	e	sagenhafter Mantel

a a a a a a c e e e e f h h i k k l l l m m n n n o o o p p p r r r r r r r r r s s s s s t t t u u u u u v w w.

Vorstehende Buchstaben sind dergestalt einzusetzen, daß sich jeweils das Nebenstehende ergibt.

Das schlaue Kind.

Dem Kinde konnt' das „Wort" nichts spenden,
Zehn Pfennig hat es nicht in Händen.
Da strich es vorn zwei Zeichen fort,
Dann hing es „e" ans End' vom Wort.
Und eine Frucht entstand daraus.
Nun ging das Kind vergnügt nach Haus.

Scharade.

Ich bin die Welt in meiner Ersten,
Die Zweite ist ein Teil der Zeit,
Das ganze Wort bedrückt am schwersten
Ein Leben ohne Tätigkeit.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4373.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4371.

Magisches Kreuzworträtsel: 1 Kaukasier, 2 Dekolleté, 3 Gral, 4 Auslassen, 5 Stiefsohn, 6 Affe.

Silbenrätsel: 1 Bremerhaven, 2 Genitiv, 3 Kiwi, 4 Schaluppe, 5 Generalfeldmarschall, 6 Philippi, 7 Teheran, 8 Arsenik, 9 Azabu, 10 Herder, 11 Innozenz, 12 Heidelerche, 13 Freibeuter, 14 Gleiwitz, 15 Reminiszere, 16 Eboli, 17 Heraklit. — „Reiche Herzen erleben viel in kurzer Zeit."

Verschieberätsel: Potsdam, Standard, Barcelona, Weichsel, Wünsdorf, Kleefeld, Hannover. — Sachsen—Dresden.

Rösselsprung-Königszug: Du findest in der Ruhe nicht / Den milden Hauch von Gottes Gnaden, / So lang von deiner Schuld Gewicht / Du willst ein Teil auf andre laden. / Nicht, wenn du das, was dich gelenkt, / Von dem, was du getan hast, trennst; / Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt, / Wenn du zur ganzen dich bekennst.

Der Stickrahmen: Die Lösung geschieht von links nach rechts. Der erste Kreuzstich befindet sich auf der wagerechten Reihe F, der zweite auf Reihe R usw. — Froher Mut ist allzeit gut.

Um hochzukommen: L(e)iter — Liter.

Der Renommist: Schaum — Schläger — Schaumschläger.

Dreiecks-Problem: 1 Armida, 2 Zephir, 3 Antäos, 4 Limmat, 5 Ironie, 6 Elster. — Azalie.

Für unsere Bezieher

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreise folgend, einen **Sammelkasten** für die Nummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestoßen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten ist 28 1/2 cm breit, 39 1/2 cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für 26 Hefte eines Halbjahrs. Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, sodaß der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um einmalige Anschaffung von bleibendem Wert. Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt 3 RM. zuzüglich Versandspesen.

EINBANDDECKEN für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschließlich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je 4 RM. zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, Reudnitzer Straße 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.